



*Briefe und Aufzeichnungen
aus der ganzen Welt
1939-1945*

BUCHCLUB EX LIBRIS

ZÜRICH

Gesammelt und herausgegeben von
HANS WALTER BÄHR

Lizenzausgabe für die Mitglieder des Buchclub Ex Libris Zürich

© R. Piper & Co Verlag, München 1961

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Erster Teil 1939/40

Zweiter Teil 1941

Dritter Teil 1942

Vierter Teil 1943

Fünfter Teil 1944

Sechster Teil 1945

DIE VERFASSER

Erster Teil – 1939/40.....

15

Pickersgill, Frank; Kanada
van Baelen, Kamiel; Belgien
Bourne, David; Grossbritannien
Cartland, Ronald; Grossbritannien
Dienemann, Max; Deutschland
Galland, Charles; Frankreich
von Guttenberg, Meinhard; Deutschland
Havas, Väinö; Finnland
Heiskanen, Jorma; Finnland
Hillary, Richard; Grossbritannien
Hodgson, T. R.; Grossbritannien
Johansson, Gunnar; Finnland
Kamiya, Ryoki; Japan
Keyes, Geoffrey; Grossbritannien
Kitaoka, Ikkaku; Japan
Küchler, Heinz; Deutschland
L., K.; Estland
Napierski, Stefan; Polen
Piobetta, Stéphane; Frankreich
Post, Robert; USA
Ringelblum, Emanuel; Polen
Yi Sang-hwa; Korea
Woolf, Virginia; Grossbritannien
Zott, Kaspar; Österreich

Zweiter Teil – 1941..... 97

Lidow, Pjotr, A.; Sowjetunion
Afanasjew, Wjatscheslaw; Sowjetunion

Henry, Harald; Deutschland
Hosia, Eino; Finnland
Iwantjer, Benjamin; Sowjetunion
Joly, Félicien; Frankreich
Kawatani, Kiyoshi; Japan
Kikic, Hasan; Jugoslawien
Krymow, Jurij; Sowjetunion
Lebedew, Aleksej; Sowjetunion
Liess, Eberhard; Deutschland
Magee, John; USA
Mitrov, Nenad; Jugoslawien
Petit, Paul; Frankreich
Ribar, Ivan; Jugoslawien
Rubino, Wilhelm; Deutschland
Sarantaris, Giorgos; Griechenland
von Scheven, Günter; Deutschland
Stewart, Gervase; Grossbritannien
Szulz, Bruno; Polen
Unbekannter finnischer Sanitäter
Walraven, Willem; Holland

Dritter Teil – 1942 171

Jacoby, Melville; USA
Altausen, Dshek; Sowjetunion
Brocis, Augusts; Lettland
Carloni, Bruno; Italien
Cesarec, August; Albanien
Decourdemanche, Daniel; Frankreich
Giese, Helmut; Deutschland
Harzewin, Sachar; Sowjetunion, und Lapin, Boris M.; Sowjetunion
Hashimoto, Keiro; Japan
Hancock, Witt; USA
Helfert, Vladimir; Tschechoslowakei
Hinterleithner, Herbert; Österreich
van Hoddis, Jakob; Deutschland

Horazd, M.; Tschechoslowakei
Hore-Ruthven, Patrick; Grossbritannien
Hsü Hsiao-hsiän; China
Jacobsen, Charles; Norwegen
Jarc, Miran; Jugoslawien
Keyes, Sidney; Grossbritannien
Kiossés, Eleftherios; Griechenland
Knight, Eric; USA
Korczak, Janus; Polen
Lindner, Heinrich; Österreich
Munk, Kaj; Dänemark
Oniga, Nicolae; Rumänien
Penck, Martin; Deutschland
Petrow, Jewgenij; Sowjetunion
Sneevliet, Henricus; Holland
Stein, Edith; Deutschland
Strauss, Cyril Anthony; Grossbritannien
Svidzynskij, Volodymyr; Sowjetunion
Tschernjawschij, Jewgenij Nikolajewitsch; Sowjetunion
Unbekannte Widerstandskämpferin; Frankreich
Waptzaroff, Nikola; Bulgarien
Zweig Stefan; Österreich

Vierter Teil – 1943

295

Reuber, Kurt; Deutschland
Abrosimow, Jewgenij; Sowjetunion
Appleyard, Geoffrey; Grossbritannien
Bähr, Walter; Deutschland
Bandrowski, Juliusz; Polen
Carpentieri, Louis; USA
Crockett, Harry; USA
Fertet, Henri; Frankreich
Fucik, Julius; Tschechoslowakei
Goran-Kovacic, Ivan; Jugoslawien
Gothein, Percy; Deutschland

Gudsenko, Semen; Sowjetunion
Hargest, James; Neuseeland
Häussler, Rudolf; Deutschland
Hollender, Tadeusz; Polen
Lapathiotis, Napoleon; Griechenland
Lewis, Alun; Grossbritannien
Majumdar, Ambikacharan; Indien
Marin, Falco; Italien
Metz, Ruth; Deutschland
Mielert, Harry; Deutschland
Moori, Akitoshi; Japan
Pintor, Giaime; Italien
Stawskij, Wladimir; Sowjetunion
Tong-ju, Yun; Korea
Unbekannter chinesischer Verfasser
Utkin, Josif; Sowjetunion
Vladkov, Ivan; Bulgarien
Weil, Simone; Frankreich
Warr, Bertram; Kanada
Yoshikawa, Haruo; Japan
Yuk-sa, Yi; Korea

Fünfter Teil – 1944 397

Saint-Exupéry, Antoine de; Frankreich
Bonhoeffer, Dietrich; Deutschland
Brunclair, Victor; Belgien
Campioni, Inigo; Italien
Chickering, William; USA
Corsells, Timothy; Grossbritannien
Denny, Harold; USA
Dshalil, Musa; Sowjetunion
Duckstein, Herbert; Deutschland
Duncan, Donald; Kanada
Fan-ting, Hsü, China
Finzi, Mario, Italien

Fleischmann, Karel; Tschechoslowakei
Gajcy, Tadeusz; Polen
Galogaza, Stevan; Jugoslawien
Gulyas, Pal; Ungarn
von Harnack, Ernst; Deutschland
Hos, Hendrik; Holland
Hsiang-pang, Guan; China
Jacob, Max; Frankreich
von Jakimow, Erasmus; Deutschland
Iwagaya, Jiroku; Japan
Jui, Jen; China
Kikyoo, Goroo; Japan
Körte, Werner; Deutschland
Kvālis, Alfreds; Lettland
Letajew, Kotik; Sowjetunion
Manouchian, Misaak; Türkei
Mendelssohn-Bartholdy, Sebastian; Deutschland
Miron, Gheorghe; Rumänien
Moen, Petter; Norwegen
Morton, Joseph; USA
Mussche, Robert; Belgien
Olzytsch, Oleg; Sowjetunion
Pistor, Fernand; Frankreich
Prevost, Jean; Frankreich
Pyle, Ernie; USA
Rabofsky, Alfred; Österreich
Radnöti, Miklos; Ungarn
Segersträle, Ulf; Finnland
Shenkel, William; USA
Simsa, Jaroslaw; Tschechoslowakei
Sjölund, öje; Finnland
Skalbe, Karl; Lettland
Spitta, Walter; Deutschland
Szac-Wajnkranc, Noëmi; Polen
Takushima, Tokumitsu; Japan
Tatsu, Utagawa; Japan
Tokuro, Nakamura; Japan

Ulivi, Giacomo; Italien
Unbekannter Soldat; Deutschland
Unbekannter Soldat; Jugoslawien
von Webern, Anton; Österreich
Weijand, Vincent; Holland
Yä-fang, He; China
Yong-un, Han; Korea
Zielens, Lode; Belgien

Sechster Teil – 1945

545

Hara, Tamiki; Japan
Patton, George; USA
Ehrenfried, Matthias; Deutschland
Baczynski, Krzysztof; Polen
Benfenati, Lino; Italien
Hamzah, Amir; Malaya
Cedrins, Vilis; Lettland
Hein, Alfred; Deutschland
Katayama, Hideo; Japan
Kostrow, Boris; Sowjetunion
Malthe-Bruun, Kim; Dänemark
Nagai, Takashi; Japan
Nanni, Roberto; Italien
Natta, Dante; Italien
Naves, Raymond; Frankreich
Niemöller, Jochen; Deutschland
Paulik, Jaroslav; Tschechoslowakei
Pokorny, Jürgen; Österreich
Rosen, Sinaida; Polen
Roure, André; Frankreich
Saaliste, Richard; Estland
Satyananda, Swami; Indien
Schi-wen, Lo; China
Sekiguchi, Kiyoshi; Japan
Szerb, Antal; Ungarn

Buhl, Josef; Deutschland
Takagi, S.; Japan
Tooge, Sankichi; Japan
Ungenannte Dolmetscherin; Sowjetunion
Ungenannter Priester; Sowjetunion
von Hammerstein, Hans; Österreich

Erster Teil

1939/40

FRANK PICKERSGILL, Kanada

geboren am 28. Mai 1915, am 12. September 1944 in Gefangenschaft umgekommen

Paris, 1. September 1939

Um drei Uhr nachmittags lief mein Zug, der Simplon-Express, in Paris in den Bahnhof ein. Drei Tage war ich von Bukarest bis hierher unterwegs, drei Tage ohne Nachrichten über den Krieg, den man in Europa vorbereitete. Wie in einem Bienenkorb schwirrte es im Zuge von Gerüchten, die sich in der Gegend der französisch-schweizerischen Grenze zu dem Gerede von einer polnischen Kapitulation und einer Überwindung der Kriegsgefahr verdichteten. Niemand glaubte diesen Berichten. Aber man hörte sie mit jener Mischung von Erleichterung und Bestürztsein, Hoffnung und dann wieder Scham über dieses Hoffen, die nun jedem Beobachter der europäischen Krisen vertraut ist.

Aus dem Zuge eilte ich in die Untergrundbahn. Noch immer hatte ich keine Zeitungen zu Gesicht bekommen. Schliesslich konnte ich einem Mann über die Schultern blicken und die Schlagzeilen lesen. Deutschland war in Polen eingefallen, und bis zur französisch-britischen Kriegserklärung konnte es nur noch wenige Tage oder gar Stunden dauern. Die Untergrundbahn wurde mir zuviel. Ich stieg mit meinem Gepäck aus und kletterte in einen Omnibus.

Überall standen Scharen von Menschen, Massen von Menschen. Noch nie hatte ich eine so ganz und gar schweigende Menge gesehen. Einige Leute trugen bereits Gasmasken bei sich. Die Leute drängten sich vor Plakaten, die die allgemeine Mobilmachung proklamierten: «. . . Vorräte für drei Tage, dazu Gabel, Messer, Löffel, Tasse und Teller aus Blech.» Man las die Bekanntmachung wieder und wieder, als ob man hoffte, sie dadurch ändern zu können. Zwei Fahrgäste stiegen aus, weil ihnen schlecht wurde. Die Menschen waren ungewöhnlich rücksichtsvoll zueinander, gingen sich aus dem Wege und vermieden sorgfältig, aneinanderzustossen. Ich fühlte mich ganz wund, es war mir zumute, als müsste ich aufschreiben, wenn mich irgendetwas oder irgendjemand berührte.

Ich ging hinaus zu meiner alten Wohnung; auf dem Wege kam mir auf dem Boulevard Eugens Frau entgegen. Eugen war der Hausmeister, ein gutmütiger, humorvoller Mensch, der uns im letzten Jahr

immer das Frühstück gebracht hatte. «Madame Eugen!» und «Monsieur Pickersgill!» riefen wir gleichzeitig und fielen uns in die Arme. Das Haus wurde geschlossen und sollte als Lazarett eingerichtet werden, der arme Eugen war gerade beim Umziehen. Man hatte ihn noch einmal einberufen, obwohl er nur ein Jahr unter der Altersgrenze lag. Noch in dieser Nacht musste er aufbrechen. Er hatte den ganzen letzten Krieg mitgemacht und für ein geschicktes, mutiges Manöver die Militärmedaille bekommen.

Niemand wollte, dass die Franzosen und Engländer nachgeben sollten; der Gedanke an Hitlers Rückzug war ein allzu kühner Wunschtraum, der nur in einem Augenblick ernst genommen werden konnte, als man bereit war, an alles zu glauben, was frische Luft und die ruhigen Herzschräge zurückbringen konnte, die nicht jeden anderen Laut in uns ersticken.

«Binnen 48 Stunden muss Hitler sich entscheiden», sagte Eugen. «Wenn er bis dahin seine Truppen nicht aus Polen abgezogen hat, wird die schwere Artillerie eingesetzt und alles in Schutt und Asche gelegt.»

Wir hatten Wochenschauen von den Kriegsschauplätzen in China und Spanien gesehen. Bilder der Grausamkeiten des letzten Weltkriegs stiegen in meinem Gedächtnis auf. Ich blickte auf Eugens Frau: Das Entsetzen stand in ihren Augen; sie stammte aus Toulouse, aber die natürliche Redseligkeit der Südländerin war gänzlich versiegt. «Was für eine schmutzige Geschichte», war alles, was sie noch sagen konnte, «was für eine schmutzige Geschichte.» Die leeren Augen und das scharfe, bittere Beben ihrer Stimme sprachen von den Szenen, die wie Bilder aus der Wochenschau vor meinem inneren Auge vorüberzogen: das Giftgas, die Brandbomben, die Bunker mit den todbringenden Stenotypisten, die auf ihren Maschinengewehren Blut, Gehirn, Eingeweide und gebrochene Glieder tippen. –

Als sich am späten Abend das Gerücht verbreitete, Hitler habe eingelenkt und ziehe seine Truppen aus Polen zurück, war auch ich, wie jedermann, gerne bereit, es zu glauben. Die Aufregung darüber war gewaltig, umso mehr, als niemand wirklich dieser Mitteilung traute, wir alle wünschten jedoch sehnlich, sie sei wahr, überredeten uns selbst schon fast dazu und versuchten, uns gegenseitig von ihrer Glaubwürdigkeit zu überzeugen.

Paris, Anfang September 1939

Inmitten all dieser Gerüchte traf Sonntag die Nachricht ein, dass Grossbritannien den Krieg erklärt hat. Dies wenigstens war eine unwiderrufliche Neuigkeit, die scharf in das schwüle Wochenende voll Unsicherheit und wild erfundener Geschichten einschneidete. – Zwar hatte Frankreich den Krieg noch nicht erklärt, aber die Falle war zugeschnappt und die Ungewissheit so gut wie vorbei.

Nach dem Mittagessen sassen wir zu dritt – eine junge Engländerin, ein kanadischer Freiwilliger der Royal Air Force und ich – auf einer Terrasse am Place Saint-Michel und tranken ziemlich einsilbig einen Kaffee. Zweifelhafte Typen, eine lärmende Gruppe angeblicher Studenten, von denen man meist nicht weiss, was sie studieren, teiggesichtige, ölhaarige Mitteleuropäer und unbestimmbare Südamerikaner waren auch da. Sie sangen obszöne Lieder und machten im Inneren des Cafes einen grossen Spektakel. Der Kellner und verschiedene Kunden auf der Terrasse warfen wütende, gereizte Blicke hinein. «Was zum Kuckuck haben denn die so zu schreien?» entfuhr es schliesslich einem gequält aussehenden kleinen Mann. «Sie haben die Radionachricht von heute Morgen nicht gehört», erklärte der Kellner, «und wissen noch von nichts.»

Am Nachmittag, um fünf Uhr, verkündeten die Klänge der Marseillaise, die aus einem Radio auf die Strasse herausdrangen, dass die Franzosen dem allgemeinen Massaker beigetreten waren. Wir hatten das Café verlassen und hörten kein Singen mehr; auf der Strasse wiederholte man die Marseillaise nicht, noch sang man Tipperary oder etwas anderes. An diesem Tag drückten die Gesichter der Pariser mehr aus als nur Tragisches – es war unbestimmter als alles Tragische. Sie sahen aus, als habe man sie mit einem stumpfen Gegenstand auf den Kopf geschlagen.

Die jüngere Generation Westeuropas ist mit Erzählungen über die Greuel des Krieges aufgewachsen, die ältere Generation kennt sie aus eigener Erfahrung und weiss, dass jeder neue Krieg automatisch und unvermeidbar grösser und schrecklicher sein wird als der vorhergegangene. In Äthiopien, Spanien und China hat der moderne Krieg sein Gesicht gezeigt. Und jetzt war es Polen, wo die Zivilbevölkerung bombardiert wurde. Als ich aus dem Südwesten nach Paris kam, waren die Strassen vollgestopft mit Autos, mit Bettzeug, Säcken und persön-

lichen Habseligkeiten beladen: sie gehörten jenen Glücklichen, die einen Zufluchtsort auf dem Lande hatten und auch eigene Wagen besaßen, um dorthin zu fahren. Wie alle Bahnhöfe in Paris, war auch der Gare de Lyon bis zu den Türen gedrängt voll mit müden Frauen und Kindern, die auf Züge warteten, um ihre Plätze in Ordnung einnehmen zu dürfen und wegzukommen. Nicht dass sie sich später im Zuge hätten setzen können, denn alle Züge, die an diesem Wochenende Paris verliessen, waren voll mit Menschen, die nicht nur in den Gängen, sondern auch in dem freien Raum zwischen den Sitzen der Abteile standen. Sie alle flohen aus Paris in irgendwelche Evakuierungsgebiete, wo man in Scheunen, Kornspeichern, Schulhäusern, in jedem nur freien Raum wohnte, flohen vor den stürzenden Mauern, den Brandbomben, dem tödlichen Gas.

Nur wenige von uns gingen in dieser Nacht in Erwartung eines ungestörten Schlafes zu Bett. Verglichen mit diesem Krieg würde der von 1914 wie das Picknick einer Sonntagsschule aussehen; Krieg bedeutet heute Luftangriffe! Paris würde ohne Zweifel bombardiert werden, und zwar aller Vermutung nach sofort.

Wir hatten uns noch nicht an die Verdunklung gewöhnt; als es Nacht wurde, stolperte man und stiess in den Strassen zusammen. Ein Teil der Strassenlampen war gelöscht, die anderen hatten blaue Schirme und liessen ein kleines Rinnsal Licht zu Boden sickern, wo es nur eine dürftige Pfütze um ihren Sockel bildete. Die meisten Leute trugen nun Gasmasken. Die Autos fuhren mit abgeblendeten Scheinwerfern, und die Strassen hallten wider vom Quietschen der Bremsen, dem Krachen der Stossstangen und den Flüchen der Leute, die versuchten, auch dem auszuweichen, was sie kaum auf sich zukommen sahen. Die Gänge des Hauses waren genauso schlecht beleuchtet, und nur mit Mühe fand ich die richtige Zimmertür.

Um 4.45 Uhr morgens weckte mich die Sirene. Der unheilvolle, schwindelerregende Schrei stieg und fiel in rhythmischem Wechsel. Er kletterte durch das Fenster, raste den Gang entlang und durch die Ritzen der Tür, packte an der Kehle und begann zu würgen. Es war ein typisches Geheul mit einer Art Vampircharakter. Man fürchtete nicht die fallenden Bomben, man fürchtete den bösen Ton. Ich hörte schnelles Füssetrappeln auf dem Gang vor meiner Tür; einige Leute waren schon auf und hasteten davon, vom Rhythmus der Sirene wie Roboter

getrieben. Niemand nahm sich richtig Zeit zum Anziehen; man warf einen Mantel über den Schlafanzug, schlüpfte mit blossen Füßen in die Schuhe ohne sie zu schnüren, und eilte zur Treppe, zur Haustür, zur Strasse, zum Luftschutzraum. Es war dunkel, manche stolperten und stürzten. Alles rannte, rannte vor diesem Geräusch davon und konnte ihm doch nicht entrinnen; es war ein Alptraum. Die Sirene hörte gerade auf, als ich die Stufen zum Luftschutzraum hinunterraste. Eine Stunde toten Schweigens, Herumlungerns in den eiskalten Schutzräumen dieses Septembertags folgte. Wir sassen auf den Bänken, lehnten uns gegen die Betonwände und starrten einander an: zwei Reihen schlaffer, zusammengesunkener, niedergeschlagener Menschen. Einige holten ihre Gasmasken heraus und probierten sie an; man sollte sie ohnehin aus den Hülsen nehmen und gebrauchsfertig um den Hals tragen. Aus Furcht, die Geräusche zu überhören, auf die wir alle warteten, sprach niemand ein Wort.

Es blieb aber still, und im Luftschutzraum war es so bitter kalt, dass wir ins Freie mussten, um uns Bewegung und Wärme zu verschaffen. Die Luft war klar und noch immer kein alarmierendes Geräusch zu hören. Endlich reichte es uns, und wir gingen wieder zu Bett. Ich glaube nicht, dass irgendjemand bis zur Entwarnung aushielt. Am Morgen erfuhren wir, dass überhaupt keine Bomben gefallen waren. Aber die Nacht um Nacht sich wiederholenden Störungen wirkten doch sehr ermüdend. Alles litt an Schlafmangel; und nicht wenige quälte die Frage, welchen Einfluss viele solcher Nächte auf die moralische Widerstandskraft haben würden. Nach einer ruhigen Nacht brachte die Mittagszeitung Paris-Midi die ermutigende Schlagzeile: «Eine ruhige Nacht von dreien – ein ausgezeichnete Durchschnitt.»

Paris, September 1939

Während dieser Tage stellte niemand in Frage, was geschah. Die Dunkelheit und das Stolpern, die Härte der vielen verschiedenen Vorschriften und ihre Unsicherheit, die Zensur, die Art des Kriegs, die Gründe für den Kriegseintritt, alles wurde als richtig, gut und unvermeidbar hingenommen; unter der nervlichen Belastung dessen, was geschehen war und was – wie wir meinten – noch geschehen werde, selbständig und anders zu denken – diese Anstrengung wäre zu gross gewesen, sie hätte uns zum Schreien gebracht.

Der französische Ministerpräsident hielt in diesen Tagen die besten Radioansprachen seiner politischen Laufbahn, Reden, deren Ton ganz auf das allgemeine Gefühl der Katastrophe gestimmt war: «. . . dieser uns aufgezwungene Krieg, dieser völlig sinnlose, schreckliche und stupide Krieg.» Durch solche Worte wurden die Herzen der Bevölkerung für Monsieur Daladier, die Regierung und die nationale Solidarität mehr gewonnen als in hundert Jahren durch Marschmusik, Enthusiasmus, Chauvinismus oder Propagierung von Idealen. –

Der Krieg hat begonnen, und mit ihm zeigte sich sofort ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das nicht als Chauvinismus, Kriegspsychose oder mit irgendeinem der sonst für die Massengefühle üblichen Modebegriffe abgetan werden konnte. Niemand war psychopathisch, niemand hasste die Deutschen – aus einem ganz einfachen Grunde: man dachte überhaupt nicht über sie nach.

Die Schuld an diesem «schmutzigen Geschäft» suchten die Franzosen nicht bei einer bestimmten Gruppe Menschen; nur das beschäftigte ihre Gemüter, was über sie hereingebrochen war, ihnen nun im Nacken sass und das Gebäude ihrer verschiedenen Lebensordnungen völlig vernichtet hatte. Dies war unpersönlich, hiess Krieg und stand in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit den Deutschen oder mit einer bestimmten Gruppe von Menschen.

Ganz von selbst kamen die Menschen einander näher, und auch in mir arbeitete dieser Instinkt: Automatisch schrieb ich Postkarten an alle Freunde, um zu erfahren, wo sie sich aufhielten, wann sie einrückten und was sie trieben. Ja, es war ein Sich-Zueinanderdrängen: Ich wollte Menschen finden, die ich kannte, die schon litten oder bald leiden würden; mit ihnen wollte ich mich zusammenschliessen.

Als ich Maurette fand, befestigte er gerade blaues Papier an den Fenstern der Wohnung. Er liess Papier und Reissnägel fallen und brach in Lachen aus: «Pick, was zum Teufel tust du denn hier? Du müsstest doch eigentlich in Polen sein und von Smygly-Rydz oder Beck oder Rydz-Smygly gefeiert werden.»

Zum erstenmal seit meiner Rückkehr nach Paris freute ich mich wieder meines Daseins. Ich war wieder unter Menschen, die ich kannte, und hatte endlich ein verbindendes Glied gefunden, das mich mit der Vorkriegswelt verknüpfte, in der ich vor meiner Abreise nach Osteuropa gelebt hatte.

Hôtel Lenox, Paris, 22. Sept. 1939

Erstaunlich, wie schnell man sich hier einer neuen Lebensroutine anpasst. Freilich merken wir noch kaum etwas vom Krieg, aber wir werden ihn wohl noch in diesen Tagen zu spüren bekommen. Ich glaube kaum, dass Paris je so schön war – der Place de la Concorde ist der reinste siebente Himmel! Das alles einmal zu verlassen, würde immer sehr schwer sein, aber jetzt ist es nahezu unmöglich. Paris wird mich mehr und mehr in seinen Bann schlagen – welch eine Stadt!

Wenn sich die Russen auch einmischen, kann der Krieg noch Jahre dauern – eine schlimme Vorstellung. Ich frage mich, wie die Menschen sein werden, wenn alles vorbei ist. Schon daran zu denken, hasse ich.

Paris, 29. Mai 1940

Nach acht Kriegsmonaten bin ich meiner eigenen Aufrichtigkeit nicht mehr sicher – ich wäre zu allem fähig, um in Frankreich bleiben zu können, solange dieser Krieg dauert. Keineswegs aus krankhafter Neugierde, dessen bin ich sicher.

Du liebst dieses Land; Du kannst Dir vorstellen, was ich dafür empfinde. In den zwei Jahren meines Hierseins habe ich mich so verändert, dass man die britische Enzyklopädie mit dem füllen könnte, was ich diesem Land verdanke. . . Jegliches Gefühl der Begeisterung über mein Dabeisein in diesem «kurzen, frischen, fröhlichen Krieg» liegt mir, weiss Gott, ferner denn je. Ich bin nachsichtig mit mir und verspüre keinen Drang, ein «Held» zu werden. Der Teufel soll diese ganze gemeine Welt holen. Wir bekommen hier allmählich Geschichten über die Schlacht an der Maas zu hören, die mich begreifen lassen, weshalb die «Nachkriegsgeneration» so geworden ist. . .

KAMIEL VAN BAELEN, Belgien
geboren am 15. August 1915 in Turnhout, gestorben am 16. April 1945
im Lager Dachau bei München

Mai 1940 [In Belgien]

Es ist heute Feiertag. Noch nie ist der Mai so schön gewesen mit jungem Grün und leuchtenden Blüten. In zwei Tagen werden wir zum Heiligen Geist beten, dass er in unsere geteilten Herzen komme und das Angesicht der Welt ändere. Werden wir das tun? Ach, heute Nacht ist etwas geschehen . . .

Ich habe die Stadt und die geschwätzigen Menschen hinter mir gelassen. Dieses Ereignis hat mich still und ernst gemacht. Ich muss nachdenken und die schönen Erinnerungen an meine Jugend zählen. Ich muss sie irgendwo sicher bergen, bombensicher . . . Nein, nicht daran denken: Schau, wie schön die Obstgärten mit violetten und weissen Blüten geschmückt sind. Jede Knospe wurde von der Sonne geküsst, Bräute eines Tages und aufbrechende Knospen ... Ich setze mich an den Wegrand, kehre den vorbeigehenden Menschen den Rücken zu und nehme einen Grashalm in den Mund. Er schmeckt bitter und frisch.

Dann gehe ich weiter und vertiefe mich in allgemeine Betrachtungen. Ich denke zum Beispiel: Zuerst geben die Menschen Millionen aus, um ein paar Leben zu retten; dann werfen sie Milliarden aus, um zielbewusst so viele Leben wie nur möglich zu vernichten; sie schöpfen aus dem grauen Schacht der Phrasen, nachdem sie den menschlichen Vorrat an Tiefsinnigkeit für ein paar Jahrhunderte ausgeschöpft haben. Meine Füsse bekommen Blasen, und meine Gedanken stumpfen ab. Das war vielleicht die unbewusste Absicht meines langen Umherirrens. Aber wenn das Tier müde wird, begibt es sich wieder in den Stall. Plötzlich bemerke ich Arbeiterwohnungen in dieser ländlichen Gegend: Kompromiss zwischen Land und Stadt. Hier will ich noch einen Augenblick rasten und meinen ganzen Mut zusammennehmen, um wieder unter die Menschen zu treten, die in ihrer Erregung fürwahr auch ein wenig die Genugtuung verbergen, dass endlich einmal etwas geschieht.

Keine zehn Meter von mir entfernt steht auf einem engen Hof hinter dem ersten Reihenhaus ein kleines Mädchen und bläst eifrig Seifenblasen in die Luft. Die Wangen sind rund, die Augen gross vor Erwartung. Schaukelnd löst sich die schillernde Blase von der Tonpfeife. Ei-

nen Augenblick scheint es, die Seifenblase überlege noch, ob sie den Sprung wagen solle, und deutlich sehe ich die runden Fenster und Häuser in ihr gespiegelt. . . alles ist so sauber und kristallhell, alles erscheint in Miniatur, Stadt und Land – und die Ausmasse sind weder klein noch eng. Ich habe den sehnlichen Wunsch, auch dieses Ungeheuer von Welt möge aufsteigen, hoch und rein, bis zu jenen Höhen, in denen Gott wohnt, um dort Zeugnis abzulegen, dass alles gar nicht so schlecht ist, wie es ist.

Plötzlich ein Brummen, Heulen, Dröhnen, als berste die Erde. Die Seifenblase platzt, rettungslos verloren, die Tonpfeife fällt in Scherben, und das Mädchen läuft erschrocken ins Haus: Angriff der ersten Sturzkampfflieger !

DAVID BOURNE, Grossbritannien
Pilot der englischen Luftwaffe
geboren 1921, gefallen im Luftkampf 1941 über der Nordsee

*In Frankreich, Mai 1940
St. Valéry*

Wirre Wellen wirbeln den Strand auf,
Lecken zügelnd die Pranke
Der Felsen. Stumm das Gestade,
Auf dem einst lärmende Last der Leiber lag,
In der Sonne zu bleichen; knöchelblank jetzt,
Ausgebuchtet vom Meer.
Plötzlich ins Rote verfärbte grünkappige Klippen
(Kalter Atem steigt auf
Zum Spektralspiel am unheimlichen Himmel.)
Aber nun: Licht filtert durch Laub.
Weiss sind die Klippen wieder.
Auf den Knien

RONALD CARTLAND, Grossbritannien
Abgeordneter des englischen Unterhauses
geboren 1907, gefallen am 30. Mai 1940 bei Dünkirchen

London, März 1939

In den Tagen des Münchener Abkommens erklärten die Apostel des Friedens um jeden Preis, dass in dieser bestmöglichen aller Welten alles zum Besten geordnet sei. An dem Wort des Herrn Hitler äusserten sie keinen Zweifel – warum denn auch, da selbst der Premierminister sein Vertrauen auf dieses Wort verkündete. Sir Samuel Hoare hatte den Angsthasen eine Rüge erteilt; ein anderes Kabinettsmitglied behauptete, das Barometer stehe auf «schön». Warum also besorgt sein? Die Innenpolitik Deutschlands sei selbstverständlich bedauerlich, vielleicht gerade deshalb, weil sie ein schlechtes Licht auf Mr. Chamberlains Bemühungen werfe, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Die Äusserungen des Herrn Dr. Goebbels seien auch in manchen Fällen unglücklich gewesen . . . Und es passierte auch einiges im Sudetenland und in Österreich, worüber man am besten nicht zuviel nachdenke. Aber die Zuversicht sei im Steigen, die Politik des Friedens um jeden Preis erfolgreich. Ein goldenes Zeitalter breche an! Wenn auch die Gegner des Münchener Abkommens kein Hehl aus ihrer Kritik machten, so sind sie vielleicht insofern schuldig, als sie diese Kritik nicht laut genug oder oft genug äusserten. Eine Zeitlang sah es so aus, als ob sich ihre bösen Ahnungen als falsch erweisen würden, aber sie liessen sich nicht beirren. Doch die Rechtfertigung, die dann kam, war rasch und erschreckend. Wäre sie doch nie eingetroffen.

Als das Unterhaus nun am 15. März – den Iden des März! – zusammentrat, befand man sich mitten in der Katastrophe, es war schon zu spät, um mehr zu tun, als das Vergangene wehmütig zu bereuen und vor der Gegenwart zu schaudern . . . Jetzt darf auf persönliches Ansehen keine Rücksicht mehr genommen werden, wenn nur durch die Preisgabe einzelner Personen die nationale Gemeinschaft erreicht und stark gemacht werden kann.

1939 [Frühjahr]

Nur wenige Stunden, bevor die Mitglieder des Unterhauses in die Osterferien gingen, erklärte der Premierminister, er habe in der Frage der Gerüchte über Albanien nichts zu berichten; so waren die meisten Leute sehr entsetzt, als die Nachricht durchsickerte, Mussolini habe jetzt seinem Triumph in Abessinien die Eroberung Albanien hinzugefügt.

Man rief im Parlament zur Debatte auf, und als einziger erkannte Mr. Churchill den Zeitfaktor in den Absichten des italienischen Diktators. Wieder musste man sich die Frage stellen: Wie ist es möglich, dass die Regierung so schlecht informiert war? Wie konnte Mr. Chamberlain kaum 24 Stunden vor den ersten Schüssen der italienischen Flotte sich zum Bahnhof begeben, um mit dem Nachtzug nach Schottland zu fahren? – Mr. Churchill hat schwerwiegende Worte gesprochen, als er die Vermutung äusserte, dass Informationen zurückgehalten oder gefälscht worden seien, ehe man sie dem Kabinett vorlegte.

Der Überfall Mussolinis auf Albanien kam nicht unerwartet. Ich habe schon von mehr als einem gut unterrichteten, ernsthaften Kenner der internationalen Politik gehört, dass dieser Überfall als nächste Etappe des Feldzuges kommen wird, sogar den vermutlichen Termin konnte man angeben . . .

Es gibt in England viele Menschen und gerade junge Leute, die die Frage stellen, wofür wir eigentlich kämpfen werden. Was bedeutet uns England? Was sollte England der Welt bedeuten? In diesem Zusammenhang habe ich öfter denn je von den zwei Millionen Arbeitslosen hier sprechen hören, auch von den Extremen des Reichtums und der Armut, die Seite an Seite existieren. Man müsste aber einen Vergleich anstellen zwischen der ganzen Struktur des deutschen Staates, der Lebensanschauung, die dort täglich in die Praxis umgesetzt wird, und unserer bequemen, unbekümmerten Weltanschauung, die unangenehmen Tatsachen aus dem Wege geht. Dabei denke ich nicht nur an unsere Verteidigungsmassnahmen. Jeder Aspekt unseres nationalen Lebens muss überholt werden. Unsere geistige Stärke wird immer schärfer auf die Probe gestellt: das gehört zur Taktik der Achsenmächte.

Littlewood, Worcestershire, den 30. Mai 1939

Meine Mutter und ich machen uns im Garten zu schaffen – oder besser gesagt, sie arbeitet, und ich sehe ihr dabei zu. Ich habe die ganze Zeit in einem Stuhl gesessen und Berdjajews Buch «Geist und Wirklichkeit» gelesen, von dem ich wahrscheinlich ungefähr 60 Prozent verstehe – somit glaube ich, Fortschritte zu machen. Gewiss existieren Böses und Gutes: das eine wegen des anderen. Wenn das Böse verschwände, würde auch das Gute nicht mehr sein. Gott hat nicht Gutes und Böses erschaffen, sondern den Geist oder die Freiheit. Der Mensch brachte Gutes und Böses. Durch seine Unfähigkeit, den Geist, das heisst die vollkommene Freiheit wahrzunehmen, hat der Mensch selbst Gutes und Böses erzeugt. Physisches Leiden, sogar alles Leid, ist ein Weg zur Erlösung, ein Weg zur Erlangung des Geistes. Im Leiden liegt ein Sinn. Es ist der Sinn des Leidens, dass wir versuchen sollten, durch Leid uns selbst zu vergeistigen. Leiden ist ein Teil der Freiheit des Lebens...

Aus der Erklärung Ronald Cartlands im Unterhaus am 2. August 1939

[Antwort auf die Mitteilung des Premierministers, das Parlament werde bis zum 3. Oktober in Ferien gehen] : Es kann sein, dass wir in einem Monat kämpfen werden. Vielleicht werden wir sogar fallen.

Frühjahr 1940

In all den schwierigen Umständen . . . empfindet man, wie wichtig die Persönlichkeit des Priesters ist, wie wichtig Kirchen sind und wie unentbehrlich für die meisten von uns das gemeinsame Abendmahl. (Hier draussen gibt es so etwas kaum noch.) Ich bin entsetzt über die allgemeine Gottlosigkeit der Armee und über die Schwierigkeiten, unter denen die Geistlichen ihr entgegenarbeiten müssen; vor dem Frieden habe ich Angst. Wenn die tätigen Christen jetzt so wenig auszurichten vermögen, was werden sie unter den ungleich grösseren Schwierigkeiten des Friedens tun können?

Wir brauchen Führer, Menschen, die überall bereit sind, zusammenzuarbeiten. Wenn wir sie nicht finden, glaube ich wirklich, dass die Flamme der christlichen Kultur nur dort erhalten wird, wo man sich wie einst im Mittelalter in kleine Gemeinschaften zurückzieht. Schliess-

lich wird sich alles doch zum Besten wenden. Aber in welcher Welt müssen in der Zwischenzeit unsere Kinder leben!

Frankreich, Frühjahr 1940

Hitler wird Norwegen besetzen, das ist der Anfang; dann wird er Belgien und Holland überrennen. Ich habe unsere Schützengräben in Frankreich gesehen, Modell 1914, die werden ihn nicht auf halten. Wenn er zuschlägt, und das wird er bestimmt tun, wird es Zerstörungen geben, die wir uns auch in unseren kühnsten Träumen nicht vorstellen können. Wenn England sich retten will, muss es erwachen – oder es wird vernichtet! Ich hatte bis jetzt immer recht mit meinen Vorhersagen, und schon oft erklärte ich Dir, dass eines Tages England *allein* vor diesem Koloss Deutschland stehen wird. –

Dieser Tag ist nicht mehr fern.

In Frankreich, Ostern 1940

Sie schrieben mir vom Beten. Das ist ja heute das einzig Sinnvolle. Jetzt weiss ich es, vorher habe ich es nur vermutet. Noch etwas weiss ich sicher: Dass Kirchen, Gottesdienste und andere Verkörperungen des Glaubens eine unermessliche Hilfe sind. Wenn sie uns vorenthalten werden, wird man sich ihres Wertes erst bewusst. Aber Sie haben recht: Beten ist wirklich schwer. Warum? Weil wir nie gelernt haben, nachzudenken, wir wissen gar nicht, wie man nachdenkt, und ohne Nachdenken kann man nicht beten. Hier werde ich mir dieser Wahrheit immer mehr bewusst.

Zu Hause werden Sie es auch so empfinden, denn dieser Krieg hat die Hülle des normalen Lebens von uns gerissen. Aber trotzdem haben wir nun eine grosse Gelegenheit, zu überwinden, was wahrscheinlich nur Trägheit ist: unsere eigene Abgeneigtheit und Unfähigkeit, von neuem zu denken *und* zu beten. Schwierig? Natürlich! Jeder echte Glaube ist schwierig. Man muss eben fest in ihm beharren. Nicht als ob gerade ich davon reden dürfte! Hier draussen meine ich ganz kläglich versagt zu haben. Das ist nur ein Beweis unseres Mangels an seelischer Kraft. Seelische Kraft! Das ist es, wonach wir streben müssen, sowohl als Volk wie als Einzelne.

An die Mutter:

In Belgien, Mitte Mai 1940

Wir kamen hier am Freitag an, und ohne Zweifel war Dein Sohn das erste Unterhausmitglied, welches nun über die Grenze ging! Der Empfang war überwältigend – wie nach den Wahlen! Natürlich ist unser Regiment beinahe das erste auf dem Marsch. Der Oberst und ich in seinem Wagen, fast wie Majestäten! Jubel, Winken, Blumen. Du hast wahrscheinlich die Kommentare im Radio gehört, so war es auch. Eine herrliche Landschaft, ungefähr wie Worcestershire, und prächtiges Wetter. Hier bin ich gut untergebracht, ein angenehmes Landstädtchen, Massen von Evakuierten, mir tun die Belgier leid: Das zweite Mal in fünfundzwanzig Jahren! Aber sie sind sehr tapfer und entschlossen.

Nun haben wir eine grossartige neue Regierung, finde ich. Ich bin so froh, alle meine Freunde sind dabei, jetzt endlich sind wir gerechtfertigt! Und Winston, *unsere* Hoffnung, wird vielleicht doch noch die Zivilisation retten.

In Frankreich, 23. Mai 1940

Nach zehn Tagen stehen wir wieder an der gleichen Stelle, von der wir ausgegangen sind. Ein komischer Krieg. Ab und zu fliegen vereinzelte Maschinen über unsere Köpfe, und man hört auch das Rollen der Geschütze; sonst ist es friedlich, Blumen und gepflegte Gärten, vollständig eingerichtete Wohnungen, aber die Besitzer sind alle weg. Der Strom der Flüchtlinge auf den belgischen und französischen Strassen ist vielleicht das Traurigste, was ich je in meinem Leben gesehen habe. Offensichtlich sind sie in grösster Eile ausgezogen, man findet in den Wohnungen die persönlichsten Sachen dort liegen, wo sie immer gelegen haben.

Es war phantastisch, in Häuser einzutreten, die voll Möbel standen, als ob man als Gast gekommen sei, um sich dort niederzulassen und nach einigen Tagen wieder abzuziehen. Einmal hatte ich mich zwei Tage lang verirrt. Das Regiment fürchtete beinahe das Schlimmste. Man muss diese Nebelschleier des Krieges selbst erleben, um sie zu kennen. Wir haben einige Verluste gehabt, durch Bombenangriff habe ich einen Feldweibel und drei Soldaten verloren, zwei andere wurden

verwundet. – Man wird müde. Wir müssen in letzter Zeit schwer schuften, und ich glaube kaum, dass wir in den vergangenen zehn Tagen durchschnittlich noch vier Stunden in jeder Nacht geschlafen haben. Trotzdem halten wir aus und fühlen uns wohl. Wir leben in ständiger Bereitschaft, sofort herangeholt zu werden, wenn man uns braucht. Man wagt nur selten, einen Pyjama anzuziehen; oft schläft man in den Stiefeln.

Ich verstehe gut, dass der Krieg die unglaublichste und nervenaufreibendste Erfahrung ist, die einem beschieden sein kann. Nicht alles ist nur entsetzlich, langweilig oder erschreckend, manches ist das alles zugleich, aber nur selten dauert es lange. Das intime Verhältnis zu den eigenen Leuten ist erstaunlich. Zu meinem Fahrer und meinem Kurier habe ich eine Beziehung, die man in der Sprache der normalen Friedenszeit gar nicht erklären kann.

Keine Briefe, keine Zeitungen. Ich weiss kaum, wer im neuen Kabinett sitzt oder wie die neuen Minister und Staatssekretäre heissen. Das Ganze interessiert mich natürlich sehr. Nach allem, was ich bis jetzt gehört habe, ist Winston einfach grandios. Ich bin begeistert darüber. Endlich eine Regierung, die ich mit ganzem Herzen befürworten kann.

MAX DIENEMANN, Deutschland

Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Offenbach

geboren am 27. September 1875 in Krotoschin, gestorben nach der

Entlassung aus dem Lager Buchenwald am 10. April 1939 in Tel Aviv

London, 11.1.1939

Wir sind am 30. von Offenbach abgereist, nur unser Reisegepäck durften wir abfertigen. In Emmerich [an der Grenze] klappte es nicht, die Offenbacher Polizei hatte vergessen, in unsere Pässe das ‚J‘ zu stempeln; das kostete uns 14 Stunden Aufenthalt in Emmerich und viel Ärger und Aufregung.

Am Abend vor meiner Abreise Sitzung wegen Verkaufs der Synagoge; Genehmigung zum Ankauf seitens des Statthalters war vorher

erteilt. Man zirkelte um einen Preis von 85'000 RM. Was endgültig wurde, weiss ich nicht mehr . . .

Hier leben wir nun wie Vögel, die Gott speist. Überall müssen wir Gäste sein. Schlimm, wenn man gewöhnt war, auf eigenen Füßen zu stehen! Über meine Zukunft bin ich noch ganz im Dunkeln. Am 15. oder 18. März fahren wir nach Palästina. Wovon ich dort leben werde, welchen Verdienst ich haben werde, ist mir schleierhaft. Solange man drin war, hatte man nur den einen Gedanken: Hinaus! Draussen überfallen einen erst die Sorgen, die nicht minder ernsthaft sind. – Am Sabbat Chanukkah war, nach langem Drängen von mir, wieder der erste Gottesdienst. Im grossen Saal!

Mit meiner Gesundheit bin ich nicht zufrieden; ich habe eine Schwäche der Füsse behalten. Noch macht mir jeder kurze Weg Schmerzen und totale Erschöpfung.

Und dabei hätte man so viele Wege zu gehen. So viele warten auf Hilfe. Samstag war ich in der liberalen Synagoge. Ende der Woche soll Dr. Italiener herkommen, dann werden wir gemeinsam Rabbinerfürsorge machen. Baeck schrieb mir sehr lieb. Lauter Trennungen! – Genug für heute.

Mitunter höre ich im inneren Ohr. «Posten, 10 Mann, ein Begleiter zur Latrine! Der ganze Judenhafen herhören!»

London, 10.3.1939

„Seder“ heisst Ordnung; ursprünglich nur gedacht im Sinne der Liturgie eines Abends, gewinnt es heute eine tiefere Bedeutung. Das ganze Leben soll in einer bestimmten Ordnung sein, einem festen Gesetz untertan sein. Die Krankheit der Zeit ist die Ordnungslosigkeit, die Auflösung der alten seelischen und sozialen Zusammenhänge, die Zerstörung der festen Grundlagen von Sittlichkeit, Glaube, Treue, Verlass auf Versprechungen, Wille zur Erfüllung.

Die Welt kann erst aufatmen, wenn der Wille zur Ordnung wieder stark und gross sein wird, Judentum ist eine bestimmte Ordnung des Lebens in der Richtung auf Gott, in der Richtung auf die Welt, in der Richtung auf die Menschheit. Wenn wir auch der einzelnen Handlung mit Freiheit gegenüberstehen, so soll das Leben im Ganzen doch kein chaotisches sein, sondern ein in bestimmter Richtung gehendes. In diesem Sinne beginnen wir jetzt.

An Bord, 16. 3. 1939

Unsere letzten Abende in London waren noch sehr schön. Am Freitag Abend waren wir bei Dora, die alles festlich und behaglich hergerichtet hatte.

Den letzten Samstag waren wir bei Gabi, wieder alles festlich und schön, denke Dir, wir (d.h. nicht ich, es fehlte das Können) tanzten, und mittendrin sagte Wagner: Heut' vor vier Monaten, am 11.11., standen wir in Buchenwald! Gott sei Dank, dass der Spuk vorüber ist. Beginnt allerdings der neue Spuk. Wer weiss, was sich inzwischen alles zugetragen hat! Ich weiss nur, dass deutsche Truppen in Prag eingerückt sind . . . Wir waren gute 24 Stunden in Paris und tranken noch einmal die schöne Stadt in uns ein. Eine Stadt und ein Land, die zum Untergang verurteilt sind, weil sie nicht mehr kämpfen wollen.

Es ist mir immer noch wie ein Märchen, dass wir alles überstanden haben sollen. Wir müssen doch eiserne Naturen haben. Aber meine Füße sind immer noch nicht in Ordnung. – Ich muss Dir noch ein Wort über das Hadern schreiben. Hadern ist nicht Unglaube, im Gegenteil, je mehr man an einen gerechten Gott glaubt, umso mehr muss man sich auseinandersetzen über das, was geschieht. Es ist ein Streit um die Gerechtigkeit im Bilde Gottes. Nur hinnehmen und sagen, alles, was Gott tut, ist gut, das ist keine jüdische Frömmigkeit. Die Psalmen sind voll von soldier Anrede an Gott und solcher Aufforderung, der Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen.

Tel Aviv, 9.4.1939

Ostersonntag, hier weiss man nichts davon. Gestern fiel uns ein, dass vorgestern ja Karfreitag war. Heut kam Dein Brief vom 21. 3. Ob mein Brief noch was Rechtes wird? Bin seit zehn Tagen krank. Am Donnerstag vor Pessach hatte ich einen Anflug von Rippenfellentzündung. Sie ging rasch vorüber. Aber am ersten Tage Pessach (was in Offenbach und bei Euch zweiter Tag Jonteff ist) bekam ich plötzlich heftige Schmerzen im linken Bein. Unmöglich zu gehen und zu stehen. Der Arzt meint, es sei eine Kreislaufstörung; mich beunruhigt das sehr, wer weiss, wie lange das dauern wird und ob ich je meine alte Lauffähigkeit wieder kriegen werde? Wenn ich das in Buchenwald bekommen hätte, wäre man glatt draufgegangen. – Ich will vorerst von

uns selbst erzählen. Zum Seder war ich auf, mein Schwiegersohn kam ein paar Stunden vorher auf Urlaub. Ich musste sehr kürzen, denn ich war sehr schwach. Ein Jahr vorher hatte man noch gepredigt usw. Natürlich war ich in keinem Gottesdienst, unmöglich, den Fuss zu regen. Heut ist's schon besser. Aber weit entfernt, gut zu sein – ich will versuchen, im Südteil von Tel Aviv eine Gemeinde zu gründen. Wenn das nicht gelingt (ohne englisches Geld unmöglich), dann gehe ich in eine Stadtrandsiedlung, wo man billig wohnen kann. Allerdings eben wegen der Unruhen nach 6 Uhr nicht ausgehen kann. Aber das wird ja mal aufhören ... Ich mache Schluss, es geht zu schwer mit dem Schreiben.

CHARLES GALLAND, Frankreich

geboren 1905, gefallen bei den Kämpfen im Wald von Wissembourg, Elsass, am 20. Mai 1940

An der Front, Dezember 1939

Seit einigen Wochen werden wir hier sehr «erleichtert», ich habe schon sechs Jäger bei «Sondereinsätzen» verloren. Unglücklicherweise sind es Spezialisten, Elitearbeiter, die im Zivilleben Karriere gemacht haben, oft auch die intelligentesten und aufgewecktesten Soldaten und die besten Schützen . . . Aber trotzdem, der Krieg muss gemacht werden. Das ist natürlich die rohe Sprache eines Offiziers. Ich gebe zu, dass man die Elite schonen muss.

16. März 1940

Lieber Freund, Sie stellen mir eine schreckliche Frage: «Warum kämpfen Sie?» Da Ihnen bewusst ist, dass diese unmittelbare und brutale Frage zu persönlich war, fügen Sie etwas hinzu, «blenden» Sie ein, indem Sie zu einer allgemeineren Frage übergehen: «Warum kämpfen wir?» Damit bringen Sie mich noch mehr in Verlegenheit. Warum *ich* kämpfe, das hätte ich Ihnen leicht sagen können, da ich mich nur selber verpflichte; warum *wir* kämpfen, das könnte ich, wenn ich von der Einzahl zur Mehrzahl übergehe, offensichtlich nicht sagen, ohne Gefahr

zu laufen, entweder auf eine Antwort offiziellen Stils zu verfallen oder Behauptungen aufzustellen, die andere Kameraden nicht unterschreiben würden, obgleich auch sie entschlossen sind, über sich selbst zu verfügen, und sich denselben Gefahren ausgesetzt sehen wie ich.

Gleichviel, ich will versuchen zu antworten. «Worauf schiessen Sie?» Das ist die alltägliche Frage, die der einfachste Vorgesetzte, der diesen Namen verdient, seinen Schützen im Kampf wie bei der Ausbildung vorlegt. Wer auf den Mond schießt oder bloss auf eine Rübe zwei Meter vor seinem Gewehr, wird völlig zu Recht angeschnauzt. Welche Meinung sollte man daher von Bürgern und Soldaten haben, die nicht ganz genau wüssten, warum sie kämpfen?

Ich könnte Ihnen ganz einfach sagen: «Wir schlagen uns, weil es befohlen ist und getan werden muss, da ein Bürger die Anordnungen seines Staates zu befolgen und auszuführen hat, welcher Art sie auch sein mögen « Das wäre völlig ausreichend, selbst für Franzosen, wenn sie nur den geringsten Sinn für Pflicht und nationale Disziplin bewahrt haben.

Aber das ist noch nicht alles. Die Entschlossenheit, die sich seit den ersten Kriegstagen gezeigt hat, zum Teil unerwartet, die Geduld und die Festigkeit der Haltung bei den Fronttruppen, die bis jetzt nur durch den schlechten Geist und das schlechte Beispiel der Etappe ungünstig beeinflusst worden sind, haben tiefere Wurzeln. Wenn die jungen Franzosen «ja» gesagt haben, wenn sie so gut mitgegangen sind, so nicht nur deswegen, weil sie zum Teil – ich weiss – nicht anders konnten oder gerne gehorchten, sondern weil einmal, ein einziges Mal nach langer Zeit, ihr Vaterland eine grosse Rolle spielte und mit Überlegung und Entschlossenheit das Schwert für eine gerechte Sache gezogen hat, bei der seine Interessen, wenigstens seine materiellen, nicht unmittelbar auf dem Spiele stehen.

Ich höre, dass man überall wiederholt, wir hätten deswegen eingegriffen, weil Hitler eines Tages auch unser Land nach all den anderen verschluckt hätte. Das ist vielleicht oder zweifellos wahr, aber es ist nicht sicher. Jedenfalls frage ich Sie, welche Bedeutung hat das für den Augenblick? Genügt es nicht, genügt es wahrhaftig nicht, dass die Deutschen unsere Freunde und die schwachen Völker halb totschiessen, um uns Laune zu machen, sie ihrerseits zu schlagen? Braucht ein gerechtes und starkes Volk einen anderen Grund, um einzugreifen, als den,

dass es gerecht und stark ist? Wir schlagen uns, weil unser Volk am 2. September 1939, ohne dass sein Boden vergewaltigt wurde, der Welt zeigen wollte, welche Vorstellungen es von den Pflichten hat, die sein Reichtum mit sich bringt, und welchen Gebrauch es von seiner Kraft zu machen gedenkt. Darum schlagen wir uns.

Der Einsatz ist gross; es ist nämlich bekannt, dass die Reichen im allgemeinen weniger Mut haben als die Armen. Unsere Leiden und die Geschichte werden bezeugen, ob das für die Nationen ebenso gilt wie für die einzelnen Menschen. Sollte es so sein, dann ist es nicht der Mühe wert, ein Kolonialreich, Luxusartikel, Universitäten, Eisenbahnen, individuelle Freiheit, bezahlten Urlaub oder Badezimmer zu besitzen.

MEINHART FREIHERR VON GUTTENBERG, Deutschland

geboren am 6. November 1919 in Würzburg, gefallen am 3. August 1943 in Uspenskaja, Südrußland

Polen, September 1939

Der Vormarsch ist zum Stocken gekommen. Eine Linie leichter Bunker scheint ein unüberwindliches Hindernis zu sein. Man sagt, sie sei von der Welle unserer Flieger übersehen worden.

Panzerwagen gehen vor. Wir verfolgen gespannt den tief gestaffelten Angriff. Aber das sumpfige Gelände ist wie ein natürlicher Wall. Ein Wagen nach dem anderen bleibt stecken. Jetzt bekommen wir unsere erste Arbeit, unser erstes Feuer, unsere ersten Verluste. Mit Faschinen und unseren Raupenschleppern versuchen wir, die Panzerwagen freizubekommen. Das Durcheinander ist gross. – Hier hätten nur Tanks etwas genützt. So bleibt der Angriff liegen. Motorisierte Kavallerie stürmt die Bunker unter grossen Verlusten.

Und nun ist alles wieder vorbei. Man besteigt die Fahrzeuge, die Motoren werden angeworfen, fast als sei gar nichts gewesen. Da merkt man plötzlich, dass der Platz neben einem leer geworden ist.

Polen, September 1939

Die «Schlacht im Weichselbogen» geht ihrem Ende entgegen. Wir sind an der Weichsel. Wie begierig waren wir, diesen Fluss zu sehen! Aber es ist Nacht. Schon seit einigen Stunden stehen wir hier. Es ist empfindlich kalt und regnet leise. Der erste Regen seit Beginn des Krieges. Wir sitzen eng zusammengedrängt in unseren Wagen, die Planen über uns geworfen. So ist es etwas wärmer.

Wieder lausche ich auf die eigentümlichen Geräusche eines Gefechtes bei Nacht. Auf der anderen Seite des Flusses liegt Annapol. Andere Pioniereinheiten haben schon im Feuer einen 400 Meter langen Brückensteg gebaut. Auf ihm staut sich die vorgehende Artillerie. Sie können nicht vor und zurück, andere Truppen drängen nach. Die polnische Artillerie beschiesst die Brückenköpfe, wir müssen sie räumen. Drüben in Annapol scheint es böse herzuzugehen. Ein Glück, dass sie nicht die Brücke beschiessen. Da steht Geschütz an Geschütz, Trosswagen an Trosswagen.

Ende September 1939

Krasnik–Annapol–Oczarow. Eine schier endlose Schlange schleicht über die staubige Strasse. Die Polen – Ukrainer und Russen liessen wir frei – haben fast durchweg keine Fussbekleidung mehr. Irgend-einen Fetzen winden sie sich um die Füsse. Ihre Stiefel sind längst auf der Flucht kaputt gegangen, die Hälfte ist fusskrank. Wo wir konnten, haben wir Panjewagen für die Kranken aufgetrieben.

Da sind grosse Familien, die mit ihrem ganzen Hab und Gut auf einem Wagen Platz gefunden haben. Ein dürres polnisches Pferdchen zieht das Gefährt, das sich tief durchbiegt. Hin und wieder eine Kutsche mit der Familie eines Gutsbesitzers. Auch manchmal ein Auto, das von einem Pferd gezogen wird, denn Benzin gibt es nicht zu kaufen. Weitaus der grösste Teil ist zu Fuss. Müde und hoffnungslos ziehen sie dahin. Der Hunger steht ihnen im Gesicht geschrieben. Eine alte Frau mit vier Kindern hat ihre Schürze hochgebunden und sammelt alles, was sie findet, Brotrinden, Speckfetzen, Knochen, nicht ganz geleerte Konservendosen, Kräuter und Wurzeln.

Wo wollen alle diese Menschenmassen unterkommen? Und der Winter steht vor der Tür!

Polen, Oktober 1939

Leczna. Anfang Oktober. Der Winter hat begonnen. Heute fiel der erste Schnee. Es ist barbarisch kalt. Wir bauen eine Brücke über den Wieprz. Auf die alten Pfähle der abgebrannten Brücke setzen wir den Steg. Die Arbeit wird uns sauer durch die Kälte und das nasse Wetter.

Die Trinkwasserversorgung ist recht schwierig, es gibt keine Brunnen. Die Polen holen ihr Wasser mit einem zweirädrigen Karren, auf dem sich ein Fass befindet. Sie treiben ihr Pferd in den Fluss, bis das Fass zur Hälfte im Wasser steht. Oben sitzen sie selbst, in jeder Hand eine Kelle. Sie schöpfen dann in gleichmäßigem Rhythmus, indem sie sich einmal rechts, einmal links zum Wasser beugen. Und das bei jedem Wetter!

An der deutsch-russischen Demarkationslinie, November 1939

Erster November. Drei Wochen sind wir schon hier am Bug in dem Dörfchen Orchowsk in der Nähe von Wlodawa. Die Gegend mutet schon ganz russisch an. Über dem Bug drüben ist, so weit das Auge reicht, nichts als Steppe, hin und wieder ein Strauch oder eine Birkengruppe. Eine blendend weisse Schneedecke hüllt alles ein. Unser Marsch hierher war qualvoll. Der erste nasse Schnee hatte aus den Sandstrassen Schlammbetten gemacht. Dauernd blieben unsere schweren Brückenwagen stecken. Wir mussten sie abladen und die Pontons streckenweise tragen.

Drüben auf der anderen Seite des Bug sind russische Truppen. Wir sehen die Posten. Mit diesen Russen bauten wir eine Brücke über den Strom, zur einen Hälfte wir, zur anderen sie. öfters kam ein Dolmetscher herüber, um Zigaretten auszutauschen. Er begrüßte uns stets mit: «Heil! Herr Genosse!»

Die alte Brücke war eine Eisenbahnbrücke, die im ersten Weltkrieg deutsche Eisenbahnpioniere neben der ursprünglichen, zerstörten Brücke errichtet hatten. Auf die Pfeiler der älteren Brücke stellten wir unsere neuen. An die Bahnlinie bauten wir einen kleinen Bahnhof, eine Holzhütte und eine Verladerampe. Eisenbahnpioniere setzten gleichzeitig die Strecke bis zum Bug instand.

Wir setzten alle Hoffnung darauf, den Bahnhof für uns selbst gebaut zu haben. Überall sind schon die Besatzungstruppen zurück-

gezogen. Wir sind die letzte motorisierte Truppe im südlichen Raum zwischen Weichsel und Bug. -----

Im Morgengrauen stehen wir am Ufer des Bug angetreten, marschbereit. Das ganze Dorf hat sich versammelt zu unserem Abschied. Ich habe sehr geteilte Gefühle. Einerseits freuen wir uns natürlich alle, nach Hause zu kommen, andererseits nehme ich schwer Abschied. Ich habe Orchowsk und seine Bauern lieb gewonnen.

Ich schaue noch einmal hinüber in die endlose Steppe. Ganz im Osten schimmert der Schnee schon hell von der aufgehenden Sonne. Still und ruhig liegt der Bug, ein gewaltiger Strom!

VÄINÖ HAVAS, Finnland

geboren am 15. August 1898, gefallen am 21. August 1941

Helsinki, im ersten Kriegsjahr

In dieser Gegenwart von Frieden zu sprechen, ist erschütternd. Wir erfahren ständig von Kriegen, Aufständen und Blutvergiessen. Es sieht so aus, als sei der von der Bibel prophezeite Abend der Menschheitsgeschichte gekommen.

Wir ahnen, dass der Brand der Zerstörung bald an allen Ecken unseres Erdballs wüten wird. Die Menschen sind unruhig. Wir schauen einander fragend an: In welchen Abgrund der Schrecken werden wir geführt? Niedergeschlagen und gelähmt, verlieren viele den Mut. Einige versuchen an Orten, wo man der Sinnlichkeit huldigt, auch noch das letzte bisschen Freude aus dem Leben herauszuholen; aber in den Pausen dieser Fahrt in die Ausgelassenheit starrt ihnen eine bedrängende Leere ins Gesicht, und unter der überspannten Lust dringt ein Minderwertigkeitsgefühl in ihre Seelen.

Aber dennoch steht mitten unter uns im Wort des Evangeliums der Herr und verkündet den Frieden. «Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht (Joh. 14, 27).» Der christliche Glaube ist eine Religion erschütternder Gegensätze. Seine Macht bleibt auch dann, wenn andere Mächte täuschen und fallen.

Dieser Friede unseres Erlösers ist von unseren äusseren Verhältnissen unabhängig. Er lebt vor allem in der einzelnen Menschenseele, obwohl sich seine Wirkungen auch auf die weitesten Gemeinschaften, ja auf die ganze Menschheit ausdehnen. Wir erfahren ihn durch ein Ereignis in der Seele, das wir Christen Wiedergeburt nennen. Bei dieser Verwandlung des Herzens geht es um zweierlei: um den Schmerz über die Sünde und das Wunder der Vergebung. Das Gewissen des verlorenen Sohnes, den Gott erwählt hat, wird immer empfindlicher. Die Vergehen und Übertretungen des Lebens lassen sich dann nicht mehr als unbedeutende kleine Schwächen zur Seite schieben. Die Seele sieht nun unaufhörlich ihre Sünde, meine Sünde. Anklagend stehen ihr vor Augen Ehebruch, Falschheit, Selbstsucht, die Sklaverei der Drogen, Ungeduld, Hass und Uneinigkeit, die Versäumnisse des täglichen Lebens zu Hause. Ganz persönliche Verfehlungen steigen aus dem Unterbewusstsein ins klare und bedrückende Bewusstsein. Meine Sünde, meine furchtbare Sünde! Das ist der qualvolle Zustand innerer Friedlosigkeit, ein günstiger Boden für Ihn, der den Unruhigen den Frieden verkündigt. Wer so vom Kummer über seine Sünden bedrückt wird, öffnet sich. Er verteidigt sich nicht mehr mit erbärmlichen Ausflüchten, sondern gibt seinen Konkurs zu, bekennt seine Sünden vor Gott und den Menschen.

Dann begegnet er Christus, der Frieden verkündigt. Die Heidenchristen von Ephesus, denen Paulus schreibt, Jesus Christus habe Frieden verkündigt, haben nie den Herrn gesehen. Der Meister war ihnen in der Predigt des Evangeliums genäht. In gleicher Weise geschieht es immer noch .. .

Die sammelnde Kraft ist der Heilige Geist, er baut aus lebendigen Steinen, aus wiedergeborenen Menschen, einen Bau, einen heiligen Tempel im Herrn, eine wahrhafte Friedenswohnung selbst in der unruhigsten Welt. Diese feste, wunderbare Gemeinschaft der Menschen in Christus ist eine ernste Wirklichkeit auch in diesen Zeiten des Verfalls und des verheerenden Streites. Wir alle, Brüder und Schwestern, sind untereinander eng verwandt, gehören zu derselben Familie Gottes, weil uns der Heilige Geist zu Wanderern im Licht gemacht hat.

JORMA HEISKANEN, Finnland

geboren am 31. Juli 1914, gefallen Ende Juni 1941 an der sowjetisch-finnischen Front

Helsinki, Herbst 1939

In Polen hat der Krieg begonnen ... Es folgen Wochen voller Erwartung, Arbeit und stiller Vorbereitung. In Tausenden von Wohnungen sieht man auf einmal Landkarten mit bunten, aufgesteckten Nadeln. Jede Stecknadel bedeutet sehr viel, und der Gedanke schleicht sich ein: Werden vielleicht bald andere Menschen, fern von hier, in ihren Wohnungen Nadeln auf die Karte von Finnland heften?

Wir wollen nur Frieden und haben ihn immer gewollt. Freundschaftliche Beziehungen haben wir zu allen Nachbarn; bei uns hat man versucht, die Jugend und das ganze Land vor kriegerischem, das Land gefährdendem Eifer zu behüten. Wir sind ein armes Land — wer könnte da etwas holen, und wir haben auch Freunde. Unsere Schuld haben wir bezahlt, die Welt kennt uns als kleines, aber an Geist grosses Kulturvolk, das einen Paavo Nurmi, einen Sibelius, manche Olympiasieger und das Kalevala aufzuweisen hat. Die Welt wird auf unserer Seite sein, aber noch ist nicht viel geschehen. Manche wiederholen im Inneren ihre beruhigenden Gedanken wie gut gelernte Schulaufgaben. Daran will man sich bis zum letzten festklammern . . .

Bei Suvilahti, 29. 2., Mittwoch

Vergangene Nacht kündigte der Nachbar den Nichtangriffspakt. Radio Moskau fährt fort, uns der Provokation zu beschuldigen. Vom Turm herunter sieht man lebhaftige Bewegung hinter der Grenze, Lichter zeigen sich auf den Strassen, irgendwo in der Nähe hört man das Summen eines Flugzeugs, es scheint der Grenze entlang zu fliegen.

30. November 1939

Die Sowjetunion hat die diplomatischen Beziehungen abgebrochen, «weil ihre Aufrechterhaltung unmöglich geworden war». Im Moskauer Radio lässt man nicht nur die >Prawda< zu Wort kommen, jetzt sind auch enthusiastische Entschliessungen zu hören, die einstimmig gebil-

ligt wurden, bald von den Arbeitern einer Moskauer Bremsenfabrik, bald durch irgendwelche Bürgerversammlungen. – Am Morgen erschallt das «Uraa» auf der Karelischen Landenge und in der Wildmark, an der langen Ostgrenze. Aber das überrascht uns nicht.

Dezember 1939 [An der finnischen Grenze]

Am ersten Kriegstag steige ich auf den Kirchturm von Suvilahti, um nochmals einen Blick auf die Grenze zu werfen, an der gekämpft wird . . . Man hört klar die Geräusche des Feueregefechts, und plötzlich erschüttert mich der Gedanke, dass gerade jetzt dort vorne einer von den Unseren fallen kann. Da bemerke ich, dass ich nicht allein auf dem Turm bin.

Gegen Sandsäcke gelehnt steht neben mir ein halbwüchsiger Junge, elf bis zwölf Jahre alt. Er hat einen Pelz an und trägt ein Fernglas in der Hand. Eben hatte er damit nach Süden gespäht, wo das Ohr meinte, ein schwaches Summen unterscheiden zu können. Ich wunderte mich – das war nicht der richtige Platz für einen Jungen. Jederzeit konnte die feindliche Artillerie den Kirchturm beschiessen, der über den Wald herausragt. «Was machst du hier?» «Ich bin auf Posten für die Luftwache.» Das kommt mit frischer Stimme . . .

«Wo bist du zu Hause?» «In Hautavaara.» – Der Junge antwortet ruhig, und ich muss schnell noch einmal fragen.

«Aber dein Vater und deine Mutter. . .?»

«Sie sind daheim». – Auch das kommt mit natürlicher Stimme, als ob es selbstverständlich sei. Der Junge blickt mich verstohlen an und hält dann weiter Ausschau. Meine Kehle ist wie ausgetrocknet, ich kann nichts mehr fragen. Weiss der Junge, dass Hautavaara im einstigen Sinn gar nicht mehr existiert? Auf diesen Ort konzentrierte sich der erste Artilleriebeschuss am Morgen, auf das Grenzdorf an der Ecke von Hyrsylä, wo ausschliesslich Zivilisten lebten. Das Dorf ist zerstört, wie auch die ganze Ecke von Hyrsylä. Dort ist auch sein Heim – vielleicht vernichtet, dort die Eltern und die Hausleute – sieht er sie nie mehr? Aber weiss er überhaupt – nein, das kann ich ihn nicht fragen. Das Feuer scheint heftiger zu werden. «Beabsichtigst du, von hier fortzugehen?» «Warum? Braucht man mich nicht gerade hier?» Ich hörte diese Worte noch lange, nachdem ich weggegangen war . . .

März 1940

Hat uns nicht die ganze Welt drei Monate lang mit Worten, mit glühenden, aufmunternden, lobenden Worten gefüttert? Die Welt spürte eine edle Gemütsaufwallung, als sie unserem Kampf zuschaute, dem Kampf eines kleinen Volkes um sein Leben. Es ist viel geschrieben und gesprochen worden, viel Schönes, man hat in die Hände geklatscht und Hurra gerufen. Aber das alles rettete keinen einzigen Mann unserer Armee in der Wildnis vor dem Tod und verstümmelnder Verletzung. Worte helfen uns nicht – deswegen war es so schwer, vor die Jungen zu treten und überhaupt etwas zu sagen . . .

Der Rückmarsch beginnt.

Dort hinter dem Bergrücken endete das Leben vieler unserer Brüder. Ein Teil unseres Lebens blieb da zurück, vielleicht der beste, wärmste und kräftigste, der näher bei Gott gelebt wurde als die grauen Tage, deren Kommen wir jetzt fürchten.

Und trotzdem müssen wir leben.

Die ersten Gerüchte wussten zu berichten, dass Simpele abgetreten wird. Am Abend kommt dennoch irgendwoher eine Berichtigung. Simpele bleibt uns fast ganz. Die Jungen haben sich in der Klasse versammelt, als sie das erfahren. Ich sitze untätig und stumpf im angrenzenden Raum, als hinter der Wand plötzlich ein Choral, ein Dankchoral zu erschallen beginnt. «Dankt unserm guten Herrn . . .»

RICHARD HILLARY, Grossbritannien

geboren am 14. November 1915, gefallen am 20. Mai 1943

[Herbst 1939]

Illusionen kannten wir nicht, und wir waren reichlich verwöhnt. Die Zeitungen nannten uns die «verlorene Jugend», was uns nicht weiter aufregen konnte. Wir waren oberflächlich, egoistisch und egozentrisch und hatten keinen heiligen Gral, an den wir uns verliehen konnten. Der Krieg verschaffte ihn uns, und dazu noch in einer sehr «angenehmen» Form. Er verlangte von uns keinen Heroismus, gab uns aber die Möglichkeit, durch Taten unseren Widerwillen gegen

organisierte Gefühlsausbrüche und gelenkten Patriotismus zu beweisen und uns selbst und der Welt zu zeigen, dass unsere etwas dekadente Politur nicht so kräftig war wie unsere Ablehnung fremder Einmischung – er gab uns Gelegenheit, den Beweis zu erbringen, dass wir Hitlers Jugend gewachsen waren, wenn wir auch keine Disziplin kannten.

Der 3. September 1939 fiel in die Ferien; wir alle meldeten uns als Freiwillige des Fliegerkorps gleich in der Zentrale in Oxford. Ich kam am Spätnachmittag von Beaconsfield und entdeckte, zusammen mit dem Rest von uns, dass wir uns getäuscht hatten: Der Aufruf durch den Rundfunk bezog sich zunächst nur auf die Bodenmannschaften und nicht auf die Flugzeugführer. Ich fuhr nicht nach Hause, sondern ging stattdessen mit Frank in seine alte Wohnung, und dort machten wir es uns bequem, um den Abend zu verbringen . . .

Durch das Fenster kam, mit der Plötzlichkeit eines unerwarteten Schlages, der Atem eines neuen Lebens zu uns herein, eines neuen Lebens, das uns beide verschluckte. Ich war aufgeregt, voll ungewohnter und fast feierlicher Gefühle. Gern hätte ich irgendetwas gesagt, konnte aber keinen Satz formen. Ich war ganz seltsam bedrückt. In diesem Augenblick klopfte es laut an der Tür, und wir sprangen auf. Draussen stand ein Polizist. Wir kannten ihn gut. «Ich hätte mir schon denken können, dass ihr zwei das sein würdet», sagte er. «Guten Abend, Rogers», erwiderte Frank. «Wir haben gewiss keinen Grund zu Klagen gegeben. Das Semester hat ja noch nicht angefangen . . .» «Nein, Mr. Waldron, aber der Krieg! Bitte, sehen Sie mal zum Fenster hinaus.»

Wir schauten auf. Ein heller Lichtstreifen erleuchtete die Strasse auf beiden Seiten des Hauses. –

London, Mitte August 1940

In dieser Nacht begann für uns der Krieg, . . . Wir sollten nach Hornchurch kommen, einem Flugplatz zwölf Meilen östlich von London, an der Mündung der Themse. Vier Maschinen konnten erst abends bereit sein, und Broody Benson, Pip Cardell, Colin und ich sollten sie hinunterfliegen.

Um vier Uhr starteten wir, etwa fünf Stunden nach den andern; Broody führte, Pip und ich flogen links und rechts, und Colin war

hinten mit der Karte. Wir flogen, unser vierundzwanzig, an diesem Tag nach Süden, am 10. August 1940; von diesen vierundzwanzig sollten nur noch acht zurückkehren. Gegen sieben Uhr landeten wir in Hornchurch und bekamen unsern ersten Schock. Statt einer, wie wir erwartet hatten, waren dort vier Staffeln stationiert. Staffel 603 war bereits eingesetzt worden. Etwa eine halbe Stunde nach unserer Landung begannen die Maschinen einzeln zurückzukommen; Rauchstreifen an den Rändern der Tragfläche bewiesen, dass alle acht Gewehre gefeuert hatten. Unsere Leute hatten sich gut gehalten, obgleich sie in nachteiliger Höhe vom Feind überrascht worden waren. Um diese Zeit schickten die Deutschen verhältnismässig wenige Bomber. Sie machten den entschlossenen Versuch, zunächst einmal alles, was wir an Kampffliegern hatten, ausser Gefecht zu setzen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war der ganze Himmel voll von Messerschmitt-Maschinen 109 und 110.

Ende August 1940

Ein andermal war ich dumm genug, über Frankreich zu fliegen. Mit Ausnahme einer sehr hoch und heimwärts fliegenden Messerschmitt schien der Himmel ganz sauber zu sein. Zehn Minuten schon hatte ich versucht, sie abzufangen, und mir fest vorgenommen, sie nicht entkommen zu lassen. Endlich erwischte ich sie landeinwärts von Calais und wollte gerade Feuer geben, als ich eine Staffel von zwölf Messerschmitts von rechts auf mich zukommen sah. Ein Schrecken durchfuhr mich, ich wandte mich gegen sie und griff die erste Maschine an. Ihr Rauchgeschoss sah ich unter mir durchgehen, dann flog die Haube weg, und im nächsten Augenblick war ich vorbei. Ich nahm mir nicht die Zeit, weiteres zu beobachten, sondern machte mich sofort auf den Heimweg – bis zur Mitte des Kanals von elf sehr entschlossenen Deutschen verfolgt. Eine gute Stunde nach allen andern landete ich und traf Onkel George gerade dabei, seine Liste abzuschliessen.

September 1940

Der dritte September 1940: der Tag begann trüb und undurchsichtig mit bedecktem Himmel; eine leichte Brise kräuselte das Wasser der weiten Flussmündung. ‚Hornchurch Aeredrome‘ lag blass beleuchtet

im gewohnten gelblichen Morgennebel. Das verlieh den nur als Silhouetten sichtbaren Spitfires rings an den Rändern des Flugplatzes noch mehr den Ausdruck grimmigen Ernstes. Ab und zu steckte ein Sperrballon seinen grotesken Kopf durch die Nebelschwaden, wie ein Untier der Vorzeit, das sich ein Opfer sucht, und fiel dann wieder ermüdet zurück. –

Durch den Lautsprecher kam die unbeteiligte Stimme des Ansagers: «Staffel 603 aufsteigen und den angewiesenen Sektor abpatrouillieren; weitere Befehle werden Sie in der Luft erhalten; Staffel 603, bitte so schnell wie nur möglich aufsteigen.» Wie ich auf den Starhebel drückte und der Motor brüllend aufheulte, trat der Unteroffizier zur Seite und kreuzte die Finger vielsagend; das hiess: «Hals- und Beinbruch.» Ich hatte ein Gefühl von Übelkeit in der Magengrube wie vor einem grossen Bootsrennen, und dann war ich zu sehr damit beschäftigt, meinen Platz zwischen den andern einzunehmen, als dass ich noch irgend etwas empfunden hätte . . .

Wir nahmen Kurs nach Südosten, wobei wir ständig und stetig stiegen. Bei etwa 12'000 Fuss kamen wir über die Wolken. Ich schaute hinab und sah sie unter mir ausgebreitet wie einzelne Lagen von Schlagrahm. Die Sonne schien übermässig hell; das machte es schwer, auch nur das nächste Flugzeug in einer Kurve zu sehen. Angestrengt schaute ich nach vorn, denn der Ansager hatte uns bekanntgegeben, dass wenigstens fünfzig feindliche Flieger in grosser Höhe im Anflug seien. Als wir sie zum ersten Male sichteten, rief keiner von uns den andern an – ich glaube, wir sahen sie alle im gleichen Augenblick. Sie mussten etwa 500 bis 1'000 Fuss über uns gewesen sein und flogen geradeaus, wie ein Schwarm Heuschrecken. Ich erinnere mich, dass ich fluchte und automatisch nach rückwärts in Linie ging. In der nächsten Sekunde waren wir zwischen ihnen, und nun hiess es: «Jeder für sich.» Sobald sie uns sahen, gingen sie breit auseinander und im Sturzflug herunter.

Die nächsten zehn Minuten waren eine wilde Vision von kurvenden Maschinen und Rauchgeschossbahnen. Rechts von mir stürzte eine Messerschmitt ab, in Flammen gehüllt, und eine Spitfire schwankte in einer halben Rolle an mir vorbei. Kurvend versuchte ich verzweifelt, Höhe zu gewinnen, wobei meine Maschine praktisch beinahe an der Schraube hing. Und dann sah ich links und gerade unter mir das, worum

ich gefleht hatte: eine steigende Messerschmitt auf der von der Sonne abgewandten Seite. Ich kam auf etwa 200 Meter an sie heran, und fast von seitwärts gab ich ihr eine Zwei-Sekunden-Salve. Stücke der Tragfläche lösten sich, und schwarzer Rauch quoll aus dem Motor – aber sie stürzte nicht ab. Esel, der ich war, suchte ich nicht das Weite, sondern gab ihr jetzt eine Drei-Sekunden-Salve. Eine rote Flamme schoss in die Höhe, und sie ging in Spiralen in die Tiefe. In diesem Augenblick gab es eine furchtbare Explosion; der Steuerknüppel wurde mir aus der Hand geschlagen, und die ganze Maschine zuckte zusammen wie ein tödlich getroffenes Tier. Im Handumdrehen war der Führersitz voller Flammen; instinktiv griff ich nach oben, um die Haube zu öffnen. Aber sie wollte sich nicht bewegen lassen.

Ich riss die Riemen auf, die mich hielten, und es gelang mir, die Haube aufzuschieben. Aber das kostete Zeit; und wie ich zurückfiel in meinen Sitz und den Knüppel packte, um das Flugzeug auf den Kopf zu stellen, war die Hitze so gewaltig, dass ich fühlte, ich müsse bewusstlos werden. Ich erinnere mich an einen Augenblick ausgesprochener Agonie, ich dachte: «So, jetzt ist's aus!» und hielt beide Hände vor die Augen. Und dann nichts mehr . . .

Das Rettungsboot von Margate hat mich aufgefischt. Küstenbeobachter hatten mich herunterkommen sehen, drei Stunden hatten sie nach mir gesucht. Da man eine falsche Richtung angegeben hatte, wollten sie unverrichteter Dinge wieder an Land gehen, als jemand, fast kommt es mir wie Ironie vor, meinen Fallschirm sichtete. –

Solange ich im Wasser lag, war ich ziemlich gefühllos und benommen gewesen. Jetzt, als ich aufzutauen begann, waren die Schmerzen derartig, dass ich am liebsten geschrien hätte. Die guten Leute machten alles für mich so bequem wie nur möglich, sie errichteten eine Art Schirm, der mein Gesicht gegen die Sonne schützte, und telephonierten auch sofort um einen Arzt. Es schien mir eine Ewigkeit zu dauern, bis wir das Ufer erreichten. Man schob mich in einen Krankenwagen und fuhr mich geschwind in ein Hospital. Während dieser ganzen Zeit war ich bei Bewusstsein, konnte aber nicht sehen. Im Krankenhaus schnitten sie mir die Uniform vom Leibe, ich gab einer Schwester die gewünschten Auskünfte über meine nächsten Verwandten, und dann fühlte ich zu meiner unaussprechlichen Erleichterung, wie eine Spritze in die Haut meines Armes gestossen wurde.

Dieser Abschluss war, wenn nicht der Höhepunkt, so doch zumindest der Wendepunkt einer Weltanschauung und einer Lebensauffassung, zu der das Fundament schon vor dem Krieg in Oxford gelegt worden war.

In London, Spätherbst 1940

Das Masonic ist vermutlich das beste Krankenhaus in England; zur Zeit hatte ich allerdings keine Ahnung, wie glücklich ich es getroffen hatte. Bei Kriegsausbruch hatten die Freimaurer einen Teil des Hauses dem Heer überlassen; aber infolge seiner gefährdeten Lage blieben nur ganz wenige Verwundete längere Zeit dort. Flieger wurden meist schon sehr bald in das grosse ‚Air Force Hospital‘ übergeführt, das kennenzulernen, ich gar keine Lust hatte. Dank der Liebenswürdigkeit und einem kleinen Schwindel des Hauschirurgen kam es denn auch nicht dazu. Jedesmal, wenn man von dort anrief und sich nach mir erkundigte, hiess es, dass ich zu krank sei, um transportiert zu werden. Schön am Masonic war, dass es nicht wie ein Hospital aussah – eher wie das Innere eines Schiffes. Der Stab der Pflegerinnen war sehr sorgfältig ausgesucht, und bei den regelmässigen nächtlichen Bombenangriffen auf diesen Teil Londons benahmen sich die Schwestern wundervoll.

Vermutlich versuchten die Deutschen, die Hammersmith-Brücke zu treffen, aber ihre Anstrengungen waren ein bisschen planlos. Jedenfalls genossen wir Nacht um Nacht das Konzert heulender und krachender Bomben. Sie schienen mit tückischer Bosheit immer den Moment auszusuchen, wenn meine Augen ausgespült wurden und meine arme Schwester sich mit einem Glas Borwasser in der Hand über mich beugte. Nachts wurden wir in den Korridor geschoben, weg von der Aussenwand ...

Während der ersten Wochen hatten nur meine Eltern die Erlaubnis, mich zu besuchen, und sie kamen jeden Tag. Meine Mutter sass neben mir und las mir stundenlang vor. Wie sehr sie litt, das konnte ich nur erraten, denn nie liess sie es sich anmerken. Eine ihrer Bemerkungen werde ich nie vergessen. Sie sagte einmal: «Du solltest dankbar sein, dass dir das passiert ist. Es gab zu viele Leute, die dir versicherten, wie nett und anziehend du wärest, und du glaubtest ihnen. Du warst auf dem besten Weg, blasiert und ganz unleidlich zu wer-

den. Jetzt wirst du herausfinden, wer deine wahren Freunde sind.» Ich fand es heraus . . .

Dann hatte ich eines Tages unerwarteten Besuch. Die Oberschwester machte die Tür auf und sagte: «Da kommt jemand, Sie zu besuchen.» Und Denise kam herein. Ich wusste sofort, wer sie war. Sie brauchte es mir gar nicht zu sagen. Sie war klein und schlank, trug Trauer und zeigte keine Spur von Make-up. Sie war die schönste Frau, die ich je gesehen habe.

Über Schönheit ist viel geschrieben worden. Die Dichter überbieten sich in Vergleichen, um die Augen, den Mund und die Haare einer Frau zu beschreiben; Romanschreiber haben ganze Seiten gefüllt mit den Einzelheiten der Gesichtszüge ihrer Heldin. Ich kann keine solche Beschreibung von Denise geben; so sah ich sie gar nicht. Für mich hatte sie eine innere Schönheit, eine leuchtende Klarheit, die keine Aufzählung von Einzelheiten wiedergeben kann. Ihre Haltung und die vollendete Art, wie sie sich bewegte, erinnerten geradezu verblüffend an Peter Pease, und wenn sie sprach, konnte man glauben, Peter zu hören.

«Ich hoffe, Sie werden entschuldigen, dass ich so ohne Weiteres komme, Sie zu besuchen», sagte sie; «ich war mit Peter verlobt. Oft sprach er von Ihnen und hätte Sie so gern gesehen. Ich hoffe, Sie verzeihen, wenn ich an seiner Stelle komme.»

Es gab so viel, was ich sagen wollte, gab so viel, worüber wir uns aussprechen konnten, aber das Zimmer schien plötzlich ganz ausgefüllt, unerträglich voll mit geschäftigen Schwestern, die nicht gehen wollten. Die Aufregung und Unruhe waren ihr offensichtlich peinlich, und ihre Schüchternheit war für mich qualvoll. Als es Zeit für sie war, zu gehen, da hatte ich noch nichts von allem gesagt, was ich hätte sagen wollen. Sobald sie fort war, diktierte ich ein Briefchen, bat sie, wiederzukommen, mich aber vorher zu verständigen. Und sie kam. Von da an bis zu dem Tag, als ich wieder ausgehen konnte, haben ihre Besuche mehr zu meiner Heilung beigetragen als die beste Pflege und alle ärztliche Kunst. Sie war die Verkörperung des Mutes. Es war ganz unnütz für mich, ihr die gewöhnlichen Trostworte zu sagen, die üblich sind beim Verlust des Verlobten; ich versuchte es nicht einmal. Sie und Peter waren wie zwei Hälften eines einzigen Menschen. Sogar ihre Handschriften ähnelten einander. Ich konnte nur wünschen,

dass die Zeit die furchtbare Starre lösen, sie wieder zu einem vollen Leben zurückfinden würde.

Nicht etwa, dass sie geistig gebrochen war! Irgendwie schien sie *seine* Stärke übernommen zu haben, schien ihn immer neben sich zu fühlen; und sie war entschlossen, die Sache, für die er gefallen, bis zum Ende zu verfechten, in der Hoffnung, dass es auch ihr vergönnt Sein möchte, dafür zu sterben; wobei sie sich aber schämte über die Selbstsucht dieses Wunsches.

Fanatisch vertrat sie die Idee der Freiheit; der Freiheit von Furcht, von Unterdrückung und Tyrannei, nicht nur für sich selbst, sondern für die ganze Welt.

«Für die ganze Welt.» Konnte ich das glauben? Ganz sicher war ich nicht. Es gab einmal eine Zeit – und sie lag nicht sehr weit zurück –, wo es mir ganz gleichgültig war, ob jemand Freiheit wünschte für andere und nicht nur für sich selbst. Durch Denise begann ich darüber nachzudenken, ob dies nicht doch vielleicht mehr sei als nur das Schlagwort eines Politikers; denn es war immerhin ein Wunsch und ein Wille, dem die beiden edelsten Menschen, die ich kennenlernte, aus freien Stücken ihr Leben verschrieben hatten. Jedenfalls machte es mir Eindruck. Ich erkannte eine Mentalität, die der meinen an Reinheit überlegen war. Könnte das einmal meine Einstellung werden? Ich wusste keine Antwort, konnte einfach keine finden. – –

Erwuchs aus diesem Krieg vielleicht eine neue englische Art? Eine harmonische Synthese der herrschenden Klasse und der grossen Masse des übrigen England? Eine Synthese von Menschen verschiedener Herkunft und Erziehung, wie, am auffälligsten wohl und auch von bestem Erfolg gekrönt, in den Staffeln der Royal Air Force? Und würden diese Männer, die jetzt nur von dem einen Gedanken besessen sind, den Krieg zu gewinnen, nach gewonnenem Krieg sich weigern oder nicht, wieder zur Seite zu treten und ihr Land den Zuständen vor dem Krieg zu überlassen? . . .

Würden diese Vertreter in der Lage sein, mit einer Politik der Menschlichkeit und Vernunft die Probleme zu lösen, vor denen bisher in sechstausend Jahren noch jede Zivilisation versagt hatte? Und wenn auch sie versagen mussten, gab es nicht für die besten Köpfe unter ihnen vielleicht eine Verpflichtung, wenigstens den Versuch zu machen – wie schwer er ihnen auch fallen möge –, ihr bescheidenes

Scherflein beizutragen zur Besserung der Welt und der Menschen? Gab es eine solche Verpflichtung? War das das Ziel, auf welches alle hinarbeiten sollten, die übrigblieben, gestärkt und gefestigt von jenen, die gefallen waren? Oder war es nach wie vor möglich, ein egozentrisches Leben zu führen, den Weg der eigenen Erlösung zu gehen ohne Rücksicht auf die andern? Könnte man auch in Zukunft nur an sich selbst denken – oder, was viel wichtiger war, könnte *ich* das tun? Ich hielt es immer noch für möglich.

Es kam der Tag, an dem ich das Hospital für ein paar Stunden verlassen durfte. Sue zog mich an; mit meiner dunklen Brille, mit Wattebäuschen unter den Augen und dem rechten Arm in der Schlinge sah ich ziemlich repräsentabel aus. Ich ging durch die Drehtür und atmete tief. –

Von da an durfte ich jeden Tag ausgehen, und meist blieb, ich bis neun Uhr fort und fuhr durch verdunkelte Strassen und einen Bombenangriff zurück ...

Bei Anbruch des Tages schüttelte sich London und ging an die gewohnte Arbeit. Frauen, deren Männer in Regierungsstellen sassen, umsäumten nicht mehr die Tische der Bars im Westend zur ersten Verabredung des Tages. Sie arbeiteten tüchtig und sehr nützlich in den Verwaltungsstellen des Roten Kreuzes, des Frauenhilfsdienstes oder der Kriegsgefangenenfürsorge. Die Heimwehr- und Luftschutzmänner der vergangenen Nacht gingen nach Hause, nahmen ein Bad und begaben sich in ihre Büros. Der Soldat war wieder bei seinem Regiment und der Flieger bei seiner Staffel; und die entzückenden, etwas frivolen Mädchen, mit denen sie zu Abend gegessen hatten, steckten auch wieder in ihren Uniformen und leisteten gute Arbeit als Fahrerinnen, Maschinenschreiberinnen, Pflegerinnen.

Später. In London

Liverpool Street Station war ein unbestimmtes, verwischtes, graues Getümmel von Lärm und Bewegung. Irgendwie gelang es mir, eines Taxis habhaft zu werden, mit dem ich loszog, um quer durch London zu fahren. Aber mein Chauffeur bezweifelte sehr, dass wir weit kommen würden. Ein Flugzeug warf eine Leuchtbombe ab, und in der plötzlichen Helligkeit, bevor sie erlosch, sah ich, dass die Strasse ganz

leer war. Was an Wagen zu sehen war, das parkte verlassen am Rande des Gehsteiges.

«Ich fürchte, wir werden bald halten müssen, Sir», sagte der Mann. In diesem Augenblick gab es unerfreulich nahe einen schweren Krach, und die Strasse wurde mit Glassplittern übersät.

«Versuchen Sie, eine Wirtschaft zu finden, dann wollen wir dort halten», rief ich.

Ein paar Meter weiter stellte er den Wagen an den Strassenrand, wir stiegen aus und rannten zu einer Tür unter einem ganz schwach beleuchteten Schild: «Zum heiligen Georg und dem Drachen» . . .

«Heute Nacht wären wir schon besser irgendwo unter der Erde, Sir, das ist mal sicher.» Es war mein Chauffeur, der so sprach. «Unsinn», sagte ich. «Da hätten wir nichts zu trinken», und nahm einen tüchtigen Schluck aus meinem Krug.

Ich schob ihn gerade über den Schanktisch, um ihn wieder füllen zu lassen, als wir es kommen hörten.

Und dann warfen wir uns alle auf den Boden. Die Bardame (sie war ganz hübsch schwer!) sank verzweifelt langsam ausser Sicht hinter den Schanktisch, und ich drückte mich eng gegen die andere Seite, meinen Taxichauffeur neben mir.

Meine Hände hatte ich fest auf die Ohren gepresst, aber auch so machte mich die Explosion beinahe taub. Der Boden flog in die Höhe und mir ins Gesicht, die Drehtüre wurde aus den Angeln gerissen und fiel krachend auf den Tisch, Glasscherben flogen in allen Richtungen durch den Raum, und hinter der Bar zerbrachen alle Flaschen. Die Lichter erloschen, aber es war nicht dunkel. . .

Zusammen mit dem Mann vom Feuerhilfsdienst und dem Chauffeur kletterte ich über die Trümmer hinaus auf die Strasse. Der erstere wandte sich, beinahe mit einer Entschuldigung an uns: «Wenn Sie nichts Dringliches vorhaben», sagte er, «dann helfen Sie uns hier vielleicht ein bisschen. Wissen Sie, das Haus nebenan ist getroffen und jemand ist dort verschüttet.» Ich drehte mich um und betrachtete mir den Haufen von Ziegelsteinen, Mörtel, Holzbalken, Türen – und ein unzerbrochenes gerahmtes Bild. Wir begannen zu graben, oder richtiger: wir schoben, zogen, hoben und hebelten; ich ein wenig ungeschickt, weil meine Hände noch nicht in Ordnung waren.

Und so fanden wir die Frau. Es waren ihre Füße, die wir zuerst

sahen; und während wir bis jetzt nur verbissen und methodisch gearbeitet hatten, waren wir nun plötzlich von einer nervösen Hast getrieben, wie Goldgräber beim ersten Schimmer eines Goldklümpchens. Sie war nicht ganz zugedeckt, und durch einen Schlitz zwischen zwei Balken konnten wir sehen, dass sie noch lebte. Zuerst holten wir das Kind heraus. Der Luftschutzmann reichte es uns vorsichtig, mit einer beinahe komisch ehrfurchtsvollen Bewegung herüber; aber es war tot; sie musste es im Bett neben sich gehabt haben, als die Bombe fiel.

Rings um mich hörte ich Stimmen: «Wo ist der Krankenwagen?» – «Um Gottes willen, rührt sie nicht an!» – «Bringt sie ins Freie, dass sie besser atmen kann.»

Ich stand am Kopfende des Bettes, und als ich hinabsah auf dieses müde, blutüberströmte und verarbeitete Gesicht, hatte ich ein Gefühl vollkommener Unwirklichkeit. Ich nahm die Kognakflasche aus meiner Hüfttasche und hielt sie ihr an die Lippen. Das meiste floss ihr über das Kinn, aber ein paar Tropfen gingen doch durch die aufeinandergepressten Zähne. Sie öffnete die Augen und griff instinktiv nach dem Kind. Dann begann sie zu weinen. Ganz still und ohne Schluchzen rannen die Tränen über ihre Backen, während sie ihre Augen zu mir erhob . . .

Dass diese Frau so sterben musste, das war eine solche Abscheulichkeit, dass die logischen Konsequenzen erschütternd waren. Es hiess, den Schleier von Möglichkeiten wegziehen, die weit jenseits des menschlichen Denkens lagen. Es ging hier nicht mehr um deutsche Bomben oder die deutsche Luftwaffe, nicht einmal um die deutsche Mentalität – es handelte sich um das Gefühl der Verkörperung des Anti-Lebendigen, das in Worten nicht mehr fassbar war. Und das hatte ich verflucht – wenigstens teilweise; denn in diesem Augenblick hatte ich erkannt, was es war, das Peter und die anderen alle von jeher und sofort als böse erkannt hatten, das, was ausgetilgt werden musste. Ich erkannte, dass es nicht ein sogenanntes Verbrechen war. Es war das «Böse an sich» – von dessen Vorhandensein ich bisher nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte. Letzten Endes, zu allertiefst, war ich selbst es gewesen, wogegen ich gewütet hatte – mich selbst hatte ich verflucht. Mit erschreckend blendender Klarheit sah ich mich plötzlich, wie ich war. –

Ich war froh, dass es Nacht war und ich allein blieb. Ich, der ich immer das «Erkenne dich selbst» auf meine Fahne geschrieben hatte, musste jetzt erfahren, was es bedeutet, diesen Worten nachzuleben. Das Gefühl, alles zu sein, und die Einsicht, nichts zu sein. Das war ich . . .

Also hatte Peter recht gehabt! Es war nun einmal nicht möglich, nur sich selbst allein zu sehen, nur vom Leben zu nehmen und nicht auch zu geben, ausser vielleicht zufällig; es war nicht möglich, die «Menschheit» als solche zu sehen – und an ihr vorbeizugehen. Nicht länger konnte ich sagen: «Die Welt ist mein, zum Teufel mit den andern.» Was hatte Denise doch gesagt? «Ja, Sie können sich ausleben und ‚realisieren‘, aber nicht, indem Sie ein egozentrisches Leben führen. Nur durch das tiefe Ergriffensein von dem Tod der andern erhöhen Sie den Wert Ihres Lebens.»

Einen kurzen Augenblick lang hatte ich dieses Gefühl gehabt. Aber ich hatte es wieder gehenlassen, hatte nach Kräften mitgeholfen, dass es verschwand, weil ich ihm misstraute . . . Und jetzt, und jetzt? War es jetzt zu spät? Ich blieb stehen und schaute empor zum nächtlichen Himmel. Dort, oder irgendwo, waren sie, waren sie alle, waren um mich; tot, mag sein, aber nicht von mir gegangen.

T. R. HODGSON, Grossbritannien
Pilot der englischen Luftwaffe
geboren 1915, gefallen 1940

Flakscheinwerfer über Berlin

Mit silbernen Skalpellen sondieren sie die Wunde der Nacht.
Suchen unser Verhängnis, wollen uns,
Die Todbringer, töten. Und nun
Bringt keine Phrase mehr, und keine
Prahrende Gebärde, keine Rednermimik
Die Doppelangst zum Schweigen. Wir, die wir fliegen
(Höhe dreitausend) in der motorenschrillen Nacht,
Sind jetzt verbunden mit denen in Bunkern,
Die lauschen (wie man der Brandung lauscht bei Inselwind)
Auf fernes Summen: für einige Musik der Ewigkeit,
Für andere Musik des Endes . . .
Wer hier noch Sinn sucht (Scheinwerfer der Vernunft, tastend in der
Nacht),
Findet Wahnsinn.

GUNNAR JOHANSSON, Finnland
geboren am 7. Oktober 1903, gefallen am 15. Mai 1942

Februar 1940

[An der finnisch-russischen Front]

Versetze dich in folgende Lage – eine Mannschaft, die den ganzen
Tag in Stellung liegt, bei einer Kälte von unter minus 35 Grad, und
während der Nacht graben soll. Ununterbrochen: Alarm. Alarm,
Alarm – in die Stellungen! Der Russe kommt, der Russe ist über uns,
der Russe bricht durch, der Russe ist über uns! Kämpfen und graben –
kämpfen und graben. Während das Dröhnen der Granateinschläge

die Luft zerreisst. Zwischendurch einmal einen schmerzhaften Schlaf von ein oder zwei Stunden. Und dann Alarm – gerade wenn man sich vielleicht ein bisschen warmgeträumt hat. Wenn der Traum dich vielleicht entführt hat.

Da kommt die Müdigkeit angeschlichen – sie nimmt dir den Angriffsgeist und spiegelt dir den nahen Zusammenbruch vor, aber ein Rest von Kampfgeist bleibt immer noch. Man kann sich in Friedenszeiten kaum vorstellen, was ein Mensch ertragen kann, wenn es um Tod oder Leben geht. Kann sein, dass der Soldat in seinem Schneeloch schläft und man ihn mit Fusstritten wecken muss, damit er nicht erfriert oder zum Empfang des Russen bereit sei, der sich ihm auf etwa 20 Meter genähert hat. – Er erbricht vielleicht sogar vor Müdigkeit beim Erwachen. Aber noch immer hält er stand – je näher er dem Tod ist, desto wütender kämpft er um sein Leben.

Aus dem Unterstand des Kommandos ertönte abends noch das Radio – dort bekam man sein Essen und die Post. Die Leute schlichen sich durch den Granatenhagel, um zu essen und Neuigkeiten zu hören. Vielleicht war es doch sehr böse bei Summa – aber die Meldung endete wie folgt: «Die Angriffe auf der Landenge wurden mit sehr grossen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.»

Das war ja gerade das, was wir in den vergangenen sechs Tagen und Nächten auch getan hatten: Zurückschlagen – und zwar mit Nachdruck.

Kuusijoki-Linie, 1940

Am siebenten Morgen brach in der Kuusijoki-Stellung der Sturm wilder los denn je. Den ganzen sechsten Tag hatte der Russe hinter den Masten von Baumstämmen gearbeitet, welche Überraschungen verbargen, die allmorgendlich in immer neuer Gestalt auftraten. Man hatte gehört, wie die Lastwagen den Berg hinankeuchten.

Kaum dass am siebten Morgen die Nacht dem Tage gewichen war, blitzte es auf den russischen Hügeln auf, und die ersten Granaten fetzten flammend durch den Wald. Dann hielten die Batterien eine Weile den Atem an – und jetzt brach es los. Die Flammen zerhackten den Horizont, und die Granaten heulten durch die Luft.

«198, 199 . . .» da brüllten die Kanonen einen einzigen vereinten

Schrei, und mit dem Zählen war es aus. Es dröhnte die Erde, und am Hang hinter der Linie wankte der Wald, Bäume splitterten in einer Wolke von Geäst und Schnee, Splitter pfffen durch die Luft. –

Im Loch nebenan sassen vier Soldaten um eine leere Munitionskiste, die Gewehre auf den Knien, und spielten Karten. «Ihr solltet euch auch etwas besser decken und sichern. Doch nicht zu vieren in einem Loch!»

«Nein, man muss sehen, dass die Zeit vergeht, bis der Russe kommt. Es dauert so lang, wenn er allein schiesst. Man schläft fast ein, und das ist gefährlicher, als erschossen zu werden.»

Man erfuhr später, dass die vier Spieler die Karten auf die Munitionskiste gelegt hatten, als der Russe zu stürmen anfang und jeder eiligst in seine Grube sprang. Sie legten die Karten stets peinlich der Reihe nach, dass sie nach dem Angriff sofort wieder weiterspielen konnten. Für den Fall aber, dass einer nicht wiederkomme, sollte das Spiel abgebrochen und frisch gegeben werden.

Keiner kannte die Grenze menschlichen Ertragenkönnens, aber mancher mochte sich doch fragen: «Wie lange sollen wir standhalten – wann sollen wir schlafen? Und sterben?» Die Mannschaft sah wiederholt mit fragenden Blicken nach den Offizieren, wenn das Getöse zu schaurig wurde und der Feind in nicht endenden Haufen vordrang. Sie wussten, wie wenige sie selbst waren und kannten die ungefähren Verluste. Und sie sahen die Russenwoege, die immer mindestens ebenso stark war wie die vorangegangene. Sie wussten, was ihnen gegenüberstand. Es liess sich leicht berechnen. Aber sie schwiegen und arbeiteten.

Von rückwärts kamen die Patrouillen aus allen Richtungen mit der Meldung: «Der Wald voller Russen.» Gegen zehn Verwundete und Tote lagen auf ihren Bahren im Granatregen und warteten auf ihren Abtransport. Und über dem Bataillon donnerte der Stahlorkan.

Kuusijoki-Stellung, Mitte Februar 1940

Meter um Meter erkämpften die Leute während der ganzen Nacht, und allmählich nahm der Kampfärm ab. Zwanzig Meter vor den Maschinengewehrstellungen der Russen – die sie aus ihren Skiern er-

baut hatten – lagen zwei tote Finnen. Sie hatten sich andauernd in schwerem finnischem Feuer befunden. Steifgefroren zog man sie aus dem Schnee.

Noch am folgenden Tag hatten sich einige tapfere Russen in dieses Stück Wald verbissen. Hjalte geriet in einen Zweikampf mit einem russischen Hauptmann, der ihn überrumpelt hatte. Sie gaben beide drei Schüsse ab – der Russe den letzten. Er blieb daraufhin noch eine Weile aufrecht stehen, schrie Hurra und sank erst dann zu Boden. Sein Kopf und seine Brust waren durchbohrt, es blieb Hjalte und denen, die den tapferen Hauptmann untersuchten, ein Rätsel, wie er den letzten Schuss hatte abgeben können.

Der Führung des Bataillons wurde es bald klar, dass die schwache, ganz ungenügende Linie am Kuusijoki nicht mehr zu halten war, dass es sich nur noch um Tage handeln konnte, ehe sie den beständigen Angriffen, die immer neue Opfer kosteten, weichen musste. Der Feind ging vor – grub sich ein. Der Finnen waren so wenige, dass sie nie Zeit hatten, ordentliche Befestigungsarbeiten auszuführen.

Man hörte zum erstenmal einen erschöpften Soldaten kopfschüttelnd sagen:

«Nein, wir sind eben doch zu wenige. Aber was bleibt uns weiter, als dass wir uns schlagen, solange wir können! Es kommt ein Augenblick, wo man den Feind nicht mehr sieht. Man sieht alles Mögliche vor sich, das sich rührt – einmal habe ich eine Kuh oder ein Pferd gesehen, regelrecht gesehen, obschon ich weiss, dass gar nichts dergartiges da war. Wie halten wir stand, wenn wir anfangen, unseren Pfeffer auf das zu verschwenden, was wir sehen, und der Russe, den wir nicht sehen, inzwischen angekrochen kommt?»

Bei Tagesanbruch kamen die Russen. Sie krochen leise, Stunde um Stunde, vorwärts in ihren Gängen – immer neue, immer frische Truppen tauchten auf der anderen Seite in den Schnee. Immer wütender wurde der Einsatz der Artillerie – sie schossen ununterbrochen mit Maschinengewehren – sie fielen unter tapferem Hurrageschrei vor den finnischen Linien – sie kamen in die Gruben der toten Kämpfer geschlichen. Und die müden, zähen Verteidiger begannen mit dem Einbruch der Nacht gegen den Russen zu kriechen, überall dort, wo er in die finnischen Linien eingedrungen war. Sie krochen, krochen und krochen – und wenn der finnische Soldat wieder in seiner eige-

nen Grube stand, unter seinen eigenen Toten, dann hatte er in dieser gottverlassenen Winternacht erneut einen Sieg errungen, einen der vielen stummen Siege, derentwegen die Kuusijoki-Linie noch immer hielt. Nur die Sterne des Firmaments hatten sie zu ihren Zeugen. Am Abend fuhren die Nachrichtenläufer durch den Granathagel nach rückwärts und meldeten: «Die Kuusijoki-Linie braucht Verstärkung um jeden Preis.»

Plötzlich erschienen zwei junge Russen auf dem Kommandoplatz. Sie kamen auf den Knien mit erhobenen Händen und erklärten, dass sie durch die Linien gekrochen seien, um sich zu ergeben. «Wir können einfach nicht mehr stürmen, tagaus, tagein nichts als stürmen – stürmen.» Die Leute wurden nach rückwärts geschickt; aber beide fielen durch Granatsplitter.

Am Abend wurden die Neuankömmlinge im Abschnitt «Gelbes Wunder» eingesetzt, wo sie während der ganzen Nacht und des ganzen folgenden Tages krochen, sich wiederum einen Sieg erkrochen. Die drei russischen Kompanien wurden zurückgeworfen, setzten sich aber einige Dutzend Meter vom «Gelben Wunder» entfernt von Neuem fest. Noch einmal gruben sich die Finnen unter ihren eigenen Toten ein – die Kuusijoki-Linie hatte gehalten.

Die Einzelheiten tauchten unter in dem einen: «Gearbeitet – wie nie zuvor.» Und doch ragte ein kleines Detail aus der heillosen Wirrnis, ein kleines Bild, das sich während einer glühenden Sekunde in die Netzhaut eingebrannt hatte: Eine verlassene, halbverschüttete Grube – eine Patronenkiste – vier Kartenhaufen, von einer dünnen Schicht Schnee bedeckt.

März 1940 [Waffenstillstand]

Das Infanterie- und Maschinengewehrfeuer brandete wie an jenem ersten Morgen, als die Kuusijoki-Linie zustande kam. Um ½ 9 Uhr morgens klingelte das Telephon: Befehl vom Divisionsstab.

«Die Feindseligkeiten sind am 13. März, 11 Uhr vormittags, einzustellen. Danach hat jede Aktivität auf beiden Seiten zu unterbleiben. Alles, was zu Missdeutungen von Seiten des Feindes Anlass geben könnte, muss sorgfältig vermieden werden. Die Stellungen werden behalten wie bisher.»

Die Leute im Unterstand konstatierten nur ganz einfach: «Wir sind also am Leben geblieben.» Sie steckten die Köpfe hinaus, um zu prüfen, wie es oben in der Luft aussah. Sicher das prächtigste Luftschauspiel, das sie je gesehen hatten. Die Sonne war an einem märzklaren Himmel aufgegangen – und dort oben zeichneten einige Dutzend russische Jäger ihre Rauchringe in die Luft. Sie kamen brüllend herabgestürzt, auf die Dächer der Unterstände und feuerten aus ihren Maschinengewehren, dass der Boden zitterte und krachende Bomben in die Stellungen fielen.

Dann liefen sie plötzlich alle instinktiv und fast panikartig zum Unterstand, flüchteten vor etwas, das ihnen bisher keinen solchen Schrecken eingejagt hatte: nämlich vor dem Schatten eines tief fliegenden Jägers.

Sie sahen einander etwas verlegen an – so überstürzte Rückzüge waren ihnen sonst fremd. Doch war es nicht möglich, im Unterstand zu bleiben. Als sie hinausblickten, sahen sie, wie der Jäger unmittelbar über ihrem Unterstand einen Rauchring gezeichnet hatte.

«Punkt 11 Uhr wird noch eine 50-kg-Bombe bei uns landen und uns mitsamt dem Krieg erledigen», scherzten die Leute.

«Man möchte auch wirklich nach Hause kommen, wenn man schon ein solches Versprechen in der Hand hat», sagten einige.

Die Veteranen von Kuusijoki, die bereits festgestellt hatten, dass ihnen nichts mehr imponieren könne, wurden nervös, als es gegen 11 Uhr ging.

«Wie wird es eigentlich sein, wenn Friede ist?» 5 Minuten vor 11 verschwand der letzte Jäger gen Osten – er hatte noch einen Vorrat von ein paar Liliputbomben, die er im Wald abwarf; hin und wieder knatterten die Maschinengewehre.

«Das ist wahrscheinlich eine finnische Patrouille, die den Frieden um einige Minuten zu früh einleitet.»

Von Löytövaara hörte man noch immer schweres Artilleriefeuer – es hatte die ganze Nacht und den ganzen Morgen angedauert, dort hatten die Kämpfe ununterbrochen getobt und an diesem letzten Morgen konnte man nach der Feuerverlegung schliessen, dass die Russen einen Infanterieangriff um den anderen unternahmen.

Von den umliegenden Stellungen mit den zahmen, aber doch sicherlich ziemlich übermütigen Russen kam ununterbrochen eifriges Maschi-

nengewehr- und anderes Infanteriefeuer, das die Finnen langsam und haarscharf erwiderten. Sie sahen zuweilen, wie ein müder und unvorsichtiger Russe hinter den Wald sank.

Jetzt näherte sich der Sekundenzeiger der 60. Sekunde vor 11. Die Finnen hatten Befehl, das Feuer einige Sekunden vor 11 einzustellen, und die Russen anscheinend desgleichen. Das Feuer wurde allmählich schwächer – ging vorerst über zu normaler Tagesstärke – dann hörte man eine Weile nur vereinzelt Schüsse – und schliesslich klang es nur noch wie eine Schiessübung in Friedenszeiten. Als der Sekundenzeiger genau auf 11 zeigte, fiel der letzte Schuss.

Als der Krieg zu Ende war, sprangen die Russen hinauf auf ihre Schutzwälle, winkten mit langhalsigen Wodkaflaschen über das Niemandsland und riefen mit einladender Gebärde:

«Jetzt ist der Krieg vorbei – jetzt sind wir alle Kameraden – jetzt wollen wir eins miteinander trinken. Kommt herüber zu uns! kommt!»

Am finnischen Waldrand aber blieb es still – hier lagen sie hinter ihren Gewehren bereit. Der Grosse war es gewesen, der den Kleinen überfallen hatte – der Kleine wollte sich nicht mit dem Grossen verbrüdern. Die Rufe dort auf den Wällen verstummten, und eine Weile gingen die russischen Soldaten unschlüssig oben hin und her, bis sie einer nach dem anderen mit ihren Flaschen verschwanden.

Wie schön war es, hinter den Linien im Sonnenschein zu spazieren! Die Leute schlenderten leicht über die Lichtungen, auf denen sie sich noch tags zuvor nicht einmal kriechend hätten bewegen dürfen; sie lachten einander an, begannen bereits zu vergessen. Die lautlose Stille, die sie seit Monaten nicht mehr gekannt hatten, wurde ihnen zum einzigartigen Erlebnis.

Es war, wie wenn die Stille mit dem strahlenden Sonnenschein ym die Wette geschrien und mit ihrem Lärm die dumpfen Unterstände erfüllt hätte, als ob sie tastenden Schrittes über den knirschenden Schnee geschlichen sei und einem unter der Mütze leise ins Ohr geflüstert habe. Und auch die Leute, die aufrechten Schrittes zwischen den Unterständen und Zelten umherwanderten, sahen ein wenig verwirrt in die Welt: so, als wäre die Lautlosigkeit zugleich auch ein funkenprühendes Lichtphänomen. Blinzelnd und erstaunt horchten sie auf das dröhnende Schweigen, das mit Windeseile durch die Wälder fegte

und trotzdem wie ein stilles Licht über allem lag, das stürmte und glühte – obschon es stumm war.

Oh, seltsames Menschenkind, das immer nur träumt vom Kommen- den! Da stieg ein Bauer aus Tavastland aus seinem Erdloch, ein Träumer, ein Veteran, dem noch Blut an seiner Schneekutte klebte – erloschen war das Kampfffeuer in seinen Augen. Er war vom ersten Tag an mit dabei gewesen – jetzt wollte er nach Hause:

«Jetzt werd' ich wohl heim können zu meiner Alten. Die ganze Zeit über hab' ich gefürchtet, ich käm' nicht zurecht zur Frühjahrsarbeit. Und allein mit den Buben kann sie's nie machen. Kann ich also gehen?»

Es war 10 Minuten über 11 – der Krieg war für ihn erledigt. Es gab jetzt Wichtigeres zu tun: die Arbeit, an die er immerzu gedacht hatte, als er in der lärmtoenden Grube am Kuusijoki gelegen oder todmüde und durchfroren seinen gefallenen Vordermann aus der Grube gehoben hatte, um selbst weiterzukämpfen.

Der Bataillonskommandant und ein Dolmetscher gingen in Richtung der Stellungen und stiessen in der Mitte des Feldes auf einen russischen Offizier mit seinem Dolmetscher. Auffallend war der Unterschied der Ausrüstungen. Der Russe und sein Dolmetscher erschienen in Paradeuniform – die finnischen Männer in schmutzigen, blutbespritzten Schneekutten.

Der russische Offizier ergriff das Wort: «Wie den Herren bekannt ist, haben wir jetzt Frieden, und nach dem Friedenstraktat soll zwischen den Linien eine Strecke von einem Kilometer geräumt werden.»

«Wir wissen noch nichts von einem Frieden – nur von der Einstellung des Feuers. Wir bezweifeln natürlich nicht, was Sie sagen, können uns aber nicht zurückziehen, ehe wir Befehl haben.»

Der russische Offizier machte ein betroffenes Gesicht und überlegte ziemlich lange:

«Vsorovno – aber es wird also nicht geschossen?»

«Unsere Leute sind absolut diszipliniert. Aber es darf sich niemand ausserhalb eurer Linien zeigen.»

«Vsorovno – auch wir warten und schiessen nicht. Aber sagen Sie mir Ihre Dienstgrade.»

«Hauptmann, Sergeant.»

«Hauptmann, Kommissar. Aber hören Sie zu: Dürfen meine Sol-

daten unbewaffnet die Lebensmittel holen gehen, die zwischen den Linien heruntergefallen sind?»

«Wir haben nur Befehl, die alten Stellungen zu halten – daran müssen wir uns halten.»

«Vsorovno – ich erwarte euren Bescheid.»

Am Abend traf die Meldung vom Frieden ein, und noch in der Nacht wurden die Truppen um einen Kilometer zurückgezogen. Das war die wirkliche zivile Evakuierung. Im Schein starker Taschenlampen wurden die Fuhrer beladen, die Zelte dort aufgeschlagen, wo man die meisten Bequemlichkeiten hatte, natürlich möglichst in der Nähe der Etappenstrassen. Der Behaglichkeit halber stellte man sie ganz dicht aneinander – der Tross musste auf dem Felde draussen stehen. Es gab ja nirgends mehr bösgesinnte Augen, die Tag und Nacht darauf lauerten, Tod und Vernichtung zu bringen.

Es wurde beschlossen, die Russen unter finnischer Aufsicht ihre Toten in den Wäldern begraben zu lassen. Zugleich wurde ein finnisch-russisches Übereinkommen ausgehändigt, wonach die Russen die finnischen Linien überfliegen durften, um Verwundete und höhere Militärpersonen der Division zu holen, die sich der Strasse entlang hinczog.

Die russischen Offiziere waren sichtlich bemüht, mit den finnischen Offizieren – meist Ingenieure, Architekten, Kontoristen – Bekanntschaft zu machen. Die Soldaten waren scharf diszipliniert: Wenn die Offiziere ohne Zeugen mit den Finnen verhandeln wollten, brauchten sie ihnen bloss zuzunicken, und sie verschwanden, ohne dass man ein befehlendes Wort gehört hätte. Sie redeten in einer Weise, die ganz unverständlich war: «Wir sind es gewöhnt, überfallen zu werden – das werden wir seit 20 Jahren, jahraus, jahrein. Zuerst hat Hitler die Mannerheimlinie auf der Landenge und alle eure Festungen hier oben gebaut, dann haben sie die Engländer fortgesetzt. Ihr hattet ja England auf eurer Seite in diesem Krieg, und wir hatten nur die Garnison von Leningrad.»

«Warum habt ihr keine englischen Flugzeuge verwendet?»

«Und warum haben die Engländer nicht mit ihren Kanonen auf uns geschossen?»

An der Lichtung am Hang der Kuppe standen 50 Meter abseits der Strasse ein paar vereinzelte finnische Soldaten und gaben acht, dass keine Störungen vorkamen. 9'000 Mann zogen in Gruppen vorüber –

dieser und jener winkte mit seinem Gewehr nach dem Wald hinauf; aber keiner drohte. In Luelahti lag eine ganze russische Stellung begraben – Losovaara war etwas weiter östlich. Es mochten schliesslich gegen 10'000 Mann nach Hause kommen . . .

RYOKI KAMIYA, Japan
geboren 1914, gefallen in China Ende November 1939

16. Februar 1939

In einem chinesischen Geschichtsbuch wird von einem Kaiser der Tang-Dynastie erzählt. Er beklagte den Niedergang des Staates und suchte nach unbestechlichen Männern im ganzen Land, um die Ordnung wieder herzustellen. Doch gelang es ihm nicht, seinen Wunsch zu verwirklichen. Die Kleidung seiner Untertanen soll, wenn sie aus der Audienz bei ihm kamen, von Schweiß feucht gewesen sein. Dass er sein Ziel nicht erreichte, obschon er ein hervorragender Herrscher war, hatte einen bedeutsamen Grund. Die Untertanen wagten nicht, ihm darzulegen, was sie zu sagen hatten. Ein Führer aber muss Würde und Gelassenheit haben, die Seinen anzuhören. Das lässt sich leichter aussprechen als tun, doch ich möchte mich immer mehr diesem Verhalten nähern.

17. Februar 1939

«Hoheitsvoll und nicht gewaltsam sein», das wäre der Zustand vollendeter Bildung. Am Ende ist wohl alle Bildung eine Einheit, aber die Wege zu ihr sind immer verschieden, je nach der Persönlichkeit. Mir wünsche ich, dass ich hoheitsvoll bleiben kann, auch wenn ich gewaltsam sein muss. Ich handle nach dem Befehl des Kaisers. Unter Umständen könnte ich für mich eine Beleidigung erdulden, aber nicht als Vollstrecker des kaiserlichen Befehls. Das wäre eine Untreue, die nicht zu vergeben ist.

An der südchinesischen Front, Herbst 1939

Das Morgenrot gleicht hier Herbstfarben in Tirol, an den weissen kleinen Häusern, auch in alten Städten Algeriens zu finden, steigt der Rauch auf, der Fluss wundert sich über das fahle Rot der Schlinggewächse und lässt seine kalten Seufzer über die Sandbank kriechen. Büffel stehen auf, fressen unersättlich weiches Gras, das brokatartig glänzt, vom Tau gekleidet.

Im Abendlicht: An den weissen Häusern erlischt der Rauch, Nacht-dunkel schleicht wie ein Schlinggewächs heran. Auf dem Pfade spielen Krähen mit weissen Nacken, an seinem Ende dehnt sich ein Teich, wie Kristall gewölbt... So breitet der blaue Himmelsbogen seine schweigenden Flügel aus. Ich aber erblicke, wie ein Seefahrer auf dem südchinesischen Meer, grosse Milchstrassen.

GEOFFREY KEYES, Grossbritannien

geboren am 18. Mai 1917, gefallen bei einem Unternehmen gegen Rommels Hauptquartier in Nordafrika am 18. November 1941 in Beda Littoria

Bei Nir David [Transjordanien], Januar 1939

Von der Höhe eines Passes sahen wir das Jordan-Tal tief unter uns liegen, den Fluss in einer Spalte uns gegenüber. Der Boden des Tales stellte durch seine Felder und die verstreut liegenden jüdischen Ansiedlungen ein einziges Kreuzworträtsel dar. Die Hügel Transjordanien erhoben sich in der Ferne in allen Schattierungen von Grün, Braun und Purpur.

Meine Einheit wurde als Stosstrupp vorangeschickt. Wir hatten im Gänsemarsch einen elenden, nur etwa einen Fuss breiten Ziegenpfad hinabzusteigen; er war mit Geröll und Felsstücken bedeckt, die ständig von dem Berg herabfielen (praktisch eine Klippe!). Eine Stelle, an der wir vorüberkamen, stürzte an einer Seite 300 Fuss tief ab, ich ging voraus . . . Der Hang war zu steil, als dass wir die Höhen hätten überwachen können, und so erwartete ich jeden Augenblick, dass

irgendein unternehmungslustiger Araber anfangen könnte, Felsbrocken auf uns herabkollern zu lassen.

Transjordanien, Januar 1939

Unten am Fluss hat man in diesem Monat zwei neue Siedlungen gebaut. Die Art, wie sie angelegt werden, ist merkwürdig: Nach wochenlangen Vorbereitungen in den umliegenden Kolonien, die alle sehr heimlich durchgeführt werden, da den Juden das Bauen dort nicht erlaubt ist, stürzen sie dann eines Morgens blitzartig auf die Stelle los, die vor Jahren schon von den Zionisten aufgekauft worden ist, und beginnen im Dämmerlicht mit der Arbeit. Bis der Chef der Trans jordanischen Grenztruppe angekommen ist, um sie wieder fortzujagen, steht dann das Ganze fix und fertig da, umzäunt, mit Holzhütten und elektrischem Licht versehen, alles innerhalb von sechs Stunden. Die Männer aus sämtlichen Siedlungen in der Umgebung helfen mit, sie haben alle auf treibbaren Transportmittel zur Verfügung gestellt, und man kann sie einfach nicht mehr aufhalten.

Frühjahr 1939

Die trans jordanischen Grenzsoldaten sind eine wunderbare Truppe, und ich würde, wenn ich eines Tages bankrott machen sollte, gern zu ihnen gehören. 700 Pfund jährlich schon als Subalterner zu kassieren, Polo, Jagd und, wenn alles ruhig ist, drei Monate Urlaub im Jahr! Die Offiziere setzen sich durchweg aus englischen Kavallerie-Offizieren und ebenso vielen Eingeborenen zusammen; die Männer sind christliche und mohammedanische Araber, Zirkassier und – das Salz der Erde – Russen, Armenier, Türken usw. Sie sind sehr zäh und zuverlässig, schneidig und diszipliniert. Mit ihrer Ausrüstung und ihren Pferden – selbst zugestanden, dass sie diese in Ställen und Baracken halten können, während wir draussen und in Zelten leben – sind sie uns glatt überlegen. Sie reiten lebhaft kleine Araber aus einheimischer Zucht von etwas über 1,40 Meter Höhe, die in bester Verfassung sind und wohlgenährt wie die Schweine. Auf ihnen schwärmen sie breit aus nach allen Richtungen, jagen über die schwierigsten Strecken und Felsplatten.

Wenn man diese enormen Männer auf ihren winzigen Pferden in gestrecktem Galopp daherbrausen sieht, mit einem Packsack, der Mantel, Zeltbahn, zwei Decken, Fussfessel und Pflock, Holzhammer, Büchse, Säbel und 20 Pfund Mais enthält, reisst man Mund und Nase auf. Sie tragen ausserdem noch 90 Runden Munition mit sich, die sie in Patronengurten um den Hals ihrer Pferde geschlungen haben.

Einmal machten wir einen schrecklichen Ritt mit einem ihrer Führer quer durch das Gelände. Als wir uns in der Postenkette befanden, mussten mein Korporal und ich in ein Wadi hinunterpreschen, um einige Ausreisser zu fangen. *Er* war einen Pfad hinuntergelangt, aber den verfehlte ich in der Dunkelheit und sauste etwa 20 Yards tief einen Super-»Tor di Quinto« in stets zunehmender Geschwindigkeit hinab: sehr wackelig, da ich in der einen Hand den Revolver hielt und meine Füsse jeden Augenblick aus den Steigbügeln gleiten konnten . .

Transjordanien, Juli 1939

Die Araber hier sind sehr freundlich, und als wir neulich einen oder zwei Tage im Süden waren, hatten wir einige zum Kaffee bei uns, von denen einer die Juden so wenig schätzte, dass wir ihn zu seinem Riesenspass «Abu Hitler» nannten. . .

Jetzt liegen wir auf der Höhe eines Hügels, von wo man die Strasse zwischen Jerusalem und Jaffa übersieht; noch vor zwei Monaten wurden wir recht oft beschossen. Nun haben wir uns wohl von den Arabern losgekauft, und es ist ziemlich langweilig.

Da ich für etwa fünf Dörfer verantwortlich bin, für ihren Frieden und ihr gutes Betragen, überfalle ich sie gelegentlich in einer Staubwolke, schlichte Streitigkeiten, möble die Muktars oder Anführer auf und kehre wieder zurück. Die Sitte befiehlt, dass ich mit ihnen Pfefferminztee oder Kaffee trinke. Aber man lädt mich auch zu Mahlzeiten ein . . . Bei zwei Gelagen hatte ich einmal eine ganze Lammkeule und das andere Mal zwei ganze Hühner für mich, und die Leute waren noch erstaunt, dass mir das denn doch zuviel wurde. Meine Verdauung verträgt dergleichen höchstens einmal pro Woche, ich muss mich also in Acht nehmen.

Kriegsausbruch in Europa:

3. September 1939 [Transjordanien]

Heute hörten wir das Schlimmste. Aber es hat uns, wie es scheint, nicht allzu sehr erschüttert. – Übrigens befinde ich mich nun wieder in verhältnismässig zivilisierter Umgebung, da man mein Hügel-Dozizil abgerissen hat. Schade, es fing gerade an, interessant zu werden.

Harstad, April 1940 [Kämpfe in Norwegen]

Über die örtliche Lage war ich völlig im Bilde, aber ich konnte auch Einblick gewinnen in die Signale unserer Marine bei Namsos und Andalsnes, wo es übel zuing. Die ‚Curaçao‘, ein Luftabwehrkreuzer an diesem Ort, beschwerte sich, dass die Deutschen sie täglich mit durchschnittlich 300 Bomben belegten und nie weniger als sechs Flugzeuge über ihr kreisten. Eine Luftabwehrkorvette bei Namsos sank schliesslich noch während ihrer Evakuierung, nachdem sie drei Wochen lang ununterbrochen bombardiert worden war.

Die Kampfhandlungen bei uns in Harstad waren demgegenüber verhältnismässig harmlos; sie begannen am Morgen mit der Bombardierung der Transportwege, der Flotte und der Hafendämme durch vier Flugzeuge. Zwei Häuser wurden zerstört und ein Angehöriger der Militärpolizei, der seinen Dienst in den Docks versah, getötet. Die Beisetzung am nächsten Tag im Schneesturm war eines der bewegendsten Erlebnisse, die mir erinnerlich sind. Die Bestattungskompanie bestand aus ausgesuchten, ehemaligen Gardepolizisten, und als sie langsam durch die Stadt zum Friedhof marschierten, angeführt von einem Dudelsackpfeifer der Schottischen Garde, der ‚The Flowers of the Forest‘ spielte, hätten sie bei der Parade vor dem St. James sein können, so unbewegt waren sie. Als sie das General-Hauptquartier erreichten, heulten die Sirenen Fliegeralarm, aber keiner der Männer nahm auch nur die geringste Notiz davon . . .

Mai 1940 [Nordnorwegen]

Am 13. Mai begann der Grossangriff mit einer Offensive von uns und den Norwegern um 1 Uhr nachts zusammen mit einem schweren

Bombardement auf Bjerdvik und der Landung einer halben Brigade der französischen Fremdenlegion, die sich die Strasse herauf zu uns durchkämpfen sollte. Sie brachte zur moralischen Unterstützung auch drei Panzer mit an Land. Wir konnten, da wir durch unsere munitionslosen 75er hilflos waren, erst vorwärtskommen, als am späten Nachmittag die Munition eintraf. Dann legten die 75er um 18 Uhr ein starkes Trommelfeuer hin – 250 Schuss in zehn Minuten von vier Geschützen. Die Vierzehnte Brigade erstürmte unter dem Schutz dieses Sperrfeuers die zwei Hügel, die Sechzehnte ging hinunter auf Stellung 676, und die Deutschen zogen sich schnell in südöstlicher Richtung zurück.

22. Mai 1940

Der erste Angriff auf Narvik wurde so lange hinausgeschoben, bis uns die Hurricanes die Überlegenheit in der Luft verschaffen konnten. – An dem Angriff habe ich leider nicht teilgenommen, war aber von der anderen Seite des Fjordes her ein interessierter Beobachter. Im ganzen war die Operation ein voller Erfolg.

Juni 1940

Um den 1. oder 2. Juni herum wurde uns klar, dass irgendetwas Neues bevorstand: es kam der Befehl, alle Transportmittel und Ausrüstungen wegzuschicken ausser denen, die wir tatsächlich selbst auf dem Rücken tragen konnten. Wir glaubten, dass es sich um einen Vorstoss nach Bödo handeln würde, noch wussten wir ja nicht, was sich dort ereignet hatte. Die Schottische Garde und die Force of Independent Companies des Obersten Gubbins hatten auf ihrem Rückzug von Namos gehofft, in Bödo einen Brückenkopf bilden zu können, aber Bödo lag zu nahe beim deutschen Flugplatz von Trondheim, Bombardements und Einsatz von Fallschirmjägern vereitelten ihr Vorhaben.

In Narvik begannen sich kleine Flotteneinheiten von motorisierten Fischerbooten in den Buchten zu sammeln; jede Einheit unter dem Befehl eines jungen Subalternoffiziers mit zwei Soldaten in jedem Boot. Ich hatte unserem Stabskapitän, dem hiesigen französischen Landungs-offizier, zu assistieren. In der Nacht zum 4. Juni begannen wir, einige

der britischen Luftabwehrgeschütze zu verladen. Die ganze Evakuierung wurde bei Nacht vorgenommen, und zwar vom 3. bis 8. Juni. Während dieser Zeit hatten wir keine einzige völlig klare Nacht, was man schon als Glück bezeichnen kann. In jeder Nacht bewölkte sich der Himmel. Die Wolken sanken oft bis auf etwa 500 Fuss herab, und ich glaube, die deutsche Luftwaffe hatte wirklich keine Ahnung von unserem Rückzug.

Die Truppen in der Frontlinie wurden bis zur letzten Nacht zurückgehalten, auch ein wenig Artillerie und einige Flak-Geschütze, die ein kleines Luftschauspiel veranstalten sollten.

Duff und ich pflegten den ganzen Morgen zu schlafen, nachdem wir jede Nacht damit beschäftigt gewesen waren, Truppen zu den Zerstörern fortzuschaffen, die sie dann auf die offene See zu den Transportern bringen mussten. Danach assen wir in grossem Stil zu Mittag; gewöhnlich kamen auch einige der französischen Legionsoffiziere dazu und bei Gelegenheit der Oberst Magrin Vernery. Mit «organisierten» französischen und englischen Rationen, mit norwegischen Eiern und norwegischer Milch ging es uns auch ganz vorzüglich. Am Nachmittag des letzten Tages, am 8. Juni, war der Himmel klar, und deshalb kam nun die deutsche Luftwaffe und beschoss uns auf unserem Heimweg. Sie bombardierte Narvik mit grosser Wildheit, aber es war keiner von uns mehr dort, nur unsere zurückgebliebene Flak knallte los. Duff und ich scheinen immer zusammen bombardiert zu werden. Wir sassen auf dem Boden unseres «Qualmers» unter dem Wasserspiegel; da wir uns nicht weit vom Zielbereich der Bomben befanden. Nach einiger Überlegung kamen wir zu dem Schluss, dass der Luftangriff ein gutes Zeichen sei, er scheine ja zu beweisen, dass die Deutschen uns noch als Besatzung in der Stadt vermuteten.

In jener Nacht sanken die Wolken wieder tief herab, und um Mitternacht nahmen wir die letzten unserer Frontlinien-Kompanien auf, nachdem wir noch eine wilde Jagd nach einigen betrunkenen Artilleristen veranstaltet hatten, denen es beinahe gelungen wäre, das Schiff zu verpassen.

Nun gingen wir an Bord von Seiner Majestät Schiff ‚Veteran‘, nach zärtlichem Lebewohl von unserer treuen «Qualmer»-Mannschaft, die, beladen mit «organisierten» Vorräten und Rum, zu einer wohlverdienten Ruhepause heimkehrte.

Wir hatten erwartet, an Bord der ‚Orama‘ gebracht zu werden, aber aus irgendeinem unbekanntem Grund wurden wir dann der ‚Dutchess‘ zugeteilt. An Bord waren: 1'000 Polen, 800 Legionäre, 4'000 französische Alpenjäger, 150 englische Pioniere und Flaksoldaten, deren Kommando mir übertragen wurde. Jeder legte sich für die nächsten 24 Stunden erst einmal schlafen . . . Unsere Fahrt verlief ohne Zwischenfall, und wir erreichten die Mündung des Clyde am Abend des 14. Juni. Die ‚Orama‘ wurde in Begleitung des Flugzeugträgers ‚Glorious‘ und zweier Zerstörer vom Konvoi um etwa 30 Meilen getrennt, von der ‚Scharnhorst‘ und der ‚Gneisenau‘ erwischt und versenkt. So waren wir froh, nicht auf ihr gewesen zu sein . . .

Schottland, 27. September 1940

Danke für Deinen Brief, Mama, und Deinen interessanten Bericht über den «Blitzkrieg». Der Bericht über die Blindgänger und Brandbomben rund um das Haus klingt schrecklich: Ich hoffe, dass in letzter Zeit nichts mehr passiert ist, was den Haushalt durcheinanderwerfen könnte. Deine Arbeit auf dem Dach hört sich phantastisch an, Mama, ich weiss wirklich nicht, wie Du diese Dinge fertigbringst. . .

12. November 1941 [Am Mittelmeer]

Ich schreibe jetzt auf dem Wege zu weiterer schwieriger Arbeit an den grossen Strassen. Es handelt sich keineswegs um eine leichte Aufgabe [Aktion gegen das Hauptquartier von Feldmarschall Rommel in Beda Littoria]. Es ist mein eigenes Unternehmen und es geht um meine Leute und um meine Verantwortung. Die Chancen, durchzukommen, sind mässig gut, aber wenn Du diesen Brief erhältst, wird das bedeuten, dass ich irgendeinen Unfug angestellt habe und nicht zurückgekehrt bin; diesen Brief hinterlasse ich einem Kameraden

Ich möchte darauf bestehen, Bester zu sein, wenn ich wieder zurück bin!

IKKAKU KITAOKA, Japan

geboren 1915, gefallen im chinesisch-japanischen Krieg bei Joshu

Sutschou, China

Die chinesischen Soldaten sind sehr stark geworden. Früher sollen sie alle geradezu geflogen sein, wenn wir nur in die Nähe kamen und Lieder summten. Aber jetzt beim Kampf von Jotaku wagten sie einen Gegenangriff, einige stürmten sogar in unser Lager herein, waren sehr tapfer und versuchten, unser leichtes Maschinengewehr zu erbeuten.

Im schrecklichen Kampf um Choko wurden wir von Guerillas überfallen und machten furchtbare Erfahrungen; die chinesischen Soldaten sind tollkühn, ein Kampf Mann gegen Mann. Ich möchte eigentlich ausführlicher darüber schreiben, verzichte aber darauf, da es nicht geduldet wird. Die chinesische Armee ist in der Tat kampffähig und stark geworden. Es war allerdings eine sogenannte Studentenarmee. Die Studenten sind alle heissblütig und vom Geist des «Anti-Japan» durchdrungen. – Der erste Gegenangriff, den wir erlebten, fand am 7. Oktober beim Kampf um Sutaku statt. Ich erschrak so sehr, denn ich glaubte, mein Leben sei in Gefahr. Beim zweiten Male hatte ich aber keine Furcht mehr, ich gewann volles Selbstvertrauen, auch im unmittelbaren Kampf mit den chinesischen Soldaten. Wie waren wir schmutzig vom Schlamm, an der Uniform und im Gesicht! Im Kriege geschieht nicht selten das Unvorstellbare, aber es ist sehr schwer, als erster vor allen etwas zu leisten. Als ich verletzt wurde, glaubte ich, dass ein Teil meiner Pflicht erfüllt sei . . .

HEINZ KÜCHLER, Deutschland

geboren am 20. Dezember 1915 in Würzburg, gefallen am 30. Oktober 1942 nördlich Jarzew, Russland

Jüterbog/Berlin, 26. September 1939

Nun, da es wirklich so weit ist, dass keine Aussicht mehr besteht, vernünftige «menschliche» Regelungen für unsere politischen und wirtschaftlichen Probleme zu finden, fragt man sich doch immer nach dem Sinn, nach dem geschichtlichen Wert dieses Krieges, der geführt wird trotz aller Erfahrungen der letzten 25 Jahre, trotz all der unendlichen Bemühungen vielleicht zu weniger Menschen, an Stelle einer fast triebhaften, von Menschen kaum mehr bestimmbar Entwicklung gesunde Aufbaumöglichkeiten und freie Entfaltung der menschlichen Geisteskräfte zu setzen. Heute ist es doch so, dass kein Weg aus der Gegenwart in eine wahrhaft bessere Zukunft zu führen scheint. Es wird heute überall in der Welt der Versuch gemacht, mit Gewalt Probleme zu lösen, die im Laufe der letzten Jahrhunderte herangereift sind und die eine andere Behandlung verlangen, als Kanonen, Flugzeuge und Giftgase zu geben vermögen. Vielleicht aber, dass es uns doch noch gelingt, im Chaos die wahren, lebensfähigen Kräfte zu erhalten und gerade in der scheinbar endgültigen Katastrophe die inneren Werte und Anschauungsformen zu schaffen, die uns wieder emporführen können.

An der Westgrenze, Frühjahr 1940

Regen, Sonne, Wind und warme Stille wechseln ab, und allzu langsam zeigt sich zartes Grün an Bäumen und Sträuchern; es ist, als ob auch Natur und Himmel keine Lust hätten, sich zu schmücken und sich an ihrem Dasein zu freuen. Stetig tönt in der Nacht das Rauschen des altbekannten Baches herüber und das Rollen der Züge über die rote Brücke. In mancher Nacht hört man auch das dumpfe, klanglose Dröhnen schweren Flak-Feuers oder das Summen von hoch dahinfliegenden Flugzeugen.

Einen passenden Satz fand ich in dem ersten deutschen Weissbuch abgedruckt (Schreiben Daladiers an den Führer vom 26.8.1939): «Wenn das französische und das deutsche Blut von Neuem fließen, wie vor 25 Jahren, in einem noch längeren und mörderischeren Krieg,

dann wird jedes der beiden Völker kämpfen im Vertrauen auf seinen eigenen Sieg. Siegen wird am sichersten die Zerstörung und die Barbarei.»

In Belgien, 13. Mai 1940

Es ist doch so gekommen, wie es kommen musste. Über Luxemburg sind wir, nun in Belgien stehend, bereit, nach Frankreich vorzumarschieren. Gestern habe ich die ersten Gefallenen gesehen; die Anspannung und die Aufgaben, die Wachsamkeit nach schlaflosen Nächten lassen keine Gedanken, keine Gefühle aufkommen.

Verlassene Dörfer, brüllende Kühe, gesprengte Brücken und Strassen liegen auf unserem Vormarsch; von der Bevölkerung ist so gut wie nichts zu sehen.

Frankreich, den 15. Mai 1940

Ein stiller Abend; auch das Artilleriefeuer scheint für den Augenblick verstummt, und nur die langsam verrauchenden Dörfer erinnern an die vergangenen kriegerischen Stunden.

Vorgestern bei Nacht und Nebel haben wir also die französische Grenze überschritten.

Ich bin fast dauernd angespannt, aber trotz des minimalen Schlafes bei immer noch recht niedrigen Temperaturen auf freiem Feld bin ich frisch und munter. Die Toten am Strassenrand und auf den Wiesen, sie zeigen, wie unsinnig, wie primitiv dumm die Menschen sind in ihrem organisierten Morden und Töten . . .

Ile de France, den 3. Juni 1940

Solange die «Geschichte» sich in dem Leben von Staaten und Nationen verkörpert, wird der Krieg gleichsam eine Existenzbedingung sein und bleiben. Eine staatliche, nationale Gemeinschaft scheint kriegerischer Zeiten zu bedürfen, um ihre Werte zu erhalten, ihre Aufgaben zu erfüllen; oder aber sie muss beides preisgeben, wenn sie kraft- und machtlos geworden ist. Wird sich ein anderes geschichtliches Prinzip herausbilden lassen, in dem die zusammengefassten, geballten Kräfte der Staaten aufgelöst werden in sinnvolle Einzelgliederungen, die zu ihrem Bestehen, zu ihrer Entwicklung nicht des andauernden Kamp-

fes bedürfen? Das ist vielleicht die Frage, die heute und in den nächsten Jahrhunderten gelöst werden wird.

Es ist für mich unerklärbar, was den raschen deutschen Vormarsch ermöglicht hat, was die kampflöse Preisgabe uneinnehmbar erscheinender französischer Stellungen. Vielleicht werden wir später einmal hören, wie es so weit kommen konnte.

Frankreich, den 8. Juni 1940

Noch immer genieße ich die waldige Ruhe unter einem sanften Blütenblätterregen meines Akazienbaumes. Immer noch derselbe schöne Sonnenschein und das spärliche Krachen des Artilleriefeuers in der Ferne. Sommerlich liegen Wiesen und Waldungen; ich halte diesen Zustand recht gut noch eine Weile aus.

Langsam wird es nun interessant, was die Menschen weiter mit dieser Welt anfangen werden. Es sieht eigentlich nicht so aus, als ob sie in absehbarer Zeit vernünftig werden wollten, um eine neue Ordnung zu schaffen, die unter Menschen ein freies, würdiges, wertvolles Leben ermöglicht. Aber durch den Krieg werden von Neuem Vorurteile, Hassgefühle, Missverständnisse hervorgerufen, die auch in sogenannten Friedenszeiten wieder das Leben auf lange Zeit vergiften und entwürdigen werden. Es ist ja eine alte Sache, dass man an die «Vernunft» nicht appellieren soll. Wird aber nie das Gefühl für eine andere «Weltanschauung» geweckt werden können, die das Menschliche über das Politische, eine neue Zukunft über veraltete Tradition, Recht über Macht, organisches Leben über gewalttätige Expansion stellt?

Frankreich, den 11. Juni 1940

Vor ein paar Stunden war ich in einem der Dörfer, auf dem eigenes und feindliches Artilleriefeuer gelegen hatte (Chaudardes). Die Kirche stand noch fast unversehrt, der schöne, erst kürzlich wieder hergestellte Bau in gotischer Schlichtheit hatte kaum etwas abbekommen. Die Häuser sahen schlimmer aus. Dächer eingestürzt, die Türen und Fenster zerbrochen, die Zimmer verwüstet. Aus einem Keller kam ein altes Frauchen, zitternd, gebückt, verstört nach allem, was sie durchgemacht, die letzte und einzige Bewohnerin des Dorfes. Alles andere war schon lange vorher geflüchtet, evakuiert worden; sie allein war nicht mehr

mitgekommen und während des Feuers aus ihrem Häuschen in den Keller einer fremden Wohnung gehumpelt. Irgendjemand hatte nach dem ersten Durchmarsch sie zur «Kriegsgefangenen» erklärt, und nun wagte sie sich kaum mehr ans Licht. Zweiundachtzig Jahre war sie alt und erzählte von der Besatzungszeit des letzten Krieges.

Ich machte ihr klar, dass sie nun wieder frei sei und in ihr Haus zurückgehen könne zu ihrem Gemüsegärtchen, zu ihrem Brunnen. Nur schwer liess sie sich bewegen, aus Furcht vor neuen Granaten und aus Angst vor dem Ungewissen. Wir führten sie in ihre Wohnung zurück, die Strasse hinauf. Mit zitternder Stimme dachte sie an ihren Sohn, der 1918 gefallen war, an ihre Tochter, die 1914, im August, bei der Geburt von Zwillingen vor Angst und Schrecken gestorben war, während der Mann im Felde war. Im Zimmer lagen Wäsche, Geschirr, Stühle, Tische, Kästen durcheinander, das Dach war geborsten und schien darauf zu warten einzustürzen. Verstaubt lag in einem Winkel das Bild des gefallenen Sohnes. Weinend griff sie danach und drückte ihre Lippen auf das Glas. Wie ich dann gehen wollte, griff sie nach meinen Händen . . .

Frankreich, den 16. Juni 1940

In der Nacht setzt das Bataillon über Kanal und Fluss, die vorgeschobenen Beobachter der Artillerie sind dabei. So schleichen wir vor, der Mond scheint etwas zu hell, und je weiter wir herankommen, desto mehr denkt man unwillkürlich daran, wie es an der Aisne der Infanterie gegangen ist! Ein halbes Stündchen Schlaf im nassen Gras, ein paar Leuchtkugeln, vom feindlichen Flieger abgeworfen. Und dann sind wir am Wasser, Schlauchboote fahren uns hinüber, wie es schon langsam hell wird. Kein Schuss ist gefallen. Nun sind die Brücken schon wieder fertig und der Vormarsch geht weiter! Man kann einfach nicht umhin, sich zu fragen, wie ist das alles möglich? Knapp vier Wochen Krieg, deutsche Truppen in Paris, die Seine überschritten, das französische Heer vernichtet. Teilnahmslos schauen die Gefangenen; nur einen sah ich neulich, dem die Tränen in den Augen standen. Werden die Franzosen den aussichtslosen Kampf noch weiterführen? Was wird England tun, was Amerika? Von italienischen Siegen hört man ja noch wenig; überhaupt scheint das Mittelmeer noch ein offenes Problem.

Wie geht es meiner Schwester? Sie hat es sicher schwerer gehabt als ich und hat mehr mitgemacht. Wird sie ihren Mut und ihre innere Kraft behalten haben? Ich denke, wir werden nicht in der Nähe von Paris vorbeikommen . . .

Frankreich, den 9. August 1940

Kürzlich war ich in Calais und Dünkirchen. Zerstörte Wohnviertel und Hafenanlagen über dem herrlichen ewigen Meer. In Dünkirchen die unübersehbare Menge vernichteter Fahrzeuge – die Reste der englischen Armee. Hunderte von ihnen auf Plätzen, Strassen, bis in die Wellen der See hinein, neben den Mastspitzen versenkter Schiffe.

K. L., Estland

Freiwilliger

umgekommen durch den finnisch-russischen Winterkrieg

Vilaniemi, den 3. März 1940

Nichts hat mich stärker ergriffen als die Verwundung eines jungen Freiwilligen. Ich habe meinen Bruder sterben sehen, während ich, der neben ihm stand, am Leben bleiben durfte; ich habe das zerschossene Gesicht meines jüngsten Vetters gesehen, und ich habe es ertragen, und vieles mehr. Aber ein junger Nyländer lag neben mir in einer der Furchen, als es anfang, Granaten zu regnen. Es war unmöglich, nicht getroffen zu werden, und ich fühlte einen brennenden Schmerz in der einen Achsel. Verwundet – aber meine rechte Hand war noch gesund, und ich brauchte sie auch. Der junge Nyländer sah mich mit tiefem Verständnis aus seinen ehrlichen, blauen Augen an. «Verwundet?» fragte er leise. Noch einmal sah er mich an, bis ein Granatsplitter seinem Leben ein Ende machte. Erst hinterher merkte ich, dass er schon viel früher verwundet worden war und die Beine schon nicht mehr bewegen konnte. Ohne ein Wort war er sich bewusst gewesen, dem sicheren Tod entgegenzugehen, und als mein Arm verwundet wurde, wusste er, dass ich ihm von dort nicht mehr forthelfen konnte. Aber ich hörte kein Wort der Klage, nur ein tiefes Verständnis für meinen zerfetzten Arm.

STEFAN NAPIERSKI, Polen
geboren 1899, erschossen im Jahre 1940

Nackter Zweig

Siehst du es? Auf die Scholle fiel Reif,
Er glitzert auf braunen Bäumen.
Verbirg deine Stirn in der Hand, die steif,
und lausche, wie Vögel träumen.

Berührst du die Scheibe? Sprichst du ins Glas?
Klagst du von Kreuzen und Klippen?
Das ist kein Blut auf der Hand, die nass,
Ein Zweig streift die bitteren Lippen.

Es ruft kein Morgen über dem Haus,
Kein Flügel rauscht von den Hängen;
Der Griffel des Lichts löscht das Auge aus:
Ein nackter Zweig, kein Engel. ...

STÉPHANE PIOBETTA, Frankreich
geboren am 22. Juli 1913 in La Roche-sur-Yon, gefallen als Offizier
französischer Truppen in Italien am 14. Mai 1944 bei San Apollinare,
beigesetzt in der Krypta der ‚Resistance universitaire‘ der Universität
Paris

25. Juni 1940
[Südfrankreich]

Vom 17. Mai bis 25. Juni fünf Wochen intensiver Kampftätigkeit, in denen wir erbittert gegen zunehmende Auflösungserscheinungen, gegen die Unmöglichkeit und die Wirkungslosigkeit des Einsatzes ankämpften. Und dann, am 25. Juni, fühlt man sich plötzlich müde, weil man machtlos ist und diese fünf Wochen im Fieber, ohne Ruhe, wie

einen einzigen, langen, zugleich kurzen und endlosen Tag, wie einen grauenvollen Traum, verbracht hat.

Wir haben halb Frankreich durchzogen, von der Somme, wo man zu Beginn der letzten Maiwoche gegenüber Péronne ankam, bis Dordogne und Lot. Und hier beginnt eine noch bedrückendere Zeit; in einer Pause, die fast die vergangenen Tage zurückwünschen lässt, so verhasst wird sie einem, demobilisiert man langsam, immerfort in Unordnung und ohne klaren und gescheiterten Auftrag: man verteilt Benzin, dann organisiert man die Verpflegung der Zivilbevölkerung, prüft die Passierscheine der Flüchtlinge, dann tut man gar nichts mehr, und dann hat man nur noch ein einziges Interesse: dass das bald auf hört!

Wenn man nachdenkt, stellt man jetzt fest, dass diese zwei Monate Mai und Juni nur ein Vorspiel zu dem Geschehen sind, das sich jetzt abzeichnet, eine rasche, negative Einleitung zu dem zweiten Weltkrieg, an dem wir, wenigstens bis auf Weiteres, nicht teilnehmen werden. Und man fragt sich, ob dieses Vorspiel nicht den Hauptsinn hat, uns aus dem Konflikt herauszuhalten, uns mehr zu besiegen als zu lähmen und den Ereignissen gegenüber passiv zu machen. Also: Passivität nach Ohnmacht und Untätigkeit? Leider ist es so.

Man weiss nicht, ob man sich insgeheim darüber freuen soll; denn jeder Franzose ist im Grunde ein Pazifist, der vor allem nach diesen letzten Geschehnissen den Schrecken des Krieges tief empfindet. Aber der Franzose ist auch stolz, mutig, sogar ungestüm. So haben ihn die letzten Kämpfe gezeigt. Inmitten dieser Unordnung und dieser zersetzenden und niederschmetternden Auflösung habe ich unaufhörlich persönliche und gemeinsame Taten eines völlig hoffnungslosen, fast absurden, nutzlosen, aber grossartigen Heldentums beobachtet. Die niederschmetterndste Demütigung hat nicht über unser Temperament triumphiert! Der Franzose lehnt sie ab und bestreitet sie in seiner ganzen Haltung. Was für ein einzigartiges Paradoxon! Frankreich ist nach einer Niederlage ohne Beispiel moralisch dennoch siegreich!

Erstaunt und verletzt erhebt sich Frankreich wieder und lehnt den Glauben ab, die erhoffte Zukunft sei ihm verschlossen. Mehr noch: Frankreich fühlt stärker als im Augenblick der Kämpfe das Ideal, das seine Daseinsberechtigung ausmacht, ein Ideal, auf das es nicht verzichten kann, ohne sich selber aufzugeben.

Sucht man nach den Gründen der Niederlage, so kann man leicht

und völlig unvoreingenommen jeden einzelnen erwägen, den man uns offiziell enthüllt, den man uns zuruft oder zuflüstert. Doch man kann sich mit allen diesen Erklärungen nicht zufrieden geben, sei es nun die Mittelmässigkeit der Regierenden oder die Preisgabe und der Verfall der Moral, die Tätigkeit jüdischer Kreise oder der Einfluss revolutionärer Lehren, die Unfähigkeit der militärischen Führer, die Teilnahmslosigkeit der Soldaten oder der Verrat bestimmter Franzosen. Warum will man heute, nachträglich, die Niederlage erklären? Heisst das nicht, die in der Wirklichkeit verlorene Schlacht intellektuell gewinnen und noch einmal beweisen zu wollen, dass man gewinnen konnte, wenn . . . ?

Aber dann ist es besser, sich nicht vergebens an die Brust zu schlagen und noch blutende Wunden wieder aufzureissen. Will man Frankreich wieder aufbauen? Das muss geschehen, aber dann wollen wir stillschweigen, uns nicht selber demütigen.

Erheben wir wieder unsere Häupter, wenn wir nicht als Sklaven und als Besiegte behandelt werden wollen. Da der Krieg noch nicht zu Ende ist, da noch alles zu geschehen hat und alles zu entscheiden ist, wollen wir daran denken! Nehmen wir unsere Zukunft wieder in unsere Hände und bewahren wir sie unberührt und rein. Für alle, die glauben, dass sie weiterleben, wird das Signal zum Einsatz noch ertönen, und sie werden sich ihrer Kameraden, die mit dem Angesicht zum Feind gefallen sind, dann erinnern, aber auch der Aufgabe, die jene sterbend ihnen vermacht haben.

ROBERT P. POST, USA

gefallen im Februar 1941 bei einem Luftangriff auf Wilhelmshaven

London, September 1940

Von der Morgenfrühe bis in die Dämmerung hinein spielten sich gestern über dem Kanal ununterbrochen Luftkämpfe ab. Anfliegende deutsche Bomber richteten ihre Angriffe vor allem gegen Portsmouth und die Isle of Wight, wo an nicht-militärischen Zielen geringfügiger, an militärischen kaum nennenswerter Schaden angerichtet wurde. Ungefähr 500 Flugzeuge sollen an dem Angriff beteiligt gewesen sein.

In einem offiziellen Kommuniqué von heute Morgen gab das Ministerium für Luftfahrt die deutschen Verluste mit 65, die Zahl der abgeschossenen englischen Jäger mit 13 an. Diese Zahlen beziehen sich auch auf Verluste bei Einsätzen gegen andere Orte als Portsmouth und die Isle of Wight. Bomben fielen über Kent und Sussex, wo an den Flugplätzen der Royal Air Force «geringfügiger Schaden» entstand.

Es wird davon gesprochen, dass die verstärkten deutschen Angriffe möglicherweise ein furchtbares Luftbombardement ankündigen, das nach Meinung der meisten einem Landeversuch auf der Insel vorausgehen wird. Zwar trifft zu, dass die deutschen Angriffe am Sonntag und gestern alle früheren an Zahl, Heftigkeit und taktischem Geschick in den Schatten stellten. Trotzdem erwiesen sie sich vom militärischen Standpunkt aus als erfolglos. Offizielle britische Quellen veröffentlichten gestern Nacht einen Bericht über die Auswirkungen des tagelangen Bombardements, das über Kent begann und sich später bis Portsmouth, dem wichtigsten und ältesten Kriegshafen des Empire, ausdehnte.

An vielen Häusern entstand beträchtlicher Sachschaden und in weitem Umkreis gingen alle Fenster in Scherben. Die Mehrzahl der Bevölkerung hatte Schutz gesucht; dennoch gab es einige Tote und Verletzte, besonders durch einen Bombentreffer auf einen Luftschutzraum. In dem Kommuniqué von gestern Nacht hiess es jedoch, dass «verglichen mit der grossen Anzahl abgeworfener Bomben nur wenig Verluste» zu beklagen seien.

Ohne Zweifel haben die Deutschen nicht unbeträchtlichen Schaden verursacht. Sie stiessen aber auf heftiges Luftabwehrfeuer und die

noch heftigere Gegenwehr unserer Jäger vom Typ Spitfire und Hurricane, die den ganzen Tag über wie Hornissen am Himmel herumswärmten.

Viele deutsche Piloten stiegen aus und wurden von der Polizei oder von Einheiten der Heimwehr gefangengenommen. Die Angriffe wurden selbst nach Einbruch der Dunkelheit noch fortgesetzt. Einzelne feindliche Maschinen tauchten über Südwest- und Südostengland auf. Jagdmaschinen, Scheinwerfer und Flakbatterien wurden zur Abwehr eingesetzt.

An anderen Stellen schien es, als legten die Deutschen einen Rauchschleier an den Himmel. Mehrere Dutzend Bahnen dichten weissen Rauches zogen sich über den Himmel und waren noch lange nach Verschwinden der Flugzeuge sichtbar.

EMANUEL RINGELBLUM, Polen
geboren 1900, erschossen von der Gestapo mit seiner Familie am
7. März 1944 in Warschau

Aufzeichnung über die Lage des Judentums:

Ende 1940

In Rumänien. Die Juden bauen das von einem Erdbeben zerstörte Gebiet wieder auf. Nach dem Begräbnis Codreanus antijüdische Pogrome. Delegation bei Antonescu. 14'000 bessarabische Juden in Rumänien baten um das Recht der Einreise [in die Sowjetunion]. 50'000 Juden emigrieren von Rumänien nach Bessarabien. Einige Broschüren über die Fünfte Kolonne. Das okkupierte Europa widersetzt sich dem nazistischen Antisemitismus. Kampf mit dem Antisemitismus als Hilfe für die Juden. In Marseille ist eine Zeitung konfisziert worden, die anti jüdische Gesetze kritisierte. Im Anzeigenteil wurde veröffentlicht, dass die Redaktion bereit sei, Aufklärungen über die Frage der zensierten Artikel zu erteilen. Dieser Artikel wurde in ganz Warschau schnell verbreitet.

Belgien. Am Vortage der Verfolgungen wurde den Juden billiger verkauft. Erschossen wurde van Apel, ein antisemitischer Schriftsteller ... Einige Juden waren zugleich grosse Belgier, wir werden ihre Namen ehren; Tod solchen Belgiern [wie Apel] ! Die Geistlichkeit in Holland und Belgien protestiert gegen die Judenverfolgungen. In Frankreich ist die Tradition der Hugenotten erneuert worden. Durch die Losung ihres «Überdauerns». In einer gewissen Stadt verlas ein Priester (von der Kanzel herab) das Buch Esther. Bei dem Namen Haman sprach er (den Buchstaben) ‚H‘ langgedehnt aus. Die, welche die Juden vernichten wollen – müssen untergehen. Lest das Buch Esther. Lasst uns mit vereinten Kräften dem Satan Widerstand leisten. An diesem Tage halfen alle den jüdischen Flüchtlingen.

Holland. Schwierigkeiten bei der Vervollständigung der Generalversammlungen der (Schiffahrts-)Gesellschaften, aus denen die jüdischen Direktoren entfernt worden sind. Belgische Freiheitskämpfer helfen den verfolgten Juden. Ein Professor aus Rotterdam wurde wegen Lächerlichmachung der nazistischen Wissenschaften verurteilt. Viele Professoren in Konzentrationslagern. Die Universitäten Leyden und Utrecht sind wegen Streiks zur Verteidigung der Juden geschlossen worden. In Oslo entfernten Studenten antijüdische Aufschriften von den Geschäften. In Prag wischten tschechische Studenten die antisemitischen Aufschriften an den Sparkassen und Restaurants ab. Sie zerstörten die Kioske mit dem ‚Stürmer‘, demonstrierten mit Transparenten «Nieder mit dem Antisemitismus»: 2'000 wurden arrestiert.

Auf eine Ansprache von Seyss-Inquart [Reichskommissar in den Niederlanden], die sich mit der neuen Ordnung befasste, antwortete ein bekannter Wissenschaftler: Wir sind Gegner aller Rassentheorien. Gestattet uns Niederländern, an unserem Spinoza und anderen jüdischen Gelehrten festzuhalten. Illegale Wachen behüten jüdische Funktionäre und auch (deren) gesellschaftliche Institutionen vor den einheimischen Faschisten. Den Juden in Den Haag hat man (eine Kontribution von) 50'000 Gulden auferlegt. Diese Summe bezahlten Christen. – Das Denkmal^Sginozasjyird ständig besucht und mit Blumen überhäuft. – In Amsterdam sind Anhänger von Mussert verprügelt worden, die Juden zu überfallen suchten.

In Oslo musste der Film ‚Grenadier-Strasse‘ von der Leinwand abgesetzt werden, und das infolge von Protesten. – Zwei Restaurants

für Juden in Prag haben mehr christliche als jüdische Gäste. Die slowakischen Bauern handeln mit Juden. In einem gewissen Städtchen Frankreichs wollte man fünf Juden zur Zwangsarbeit mitnehmen: (die Bevölkerung) stand mitten auf dem Marktplatz und schrie empört: Tod den Juden Verfolgern.

Norwegen. Man hat die Juden aus allen Berufen entfernt. – Kennzeichnung der jüdischen Geschäfte. – Den religiösen Vereinigungen hat man die Unterrichtstätigkeit untersagt. – Studenten besserten jüdische Geschäfte wieder aus, die eben durch Studenten zerstört worden waren. – Palästina. Am 9. September ein Luftangriff auf Tel Aviv (als Vergeltung) für die durch Juden betriebene antiitalienische Propaganda. 127 Personen, darunter 107 Juden – ein Friedhof zerstört. 45 Häuser demoliert. – 2'000 Pfund Sterling Hilfe von der Regierung. – Geldsammlung für . . . Palästinensische Infanterie. – Die Juden wollen eine unabhängige jüdische Armee schaffen. – Türkei. – Der Kiewer ‚Stern‘ beging sein fünfjähriges Jubiläum. – Am 8. Oktober wurde der jüdische Historiker Dr. Henryk Szyper Mitglied der Akademie für Geschichtswissenschaften. – 200 jüdische Flüchtlinge in ... In der ‚Polnischen Stimme‘ (Tagebuch-)Blätter eines Verteidigers von Warschau, mit geringschätzigen Bemerkungen über das Thema: Die Juden als Asiaten. 18'000 Juden aus Frankreich, Belgien, England und Holland dienten in der Armee.

Palästina. Der Apfelsinenexport fiel von 80 auf 70 Millionen. – Frauen und Kinder (siedelten) infolge der Bombardierung nach Jerusalem (um). – Militärische Arbeiten: Brücken, Strassen usw. – Die Politik Englands gegenüber Palästina hat keinen Wandel erfahren. – 4'000 Juden in der britischen Armee. – Blutige Kämpfe zwischen . . . und Palästina.

Yi SANG-HWA, Korea

geboren 1900 in Taegu, Provinz Nord-Kyongsang, gestorben als Opfer der Besatzung 1941

Wird der Frühling kommen?

Kommt Frühling auch in das Reisfeld, das nicht mehr uns gehört,
Nun, da es eines anderen Herren Land ist?
Ich gehe auf schmalem Pfad zwischen den Reisfeldern hin,
Wo sich blauer Himmel und grüne Erde berühren.
Sprich, stummer Himmel, wortloses Feld, sprich –
Viele sind mit mir gekommen:
Habt ihr mich vom Hause geholt? Herausgerufen zu euch?
Winde antworten wispernd, flüstern mir zu: Weiter! Weiter!
Hinter Wolkenschleiern wirbeln die Lerchen Willkommen:
So singt ein junges Mädchen hinter der Hecke!
O Gerstenfelder, reife,
Euch ist das Haar dicht und lang nach einem Mitternachtsregen.
Klar ist auch mir das Haupt, leichten Fusses will ich weitergehn, allein.
Zum Wiegenlied des Feldes tanze ich, die Schultern zuck' ich: was
hilft's?
Grüssen will ich das veilchengeschmückte Feld;
Finden will ich das Feld, wo
Einst ein Mädchen mit schimmerndem Haar Reis pflanzte;
Halten will ich die Sichel in meiner Hand;
Treten will ich auf fette Erde, die sanft ist wie samtiges Fleisch;
Plagen will ich mich, Schweiss vergiessen dem Land!
Gebt Antwort meiner Seele, die blind wie ein Pfeil ins Endlose irrt,
Die streift und sucht, wie Kinder, die am Flusse spielen:
Was such' ich denn? Und wohin gehe ich?
Müde schleiche ich hin, als hätt' mich der Frühlingsteufel am Halse:
Betäubt halb vom Ruch des grünen Grases,
In dessen kleinem Dschungel grünes Lachen mit grüner Sorge tanzt:
Denn ach, uns ist das Feld gestohlen und der Frühling auch!

VIRGINIA WOOLF, Grossbritannien
geboren am 12. Januar 1882, gestorben durch Freitod in Depressionen, die der Krieg verstärkte, am 28. März 1941

An amerikanische Freunde:

August 1940

In den beiden letzten Nächten waren deutsche Maschinen über unserem Haus: Heute sind sie wieder da. Welch eigenartiges Erlebnis, wach im Dunkel zu liegen und dem bösen Summen einer Hornisse zu lauschen, deren Stachel jede Sekunde den Tod bringen kann! Immer wieder lenkt dieses Summen und Surren vom kühlen und folgerichtig klaren Nachdenken über den Frieden ab. Und doch: mehr als Kirchenlied und "Gebet sollte gerade dieses Geräusch uns alle zwingen, nun erst recht über den Frieden, auf den Frieden zu sinnen. Denn wenn es uns nicht gelingt, diesen Frieden denkend in unsere Mitte herabzuzwingen, dann wird nicht nur dieser eine Mensch hier auf diesem einen Lager, dann werden Millionen noch Ungeborener in derselben Dunkelheit wachliegen und dem Sirren und Singen des Todes entgegenlauschen. Wo ist der einzig bombenfeste Luftschutzbunker in dieser Stunde, da die Flak auf dem Hügel Salve um Salve, Feuerstoss um Feuerstoss in den Himmel jagt, da die blassen Scheinwerferfinger die Wolken abtasten und immer wieder, einmal nah, einmal ferner, eine Bombe zur Erde zischt? Nur unsere Gedanken, unsere Taten können den Frieden erbauen.

Droben in den Wolken kämpfen und kurven im Augenblick junge Engländer und junge Deutsche um ihr Leben: Männer die Angreifer, Männer die Verteidiger. Den Frauen Englands ist die Waffe zum Kampf gegen den Feind, zur Selbstverteidigung versagt. Waffenlos lauschen sie in die Nacht. Und doch: wenn sie glauben, dass die englischen Piloten am Himmel über ihnen für die Freiheit, die deutschen für den Sieg der Tyrannei kämpfen, dann müssen sie ihren Landsleuten mit aller Kraft, die ihnen gegeben ist, zur Seite stehen. Wie aber kämpft man ohne Waffe für die Freiheit? Man dreht Granaten; man näht Uniformen; man packt Rationen. Gut – aber es gibt einen besseren Weg des waffenlosen Einsatzes an der Front der Freiheit: Den

Kampf mit den Waffen des Geistes. Auch die Frauen Englands können Gedanken schmieden, die in der Hand der Piloten am Nachthimmel Englands zum Schwert, zum Schild werden.

Aber Gedanken ohne Trieb- und Tragkraft sind Blindgänger. Wir müssen sie abfeuern können, ehe sie treffen und wirken. Wie steht es damit? Das Summen der Metallhornissen am Himmel ruft einen Schwarm un guter Erinnerungen in mein Bewusstsein. Summte nicht heute Morgen eine andere böse Hornisse über die Spalten der ‚Times‘? Eine Frauenstimme meinte: «Frauen sind in der Politik zum Schweigen verdammt.» In der Tat, weder im Kabinett noch in irgendeiner verantwortungsvollen Schlüsselposition sitzt eine Frau. Nur Männer bedienen die grossen Schalthebel, durch die der Funke der Idee in den Stromstoss der Tat umgesetzt wird. Das dämpft das Denken, das macht den Rückfall in die bequeme Verantwortungslosigkeit für uns Frauen so leicht!

Sollten wir nicht doch das Haupt in den Kissen begraben, uns die Ohren zuhalten, das fruchtlose Denken und Grübeln einfach vergessen? Nein. Warum nicht? Einfach deshalb, weil Politik und Geschichte nicht nur an Generalstabstischen, nicht nur an den Konferenztischen gemacht werden. Auch an Teetischen wird gedacht. Lassen wir unsere jungen Männer nicht ohne eine scharfe Waffe, wenn wir ihnen aus dieser Intimsphäre des Heims, aus dem Kreise des Privaten unsere Gedanken einfach deshalb nicht mehr zusprechen, weil es nutzlos scheint?

Wenn wir uns vor der Verachtung, dem Spott fürchten, die unsere eigenständige Fähigkeit treffen könnten, zeigen wir nur, dass wir im Grunde unfähig, unvernünftig sind. «Des Geisteskampfes werd' ich niemals müd», schrieb Blake. Geistiger Kampf ist Denken gegen den Strom, nicht assoziatives Treiben mit ihm.

Schnell aber und wild wirbelt dieser Strom talab. Aus den Lautsprechern, aus dem Mund der Politiker stürzen immer neue Kaskaden von Schlagwörtern über uns. Täglich hämmert man uns ein, wir seien ein freies Volk, das seine Freiheit verteidigt. Dieser Gedankenwirbel reisst unsere jungen Piloten gleichsam in jene Wolken hinauf, in denen sie den Feind stellen. Andere Aufgaben sind uns zugewiesen, die wir auf der Erde, unter Dach und Schutz, Gasmaske griffbereit, zurückgeblieben sind: die Schwätzer zu entlarven, das Saatgut der Wahrheit von der Spreu der Propaganda zu sondern. Wir sind *nicht* frei. Ge-

fangene sind wir, hier, heute Nacht: der Pilot in seiner Kabine, die Hand am Feuerknopf der Bordkanonen, wir, im Dunkel, auf unserem Lager, die Gasmasken neben uns. Wären wir frei, so tanzten wir in der Sommernacht, spielten, plauderten an offenen Fenstern. Wer ist unser Zwingherr? «Hitler!» schallt es unisono aus den Lautsprechern. Wer ist Hitler? Was ist Hitler? «Der Aggressionstrieb an sich, die Tyrannei, die Inkarnation des Machtwahns», so antwortet man. «Zerstört das alles, und ihr seid frei.»

Das Dröhnen der Maschinen wird stärker. Es ist, als säge man direkt über uns einen starken Ast durch. Singende, sirrende Todessäge, Kreissäge schwingend und dröhnend im Mark eines grossen Astes über dem Haus. Singendes Sägen neuer Gedanken, Bahn fressend im Gehirn: «Begabte und fähige Frauen werden unterdrückt, weil im Unterbewusstsein jedes Mannes Hitler an der Macht ist.» So Lady Astor in der ‚Times‘ von heute Morgen. Wir werden unterdrückt, wir sind Gefangene: die Männer in ihren Spitfires, die Frauen in Bett und Keller. Aber unsere Piloten haben keine Zeit zum Denken; Denken während des Luftkampfes ist lebensgefährlich – für sie und für uns. Wir – in der Stille unserer Nächte – müssen für sie denken. Das unterbewusste Hitlertum, das uns in Fesseln schlägt, muss ans Licht des Bewusstseins gezerrt werden, erkannt werden als Aggressionstrieb, als Lust zur Macht, als Psychologie des Sklavenhalters. Klar liegt das alles selbst in der Dunkelheit am Tage: Schaufenster strahlen, Frauen im Puppenputz starren auf die Auslagen, Frauen schminken sich, rote Lippen und rote Fingernägel wollen dem Manne gefallen. Sklavinnen wollen die Sklavenhalter selbst versklaven. Erst wenn wir selbst aus dem Netz der Geschlechtshörigkeit ausbrechen, können wir die Welt, die Männer von politischer Tyrannei befreien. Die Hitler werden nur von Sklaven geboren und erzogen.

Eine Bombe heult. Die Fenster klirren. Die Flak feuert wild. Auch die Geschütze auf dem Hügel, getarnt unter einem grünbraun herbstblatfarben staffierten Netz, setzen in Gruppen ein. Die Neun-Uhr-Nachrichten werden morgen verkünden: «Vierundzwanzig feindliche Flugzeuge wurden heute Nacht abgeschossen, davon zehn durch Flak.» Und eine der Friedensbedingungen – so sagen die Stimmen auf allen Wellen – ist Abrüstung, Abrüstung... Geschütze, Heer, Flotte, Luftwaffe wird es in Zukunft nicht mehr geben. Junge Männer werden

nicht mehr im Waffendienst ausgebildet. Aber da summt eine andere Hornisse durch meine Gedanken, ein anderes Zitat sirrt und sägt im Bewusstsein: «Gegen einen wirklichen Feind zu kämpfen, unsterblichen Ruhm dadurch zu erwerben, dass ich mir völlig fremde Menschen erschiesse, heimzukehren mit ordenbedeckter Brust – das war der Gipfel meiner Hoffnungen . . . Auf dieses Ziel hin waren mein ganzes Leben, meine Erziehung und Ausbildung bisher gerichtet.»

Das sagt ein junger Engländer, der im ersten Weltkrieg kämpfte. Können unsere Denker und Tagesideologen angesichts dieser Worte im Ernst glauben, dass das Problem der Abrüstung gelöst ist, wenn man das Wort «disarmament» auf ein Blatt Papier schreibt und dieses Blatt auf einen Konferenztisch legt? Othello bleibt Othello, auch wenn er als Feldherr schlichten Abschied nimmt. Nicht nur die Durchhalteparolen des Tages treiben und tragen unsere jungen Piloten beim Luftkampf; stärkere Stimmen erklingen in ihnen selbst – Stimmen atavistischer Instinkte, die unsere Tradition und Erziehung pflegen und mit patriotischen Etiketten versehen. Wer wird unseren jungen Männern diese Primitivschübe vorwerfen? Könnten wir Frauen etwa den Muttertrieb auf Kommando eines Konferenztisches voller Politiker abschalten? Nehmen wir an, eine der Friedensklauseln laute als Imperativ so: «Geburt und Aufzucht von Kindern sind auf einen kleinen, auszuwählenden Kreis von Frauen zu beschränken.» Würden wir diese Bedingungen akzeptieren? Müssten wir nicht protestieren: «In der Mutterschaft liegen Ruhm und Sendung der Frau. Auf dieses Ziel besonders hin ist mein ganzes Leben, meine Erziehung und Ausbildung gerichtet.. .?» Und doch: wenn es der Friede der Welt, die Zukunft der Menschheit nötig machten, Gebären und Geburt zu beschränken, den Muttertrieb zu unterdrücken – die Frauen der Welt würden ehrlich versuchen, dieses Opfer zu bringen. Und die Männer würden ihnen helfen? Wie? Indem sie ihren Verzicht auf das Kind achten, ihrer schöpferischen Kraft neue Felder öffnen würden.

Ähnlich liegt die Aufgabe der Frau heute: wir müssen den jungen Männern Englands helfen, mit der dem Manne eingeborenen Ordenssucht fertigzuwerden. Wir müssen ehrenhaftere Arbeits- und Bewährungsbereiche für alle erschliessen, die den stammesalten Kampftrieb, das unterbewusste Hitlertum in sich mit Stumpf und Stiel auszurotten

suchen. Dem Mann, der die Waffe wegwirft, müssen wir etwas Besseres geben.

Das Sägen und Surren über uns wird noch stärker. Die Scheinwerfer fingern krampfhaft steil den Himmel ab. Sie zeigen auf einen Punkt genau über dem Dach des Hauses. Jede Sekunde kann eine Bombe in mein Zimmer schlagen. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs . . . die Sekunden ticken vorbei. Keine Bombe. Aber in diesen Augenblicken höchster Spannung erlischt alles Denken, alles Fühlen. Nur dumpfe Angst ist da. Ein Nagel schlägt unsere ganze Existenz in ein hartes Brett. Wie unfruchtbar sind Furcht- und Hasseffekte! Im Augenblick, in dem die Angst sich löst, greift der Geist wieder aus und sucht, instinktiv sich regend, neu zu denken, neu zu schaffen. Das Zimmer ist dunkel: so schöpft der Geist das Neue aus dem Brunnen der Erinnerung.

Andere Augusttage steigen herauf: Bayreuth, Wagner...; Rom, Wege in der Campagna; London. Stimmen von Freunden hallen herüber. Gedichtfragmente fangen wieder an zu klingen. Und es zeigt sich, dass jeder Schatten der Erinnerung stärker, belebender, heilender, schöpferischer ist als die dumpfe Angstspanne der Gegenwart, gewoben aus Furcht und Hass. Wenn wir also der jungen Mannschaft den Lorbeer des Krieges, den Bogen und die Pfeile nehmen, müssen wir ihr das Tor zur Welt des Schöpferischen öffnen. Glück müssen wir schaffen, Freiheit vom mechanisierten Leben. Die Gefängnistürer müssen fallen, freie Luft muss unsere jungen Männer umwehen. Aber ist es nicht sinnlos, den jungen Engländer zum Freigelassenen zu erheben, wenn der junge Deutsche und Italiener Sklaven bleiben?

Die Scheinwerfer, deren Widerschein durch die Wohnung spielt, haben die Hornisse erhascht. Vom Fenster aus sehe ich ein winziges Silberinsekt sich im Griff der Lichtfinger drehen und wenden. Die Geschütze feuern staccato. Dann schweigen sie. Wahrscheinlich ist die Maschine abgeschossen worden, hinter dem Hügel. . . Kürzlich sprang ein deutscher Flieger ab; unverletzt landete er in einem Feld, nicht weit von hier. Zu den Soldaten, die ihn festnahmen, sagte er in ganz gutem Englisch: «Gott sei Dank! Schluss mit dem Krieg!» Ein Engländer gab ihm eine Zigarette, eine Engländerin machte ihm eine Tasse Tee. Zeigt das nicht, dass das Saatkorn nicht auf steinigem Grund fällt,

wenn man den Menschen nur aus den eingefahrenen Mechanismen freimachen kann? Solche Körner können Wurzel schlagen.

Nun schweigen alle Geschütze. Die Scheinwerfer sind erloschen. Die gottgewollte Dunkelheit der Sommernacht senkt sich auf alles zurück. Leise erklingen wieder die unschuldig-pastoralen Geräusche des Landes. Ein Apfel klopft auf den Boden. Ein Käuzchen schreit und huscht von Baum zu Baum. Und die halbvergessenen Worte eines alten englischen Dichters fallen mir ein: «Noch sind die Jäger wach in Amerika . . .» So sende ich denn diese Gedankensplitter zu den «Jägern, die drüben in Amerika noch wach sind», zu den Frauen und Männern, deren Schlaf noch nicht vom Rattern der Maschinengewehre gestört wird, und ich glaube, sie werden sie grosszügig und gütig aufnehmen und noch einmal denken, dass sie sie vielleicht sogar in Gutes und Nützliches umprägen werden. Und nun komm, Schlaf, zu mir, in dieser dunkleren Hälfte der Welt!

Aus dem Tagebuch:

Montag, 13. Mai 1940

Ich gebe zu, eine gewisse Zufriedenheit, einen gewissen Abschluss eines Kapitels und den damit sich einstellenden Frieden zu empfinden darüber, heute meine Korrekturbogen abgeschickt zu haben. Ich gebe es zu – weil wir uns im dritten Tag «des grössten Kampfes der Weltgeschichte» befinden. Er begann (hier) mit den Acht-Uhr-Nachrichten, die, als ich noch halb im Schlaf lag, die Invasion Hollands und Belgiens bekanntgaben. Der dritte Tag der Schlacht von Waterloo. Apfelblüten beschneien den Garten. Eine Bocciakugel ging im Teich verloren.

Churchill, der alle ermahnte, zusammenzustehen: «Ich habe nichts zu bieten als Blut und Schweiss und Tränen.» Diese riesigen formlosen Gestalten bewegen sich weiter umher. Sie sind keine Substanzen; aber sie machen alles andere winzig. Duncan sah einen Luftkampf über Charleston – einen Silberstift und ein Rauchwölkchen. Percy hat die Verwundeten in ihren Stiefeln eintreffen sehen. Also kommt mein kleiner Augenblick des Friedens in einem gähnenden Hohlraum. Aber, obgleich L. sagt, er habe Benzin in der Garage zum Selbstmord, falls

Hitler gewänne, wir machen weiter. Es sind die Riesenhaftigkeit und die Winzigkeit, die das ermöglichen. So intensiv sind meine Gefühle (über *Roger*); doch der Umkreis (der Krieg) scheint einen Reifen um sie zu legen. Nein, ich kann diese wunderliche Inkongruenz nicht erfassen, intensiv zu fühlen und gleichzeitig zu wissen, dass in diesem Gefühl keine Wichtigkeit ist. Oder ist da, wie ich manchmal glaube, mehr Wichtigkeit denn je?

Montag, 20. Mai

Diese Idee war eindrucksvoller gemeint. Sie sprang vermutlich in einem der empfindsamen Augenblicke auf. Der Krieg ist wie eine lebensgefährliche Krankheit. Einen Tag lang ist man völlig davon besessen: dann geht die Gefühlsfähigkeit zur Neige; am nächsten Tag ist man entkörperert, schwebt in der Luft. Dann wird die Batterie wieder aufgeladen und abermals – was? Nun, der Bombenschrecken. Nach London zu fahren, um bombardiert zu werden. Und die Katastrophe – wenn sie durchbrechen; der Kanal, so heisst es heute Morgen, ist ihr Ziel. Gestern Abend forderte Churchill uns auf, wenn wir bombardiert werden, uns zu sagen, dass wir wenigstens für diesmal das Feuer von den Soldaten auf uns abziehen. Desmond und Moore lesen in diesem Augenblick – d.h. sie sprechen miteinander – unter den Apfelbäumen. Ein schöner, windiger Vormittag.

Mittwoch, 11. September

Churchill hat soeben gesprochen. Eine klare, massvolle, robuste Rede. Sagte, die Invasion werde vorbereitet. Offenbar in den nächsten zwei Wochen, wenn überhaupt. Schiffe und Transportkähne sammeln sich in französischen Häfen. Die Bombardierung Londons selbstverständlich eine Vorbereitung der Invasion. Unsere majestätische Stadt – usw., was mich rührt, denn ich empfinde London als majestätisch. Unser Mut usw. Wieder ein Luftangriff auf London, gestern Nacht. Eine Zeitbombe traf den [Buckingham-] Palast. John rief an. Er war in der Nacht des Luftangriffs in Mecklenburgh Square: will, dass der Verlag sogleich übersiedelt werde. L. soll Freitag hinfahren. Unsere Fenster sind zerschmettert, sagt John. Er logiert irgendwo auswärts. Mecklen-

burgh Square evakuiert. Ein Flugzeug vor unseren Augen abgeschossen, kurz vor der Teezeit: über dem Rennplatz; eine Balgerei; eine scharfe Kurve; dann ein Herabsausen; und aufquellender dicker schwarzer Rauch. Percy sagt, der Pilot sei abgesprungen. Wir rechnen nun täglich mit einem Luftangriff ungefähr um 8.30. Jedenfalls, ob oder nicht, hören wir ungefähr um diese Zeit das unheimliche sägende Geräusch, das lauter wird und verklingt; dann eine Pause; dann kommt wieder einer. «Sie gehn's wieder an», sagen wir, während wir hier sitzen, ich meine Arbeit mache und L. Zigaretten stopft. Dann und wann ein dumpfer Aufschlag. Die Fenster rattern. So wissen wir, dass London abermals angegriffen wird.

Mittwoch, 18. September

«Wir haben unseren ganzen Mut nötig», sind die Worte, die heute Morgen an die Oberfläche kommen: als wir hören, dass in Mecklenburgh Square alle unsere Fenster zerschmettert, die Plafonds heruntergefallen sind und das meiste unseres Porzellans zertrümmert ist. Die Bombe explodierte. Warum sind wir je von Tavistock [Square] weggezogen? Was hilft es, das zu denken? Wir wollten gerade nach London aufbrechen und telephonierten Miss Perkins, die es uns sagte. Der Verlag – soviel davon übrig ist – soll nach Letchworth übersiedelt werden. Ein grimmer Vormittag. Wie soll man sich da in Michelet und Coleridge vertiefen? Wie ich sagte, wir haben unseren ganzen Mut nötig. Ein sehr heftiger Luftangriff auf London gestern Nacht – wir warten auf die Rundfunknachrichten. Aber ich habe mich dennoch mit ‚P. H.‘ vorwärtsgearbeitet.

Donnerstag, 19. September

Mut heute weniger nötig. Wahrscheinlich weil der Eindruck von Miss P.s Stimme, wie sie den Schaden beschrieb, verblasst.

Mittwoch, 25. September

Den ganzen Tag – Montag – in London; in der Wohnung; dunkel; Teppiche vor die Fenster genagelt; Plafonds stellenweise herunter-

gefallen; Haufen von grauem Staub und Porzellanscherben unter dem Küchentisch; hintere Räume unbeschädigt. Ein herrlicher Septembertag – mild – drei Tage milden Wetters. John kam. Wir sind nach Letchworth übersiedelt worden. Garden-City-Verlag übersiedelte uns diesen Tag. *Roger* verkauft sich überraschenderweise. Die Bombe in Brunswick Square explodierte. Ich war gerade in dem Bäckerladen. Beruhigte die aufgeregten, erschöpften Frauen.

Sonntag, 26. Januar 1941

Ein Kampf gegen Niedergeschlagenheit, Ablehnung (seitens *Harpers*, meiner Kurzgeschichte und *Ellen Terry*) heute überwunden (hoffe ich) durch Grossreinemachen in der Küche; durch Absendung des Artikels (eines lahmen) an den ‚N. S.‘; und dadurch, glaube ich, ‚P. H.‘ zwei Tage lang mittels Schreibens an dem *Memoir* zu unterbrechen. Dieses Wellental von Verzweiflung soll mich, das schwöre ich, nicht verschlingen. Die Einsamkeit ist gross. Das Leben in Rodmell ist sehr dünnes Bier. Das Haus ist feucht. Das Haus ist schlumpig. Aber es gibt keine andere Möglichkeit. Auch werden die Tage länger werden. Was ich brauche, ist der Auftrieb von einst. «Dein wahres Leben, wie das meine, liegt in Ideen», sagte *Desmond* einmal zu mir. Aber man darf nicht vergessen, dass man Ideen nicht heraufpumpen kann. Selbstbeobachtung fängt an, mir zuwider zu werden. Schlaf und Entspannung; Gedankenspinnen; Lesen; Kochen; Radeln; oh, und ein gutes hartes, fast felsiges Buch – nämlich *Herbert Fishers History of Europe*. Das ist mein Rezept.

Eine Flaute im Krieg. Sechs Nächte ohne Luftangriffe. Aber *Garvin* sagt, dass der grösste Kampf erst noch bevorstehe – in etwa drei Wochen –, und ein jedes von uns, Mann, Frau, Hund, Katze und Käfer, müsse seine Waffen umgürten, seine Zuversicht – und so weiter. Dies ist die kalte Stunde: bevor die Lichter aufflammen. Ein paar Schneeglöckchen im Garten. Ja, ich dachte mir: wir leben ohne eine Zukunft. Das ist's, was so wunderbarlich ist: die Nase an eine geschlossene Tür gedrückt. Und nun will ich, mit einer neuen Feder, an . . . schreiben.

KASPAR ZOTT, Österreich
Kloster Gars am Inn
gefallen am 5. April 1942 an der südrussischen Front

In Frankreich, 3. Oktober 1940

Noch stehe ich ganz unter dem Eindruck des letzten Sonntages, an dem ich auf der historischen Loretto-Höhe weilte. 40'000 Franzosen ruhen dort um das Heiligtum Notre-Dame de Loretto. Eine kleine Stunde weiter erstreckt sich ein ausgedehnter Heldenfriedhof bei La Targette. Dort sind 35'000 deutsche Männer begraben, nicht fern davon liegen die Gräber der Engländer, auch 20'000, alles Opfer des ersten Weltkrieges. Vom Leuchtturm auf Loretto aus sieht man hinüber nach der Höhe von Vimy, auf der die Kanadier ein wuchtiges Denkmal errichteten. Ähnlich wie Loretto ist auch Vimy ein Begriff jahrelangen Ringens und Verblutens. Wir gingen still durch die Reihen der Gräber, die nicht enden wollen, und lasen am Schluss in der Kirche die herrliche Aufschrift: Pax hominibus! – Friede den Menschen! Es ist schön von den Franzosen, dass sie an dieser Stätte das Wort des Friedens sprechen.

Später:

In Polen

Ich weiss, nur ein unbändiger Optimismus und ein nicht weniger starker Glaube können sich noch behaupten für die kommenden Jahre. Mir ist jetzt eine Welt zum Erlebnis geworden, die ich vorher nicht gekannt habe. Wir hatten uns so wohl gefühlt in der Achtung und der Ehrfurcht, die das gläubige Volk dem Priester entgegenbringt, und den Weihrauch, der nur Gott gebührt, mehr oder weniger auch ein bisschen für unsere Person steigen lassen. Diese Arroganz wurde nun ernüchtert. Ich glaube, dass heute ein jeder Kleriker, der diesen Krieg mitmacht, mir recht geben wird. Wir werden als andere Menschen aus diesem Krieg heimkommen – wie anders, das weiss ich nicht, aber jedenfalls anders, nüchterner und mit weniger Illusionen. Manches ist zusammengebrochen, was nicht den Stempel der Ehrlichkeit und Echtheit trägt. Wir sind wieder Ringende und Suchende. –

PJOTR ALEKSANDROWITSCH LIDOW, Sowjetunion
geboren im Dezember 1906 in Charkow, gefallen 1942

Minsk, 22. Juni 1941 [Kriegsausbruch]

Ich lag am Morgen noch im Bett, als die Kinder hereinkamen und zur Eile drängten. Es war beschlossen worden, zur Eröffnung des vor Minsk künstlich geschaffenen Sees ins Grüne zu fahren. Wir erörterten die bei diesen Anlässen üblichen Fragen: wer zieht was an, soll man die Kinderdecke einpacken, wird man dort auch Erfrischungen kaufen können, oder müssen Getränke mitgenommen werden?

Um 9 Uhr klingelte das Telefon. Iljitschew, der Sekretär der ‚Prawda‘, war am Apparat. Er war, nach seiner Stimme zu urteilen, durch irgendetwas erregt.

«Ist es bei euch still? Nichts zu hören?»

«Alles ruhig, Leonid Fjodorowitsch. Ich will gerade zur Eröffnung des Sees.»

«Der See, glaube ich, ist nicht so wichtig. Halte Verbindung an Ort und Stelle. Sei auf dem Laufenden. Vielleicht wirst du dorthin fahren müssen, wo du unlängst gewesen bist (er meinte Brest), und dann, wahrscheinlich, noch weiter.»

Ich erriet, dass der Krieg mit Deutschland ausgebrochen war. . . An Stelle des bereitliegenden Mantels und des Huts zog ich meine Hemdbluse und Stiefel an, schob mein Päckchen Zigaretten in die Tasche und ging, ohne Tee zu trinken. Zu Galina sagte ich: «Es ist möglich, dass ich wegfahren muss. Sei unbesorgt.»

Die Stadt war völlig ruhig. Niemand wusste etwas. Die Menschen zogen in die Parks, ins Grüne. Im Empfangszimmer des Zentralkomitees sassen Gitliz und noch ein paar Leute. Gewöhnlich war hier an den Sonntagen niemand. Man liess mich sofort ins Dienstzimmer, wo Ponomarenko und Zanawa sassen.

«Da bist du ja» – sagte Ponomarenko und erhob sich zu meiner Begrüssung. – «Der Krieg ist im Gange! Es wird auf unserem Territorium gekämpft. Die Deutschen haben Brest genommen und die Grenze in der Gegend von Ciechanowiec und Druskienniki überschritten. Bialystok ist bombardiert worden, die Flugzeuge brechen nach Baranowitschi durch.» –

Ponomarenko fuhr ab zum Kriegsrat. Der mir von Bylinski zur

Verfügung gestellte Wagen stand bereits vor dem Eingang. Ich fuhr nach Hause und berichtete beim Frühstück meiner Frau und den Kindern vom Krieg . . .

Den Abend verbrachte ich im Arbeitszimmer des Sekretärs des Zentralkomitees Äjdinow. Hier trafen sich Menschen und Nachrichten, von hier gingen Anordnungen und Richtlinien aus. Ununterbrochen wurde hier vom Gebietskomitee und den Kreiskomitees der westlichen Kreise angerufen. Viele Kreise, mit denen man am Tage noch Verbindung hatte, schwiegen jetzt. Es war zu spüren, dass der Feind rasch ostwärts zog. Aus anderen Kreisen bekamen wir Meldungen über das Auftauchen deutscher Fallschirmjäger, über Fliegerangriffe, über den Vormarsch deutscher Panzer. Übrigens: die Fallschirmjäger tauchten überall auf, wie es schien sogar dort, wo sie nicht waren. Die Kreiskomitees forderten vom Gebietskomitee Waffen zur Verteilung an die Kommunisten. Äjdinow telefonierte darüber mit dem Kommandierenden, beziehungsweise mit dem Chef des Gebietsstabes. Sie antworteten, dass Massnahmen getroffen würden, dass in die gefährdeten Ortschaften Truppenteile gesandt würden, dass die Waffenverteilung an Parteiorganisationen bereits angeordnet sei.

Gegen 3 Uhr morgens kam Ponomarenko angefahren, die Sekretäre des Zentralkomitees traten hinzu. Ponomarenko las laut den vollen Wortlaut der heutigen Rede Churchills vor . . . Danach berichtete er über die Lage an der Front. Die Deutschen gingen um Brest herum und marschierten auf Baranowitschi zu. Gleichzeitig sei eine mächtige Panzerkolonne im Kreise Ciechanowiec durchgebrochen und eine andere habe den Njemen-Übergang in Druskienniki erzwungen und bedrohe Grodno. Von Boldin erwarte man, dass er mit dem Korps der schweren Panzer die feindliche Kräftegruppe bei Grodno vernichte.

Im Laufe des Tages versuchten die deutschen Bomber mehrmals, nach Minsk durchzubrechen, doch sie wurden von unseren Jagdfliegern zurückgetrieben. Baranowitschi wurde von etwa hundert Flugzeugen bombardiert.

Gegen fünf Uhr morgens fuhr ich nach Hause, legte mich unausgezogen ins Bett, aber einschlafen konnte ich nicht.

Ich erinnere mich an Fragmente einiger Gespräche, die nach der Bekanntgabe der Rundfunkübertragung geführt wurden.

Äjdinow: Für den dritten Juli ist das Plenum des Zentralkomitees einberufen. Vielleicht sollten wir den Termin ändern? Ponomarenko ist gegen Terminänderung.

Es wird beraten, wo der Luftschutzraum für das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Weissrusslands eingerichtet werden soll. Die Ingenieure vom Luftschutz sagen, der Keller unter dem ‚Proletarier‘-Klub sei am sichersten. Telefonverbindungen müssten dort gelegt werden.

Ponomarenko: Was passiert, wenn eine Bombe den Damm des künstlichen Sees trifft, bringt das keine Überschwemmungsgefahr für die Stadt? Man sollte es die Fachleute prüfen lassen.

23. Juni 1941

Die Strassen sind voller Menschen, auf den Gesichtern ist weder Verzagtheit noch Angst zu sehen. Niemand beachtet die häufigen Fliegeralarme. Die Frauen empören sich darüber, dass bei Luftwarnungen die Geschäfte geschlossen werden und viel Zeit für Einkäufe verlorengeht. In unserem Hotel macht man sich lustig über die Schauspieler des Moskauer Akademischen Künstlertheaters, die bei der Warnung in den Keller hinunterlaufen. Ausser ihnen, scheint es, glaubt niemand an die Möglichkeit eines Fliegerangriffs.

Morgens holte mich ein neuer Wagen mit einem neuen Fahrer ab – B. F. Iwkina. Kommunistin, eine tüchtige Frau, bereit, ins Wasser und ins Feuer zu gehen.

Ich fuhr ins Zentralkomitee und geriet in eine Besprechung unter dem Vorsitz von Gorbunow. Irgendjemand äusserte übrigens seine Empörung über die häufigen Warnungen, die die Bevölkerung unnötig nervös machten. Danach ging ich in die Sonderabteilung. Man sortierte hier das Archiv und vernichtete überflüssige Schriftstücke und Bücher. Man war dabei, verschiedenes nach Mogilew zu schicken – für alle Fälle, wie Kaminskij erklärte.

Ich erfahre, dass deutsche Jäger den Minsker Flugplatz und die Zivilbevölkerung auf der Chaussee dicht vor der Stadt beschossen haben. Es gab Verwundete, ein paar tote Kühe und Pferde. Beim Zentralkomitee wurde angerufen, man solle die Kühe in den Schlachthof schaffen.

Aus Wilna hatte man das Parteiarchiv des Stadtkomitees der Partei im Omnibus gebracht. Die erregten, durch die Ereignisse erschreckten Litauer erzählten von einem starken Luftangriff auf die Stadt, der das Stadtkomitee, das Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten und andere Gebäude zerstörte, sie berichteten auch, dass sie unterwegs von Flugzeugen beschossen wurden.

Den Luftschutz erreichen laufend Nachrichten, die deutschen Flugzeuge versuchten einen Durchbruch auf Minsk. Vom Balkon aus beobachten wir den Himmel, doch ausser unseren Jagdflugzeugen sehen wir gar nichts. Gegen Mittag trete ich zufällig auf die Strasse und höre eine Serie starker, dröhnender Detonationen. Bomben!

Ich blicke nach oben und sehe im durchsichtigen Blau des Himmels neun silbern schimmernde Bomber. Sie fliegen in einer sehr korrekten und exakten Ordnung und schwärmen über der Stadt irgendwo in der Gegend des Bahnhofs auseinander. Ihr Motorengeräusch prägt sich mir genau ein – ein klirrendes, freches, herausforderndes Geräusch. Plötzlich werden sie von unseren Jägern angefliegen. Die Deutschen fliegen weiter, ohne den Kurs und die Ordnung zu ändern. Das letzte Flugzeug der feindlichen neun, von den Jägern angegriffen und angeschossen, stürzt ab. Die anderen entfernen sich langsam.

Nachts gehen wir mit dem Bevollmächtigten der Kommission für Parteikontrolle, Sacharow, durch die Strassen. Wir sehen nach der Verdunkelung. Auf der Karl-Marx-Strasse zeigt man uns ein Fenster, aus dem, angeblich, zeitweise Licht sichtbar wird. Signale? Sacharow gab den Auftrag, das Fenster zu beobachten.

Minsk, 24. Juni

Heute bekam man bereits keine Fahrkarte mehr nach Moskau. Was tun? Ist es denn nicht möglich, die Familie irgendwohin aufs Land zu fahren? Wir setzen uns an den Tisch. Ich versuche, lustig zu sein, scherze mit der Tochter: «Du hast Glück gehabt, Swjetlana. Keine deiner Schulfreundinnen war im Bombenbeschuss gewesen, aber du schon. Das ist sehr interessant. Da werden sie dich aber im Herbst beneiden.»

Swjetlanas Äuglein fangen an zu leuchten – das ist, freilich, tatsächlich interessant! Sie ist sehr froh. Ein starker Motorenlärm unterbricht das Gespräch. Wir stürzen ans offene Fenster. Hoch am Himmel

nähert sich uns ein ganzes Geschwader von Bombern. Ein paar Sekunden lang beobachten wir sie. Swjetlana zählt die Flugzeuge und kommt bis siebenundzwanzig. Flakbeschuss setzt ein. Ich sage: «In den Keller!» Galja drängt die Kinder, sich fertigzumachen, dies und jenes mitzunehmen. «In den Keller!» schreie ich.

Sie begreifen, dass es ernst ist, und laufen in den Korridor hinaus. Ich bin vollkommen ruhig, wahrscheinlich deshalb, weil ich noch nicht weiss, was das ist: Luftangriff. So lege ich mich hin, das Bett steht hinter einer Zwischenwand. Sollten Fensterscheiben fliegen, erreichen sie mich nicht.

Ein schrecklich lautes Pfeifen hebt an, ein knirschendes, heulendes Pfeifen. Es schlägt in der Nähe ein – einmal, zwei, drei – viele Male. Ein Sturm bricht ins Zimmer, reisst die Tür auf, ich spüre deutlich, wie das ganze siebenstöckige Haus wackelt, wie das Bett und der Schrank wackeln. Dann ist alles vorüber, und man hört die Detonationen von irgendwo weit her.

Ich eile in den Keller, wo sich jetzt alle Mieter und Angestellten des Hotels versammelt haben. Ich umarme meine Kinder und versuche, die niedergeschlagenen Frauen mit Scherzen zu zerstreuen. Ich suche eine von ihnen, die laut jammert und verzweifelt, zu beruhigen, dann werde ich ungehalten und drohe, sie hinauszuführen.

Eine andere springt auf mich zu und flüstert: «Da schau her, so ein General! Mit welchem Recht versteckt er sich hier? Warum verteidigt er uns nicht?» Ich sagte ihr: «Das geht Sie nichts an! Lassen Sie den General in Ruhe. Gehen Sie zu Ihrem Kind, unterhalten Sie es, sorgen Sie dafür, dass es weniger Tränen sieht.» Eine dritte Frau weint, und ihre Tochter läuft der Reihe nach von einem Erwachsenen zum anderen und fragt: «Sagen Sie, wird man uns töten?»

Galja ist tapfer, ruhig, bemüht, die Kinder aufzuheitern.

Iwkina steht mit dem Fahrzeug vor dem Eingang, als wäre nichts geschehen. Wir fahren zum Zentralkomitee. Auf den Strassen gibt es ein paar flache Trichter, Glasscherben und Drahtgewirr. Man löscht ein Feuer, trägt einen Verwundeten. Vor dem Eingang ins Zentralkomitee und im Hofe Trichter, die Fensterscheiben sind zerschlagen. Ich gehe in den Keller hinunter. Er hat schmale, gewundene Gänge, Aufstiege und Abstiege, dunkel, drückend. Man beschliesst, in den Keller gegenüber zu gehen, ins neue, halbfertige Gebäude des Zentralkomitees. Wir gehen auf die Strasse. Warnung. Das Tor des neuen

Gebäudes wird geschlossen. Alle laufen irgendwohin. Jemand sagt zu mir: «Fahre ins Haus der Parteikader.» Der Wagen fährt los. Ein Mann im Jackett holt ihn ein, springt während der Fahrt aufs Trittbrett und zeigt mir durch die Scheibe seinen Ausweis. Ich öffne die Tür. «Kommen Sie. Ich kenne Sie ohnehin.» Er kriecht, ausser Atem, in den Wagen. Es ist Kusminych, der Stellvertreter des Volkskommisars für Fleisch- und Milchwirtschaft.

In einem Augenblick der Ruhe schicke ich Iwkina ins Hotel zu den Meinen. Sie kommt zurück und sagt, sie habe sie nicht gefunden, man habe sie in einem anderen Luftschutzraum untergebracht. Sie war dorthingefahren und konnte nirgends meine Familie finden. Ich fuhr also selbst, ging in den Keller des Hotels und stiess sogleich auf Galja. Ich hiess sie, sich sofort fertig zu machen und ging hinaus.

Eine Menge Leute kam aus dem Keller und scharte sich um mich. Ich wurde gefragt, ob es wahr sei, dass heute Morgen vierhundert sowjetische Flugzeuge Berlin mit Bomben beworfen hätten. Ich wollte die Leute in diesen schweren Minuten mit irgendetwas erfreuen und antwortete: «Es ist wahr.» Der Stolz über unsere Luftwaffe war so gross, dass er alle, wie es schien, ihre eigenen Leiden vergessen liess. Ich bestätigte das Gerücht unbestimmter Herkunft, und es verbreitete sich – augenblicklich, aufgeschnappt von Hunderten der hier anwesenden Menschen.

Inzwischen kamen Galja, Swjeta und Natascha an. Wir fuhren aus dem Hof auf die Strasse.

«Weshalb haben sie denn die Strasse mit Erde beschüttet?» fragte Swjeta. Ich umarmte sie und drückte sie fester an mich. Ich wollte nicht, dass sie die Schrecken des Luftangriffes sah.

Und nun sind wir wieder zusammen, in einem einigermaßen zuverlässigen Keller. Es gelang uns, eine Liege zu belegen. Natascha spielt mit dem Ball. Die Zeit schleicht langsam. Ich gehe an jenes Ende des Kellers, wo sich eine Art operative Leitung des Zentralkomitees befindet.

Das elektrische Licht geht aus. Das Kraftwerk ist zerstört. Kerzen tauchen auf. Die Wasserleitung ist unterbrochen – Brände werden nicht mehr gelöscht. Der Bahnhof brennt, das Woroschilow-Werk ist abgebrannt, die Abteilungen des im Aufbau stehenden Flugzeugwerkes brennen.

Es vergehen noch einige qualvolle Minuten. Niemand weiss, was geschieht, wie weit die Deutschen sind. Es ist unbekannt, wo sich die Kreisleitung befindet – die Verbindung mit ihr war den ganzen Tag gestört. Es läutet. Bylinskij spricht. Er ordnet die Evakuierung an.

Die Anzahl der Plätze in den Fahrzeugen wird ermittelt. Äjdinow gibt bekannt, wer mit wem fährt. Dann fügt er hinzu:

«Malin und Lidow bleiben bei mir.»

Alle fahren weg. Wir stecken die auf dem Tisch lieengebliebenen Pistolen, Patronen und Äpfel in die Taschen, setzen uns dann in den Chevrolet und fahren ins Zentralkomitee. Die Strassen Leninskaja, Sowjetskaja und Karl Marx sind nicht beschädigt. Neben dem Zentralkomiteegebäude sehe ich neue Fliegerschäden. Die Kantine ist getroffen, ein Fahrzeug zerstört, Tote liegen herum. Im Hof wird das Archiv auf Lastwagen verladen. Wir gehen hinauf ins Haus. In dunklen Korridoren und auf den Treppen laufen Menschen mit Säcken voller Akten – Männer und Frauen, Mitarbeiter der Sonderabteilung, Instrukteure des Zentralkomitees, Milizianten. Aus den Fenstern ist der Kirow-Park zu sehen. Er brennt lichterloh, und der ganze hinter ihm gelegene Stadtteil, von Swislotsch und weiter, ist ein einziges grelles Riesenfeuer.

Endlich fahren wir los. Menschen gehen durch die nächtlichen Strassen. Eine Menge Menschen. Wie Gebirgsbäche fliessen sie abwärts in ein Flussbett – zum Ausgang auf die Mogilewer Chaussee. An den Händen der Mütter, auf den Schultern der Väter – Kinder. Manche fahren ihre Kinder in Wagen, andere halten die ganz Kleinen an der Hand. Sie führen auch Ziegen und Kühe mit sich. In den Händen und auf dem Rücken trägt jeder, was ihm zuletzt in die Hand fiel, den Pelz, die Katze, einen Sack mit Mundvorrat, einen Topf mit Blumen. Manche fahren ihre Habseligkeiten auf Karren. Nur langsam überholen die Lastwagen die Menge. Sie werden bestürmt, man bittet, mitgenommen zu werden, hängt sich hinten an, fällt herunter. Manche Lastwagen sind zum Brechen voll mit Menschen beladen. Das sind die Glücklichen, sie müssen nicht zu Fuss gehen.

Wir sahen Menschengruppen, die ununterbrochen aus dem Dunkel auf tauchten. Sie gingen an uns vorbei, durch Pfützen watend, und verschwanden sofort im Nachtnebel. Sie waren bereits einige Stunden unterwegs, gewöhnt an den Fussmarsch, eingelebt in den grossen Weg.

Sie gingen jetzt ohne Eile und sprachen von gewöhnlichen Alltagsdingen, mit einem Wort, sie hatten die Gefahr schon überwunden, und die Schrecken des gestrigen Tages waren irgendwo weit hinten geblieben. Der Westen war hell erleuchtet vom purpurnen Feuerschein des brennenden Minsk, und im Osten breitete sich die Morgenröte aus.

Bei Mogilew, 25. Juni 1941

In Mogilew war es an diesem Morgen ruhig. Der Krieg hatte es nur in Gestalt der vielen Fahrzeuge aus Minsk, Baranowitschi, Wilna, Kowno, Bialystok und Brest erreicht. In Mogilew befanden sich die Regierung Weissrusslands und die Kreisleitung. Hier, in Mogilew, wurde Ponomarenko von dem Genossen Stalin angerufen. Er fragte: «Wie lange wollt ihr noch zurückweichen?» Bald darauf wurde die Kreiskommandantur abgelöst und E. K. Woroschilow kam hier an.

In Mogilew traf ich sofort meine Frau und die Kinder. Sie waren die ganze Nacht unterwegs, man war hinter ihnen her, um ihnen das Benzin wegzunehmen. Um solchen Zwischenfällen vorzubeugen, bat ich Äjdinow um die Erlaubnis, meine Familie nach Roslawl begleiten zu können. Er willigte ein, und wir fuhren fort. Der kühle und bewölkte Tag hatte sich bald erhellt. Eine strahlende Sonne schien. Die Strasse war ausgezeichnet und völlig ruhig. Nichts erinnerte an den Krieg und an die Gefahr.

Im Wald hinter Mogilew, wo wir hielten, um zu rasten, kam ein Hirte auf uns zu und warnte melancholisch, es sei nicht ratsam, sich hier weit von der Strasse zu entfernen, da es Wölfe gebe. Was den Krieg angehe, so habe er irgendetwas davon gehört, aber Genaueres wisse er nicht.

Wjasma, 15. Juli 1941

In Wjasma suchten wir das Kreiskomitee der Partei auf, dann das Stadtkomitee. Als wir es erreicht hatten, heulte die Sirene zum Fliegeralarm. Am Eingang erblickte ich Ponomarenko. Er wollte ebenfalls in das Stadtkomitee, doch der Milizposten liess ihn nicht ein und behauptete, im Stadtkomitee sei keine einzige Seele. Ponomarenko war offensichtlich froh darüber, auch hier einen bekannten Menschen zu

sehen und schlug mir vor, mit ihm zu gehen. Alle städtischen Behörden sassen im Luftschutzraum unter dem Münsterberg. Wir gingen dorthin und warteten, bis man den Leiter des NKWD zu uns rief. Er kam schliesslich heraus und läutete auf Wunsch Ponomarenkos über die Sonderleitung Moskau an. Wir blieben mit Ponomarenko allein, und er diktierte eine Bekanntmachung, die ich aus dem Gedächtnis zitiere: «Ich berichte im Auftrage des Kriegsrates über die Lage an der Front. Die Deutschen durchbrachen unsere Verteidigung an zwei Stellen: von Witebsk über Demidow und von Schklow über Gorki und Krassnoje und erreichten die Zugangsstrasse nach Smolensk. Smolensk wird vom Stellvertreter des Kommandierenden, Jeremjenko, verteidigt. Marschall Timoschenko befindet sich an dem Kampfabschnitt im Kreise Jarzewo und sandte mich nach Wjasma, damit ich Verbindung herstelle. Die Kommandostelle muss nach Kasmlja im Kreise Wjasma verlegt werden.»

Nach einigen Minuten rief der Kreml an und bat um einen Bericht über die Tätigkeit der Partisanen. Ponomarenko erzählte ein paar Episoden, namentlich die bereits bekannte Begebenheit, dass eine Partisanenabteilung die Stadt Sluzk genommen und drei Tage gehalten hatte. Aus den Antworten und kurzen Einwänden Ponomarenkos entnahm ich: Moskau meint, die Partisanen könnten bedeutend mehr leisten.

2. Oktober 1941

Frühmorgens fuhren wir aus Wjasma weg. Ich liess mich in einem Friseurladen rasieren und dachte dabei, dass ich womöglich das letzte Mal hier rasiert werde. Auf den Strassen tönte laut das Radio. Der Gedanke einer Preisgabe Wjasma, wo wir so friedlich über einen Monat gelebt und gearbeitet haben, verlässt mich seit zwei Wochen nicht, seitdem bekannt wurde, dass die Deutschen von Jarzewo aus einen Angriff vorbereiten.

Ich dachte an das Schicksal meiner Bekannten, völlig unschuldiger, friedlicher, guter Menschen, an das Schicksal der zwölfjährigen Walja – unserer Nachbarin. Ihr Vater ist an der Front, die Mutter im neunten Monat. Walja ist ein kluges, gutes, wohlerzogenes Mädchen. Als ich ihr sagte: «Macht nichts, Walja, wir werden es überleben», ant-

wortete sie: «Überleben schon, aber nicht alle.» Nach der Geschichte mit Minsk, Smolensk und Gomel konnte man leicht die Tragödie Wjasmas voraussehen.

Unterwegs nahm ich einen Soldaten der 20. Armee ein Stück mit. Er erzählte von zwölf Befestigungslinien zwischen der Linie Jelnja-Jarzewo–Duchowschtschina und Wjasma. Gute Befestigungen! Habe sie selbst mehrmals gesehen. Viele Minen, alles vermint. Ich frage, ob die Deutschen nicht womöglich alle diese Minenfelder umgehen würden?

5. Oktober 1941

Immer noch dasselbe. Kälte. Vor Wjasma bleiben wir stehen und beobachten einen grossen Fliegerangriff auf die Stadt. Zwanzig Scheinwerfer sind im Betrieb. Sie lauern den Deutschen kreuzweise und sehr gut auf. Ein zauberhaftes Feuer, aber sie haben keinen abgeschossen. Ich passe einen Moment ab und springe am Elevator vorbei.

In aller Ruhe erreichen wir Gshatsk. Wir fahren in die Stadt und begreifen, wie gross immerhin der Rückzug ist. Die Stadt ist vollgepfropft mit Fahrzeugen. Die ganze Nacht dröhnten sie vor den Fenstern des Gasthauses, in dem ich geschlafen habe.

6. Oktober 1941

Solotow, der auf «Erkundung» gegangen war, weckte mich um vier Uhr. Er berichtete: 1. Die Deutschen brachen über den Desna-Fluss durch und fielen vom Süden her in den Rücken unserer Front, Juchnow und Tjemkino sind genommen; 2. Wjasma ist am Vorabend evakuiert worden; den Behörden wurde empfohlen, die Stadt innerhalb von fünfzehn Minuten zu räumen (Walja, wo bist du? Irgendwo auf der kalten Strasse, mitten in der Nacht, mit der schwangeren Mutter schleppst du dich nach Osten.. .); 3. Unsere Leute sind zur Übernachtung nach Nikolskoje gefahren, auf der Strecke Tjemkino–Juchnow.

Gleich als der Morgen dämmerte, fuhren wir nach Nikolskoje. Ein Strom von Fahrzeugen kam uns entgegen. «Die Deutschen sind in Tjemkino!» hörte man überall. In Nikolskoje finden wir unsere Leute nicht, sie hatten sich bereits orientiert und waren weggefahren. Wir

kehrten zurück auf die Landstrasse und fuhren nach Moshaisk. Moshaisk war noch unberührt – die Welle war noch nicht bis hierher gekommen. Scharfer frostiger Wind, Hagel.

7. Oktober 1941

Wjasma ist aufgegeben worden.

10. Oktober 1941

Der Bevölkerung von Tichinowo wurde empfohlen, das Dorf zu räumen. Der Viehbestand wurde zurückgetrieben. Wir fahren nach Rusa. Ein starker Schneefall, die Blätter fallen. Die Birken sind ganz in Gold.

12. Oktober 1941

Morgens – Messe in der Moshaisker Kirche. Fahrt nach Borodino. Abends wurde hier gekämpft...

WJATSCHESLAW AFANASJEW, Sowjetunion
geboren 1904 in Tambow, gefallen 1941

Ernte

Ich segne, Erde, dich, für alle Süsse
Der Luft, mit der ich Kühnheit trank,
Und für das Wellenspiel der Flüsse,
Das mich in Leib und Seel durchdrang.

Für sonndurchglühte Weizenfelder,
Für jedes Dorf und jede Stadt,
Die vollen Scheuern, wo in Bälde
Auch meine Ernte Ruhe hat:

Ich segne, Erde, deine Weiten
Mit allem, was mich rings umgibt,
Was ich geliebt in lichten Zeiten
So wie ein freier Mensch nur liebt,

Was mich die einfach hellen Töne
Gelehrt hat, wie das Volk sie singt,
Dass Arbeit die Natur verschöne
Und dass sie Glück und Träume bringt.

HARALD HENRY, Deutschland

Dr. phil., Universität Berlin

geboren am 25. November 1919 in Berlin-Charlottenburg, gefallen am
22. Dezember 1941 nordwestlich Moskau

Russland, 4. Juli 1941

Endlos sind die Stunden des Vormarsches, 25 oder 30 Kilometer entlang an zerschmetterten und ausgebrannten Panzern, Wagen an Wagen, vorüber an Gerippen völlig zerschossener und verbrannter Dörfer. Schwarz und gespenstisch ragen einsam die Mauern, und im Gärtchen blühen noch ein paar Feuerlilien ganz unheimlich. Man riecht jenen eigentümlichen Geruch, der für mich wohl ewig an diesem Feldzug kleben wird, dies Gemisch von Brand, Schweiss und Pferdeleichen. Der ganze Körper ist nass, über das Gesicht fließen breite Bäche – nicht nur Schweiss, manchmal auch Tränen, Tränen der hilflosen Wut, der Verzweiflung und des Schmerzes, die diese ungeheuren Anstrengungen uns auspressen. Niemand kann mir sagen, dass ein anderer, ein Nicht-Infanterist, sich vorstellen kann, was wir hier durchmachen. Denkt Euch die gewaltigste Erschöpfung, die ihr kennengelernt habt, den brennenden Schmerz offener, entzündeter Wunden an den Füßen – und ihr habt meinen Zustand nicht am Ende, sondern vor Beginn eines 45-Kilometer-Marsches. Erst allmählich, nach Stunden, wird der Fuss unempfindlich für den Wundschmerz bei jedem Schritt auf diesen Strassen, die eher Steinschläge oder Sandstrand sind.

25. Juli 1941 [Am Dnjepr bei Mogilew]

Heute früh, gerade als wir aufbrechen wollten, kam die zerfetzte Kompanie abgelöst zurück. Was jeder Einzelne dort geleistet hat, dort vorn in der Hölle von Mogilew, ist hier nicht wiederzugeben. Dass ich aus dem Gefecht schon frühzeitig ausschied, dadurch auch nachher nicht in der Stadt mit abgeschnitten wurde und von den schwersten Kämpfen, die ich vielleicht nicht überstanden hätte, verschont blieb, kam so: Mitten im Gefecht lag ich plötzlich neben dem Chef, und dieser gab mir den Befehl, einen Knieverletzten und zwei Gefangene zum Bataillonsgefechtsstand zurückzuschaffen. So ging ich also zurück mit zwei riesigen Russen, die den Verwundeten trugen. Wir kamen nur meterweise weiter, und ich musste aufpassen, dass die beiden mich nicht umlegten. Hinter unserer Kompanie aber gingen nun die Kämpfe von neuem los, und so gerieten wir zwischen zwei Feuer: zum Glück erwiesen sich die beiden Russen als gutwillig und sehr anständig.

Wir fanden einen russischen Wagen mit Pferden und machten ihn flott. Nun hiess es ihn abladen: machte *ich* es, so musste ich die Waffe aus der Hand und die Russen aus den Augen lassen, machten *sie* es, so bekamen sie die auf dem Wagen liegenden Gewehre, Handgranaten in die Hände, und ich war vielleicht auch erledigt. Es ging aber gut, der eine lud ab und warf alles sofort weg, um mir zu zeigen, dass er keinen Widerstand mehr versuchen wollte. Dann luden wir den Verwundeten auf und fuhren im Flusstal entlang, z.T. unter Feuer von beiden Seiten. Zum Bataillon kamen wir nicht durch, weil überall gekämpft wurde, so nahm ich noch vier Verwundete (z.T. sehr schwer) auf den Wagen und fuhr noch weiter zurück, bis ich sie einem Sanitätskraftwagen übergeben konnte.

Dann kehrte ich um, doch war inzwischen das Feuer so stark geworden, dass ich nicht durchstossen und weiter zur Kompanie konnte. Ich lud also wieder vier Verwundete auf, brachte sie wieder zurück, erfuhr dabei, dass sich unsere Kompanie im Vorsturm über die Brücke über den Dnjepr vorgekämpft hatte.

4. August 1941

Je mehr ich mich in meinen Gedanken aus der Gegenwart in die vergangenen Tage zurückziehe, je öfter steigen die Stunden unserer Kindheit in Berlin herauf. Da wird die Nürnberger Strasse, der Korri-

der mit der Schaukel und dem grossen Lutherbild, der Balkon mit dem Basrelief, da wird der Tiergarten, in dem wir spielten, da wird unser Haus draussen und all die Jahre in Garten und Wald und in unseren Zimmern lebendig. Da stehen wieder die südlich glühenden Landschaften unserer herrlichen Reisen auf, da schaukelt wieder der Boden wie auf den Dampfern im Ozean. Oder aber ich gehe an einem stillen Nachmittag, an dem ich Zeit habe, hinauf in die Kantstrasse, und während es draussen grau regnet, sitze ich mit Oma im Dämmer am Ofen, und wir essen ganz frische Butterschrippen und Kuchen und trinken ein Glas Wein, bis die Tür geht und Tante Hertha heimkommt. Dann rundet sich der Kreis zum Abendbrot, und wir erzählen von allerlei, von Frau Hausherr, vom Büro, von Filmen und von der Universität. Wie gern ich all dies noch einmal erleben möchte! Warum ich Dir dies schreibe? Vielleicht nicht nur, weil diese Gedanken mich so oft geleiten, sondern auch, weil ich Dir zeigen möchte, was gerade diese friedlichen, anspruchslosen Stunden, dieser Alltag unseres Lebens, den wir so leicht über seinen festlich auf jauchzenden Feiertagen grosser Erschütterungen, grossen Glücks übersehen, für einen reichen Schatz bergen . . .

7. Oktober 1941

Unter den rasch auftauchenden und spurlos, niederträchtig gemein verschwindenden Hoffnungen, ewig unerfüllt, leiden wir doch noch mehr als Ihr, die Ihr sie nur gespiegelt in meinen Briefen kennenlernt. Fata Morgana! Dafür aber erleben wir jenen Vers von Bert Brecht, den ich schon einmal schrieb, mit erstaunlicher Grausamkeit immer von Neuem:

Das ist die letzte Hölle, sagten sie ...
Die letzte Hölle war doch die allerletzte nie.

12. Oktober 1941

Ich will versuchen, rasch von den überwältigenden Eindrücken der letzten Tage zu erzählen. Es war wirklich toll. Toll der Vormarsch im Abenddunkel durch steil abfallende Schluchten, auf grundlos zerweichten Wegen, über Bäche hinweg, toll das Überschreiten von Flüssen auf Balken, im Schneegestöber, toll das erneute Eingraben erstmalig mit

Front nach Westen. Der Kessel ist geschlossen, wir beziehen Verteidigungsstellung in den von den Russen ausgeworfenen Löchern hinter ihrer Front, um sie aufzufangen. Ich begleite den Leutnant, wir durchsuchen Bunker, holen einen Russen heraus, nehmen Verbindung auf zu dem noch kämpfenden Nachbarbataillon – alles mit einer Geschwindigkeit, die sich nicht wiedergeben lässt. Wir liegen auf einem abfallenden Hang, blicken gerade in den Kessel hinein, ehe die Dörfer auflodern. Diese Nacht ist schrecklich und doch noch nichts im Vergleich zu der folgenden. Der Frost quält die Eiterwunden an meinen Händen, lässt sie nie heilen.

Am Weg liegt ein Pferd verwundet, bäumt sich auf, jemand gibt ihm einen Gnadenschuss, es springt wieder hoch, ein anderer feuert vom nächsten Panzer, das Pferd kämpft immer noch um sein Leben, viele schießen, aber die Gewehrschüsse schliessen dem Pferd so schnell die sterbenden Augen nicht. Vorüber. Überhaupt die Pferde. Zerrissen von Granaten, aufgetrieben, die Augen aus leeren roten Höhlen herausgekugelt, stehend und zitternd, aus einem kleinen Loch in der Brust langsam, aber unaufhörlich blutend, auslaufend – so sehen wir sie nun seit Monaten. Fast ist das schlimmer noch als die weggerissenen Gesichter der Menschen, die verbrannten, halbverkohlten Leichen mit den blutig aufgebrochenen Brustkörben, als die schmalen Blutstreifen hinter dem Ohr der aufs Gesicht Hingebrachten.

Plötzlich tauchte vorne eine Eisenbahnlinie mit einem, zwei fahrenden Zügen auf. Die Panzer und die Pak feuern, bringen sie zum Stehen. Wir sitzen ab von den Panzern, die uns wie Husaren vorgeworfen hatten, wir sichern die Strecke. Keine Zeit sich zu erholen, keine Zeit, an die Füße, an das schwere Gepäck zu denken, gleich geht es in den Wald hinein, aus dem die Russen kommen. Wir wollen durchstossen bis zur Rollbahn.

17. Oktober 1941

Vergeblich, wenn man jedesmal glaubte, das Schlimmste überstanden zu haben. Es kommt immer noch unvorstellbarer. Seit ich Euch das letztmal schrieb, habe ich Höllen durchlebt, habe den russischen Winter im Schnee erlebt. Dass ich den 15. Oktober, den schrecklichsten Tag meines Lebens, überstanden habe, scheint wie ein Wunder. Wie bin ich krank am ganzen Körper, aber werde sicher nicht ins Lazarett

kommen, da man annimmt, es wird so schon besser. Ich bin zu elend, um mehr zu schreiben. Später will ich von diesen Tagen berichten, was sich erzählen lässt. Hätte bloss alles erst ein Ende. Was *haben* wir durchgemacht! O Gott!

18. Oktober 1941 [Vormarsch auf Moskau]

Von $\frac{3}{4}$ 6 Uhr bis nachts um 2 Uhr waren wir mit kurzer Unterbrechung draussen im Schneesturm. Durch die Mäntel hindurch nässten die Sachen langsam ein, froren am Körper steif. Alles triefte und klirrte. Um Magen und Darm herum war einem grenzenlos schlecht. Die Kälte überstieg bald jedes Mass. Läuse! Der Frost setzte sich in den eiternden Fingern fest. Endgültig sollten die Wälder ausgeräuchert werden. Zur Unterstützung des Schwesterregiments wurde auch unsere Kompanie eingesetzt. So ging es hinein in die Wälder, bis über die Knie in den Schnee, der die Stiefel füllte. Über gefrorene Sümpfe, die aufbrachen, so dass das eisige Wasser in die Stiefel lief. Meine Handschuhe waren so nass, dass ich sie nicht mehr trug. Ich wickelte ein Handtuch um die zerstörten Hände. Brüllen, heulen hätte man können. Das Gesicht von Tränen verzerrt, aber ich war schon in einer Art von Trance. Mit geschlossenen Augen stapfte ich vorwärts, lallte sinnlose Worte und glaubte, das alles nur im Schlaf als Traum zu erleben. Alle waren wie wahnsinnig. Es schoss, man fiel im Schnee, stürzte weiter, drehte sich im Kreise, stand, wartete auf Befehle. Qual ohne Ende.

Nun war es fast dunkel, wir waren durch den Wald durch. Da kam Befehl: die Aktion ist nicht geglückt, das Ganze läuft noch einmal von vorn. Wir erstarrten. Funkspruch vom Regiment: 10. Kompanie wird herausgezogen, rückt ab. Nun war es 17 Uhr. In den folgenden neun Stunden sind wir etwa 10 bis 15 Kilometer marschiert, die übrige Zeit haben wir gestanden. Gestanden, nass und gefroren, die Hände umwickelt, im Freien, Stunden um Stunden, gepeitscht von allen Furien des Wahnsinns. Am Boden froren die Stiefelsohlen richtig fest, wir waren nass bis auf die Haut und standen, standen, standen, warteten, marschierten ein Stück, standen wieder. Der furchtbare Nachmittag schien harmlos gegenüber dieser Nacht, das Walddurchkämmen ein Spiel gegenüber diesem hilflosen Warten. Um 2 Uhr erreichten wir ein Dorf, in dem wir für drei Tage Ruhe fanden. Krank sind wir alle

mehr oder minder. Ich bin zerbrochen in jeder Faser, aber werde wohl weiter mit müssen, wenn morgen früh der Vormarsch wieder beginnt.

20. Oktober 1941

Die Hölle gärt in allen Kesseln. Es grenzt an die schaurigsten Visionen aufgepeitschter Phantasie, was wir jetzt an Elend der Gefangenen, der Bevölkerung miterleben und schliesslich auch selbst durchmachen. Ich bin zu elend und zu müde, um alles zu beschreiben. Das Wetter ist so schlecht, dass wir Ruhe haben, weil auf dem Wege nicht mehr vorwärts zu kommen ist. Das Quartier wird fast täglich schlimmer, meist 30 Mann in einer Bauernstube auf dem Fussboden liegend. Die Luft wird fürchterlich. Da, mitten in der Nacht, bekommen auch die Kinder, den ganzen Tag in der Kälte herumgeschubst, Durchfall, laufen mitten in der Stube zwischen unseren Decken und Gepäck aus. Wir selbst haben alle Durchfall und Magenschmerzen. – So viel Schlimmes und Trauriges, wie ein solcher Krieg zusammenballt, häufen sonst Jahre nicht auf uns gequälte Menschen.

Wie lange soll das nur noch dauern! Es muss doch nun endlich ein Ende oder wenigstens für uns eine Ablösung kommen. An all den grossen Umfangsschlachten der Heeresgruppe Mitte, Bialystok, Minsk, Mogilew, Roslawl, Desna, Wjasma und Brjansk, waren wir hervorragend und unter starken Verlusten beteiligt. Endlich einmal muss man doch auch uns zur Ruhe kommen lassen. Es ist nicht länger zu ertragen.

21. Oktober 1941

Da die Strassen durch Schnee und Regen grundlos zerwühlt sind und wir im Augenblick nicht marschieren können, findet sich vielleicht heute Nachmittag doch einmal die Zeit, auf manches zu antworten?

Ja, was ich hier lebe, *ist* Idealismus. Der Idealismus des «Trotzdem», haarscharf an der Grenze. Wenn ich gegen «idealistische» Auffassungen Front mache, so mit voller Erbitterung gegen alle falsche Bejahung, gegen eine Begeisterung, die überhaupt gar nicht kennt und weiss, was wir leiden und was hier zerstört wird. Sich über das ungeheure Verbrechen der Schuldigen hinwegzutäuschen, die diesen Krieg heraufbeschworen, ist selbst Verbrechen. Nur die Oberfläche

zu sehen, filmisch geblendet zu sein, Wünsche zu hegen – das alles bekämpfe ich als falschen Idealismus.

Aber was wir hier tun müssen, bis zum Wahnsinn zu leiden, mit zusammengebissenen Zähnen stillzuhalten, auszuhalten, immer noch mitzumachen und bereit zu sein – und dann sich noch in grausigstem Elend, in den Abgründen und Nachtseiten des Lebens den Glauben an die lichten und schönen Seiten, an den Sinn des Lebens, an die ewigen Werte, an die ganze reiche und schöne Welt des Idealismus zu bewahren, wie sollen wir das nennen? Es ist jenes «Trotzdem», jene innere Unzerstörbarkeit, jener unbedingte Wille, zuletzt auch das Furchtbarste in die Alleinheit einzubegreifen, im «guten» Gesamtkreislauf des Lebens zu sehen. Ja, Du hast recht: eine ungeheure seelische Kraft gehört zu dieser Haltung, und nur durch zahllose kleine Zusammenbrüche und Verzweigungen geht die grosse Linie hindurch, immer wieder siegreich hervorbrechend. Also niemals würde ich dies Kothurn und Pose nennen, anderem, Verlogenen und zutiefst Bösem gilt meine Todfeindschaft, die unter dem grausigen Erleben dieser Monate nur tiefer wird. Todfeindschaft gegen das Unglück meines Lebens, gegen das Verbrechen dieser Jahre.

Wir wollen gemeinsam in der furchtbaren Not der Zeit an dem Geist dieses Zeitalters, an den guten Geistern, an den Werken und Worten der Meister festhalten, diesen Blick niemals verlieren, bis endlich einmal diese Qualen ausgelitten sind und wir in unsere geistige Heimat zurückkehren dürfen! Dann wird zwischen Blut und Tod, Eiskälte und Schlamm, Läusen und Durchfällen strahlend jenes Wort aufleuchten, das ungeschrieben über den Namen Herder und Lessing, über dem Zeitalter von Leibniz bis Goethe steht, jene hohe, reine Menschlichkeit, an der verzweifeln festzuhalten in tierischer Umgebung auch zum Idealismus des Trotzdem gehört. Verstehst Du, wie sich diese beiden Arten Idealismus, der echte und der in Anführungsstrichen, unterscheiden? Jener *fordert* eine ungeheure Kraft, ja etwas wie Heldentum, dieser produziert ein leicht in sich selbst sich wiegendes Pathos mit nationalen Redewendungen. Jener verzehrt uns in seiner Glut, dieser stört unser Leben nicht, lehrt uns an ein «für» zu glauben, das es nicht gibt. Es gibt für mich hier draussen kein «für», nur ein «gegen». Aber ist es meine Schuld, dass ich gezwungen falsch orientiert bin? Verflucht die Schuldigen.

9. November 1941

Dass unser Weg hier die Bahn durch ein Inferno ist, dass die Anstifter dieses Krieges für Millionen von Menschen eine Hölle entfesselten – ich kann Mama nur aus tiefstem gequältem Herzen zustimmen, und ich weiss auch in der namenlosen Qual der Kälte, verzweifelnder Zukunftsaussichten, des Schneegestöbers, der unbeschreiblichen Wege, der eigenen Schwäche, dass das, was ihr daheim trägt, in seiner Art ähnlich schrecklich sein kann. Ich schreibe also, da ich nun weiss, dass ihr stark genug seid, auch meine Berichte zu ertragen, weiter wie bisher. Ich – nicht die Wochenschau, die gar nicht zeigen *kann*, was wirklich hier über uns braust – zeichne wenigstens in dünnsten Umrissen das Medusenantlitz dieses Krieges für Euch nach. Ein Wort aus der Heimat vermag selbst in den schwersten Stunden wieder ein wenig Mut zu geben, doch noch nicht alles fortzuwerfen um der Qual willen.

Ein Wort wie Deines, «dass jedem Leid ein Mass gesetzt sei», oder jenes Wort aus Rilkes Requiem – ich habe es selbst einmal als Widmung in ein Buch geschrieben –, das am Ende eines sehr schönen Briefes steht, der mich aus Strassburg gleichzeitig mit Deinem erreichte: «Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles.» Es ist dies wirklich *das* Wort für uns, für mich hier. Zum Zerreißen gespannt, weiss ich manchmal nicht, *ob* ich überstehe, und doch weiss ich, dass nur im Überstehen der Sinn dieser Prüfung, ja der ganzen Existenz dieser Jahre liegen kann. Aber ist es wirklich eine Zeit des Wachstums? In der Gier nach Süßem komme ich mir vor wie ein kleines Kind, in allem übrigen wie ein alter Mann. Sind wir denn noch jung, mit unserer quietschenden Sehnsucht nach Ruhe, Bequemlichkeit, Wärme, mit unserem Gelübde, nie wieder einen Schritt unnötig zu laufen, uns keiner Wanderung, keinem Regen, keiner Sonnenglut, keiner Kälte mehr auszusetzen? Wir wollen nichts als Ruhe, endlich einmal Ruhe, ein Ende der dauernden körperlichen Marter.

1. und 3. Dezember 1941

Das soll mein Weihnachtsbrief an Euch sein, geschrieben aus der tiefsten Bitternis eines entsetzlich gewordenen Lebens. Die letzten Tage waren wieder so grauenhaft, die Nächte so marternd, dass sie waren wie in alter Zeit, als man erzählte, die Menschen seien in einer

einzigsten Nacht grau geworden. Hier auf den Schneefeldern wird unsere beste Kraft gemordet, nicht nur dieser Jahre, die wir hier verlieren, sondern auch der kommenden; kehren wir einmal zurück, so sind wir auch noch um die Zukunft betrogen, entkräftet, zermartert und stumpf.

Ich will kurz von den letzten Tagen berichten. An einem Tage endlosen Marschierens, zu dem wir schon um Uhr aufstanden, griff uns wieder ein Flieger an, in mehrfachen Anflügen stürzte er auf uns nieder – ich stand am Gefechtswagen und feuerte auf ihn. Die beiden Pferde hinter uns brachen unter seinem MG-Feuer zusammen. Die Pferde vor mir gingen plötzlich durch, drehten um und rissen den schweren Wagen herum; die Zugtaue erfassten mich, rissen mich um, und ich fiel unter die Deichsel, wurde zwischen den blitzenden Hufen und den Vorderrädern des Wagens geschleift. Das Rad ergriff meinen Mantel; als es gerade ansetzte, mir über die Hüfte zu rollen, brachten die anderen den Wagen zum Stehen. Mir war, so grausig die Sache aussah, so zerfetzt und blutbespritzt mein Mantel war, nichts gesehen, nur eine kleine Fleischwunde hatte ich an der Hand. Zerfetzt der Mantel, zerfetzt schon früher meine Hose, zerrissen und furchtbar hart scheuernd die Stiefel, dazu bis zu 30 Grad Kälte.

Am Nachmittag marschierten wir wie die Verrückten weiter, bis sich am Abend alles auf ein einziges Dorf sammelte. Die ganze Kompanie schlief in einem einzigen Haus, sitzend, übereinander, verkrümmt, es war unbeschreiblich. Der nächste Morgen des ersten Advent brachte einen Angriff, doch waren die feindlichen Panzer schon entfernt, so dass wir nur den weiteren Vormarsch zu sichern brauchten. Die Quartiere blieben am Nachmittag und bei der Vorverlegung am Abend schlecht und eng.

In der Nacht wurden wir alarmiert, russische Panzer waren beim Schwesterregiment durchgebrochen. Als wir heraustraten in dieser furchtbaren Nacht, glaubten wir die ganze Hölle losgebrochen, ein eisiger Sturm schüttelte Schneemassen auf, tobte. Nun ging es los, hinaus in diese Nacht, unser Zug musste nach kurzem Marsch auf Spährtrupp vor, stiess dauernd auf russische Trupps, stapfte im Übrigen im mehr als kniehohen Schnee herum, erfror halb. Am Vormittag ging es zurück in das alte Dorf, das nun, aufs Höchste bedroht, wie ein Igel von Posten und Sicherungen startete. Es war der kälteste Tag, wir, ohnehin

vom Schnee durchnässt, mussten alle drei bis vier Stunden Tag und Nacht heraus und sichern. Doch kamen die Russen in dieser Nacht nicht. Als es weiterging, flogen wieder drei Bomber unsere Marschkolonnen an, aber schon waren deutsche Jäger zur Stelle, schon brannten die russischen Maschinen, qualmten, stürzten, ein Pilot sprang im Fallschirm ab.

Nun liegen wir noch weiter vorn, schon ganz dicht, und ein Stellungskrieg wie ihn wohl noch kein deutscher Soldat so erlebt hat, steht uns bevor. Gott sei uns gnädig! Es gibt nichts mehr, das selbstverständlich ist. Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass man ein Dach über dem Kopf, Essen, Post hat, dass man die Winternächte in geheizten Häusern verbringt – all dies ist besondere Gnade, Geschenk, Weihnachtsgeschenk meinetwegen.

Ich bin müde, hatte bei starker Erkältung heute Nacht auch heftiges Fieber, und kann keinen richtigen Brief zustande bringen. Lese ich dies Geschreibsel durch, so spüre ich recht, wie wenig die trockenen Berichte wirklich die Schrecknisse dieser Tage einfangen und wie wenig auch dieser Weihnachtsbrief Euch sagt, was er sagen sollte, wie wenig er dankt und befriedigt. Aber Ihr müsst das alles nicht vom Schimmer der Weihnachtskerzen her beleuchtet sehen, sondern von der tiefen Störung und Zerstörung, der wir jetzt wie einer schrecklichen Krankheit, Irrung der menschlichen Natur, unterworfen sind. Immer zweifelhafter erscheint es mir, ob überhaupt noch Heilung möglich ist.

13. Dezember 1941

Ihr Lieben, Lieben daheim!

Zu den Höllenqualen der letzten Wochen gesellt sich noch die, dass ich Euch nun gerade über Weihnachten so lange ohne Nachricht von mir lassen, dass ich Euch solche Qualen des Wartens und Bangens auferlegen muss. Wir alle hoffen, dass sich das in den nächsten Tagen ändern wird, und dann erhaltet ihr ausführlich Nachricht. Bisher war es unmöglich, der Kampf um die nackte Existenz forderte jede Faser an Kraft und darüber hinaus alles, was sich überhaupt im Leben eines Menschen aufbieten liess. Nur die absolute Unausweichlichkeit unseres Schicksals zwang uns, es zu ertragen, was sonst nie zu ertragen gewesen wäre. Wie wenige Menschen haben das durchgemacht, was wir

jetzt erleben! Ob all das einmal vorübergeht? Von seinen Spuren gezeichnet sind wir für das ganze Leben. Aber wenn uns dieses Erlebnis auch den Atem verschlug, die Sprache hat es mir nicht verschlagen, und ich will es beschreiben, will davon berichten in all seiner Qual und Einsamkeit, Euch nichts schonend verhüllen. Alles soll ausgesprochen werden, nicht nur, wie Marion so richtig schreibt, weil es mich erleichtert, sondern auch, weil ich keinen Posten in der grossen Rechnung vergessen will, in dem furchtbaren quousque tandem, in dem «j'accuse», das eine Welt gepeinigter Menschen aufschreien lässt.

21. Dezember 1941

Liebe Eltern! Leider noch keine Möglichkeit, zu schreiben. Nur die wachsende Gewissheit, auch aus *diesem* Schlamassel einmal herauszukommen, und sei es als letzter, einziger Mann der ganzen Kompanie.

EINO HOSIA, Finnland

geboren 1905, gefallen am 18. Juli 1941

Juli 1941 [*An der finnisch-russischen Front*]

Die ganze Wärme und Hitze des Sommers umgibt uns jetzt. Beim Marsch auf den staubigen Strassen kommen wir an duftenden Grasflächen und reifenden Roggenfeldern vorbei, die auf ihre Schnitter warten. Während der Rast kann man sich der Länge nach auf die Erde werfen, den Helm ablegen und sich ins kühle Gras betten. Die Stimmen der Vögel und der Ruf des Kuckucks vermischen sich hier mit dem Donnern der Geschütze. Wir erleben kraftvolle Hochsommertage unter besonderen und unvergesslichen Umständen. Die Tausende von Gefallenen aus dem Winterkrieg 1939/1940, die jetzt unter den weissen Kreuzen oder in ihren unbekanntenen Gräbern in der Nähe der Frontlinien ruhen, dürfen erleben, wie so etwas wie eine Auferstehung über sie hinweggeht.

In der Hitze und dem trockenen Staub der sommerlichen Land-

strassen schimmert durch alle Müdigkeit hindurch vor unserem inneren Auge die Vision vom Ende alles dessen hier, und ein Teil des Gewichtes von Gewehr und Rucksack rollt gleichsam weg. Es ist gut, daran zu denken, dass unsere Taten am Leben bleiben und dass sie im Leben unseres Volkes weiterwirken. Die Ermüdung, der Durst, die ermattende Hitze, die täglich wechselnden Stimmungen – das alles sind bedeutungslose Nebensachen, die hinter den grösseren Ereignissen zurücktreten.

Der Abend an den vordersten Linien ist wundersam friedlich. Die Birken sausen, die Luft ist voller Vogelstimmen, nur hier und da lärmt eine Kanone. Mitten in diesem seltsamen Juli sehne ich mich plötzlich nach Frieden, nach Leben. Vielleicht wird bald alles hell. Wir sind jetzt dort, wo die sicheren Wege aufgehört haben . . . Die Entscheidung naht.

Im Kriege

Die Felder bleiben sich gleich, das tiefe Grau und die Wärme des Lebens sind unverändert und gleich ist auch der geheimnisvolle Goldglanz, der matt über die Erde schimmert. War es immer so gewesen, gab es überhaupt einen Krieg? War nicht alles nur ein böser Traum, ein blutiger Irrtum, der seinen Ursprung in dem schweren, dichten Halbdunkel hatte, das sich an Herbstabenden über die Dörfer breitet? Der Gedanke des Menschen ertrinkt in der Zeitlosigkeit der Felder, in dem Frieden, der von der Erde auf den Menschen ausstrahlt, von den Getreidefeldern, von jahrhundertealter Arbeit und von der Kraft der Weite.

Das Rauschen der wechselnden Jahreszeiten, die ewige Unveränderlichkeit der Erde, Sonnenaufgänge und -Untergänge, das ferne Funkeln der Sterne über Dörfern und Feldern, alles geht weiter, lebt, atmet, angefangen bei der Erde, bis immer weiter hinauf zu den Sternen, jener Atem des Lebens, das grenzenlose gemeinsame Leben von Erde und All.

Das ist die Heimat Satakunta: Felder, die weit hinter den Gesichtskreis reichen. Ein Getreidemeer, dessen schimmernder, gelber Glanz sich wie Rauch über die alte Erde breitet. Grosse Dörfer, die sich auf beiden Seiten des Flusses erstrecken. Herden auf dem grossen Weideland. Pferde, deren schweres Wiehern vom Flussufer herübergetragen

wird. Das Land, auf weite Strecken eine gleichmässige, fruchtbare Ebene, in der das Brot duftet. Hier und da Hügel, Kirchenkreuze, in der Ferne. Hinter den Feldern der Schall von Glocken gerade wie die ferne Anrede Gottes. Langsam strömende, schwermütige Flüsse.

Frühling. Die Felder schmelzen, die Erde duftet frisch. Ferner Dungsgeruch wird von den Dörfern herübergetragen. Schneematsch auf den Landstrassen. Der Fluss tritt über die Ufer. Das Wasser führt Bretter, Waschtröge, Balkenstücke mit sich. Der Wind über allem ist wie das Sausen des Zauberbesens in der Osternacht. Die Staffeln der Kraniche am Himmel. Das Mädchen geht geradewegs durch das Weideland, und ihre Umgebung atmet Aprilsehnsucht. Bald werden die Maitage, die Bäume, die sich in Blättern entfalten, und die Saatfelder da sein . . .

Sommer. Schnitter auf weiten Feldern unter dem heissen Himmel. Das Getreide braust, der Roggen duftet. Schwere Wärme dehnt sich von den Feldern in die Dörfer aus. Hähne krähen in der Nähe und in der Ferne. Auf der Landstrasse Staub von vorüberrollenden Wagen. Angelnde Jungen am Flussufer. Der Strom plätschert in der Sonne. Hengstfüllen tummeln sich wild an den lehmigen Flussabhängen. Dann die Abende, an denen die weiche Dämmerung wie ein duftender, blauer Rauch über das Land weht, an denen die Bäume dunkel werden, und der Geruch von Erde kraftvoll in die Nase steigt. Mädchen auf den Wegen, alte Höfe, Fluren, die in der Nacht ertrinken. Das kann man niemals vergessen.

Herbst. Schwarzes gepflügte Land, das bis zum Horizont reicht. Schallender Lärm von Dreschmaschinen in den Dörfern. Der Duft von nassen Strohhalmen und Kartoffelstengeln. Die Welt gleichsam grösser, öder geworden, der Himmel bis in unerreichbare Ferne gestiegen. Das Bellen der Hunde wird weit getragen. Die Birken schimmern gelb, und das wilde Rot der Espen glüht von den Hügeln. Irgendwo werden Fichten durch die Türpfosten eines Trauerhauses getragen. Ein vereinzelter Pflüger mit seinen Pferden, der sich gegen den Himmel abzeichnet. Das ist der Herbst der grossen Ländereien, ein dunkler Friede, der sich wie die Dämmerung über alles legt.

Winter. Schnee, weisse Helligkeit, senkrecht zum Himmel steigende Rauchsäulen, Friede in der grossen Flussebene. Ein einzelner Ziehbrunnen knarrt in der Stille. Schlittenkufen knirschen auf dem Weg. Zäune, die in den Schnee eingesunken sind. Felder in winterlicher

Weite. Lichter, die am Abend von den Dörfern her glitzern. Über den alten Dörfern und Feldern der Sternenhimmel.

Satakunta. Es wächst hervor aus dem Getreidemeer, aus den alten Ackerflächen, über die jahrhundertlang Wind und Regen fielen und Sonne schien; aus den Dörfern, die sich in den Feldern und an den Abhängen der Flüsse ausbreiten und aus dem sesshaften, arbeitsamen Volk. Eine Bäuerin, die in der Hitze des Backhauses hantiert; die Festkaffeekanne auf dem Brett, die an den Seiten spiegelblank glänzt; der ererbte Wandteppich an der Wand der hinteren Kammer mit einer Jahreszahl von stolzem Alter; ein Bauer, der mit seiner edlen Stute zur Kirche fährt, ohne dabei zuviel auf die Seite zu schauen – das ist Satakunta. Alte, in ihrem Alter irgendwie verschlossene Höfe; ein Händler auf dem Rückweg von Pori, der zurückgebeugt im Wagen sitzt und ein wenig vor sich hingsingt in der unermesslichen Stille des Feldermeeres; eine Herde auf der Weide zur Melkzeit, während die untergehende Sonne in schwindelnder Ferne hinter den Feldern glüht auch das ist Satakunta.

Daran erinnert man sich aus der Kindheit auch noch nach Jahren, das Bild der uralten Landschaft tritt vor das innere Auge, in den Ohren hat man den Klang von Kirchenglocken, und im Mund fühlt man gleichsam den Geschmack von Erde. Und mitten in der Unruhe und dem harten Druck der Zeit erfasst das Gemüt Zuversicht und Friede, ein Friede, der seltsamerweise in dieser Welt, in dem Leben, das wir jeden Tag hier auf der Welt haben, zu Hause ist.-----

Im Kriege

Aus nichts zieht die Menschheit eine Lehre, alles wiederholt sich, alles dreht sich im gleichen Kreis. Über Tausende und Abertausende von Kreuzen hinweg stürmen neue Truppen, neue Männer, während die Granaten explodieren. Wieder stürzen sich die Völker in die Flammen – den einen gelingt es, hindurchzudringen, die anderen bleiben liegen, verbrennen, bis nichts mehr da ist, oder gehen in andern Verschmelzungen auf. Wieder und wieder erhebt sich die Menschheit, wie zum Kreuz, das düster und blutig über der Welt schwankt, senkt sich von da in die Tiefe des Totenreiches und erhebt sich dann wieder zu einem neuen Leben, nicht verklärt, sondern leidend, am Ende matt wie ein Hund, der seine Wunden leckt.

BENJAMIN IWANTJER, Sowjetunion
geboren 1904 in Wilna, gefallen am 5. Juli 1942

Im Frontgebiet, 9. September 1941

Da bin ich, meine Herzliebste, wo ich sein muss. Alles hat sich prächtig gefügt. Die Kameradschaft ist hier im Allgemeinen nicht schlecht. Nur gelingt es mir nicht immer, richtig auszuschlafen. Vorgestern badete ich sogar in einer Sauna. Zum erstenmal im Leben war ich in einer Dorfsauna. Sehr komisch. Wir fahren durch wunderschöne Ortschaften. Wenn der Krieg zu Ende ist, reisen wir hierher in Urlaub.

Heute wurde ich am Ufer eines Sees fotografiert. Ich will mich bei der Post erkundigen; wenn es geht, schicke ich Euch ein Foto.

Ich habe bereits sehr viel Interessantes, auch Erschütterndes gesehen. Aber Sorge Dich bitte nicht um mich – wir befinden uns in einer gefahrlosen Zone, wo man bestimmt sicherer schläft als in Moskau während der Fliegerangriffe.

18. September 1941

Ich fahre viel im Auto, schlafe oft, wo mich der Zufall bettet. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie gemütlich es in einem Panzer ist. Wenn der Herbstregen in Strömen giesst, wenn alle ringsherum wie Enten waten und man selbst im Trockenen sitzt. Man hockt, zusammengerollt wie ein Fragezeichen – schliesslich ist es kein Salon und kein Schlafzimmer – und fühlt sich behaglich. Oder irgendwo auf einem Heuschober, oder einfach im Stall, oder in der Sauna.

Jetzt hausen wir in einer Schule, und ich habe ein Bett aus zusammengeschobenen Schulbänken, darauf liegt ein Bündel Klee, dann ein Mantel, den ich in Moskau gekauft habe und das blaue Kopfkissen von Dir, die graue Decke, und stell Dir vor, es ist verteufelt bequem. Hier sah ich auch einen Helden – den Obersten Gorjainow. Ein Gemälde – kein Mensch. Ein Gigant. Seine Stimme – eine Posaune von Jericho. Komisch. Ich erzähle es Dir einmal. Ich will zu den Fliegern hinausfahren, vielleicht klappt es in diesen Tagen. Nur ängstige Dich nicht: In einen Kampfflug nehmen sie unsereinen nicht mit, dafür gibt es keinen Platz im Flugzeug; nur so – ich möchte sehen, was es für Menschen sind.

5. Oktober

Mein liebes Töchterchen! Aus meinen Briefen an Mama weisst Du, wie ich lebe. An unserem Frontabschnitt geht es gut. Ich bemühe mich, so zu sein, wie Du mir geschrieben hast, und die Genossen reden nichts Schlechtes von mir.

Es herrscht hier ein herrlicher Herbst, merkwürdig schön, es ist überhaupt eine der schönsten Landschaften unseres Landes: wundervolle Seen, bewaldete Hügel, Birken – jetzt ganz in Gold. Es wird bereits etwas kühl. Schade, dass ich nicht mehr allein im Schulzimmer wohnen darf, die Schule hat angefangen, und die Kinder kommen wieder. Gestern sah ich drei Mädchen – Krankenschwestern, die aus der Gefangenschaft flohen. Die Deutschen spannen unsere Gefangenen an Stelle der Pferde an die Wagen. Hättest Du es sehen können, wie glücklich die Gesichter dieser Mädchen waren! Ich war einer der ersten, denen sie auf unserer Seite begegneten. Sie kamen an – klitschnass, da sie in einen See fielen, mit verschiedenen Fetzen bekleidet und vollkommen glücklich.

17. November 1941

Die Deutschen tragen noch Sommerkleidung. In diesen Tagen haben unsere Leute einen gefangengenommen. Ich habe der Vernehmung beigewohnt und sprach selbst mit ihm. Ein achtzehnjähriger Jüngling aus Westfalen (woher wir die Nähmaschine haben), finster, schmutzig, hungrig. Gierig griff er nach einem Stück Zucker, das ihm der Instrukteur der Politischen Abteilung reichte. Sehr spassig, wie er erzählte, wo ihre Truppen stehen und es willig auf der Karte zeigte. Man schlug ihm vor: «Wir lassen Dich zu den Deinen zurücklaufen.»

Um nichts in der Welt wollte er gehen. Für ihn war der Krieg zu Ende. Er war froh, in Gefangenschaft und noch am Leben zu sein. Denn er hatte geglaubt, man werde ihn hier erschiessen. –

Wenn Du wüsstest, wie viele ausgezeichnete Menschen es hier an der Front gibt! Man fragt sich: Wo haben sie nur ihre Alltagssorgen und Fehler gelassen? Saubere, kühne, helle und, leider, zuweilen allzu sorglose Menschen.

Ich küsse vielmals mein herzlichstes Töchterchen und beglückwünsche es zu seiner Volljährigkeit. Nun ist es ein mit allen Rechten ausgestatteter Bürger und darf sich weigern, wenn es die Eltern schlafen

schicken. Meine liebe Lena, mein Lenchen, ich wünsche Dir das Allerbeste im Leben, und sei mir bitte nicht böse, dass ich Dich, als Du noch minderjährig warst, wie ein Hund anknurrte: rrr . . . rrr . . . rrr . . . Ich werde es nie wieder tun. Ich küsse Dich stark, meine liebe erwachsene Tochter, aber das Geschenk bringe ich erst nach dem Krieg. Wenn er vorbei ist, werden wir beide, Du und ich, sehr viel Arbeit haben. Wir werden alles aufbauen müssen, was zerstört wurde, und Deine Generation wird viel zu tun haben. Aber in der Arbeit – ist ja Glück. Bereite also darauf Deine starken Schulterchen vor – iss, solange es geht, viel. Ich küsse Dich auf Deine achtzehnjährigen runden Wangen.

1. Dezember 1941

. . . Bei uns ist der Frost angebrochen. Wir haben mehr als 20° Kälte. Der Mond überstrahlt den ganzen Himmel, und der Schnee blinkt wie eine Mondlandschaft. Alle Sterne sind erloschen, und allein, so scheint es, der Grosse Bär und der Orion leuchten. Nur diese, mir bekannten Sterne blieben am Himmel. Und Du schläfst jetzt gewiss und siehst mich, vielleicht, im Traum. Soeben fängt hinter der Zwischenwand Figaro an zu singen – tra-la-la, tra-la-la, italienisch. Siehst Du, was für ein Durcheinander in meinem Brief!

Weisst Du, ich hätte schon Lust, richtig zu schreiben. Doch ich bin derart beschäftigt, dass ich jetzt wohl kaum dazu kommen werde. Bei uns, an unserem Abschnitt, ist es ziemlich still, doch Arbeit gibt es immer genug.

All das ist natürlich ein Mäusespektakel, verglichen mit den grossen Ereignissen, die in der Welt geschehen. Verglichen mit einer so einfachen und gewaltigen Wirklichkeit, dass junge grossartige Menschen Tag für Tag selbstlos ihr Leben lassen. Vor allen, die in diesem Krieg gefallen sind, stehen wir, die wir noch am Leben bleiben, in unabtragbarer Schuld. Gott gebe, mein Talent und meine Kräfte reichten aus, um über sie so zu schreiben, wie sie es verdient haben. Ich erwähne das jetzt, weil ich eben erfahren habe, dass so mancher meiner neuen Bekannten gefallen ist. Der erste meiner persönlichen Bekannten war Gordinskij – ein zwanzigjähriger Leutnant. Hitler kann nicht siegen, weil wir solche Menschen haben. Und es gibt ihrer viele. Du begreifst, wie angesichts dessen die kleinlichen menschlichen Schwächen verschwinden.

7. Dezember 1941

Mein liebes Töchterchen!

Übermorgen ist der 9. Dezember 1941. Du wünschtest immer, dass die Wahlen zum Obersten Sowjet nicht früher stattfänden als am 9. Dezember. Weisst Du noch? Und alles kam ganz anders. Doch sei gewiss, dass Du einmal an den Wahlen teilnehmen wirst, wenn Hitler Dich auch daran hindern wollte.

Nun bist Du erwachsen und volljährig, mein kluges Närrchen Lenilein. Und Geld verdienst Du auch schon – 200 Rubel und unterzeichnest mit «L. Iwantjer». Und in der Tat bist Du erst jetzt in die Schule eingetreten, in die Grundschule des ernststen Lebens.

An dieser Stelle müsste ich eigentlich eine gescheite Anleitung eines ergrauten Vaters für Dich schreiben, aber da ich im Augenblick selbst in der Schule des Lebens sitze, gewiss nicht in der ersten, so wollen wir uns aller Belehrungen enthalten. Lebe, mein Herzblut, arbeite gut, wie es sich gehört. Und richtig arbeiten – das heisst so arbeiten, dass es schwerfällt. «Schwer» und «Arbeit» sind doch Worte desselben Stammes. Ich küsse Dich stark, sehr stark und grüsse Dich. Und das Geschenk folgt später, ich denke, Du wirst warten können.

Jetzt gibt es in der Armee viele Deiner Altersgenossen, nur ein klein wenig älter. Mir kommen sie immer noch wie Knaben vor. Doch diese Knaben werden sehr schnell erwachsen, sie kämpfen und kommandieren hervorragend, wie Gordinskij, von dem ich Euch geschrieben habe.

Heute ist eine so frostige Nacht, dass die Deutschen wohl alle erfrieren müssten. Und obwohl ich manchmal 60 bis 70 Kilometer im Kasten eines Lastwagens fahren muss, so wünsche ich trotzdem, dass der Frost noch stärker wütete. Angezogen bin ich natürlich warm. Nur die Handschuhe. Ich hatte ein Paar aus Moskau. Und hier kaufte ich noch ein Paar dazu, doch davon verlor ich einen. So dass ich nur drei Stück besitze. Und eine Hand muss deshalb frieren. Doch vielleicht kommt Euer Päckchen in diesen Tagen . . .

FÉLICIEN JOLY, Frankreich

geboren am 28. Dezember 1919, hingerichtet mit fünf Kameraden am
15. November 1941 in der Zitadelle von Lille

15. November 1941

... Ich wollte, dass die ganze Menschheit glücklich wäre; seht der Zukunft ins Gesicht, strahlend, sicher; Ihr werdet glücklich sein, und ich werde der Urheber Eures Glückes sein. Ich sterbe jung, sehr jung; es gibt etwas, das nicht sterben wird, das ist mein Traum!

Nie ist er mir klarer, prächtiger und näher erschienen als in diesem Augenblick. Doch die Stunde meines Opfers ist gekommen; die Stunde seiner Verwirklichung naht, mein Brief geht zu Ende, die Zeit vergeht ebenso, drei Stunden nur trennen mich vom Tod, mein Leben geht zu Ende.

Bald der strenge Winter, bald auch der schöne Sommer; ich werde über den Tod lachen, denn ich werde nicht sterben, man wird mich nicht töten, man wird mich ewig leben machen; mein Name wird nach meinem Tod nicht wie eine Totenglocke läuten, sondern wie ein Aufschwung zur Hoffnung.

Vergesst die gefangenen Kameraden nicht, deren Familien ohne Hilfe sind. Ich richte meine letzten Gedanken an die Lehrer der E.P.S. von Valenciennes. Ich werde sterben, damit Frankreich frei, stark und glücklich werde.

KIYOSHI KAWATANI, Japan

geboren 1911, gefallen auf dem Torpedozerstörer Minegumo bei den Salomoinseeln 1943

An seine Mutter Teruko und seine Frau Miéko

Charbin (Mandschurei), 23. September 1941

Mit dem Express ‚Taube‘ bin ich jetzt nach Charbin gefahren. Charbin liegt in der Mitte von Mandschukuo und ist das Zentrum der sogenannten Nordmandschurei, schaut Euch die Landkarte einmal an. Die Stadt wird in ihrer Ausdehnung nur noch von London übertroffen. Als ich um 9 Uhr morgens hier am Bahnhof eintraf, war es 10° kälter als in Tschang-tschun: Man spürte die Nordmandschurei. Ich wohne in der Daichokustrasse, ungefähr zwei Kilometer vom Bahnhof entfernt, in dem cremefarbenen fünfstöckigen Hotel ‚New Harbins

Als ich im Jachtklub mit einem Generalstabsoffizier russische Gerichte ass, sank die Sonne rotglühend in die grosse Steppe; stromaufwärts glänzte der Fluss golden. Es war kühl, eine Kapelle spielte, das Essen schmeckte köstlich. Ich war versucht, einmal Mutter, Miéko und Toshiki hierher einzuladen. Dieser Jachtklub ist im Sommer, vom Juli bis August, sehr besucht, wird aber jetzt schon bald geschlossen. Wenn der November kommt, frieren der grosse Fluss und das Meer vollkommen zu. Am Ufer entlang führt eine schöne Allee, im Schatten der Bäume stehen Bänke, und Weissrussen schauen in Gedanken verloren über das schimmernde Wasser hinweg. Mit dem Motorboot der Armee fuhr ich dort vorbei und sah, wie tausende mandschurischer Frauen im Waschen wetteiferten und am Steinwall rote, weisse und blaue Tücher ausbreiteten: Das Bild erinnerte fast an ein blühendes Blumenfeld. Das Wasser ist hier zwar trüb, aber stark alkalisch, so dass die Tücher weiss werden. In der Nähe angelten Russen und Mandschuren. Man fängt Karpfen und Karauschen, Vater würde hier täglich Besuch machen.

Charbin ist eine Stadt der Kirchen und der Ulmenwälder. Mehr als 30 russisch-orthodoxe Kirchen stehen in dieser Stadt. Gestern hörte ich in der Abenddämmerung unerwartet die Glocken über den Himmel hinläuten, blickte mich um und war überrascht von dem Anblick

der grossen Kuppeln und Minarette der Kirchen. Zur Zeit hat der Fluss Sungari den höchsten Wasserstand seit Jahren, gelblich strömt er gelassen in tausend Meter Breite bis zur Sonneninsel am anderen Ufer, wo die Russen ihre Sommerfrische haben. Dort liegen weisse Jachten und Motorboote wie Möwen. Im Schatten des Ulmenwaldes auf der Sonneninsel erhebt sich ein europäisches Gebäude, das fast das Ufer berührt.

24. September 1941

Nun sitze ich wieder im Zug, der über die braune, grosse Steppe fährt, und kein einziger Baum ist zu sehen, soweit der Blick reicht. Meine Arbeit in Gharbin ist beendet, jetzt fahre ich nach Hailar. In der Nacht überqueren wir das grosse Chingengebirge am Rande der Hochebene der Mongolei. 4'000 Fuss über dem Meeresspiegel wird es dort schön kalt sein. Ich habe mir nun noch rasch einen warmen Pelzmantel in einem russischen Geschäft gekauft und meine Leica umgehängt, wirklich ein feierlicher Frontanzug. In der ersten Klasse hat der Zug, in dem wir uns befinden, noch genug freie Plätze, dagegen ist die dritte Klasse mit Chinesen, Mongolen und Mandschuren überfüllt. Sogar eine Bibliothek gibt es in der ersten Klasse, etwa 50 bis 60 Bücher. Der Speisewagen hat helle, grosse Fenster, so dass die Tischdecke direkt in die grosse Steppe zu reichen scheint. Manchmal sieht man in dem vorüberziehenden Land eine kleine Mauer aus Schlammerde, vereinzelt, einsam. In der Umgebung finden sich schwarze Schweine oder eine Schar weisser Schafe. Diese Mauer schützt eine Dorfgemeinschaft vor den Angriffen der Banditen.

Lasst mich nun noch weiter über Charbin berichten. Als ich in der Stadt angekommen war, ging ich am Abend nach dem Essen im Jachtclub zum Kabarett ‚Fantasia‘, einer Tanzhalle, die zugleich Revue-theater und Schenke ist. Eine russische Tänzerin, die gebrochen japanisch sprach, kam an den Tisch, goss Kaffee aus dem Samowar und schenkte Likör ein. Inzwischen tanzte man, von der Kapelle begleitet, auf dem von Tischen umgebenen Platz. In der Pause wurde die Beleuchtung verdunkelt, der Vorhang auf der Bühne ging auf, und halbnackte russische Mädchen führten im Scheinwerferlicht Kosakentänze vor. Es waren keine gemeinen Tänze, sondern sehr schöne, geschmack-

volle Bewegungen, da die Russen von Natur die Musik und den Tanz lieben. Die Gäste waren zumeist Offiziere, doch sah man auch einige russische Ehepaare und junge mandschurische Männer aus reichen Familien mit ihren Geliebten.

Vom Fenster meines Hotels konnte ich auf die gegenüberliegende russisch-orthodoxe Kirche blicken. Sie ist, wie die Kathedrale von Charbin, Maria geweiht. Wenn der Liederdichter Ujoo Noguchi sang: «Die Wildnis überwindend, bauten die Russen ihr Haus, hier ist Charbin!», so war diese Kathedrale gemeint. Da Maria die Schutzgöttin der Reisenden sein soll, dachten die Russen wohl zuerst an diesen Bau, als sie in der Fremde sich festsetzten. Alle Russen, die hier vorübergehen, bekreuzigen sich andächtig, russische Schüler in Uniform, Droschkenkutscher und Frauen auf dem Wege zum Einkauf. Manche treten in die Kirche ein, die mit Wandmalereien und Leuchtern geschmückt ist, um sich zu verbeugen, niederzuknien und lange zu beten.

Als Emigranten ohne Vaterland leben die Weissrussen hier umso stärker in ihrem Glauben. Heute früh entdeckte ich mit Bewunderung, dass auch in einer Ecke des Wartesaals für die I. und II. Klasse im Bahnhof von Charbin eine Marienkapelle eingerichtet ist, eine reizende Dame bekreuzigte sich hier. Eine Schwalbe sass dort auf dem spitzen Dach der Kapelle, sie schien sich durch das Doppelfenster des Wartesaales in den Raum verirrt zu haben und blieb hier, obwohl es in Charbin so kalt geworden ist. Sie scheint ihren Rückflug nach dem Süden Chinas vergessen zu haben.

In Charbin wohnen Menschen aus mehr als dreissig Nationen, von vielen kennt man die Staatszugehörigkeit nicht, und Tausende sind ohne Nationalität. Auf den Bänken an den schönen, mit Steinen gepflasterten Strassen sitzen die Einwohner nebeneinander. Hier werden Blumen verkauft und illustrierte Zeitungen gelesen. Man sieht sogar Russen^ die wie Generäle einen herrlichen weissen Schnurrbart tragen. Immer wieder zeigen sich auch viele prächtige Frauen, die so aussehen, als ob sie gerade von den Champs-Elysees aus Paris zu Fuss hierhergekommen wären; sie laufen an jedes Schaufenster und zwitschern wie die Vögel. Die Russen scheinen sich zumeist zu kennen (allerdings wohl nur in der oberen Klasse); wenn sie sich auf der Strasse oder im Restaurant treffen, drücken sie sich die Hände, lüften den

Hut. . . die Damen küssen sich laut: pitchan! Als ich gestern im erstklassigen Café ‚Mars‘ das Abendessen einnahm, wurde mir plötzlich dieses ‚pitchan‘ angeboten.

Unter den Geschäften fielen mir die Pelzgeschäfte- am meisten auf. Da hängen die Pelze aus dem Baikargebiet, aus Sibirien und Alaska nebeneinander, Felle von Tigern, Leoparden, Füchsen, Eichhörnchen, Panthern, Hasen und unerkennbaren Tieren (vermutlich Katzen oder Hunden). Als ich im ‚Mars‘ mit Beefsteak russischer Art, Bier aus Charbin und Zakuska (Hering, Hammelfleisch und Essiggurken) meinen Appetit befriedigt hatte, ging ich zum Warenhaus ‚Churingjanhan‘, wo viele schöne russische Bilderbücher zu finden waren. Da sie sehr gut gearbeitet sind, packte ich fünf bis sechs in meine Tasche ein, um sie später Toshiki zu senden.

HASAN KIKIC, Jugoslawien
geboren 1905 in Gradac in Bosnien, von Truppen der Mihajlovic-
Armee gefangengenommen, gefallen im Jahre 1942

Bilder

Uns selbst erblicken wir am Grunde der Gewässer
mit immer gleichen Gesichtern,

schon seit jeher uns selbst, geliebte Brüder,
am Grunde treffen wir uns – am Rande des Abgrunds,
am Wasser – tief unten, am Grunde der Gewässer,
seit jeher mit immer gleichen Gesichtern.

Wenn man weinen würde für uns,
an den Fenstern der Gemächer,
an Geliebte würden wir denken;

unsere Hände berührten wohl Blumen,
wir liebten das Haar der Geliebten,
immer noch schuldig, als Kinder, den Müttern.

Mit immer gleichen Vogelgesichtern
treffen wir uns an,
beweinen uns,
lange Wege entlang – unterwegs,
am Abend, die Nächte hindurch, dem Morgen zu,
den Gärten, dem Getreide entgegen,
den Dörfern,
dem Wasser.

JURIJ KRYMOW, Sowjetunion

geboren 1908 in Petersburg, gefallen am 22. September 1941 an der sowjetischen Westfront

An der Front, 18. Juli 1941

Nun sind es schon 19 Tage, dass ich nichts von Dir und den Unseren weiss. Die Zeitungen aus der Hauptstadt sehe ich nicht, ich höre nur Radio. Ich habe überhaupt keine Vorstellung, wie Moskau lebt. . . Wegen des Krieges und der Arbeit der Frauen im Kriege (hier sind ziemlich viele), fange ich jetzt an, mit Sorge an Dich zu denken. Es geht mir nicht um die Gefahr und das Risiko, das Leben zu verlieren, sondern um den Mangel an den elementarsten Dingen. Tagelang haben wir kein Wasser, ernähren uns schlecht und unregelmässig und schlafen in Stellungen, wie man sie niemals bewusst ausdenken könnte. Dreck, Hitze und Anspannung. Auf mich hat das irgendwie keinen Einfluss, aber wie Du diese Umstände ertragen würdest, falls es sein müsste, das weiss ich nicht. Dennoch dürfte es wohl das Beste sein, was man sich denken kann; und von welcher Seite ich es auch betrachte, mir scheint doch, Du solltest zu dem Kurs gehen. Mit der Arbeit im Lazarett wirst Du der Armee tatsächlich nützen, nicht zuletzt durch Deine Gewissenhaftigkeit.

Unser Zimmer in der Metrostrojewskij-Strasse mit dem Lampenschirm, dem Radio und dem hinkenden Kätzchen ist für mich wie ein Idyll, wie eine Kindheitserinnerung. Es kommt mir vor, als lebte ich schon lange unter den jetzigen Umständen, doch in Wirklichkeit sind nur zwölf Tage vergangen. Deinen Brief aber trage ich mit mir und lasse mich unablässig von ihm leiten. Nun, meine Liebe, ich küsse Dich von Herzen und umarme Dich. In Gedanken bin ich immer bei Dir und fühle ständig Deine Gegenwart.

19. September 1941, 22.00 Uhr

Liebe Anka!

Lange habe ich Dir nicht geschrieben, da ohnehin keine Möglichkeit bestanden hätte, einen Brief abzusenden. Auch im Augenblick geht es nicht. Aber ich glaube, dass ein geschriebener Brief irgendwie zu Dir gelangt, während das Nichtgeschriebene spurlos verschwinden wird. Nun, so habe ich mich hingesezt, um zu schreiben.

Jetzt ist tiefe Nacht. Ich sitze in einer grossen Hütte. Um mich herum, auf Bänken, auf einer Pritsche, auf dem Fussboden schlafen meine Kameraden. Sie schlafen in voller Ausrüstung, in Mänteln, das Koppel umgeschnallt, Gewehr oder Maschinengewehr im Arm. Eine Nachtlampe brennt, ihre flackernde Flamme jagt Schatten über die weissen Mauern der Lehmhütte. Am Tisch mir, gegenüber sitzt der Kommissar. So wie ich schläft auch er schon die vierte Nacht nicht.

Wie ging es zu, dass wir in einen Kessel geraten sind? Darüber könnte man lange erzählen, aber ich habe keine Lust, denn bis jetzt ist noch nicht alles klar. Eines ist nicht zu bestreiten: Überall, wohin man sich auch wendet, sind deutsche Tanks, Maschinenpistolen oder Maschinengewehrnester. Schon den vierten Tag verteidigt sich unsere Einheit nach allen Seiten in diesem Feuerring. Nachts wird der Ring um uns durch den Schein der Feuer deutlich. Sie leuchten hier und da am Horizont auf und geben dem Himmel eine wundersame rosa Färbung.

Grossartige goldene Zweige wachsen in der Dunkelheit hoch. Die Sterne verblassen, die Glut kriecht – sich überschlagend – über die Weite der Steppe, verlöscht und bricht dann an anderer Stelle wieder empor.

Gegen Morgen verlassen wir das Dorf. Ernste, besorgte Gesichter der Kolchosbauern. Leise Worte der Frauen. Abgehackte Worte der Offiziere. Motorengeheul. Pferdewiehern. «Kopf hoch, Kameraden, wir kommen noch!» «Wir kommen bald» ... «Kommt nur» . . . «Und wie schlägt man die Deutschen?» . . . «Nun, wenn wir nicht kommen, kommen andere. Lebt wohl, ihr Lieben» . . . «Nun, Brauner, lass dir mal die Riemen zurechtrücken. Etwas Heu auf den Sattel. Ein bisschen frisches Wasser in die Feldflasche. Dankeschön . . . Wir kommen bald. Wenn wir es nicht sind, dann andere, nicht schlechter als wir. Und die deutschen Parasiten werden umkommen wie die Fliegen. Lebt wohl, Kameraden!» . . . «Nein, nicht ‚Lebt wohl‘ – Auf Wiedersehen.»

Staub auf dem Weg. Die Kette der Lastwagen und Fuhrwerke. Die verschiedenen Trosseinheiten streben dem Zentrum des Kessels zu. Die Kampfeinheiten formieren sich neu zum entscheidenden Durchbruch. Der Kessel ist ungeheuer eng zusammengedrängt. Nirgendwohin kann man sich mehr bewegen. In den nächsten Stunden ist der Entscheidungskampf zu erwarten. Ohne Zweifel werden die Truppen aus dem Kessel ausbrechen. Aber wie? Um welchen Preis? Das ist es, was die Führer der Einheiten ständig bewegt.

In dieser schrecklichen Situation hat sich etwas ereignet, was für mich eine ungeheure Bedeutung hat. Ich will es Dir im Einzelnen schildern.

Heute, am Tage, kam ich zu meiner Einheit zurück. Zwei Tage war ich weg gewesen. Ich hatte ein beschädigtes Auto fortgebracht. Unterwegs, als ich ein Dorf verliess, in das die Deutschen eindringen, nahm ich Munition mit, die unsere Leute vom Tross in ihrer Verwirrung nicht mehr abtransportiert hatten. Ich lud auch zwei Schwerverwundete auf und brachte sie aus der vordersten Frontlinie weg. So fuhr ich die ganze Nacht – auf dem Wagen Kisten mit Granaten und zwei stöhnende, zerschossene Menschen. Die erschrockenen Militärärzte lehnten es ab, sie anzunehmen. Ich drohte ihnen mit der Peitsche, aber das erschreckte sie nur noch mehr. Da liess ich diese Dreckskerle stehen und gab die Verwundeten in einem Entbindungsheim ab, das ich in einem Dorf entdeckte. Ich befahl, die beiden zu maskieren für den Fall, dass die Deutschen kämen. Als ich Weggehen wollte, zog mich einer von ihnen am Kragen der Uniformjacke zu sich herunter und küsste mich auf den Mund. Er sagte: «Genosse Major, du bist mir lieber als mein Vater.» Aber er war mir in diesem Augenblick mehr wert als meine Zukunft.

Was ich da getan habe, ist nichts Besonderes, weil jeder von uns ebenso handelt; aber dennoch war es für mich ein gutes Gefühl, zu meiner Einheit in dem Bewusstsein zurückzukehren, dass diese Fahrt nicht umsonst gewesen war. So kam ich in Kampf Stimmung an. Noch ehe ich Gelegenheit fand, dem Kommissar zu berichten, versammelte sich das Parteibüro. Auf der Tagesordnung stand meine Aufnahme in die Partei. So sitze ich nun, wie ich kam – schwarz vor Dreck und tagelang unrasiert – im dichten Grün des Maisfeldes. Rings um mich die Kameraden, die Mitglieder des Parteibüros und des Parteiaktivs. Jeder von ihnen hält seine Maschinenpistole oder sein Gewehr in der Hand. In der Nähe schlagen Granaten ein. Überall ziehen Posten durch den Mais. So sieht es aus, als ich in die Partei aufgenommen werde.

Der Sekretär des Parteibüros, Politruk Aleksej Zaruk, verliest meinen Antrag und die Empfehlungen der Genossen Kommandeure, die zur Partei gehören. Sie kennen mich erst seit Anfang des Krieges, aber auf Grund einer Genehmigung des Kriegskommissars unserer Einheit

werde ich als Soldat der Roten Armee für Tapferkeit vor dem Feind in die Partei aufgenommen, also auf Grund der neuen Verordnung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei.

Die Empfehlungsschreiben werden verlesen. Was sind das doch für seltsame Empfehlungen: unter ihnen finden sich ausführliche Beschreibungen von Kämpfen, an denen ich teilgenommen habe; besonders interessant ist da die Beschreibung eines Kampfes bei Bobriza im letzten Monat. Ich blicke auf die Erde, weil mir Tränen in die Augen kommen. Du weisst, ich hatte immer das Gefühl, dass harte Kämpfe im Gange sein werden, wenn ich in die Partei aufgenommen werde. Aber die Wirklichkeit hat alle meine Vorahnungen übertroffen. Ich trat in dem Moment in die Partei ein, als die gesamte Einheit eingekesselt war, also am Vorabend des entscheidenden Kampfes auf Leben und Tod für mich und meine Kameraden. Mir ist seltsam ruhig und wohl zumute. Während der Kämpfe bin ich überhaupt ruhig, und jetzt ist zu dieser Ausgeglichenheit noch ein neues Gefühl gekommen: Stolz. Das Bewusstsein dessen, dass ich mein Leben nicht umsonst gelebt habe, und wenn ich sterben muss, nicht umsonst sterben werde. Auch auf Dich kann ich mich verlassen. Wenn Du allein bleibst, dann wird Dich das nicht umwerfen.

Zwei Uhr nachts. Soeben erhielt ich die Meldung, dass der Gegner nur noch vier Kilometer von unserer linken Flanke entfernt steht. Rudakow sagt, wir stünden nur noch auf einem Bein, für das andere sei kein Platz mehr. Gerade war ich draussen. Der ganze Horizont in rotem Licht und überall dies verfluchte Geknatter. Man schaut beim besten Willen nicht mehr durch. Aber wir sind alte Fronthasen, uns erschreckt nichts mehr. Die Kameraden schlafen. Wieder eine neue Meldung. Die linke Nachbareinheit ist von uns getrennt. So verteidigen wir uns nach allen Seiten. Die Ereignisse überstürzen sich. Eben kam Oberpolitruk Gridtschin und steckte mir zwei Stück Kuchen zu. Keine Ahnung, wo er die her hat. Aber er hat sie nicht gegessen, sondern mir gebracht. (*Der Brief bricht hier ab.*)

ALEKSEJ LEBEDEW, Sowjetunion
geboren 1912 in Susdal (bei Iwanowo), gefallen auf einem sowjetischen Unterseeboot in der Ostsee im November 1941

Es träumte mir

Es träumte mir des Windes sorgenvoller Schrei,
Kanonenstahl, der Juli, drückend schwül,
Und noch dazu die breite Unendlichkeit,
Das rauschende Meer über mir.

Es träumten mir Waffenfeuer und -lärm,
Der Schaum einer Welle, die kommt,
Und der Landeswimpel, hoch wie ein Stern,
Flatternd am Horizont.

Und es träumte mir noch: ein Kamerad,
Eine rauchende Hülse, die kupfern klirrt –
Soldaten mit Kimme und Korn parat;
Und ich, der sie lehrt, wie man stirbt.

EBERHARD LIESS, Deutschland
geboren am 17. Februar 1902 in Schlesien, gefallen am 11. Oktober
1941 im Raum von Wjasma, Russland

Russland, 16. Juli 1941

Habe ich zu Anfang des Krieges die Bitte «Dein Reich komme» verstehen gelernt, so ist mir jetzt das «Führe uns nicht in Versuchung» besonders bedeutungsvoll geworden. Versuchung, nicht zum Diebstahl und den anderen Verletzungen gesellschaftlichen Zusammenlebens, sondern Versuchung zur Mutlosigkeit und zur Angst.

Aus der Aufzeichnung für seine drei Kinder über das Gebet:

[Im Kriege]

Ihr Kinder, seht im Gebet nichts Ungeheuerliches, auch nichts Geheimnisvolles oder besonders Ungewöhnliches, sondern etwas ganz Einfaches, auf natürlichen Gefühlen Aufbauendes. Eines ist zum Gebet allerdings nötig, das ist Ruhe und Zeit. Wenn Ihr beten wollt, so entspannt Euch körperlich, macht Euch ganz locker und erzählt mit geschlossenen Augen alles, was Euch irgendwie bedrängt, Eurem Gott.

Wenn die Gedanken abirren, durcheinanderlaufen, so schadet das zunächst gar nichts; geht ihnen ruhig nach, nur versucht, nach und nach Ordnung in sie zu bringen. Das mag eine ganze Zeitlang dauern. Nach und nach werden die unruhig schwärmenden Gedanken sich beruhigen, alles wird abklingen, Leib und Seele werden gelöst und still. Es ist, als steige man tief in sich selbst hinein.

So verharrt! Das allein schon muss nach und nach tiefe Ruhe und Befriedigung auslösen und Euch stärken. Das aber ist noch nicht mehr als die erste Stufe des Gebetes. Wenn alles still und voller Klarheit geworden ist, dann werdet Ihr, ja dann müsst Ihr Gottes Ruhesein deutlich spüren, so wie ich ihn in solchen Augenblicken erfuhr. Sonderbarerweise fühle ich ihn dann stets hinter mir stehen. Es ist so, als wenn jemand ganz nahe hinter mir stünde, zum Greifen nahe, dass ich mich gleichsam zurücklegen und wie in einen tiefen Abgrund gleiten lassen kann. Wenn Ihr so, Ihr Kinder, in den Kreis Gottes getreten seid, dann dürft Ihr bei diesen freundlichen Empfindungen nicht schon stehen bleiben, sondern nun dürft Ihr und müsst Ihr alles wünschen, alle Hoffnungen, ja alle Fragen vor ihn bringen und mit ihm sprechen wie mit einem einfachen Menschen. Wer so in aller Einfachheit, ohne sich zu schämen, dass er mit Gott spricht, alle Dinge Gott vorlegt, der erfährt auch eine Antwort, der wird einer Gegenrede inne.

Es kann gar kein Zweifel sein, dass Ihr nun fragen werdet: Wie steht es aber mit der Erhörung? Wird das, worum ich Gott bitte, in Erfüllung gehen? Ja, kann der allmächtige Gott überhaupt sich um die Nöte, Wünsche und Hoffnungen eines Einzelnen, mehr oder weniger nichtigen Menschen kümmern? Ist es nicht geradezu eine Vermessenheit, so etwas auch nur im Entferntesten zu vermuten? Ich setze dem entgegen: Ihr sollt und dürft Gott um alles bitten und ihm auch das

Unbedeutendste vortragen. Gott ist so ernst, heilig und dem Menschen unerbittlich überlegen, dass er, so glaube ich, auch Menschen scheitern und in dieser Welt untergehen lässt ohne Lösung aller irdischen Not und der furchtbaren Tatsachen des Lebens. Ich sehe darin mitnichten eine Bestrafung, Gott hält im Gegenteil auch solche Menschen unbedingt in seiner Hand, trägt sie und ist ihnen gnädig und gütig gesinnt.

Lasst Euch, Kinder, nicht verwirren! Nicht darum ist Gott gütig oder böse, weil er unseren Wünschen entgegenkommt oder sie gleichgültig nicht achtet, sondern Gottes Güte liegt darin, dass wir im Gebete in ihm und bei ihm sein dürfen, dass wir wissen, seine Hand trägt uns, er ist das ewig haltende Gerüst aller physikalischen und gesellschaftlichen Welt. Wir sind in seiner Hand auch dann, wenn wir vergehen müssen in dem furchtbarsten Unsinn eines uns toll anmutenden Verlaufs der Ereignisse ausser und in (!) uns. Wir gehen in der grässlichsten Auflösung in seinen lebenden Atem ein.

Nehmt das Geschriebene als ein Zeichen meiner herzlichsten Zuneigung zu Euch, die Ihr jetzt noch kleine, unbeschwerte, liebe Kerle seid. Es ist alles aufgezeichnet aus dem innersten Wünschen für Eure Entwicklung, der äusseren und der inneren, der ein kommendes sehr hartes Zeitalter viel, viel entgegensetzen wird. Dass Ihr es nicht zu schwer haben möchtet, dass Ihr Euren idealen Sinn nicht verlieren möchtet im Gedränge der Gemeinheiten und Kläglichkeiten des Daseins, dass Ihr am rechten Platz rechte und ganze, Euch befriedigende Arbeit leisten dürft, bei der Ihr Euren Gaben gemäss schaffen könnt, aus dem Vollen heraus und nicht nur, um die wenigen Groschen zum Fristen des Daseins zu erkämpfen, dies alles wünsche ich Euch und erbitte ich für Euch. Bleibt wohlbehalten!

JOHN MAGEE, USA

Freiwilliger in einer kanadischen Fliegergruppe

geboren am 9. Juni 1922 in Shanghai, gefallen in England am

11. Dezember 1941

Washington, Winter 1939

In der Tiefe meines Herzens bin ich glücklich, mich einsetzen zu dürfen für das England, das ich so sehr liebe – nun mehr als je zuvor, da ich es in einigen Monaten wiedersehen werde. Noch geht mir ironisch der alte Wahn vom «Dulce et decorum est» im Kopf herum und erinnert mich an die hohen Ideale, die angeblich die Soldaten begeistern. In Wirklichkeit ist der Dienst für das Vaterland weder ein glorreicher Kreuzzug noch eine Fahrt zum Goldenen Vlies, sondern ganz einfach unumgängliche Pflicht. Wir gehen jetzt allerdings durch eine sehr harte Zeit. Ich finde, man braucht wirklich Kraft dazu, um in der Nacht im Schnee draussen fest bei seinem Gewehr auszuharren, wenn es im Quartier Wärme und Betten gibt. Aber das ist eine gute Abhärtung, und jeder von uns ist sich darüber klar, dass diese kleinen Prüfungen uns nur stärker machen für künftige, grössere über See.

In Kanada, 1939

Ich glaube, dass man seinen Überzeugungen, so quer und widerspruchsvoll sie auch verlaufen mögen, unter allen Umständen folgen sollte. Deshalb bin ich hierhergegangen. Ich fand, dass die Sache der Demokratie es wert ist, dass man für sie kämpft, obwohl ich den Deutschen gegenüber keinen Hass empfinde. Das ist alles

Uplands, Ottawa, April 1940

Ich fürchte, aus diesem Krieg kehre ich als ein hoffnungslos Ungebildeter zurück, aber das scheint mir im Augenblick so unwichtig. Fast habe ich in dieser grossen Kriegsmaschinerie, in der ich nur ein unendlich kleines Rädchen bin, das Bewusstsein von der Bedeutung und der Identität der Person verloren. Geradezu komisch. Es ist nicht so wie in Deutschland, wo die Tatsache der eigenen Bedeutungslosigkeit täg-

lich eingebläut wird. Hier wird uns ständig die Wichtigkeit des Einzelnen vorgehalten, dass alles von uns abhängt und ähnliche Lehren. Aber man wird auf eine weit sanftere Art allmählich zu der Erkenntnis seiner eigenen Unwichtigkeit gebracht – was ohne Zweifel für Menschen gut ist, die, wie ich, eher ihre persönliche Bedeutung zu hoch einschätzen.

Südengland, November 1941

Wir wurden von vier Flugzeugen, Me 109, angegriffen, die sich alle je einen von uns vornahm. Sofort wandten wir uns ihnen zu. Dabei aber drehte ich so scharf, dass ich mehrere tausend Fuss absackte. Meine drei Kameraden wurden alle abgeschossen. Ich sah, wie D. steil ins Meer abstürzte. P. versuchte auszusteigen, aber sein Fallschirm öffnete sich nicht. Keiner hat gesehen, was aus Kitt geworden ist, aber wir glauben und hoffen alle, dass er in Gefangenschaft geraten ist.

Übrigens fällt das Geschwader gewöhnlich auseinander, wenn wir diese Operation über dem Kanal unternehmen. Nach dem Luftkampf am 8. (meinem ersten) landete ich in X., wurde aber, wie alle anderen, gleich wieder zurückgeschickt, um nach Überlebenden auf dem Meer zu suchen. Erst am nächsten Morgen konnte ich, ziemlich erschöpft, hierher zurückfliegen. Zu diesen Gefechten setzt man als Geschwader an, wird aber regelmässig aufgesplittert und kommt zu zweit oder zu dritt wieder angetröpfelt und landet auf dem ersten besten Flugplatz.

NENAD MITROV, Jugoslawien
geboren 1896 in Sremska Mitrowiza, Freitod nach einem Verhör
durch ungarische Polizei im Juli 1941

Schwärmerei

Ich wusste es nicht, wer
du bist, wohin du strebst,
ich wusste nicht, woher
du kommst und wer dich kennt;
ob deine zarten Brüste
erzittern schon vor Sehnsucht,
oder die heisse Wüste
der Lust in ihnen brennt.

Ich wusste nicht, ob Flammen
des Glückes in dir sprühen,
ob deiner Lust entstamme
ein Lachen, wie von Sinnen,
oder ob graue Nester
in deiner Seele bauen
Hass, Leid, ob sie in Grauen
ein Schmerzensnetz dir spinnen.

Ich wusste nichts, ach, nichts,
und wollte auch nichts wissen,
als wär' etwas zerrissen
und bräch' in mir entzwei;
der Wind hört auf zu wehen,
und vor der grossen Schönheit
musst' ich, Verzückter, stehen,
als war's ein Staunen, ein Schrei.

PAUL PETIT, Frankreich

geboren 1893, hingerichtet in Köln am 24. August 1944

Paris, 20. März 1941

Was Hitler in Deutschland, gegen Frankreich, geworden ist, fängt Pétain an, im Interesse Deutschlands in Frankreich zu werden. Nur sehr wenige Franzosen durchschauen dieses Manöver. Einige stellen wohl mit Besorgnis fest, dass ein Mann wie Doriot, der sich notorisch an die Deutschen verkaufte, Paris mit Plakaten «Vive Pétain» überflutet hat, um seine Zeitung, den «Cri du Peuple», zu verbreiten, aber im Allgemeinen sehen sie im Gegenteil darin nur einen Beweis für das Prestige des Marschalls, wenn selbst Leute wie Doriot und andere, in deutschem Sold stehende Agenten gezwungen sind (so fassen sie es auf), ihn zu «schonen». Sieh mal einer an! – erwidern wir: Ist es nicht natürlich, dass Deutschland die Loyalität gegenüber dem Marschall fördert, weil er allein das Aufflammen des französischen Gewissens angesichts der Richtung, die die Entwicklung nimmt, in Schach halten kann?

Für Hitler ist es sehr wichtig, dass durch Marschall Pétain wenigstens ein Teil der öffentlichen Meinung in Frankreich der Kollaborationspolitik Darlans zustimmt. Alle zurückhaltenden Tendenzen (der Opportunisten) im Kabinett Vichy machtlos zu machen und gleichzeitig dessen Chef im Amte zu belassen, das ist ein Meisterstück Hitlers. Man glaubt zu träumen, wenn man bedenkt, dass er das in einem Augenblick noch fertiggebracht hat, in dem es durch die massive amerikanische Hilfe fast unmöglich wird, an den deutschen Sieg zu glauben!

Es wird behauptet, das neue Regime in Frankreich sei nicht sklavisch dem nationalsozialistischen Regime nachgebildet und werde der Religion einen grösseren Platz einräumen. Ausgezeichnet. Das ist der springende Punkt. Aber es erscheint angebracht, genau auszudrücken, was man unter Religion versteht. Bekanntlich hat dieses Wort sehr verschiedene, sogar einander widersprechende Bedeutungen, je nachdem, von wem es gebraucht wird.

Es ist aber wesentlich, ganz genau zu wissen, wovon man spricht, wenn es sich um die Grundbedingung jeglichen Wiederaufstieges

und den Schlussstein jeder Gesellschaftsordnung handelt. Die Religion ist das Band, das den Menschen mit Gott und daher auch die Menschen untereinander «liert». Alle Politiker, denen die Stärkung der Staatsmacht am Herzen liegt, haben nun selbstverständlich den Vorteil erkannt, den sie aus der Religion ziehen können. Sie entfacht den Opfergeist, hemmt die individuelle Genussucht, vereinfacht die Ordnung und verstärkt die natürlichen Bande zwischen Menschen desselben Blutes. Als Gläubige wie als Ungläubige haben intelligente Staatsmänner also stets diese geheimnisvolle Macht geschont und sich bemüht, sie für den Nutzen des Staates einzufangen, damit sie jene Einheit stärke, die ein wesentlicher Faktor der Macht eines Staates ist.

Aber die Hauptfrage bleibt, ob die Religion dem Staat dienen soll («Die Politik geht vor» – «Alles Nationale gehört uns»), oder ob der Staat selber sich der Religion unterzuordnen hat («Vorrang des Glaubens!»). Hier handelt es sich um zwei völlig entgegengesetzte Konzeptionen. Nach der ersten Auffassung soll die Religion national, also nichts anderes als ein Werkzeug in den Händen des Staates sein. Nach der zweiten dagegen ist der Staat in einem gewissen Sinne international und seine Macht nur dann legitim, wenn er die Grundsätze der Religion achtet und die freie religiöse Entwicklung jedes Einzelnen erlaubt. (Vergessen wir nicht, dass die Weihe der menschlichen Person keine Errungenschaft der Revolution, sondern des Christentums ist: Christus ist für jeden von uns gestorben, nicht für irgendeine Gruppe.)

Es ist leicht zu erkennen, dass die «Nationalsozialistische Kultur», ihrem eigenen Bekenntnis gemäss, nach dem ersten Modell ausgerichtet ist. Traurig aber – und komisch – ist der Gedanke, dass uns diese Rückkehr zu den heidnischen Lehren als ein Fortschritt gepriesen wird, ja, als der Beginn der berühmten «Neuordnung», die Hitler in Europa zu errichten beabsichtigt. Trauriger noch – und komischer – ist die Tatsache, dass eine Regierung, die sich französisch nennt und unter dem Zeichen der moralischen Wiederaufrichtung steht, eine mehr oder minder offen eingestandene Sympathie für diese Trivialitäten empfindet . . .

Im Grunde ist dieser Rückschritt nicht zu vermeiden, sobald der religiöse Glaube schwindet. Die nationalistischen Ideen sind im 19. Jahrhundert aus der Zersetzung des Christentums hervorgegangen. Wenn der Glaube an Gott und an das Jenseits nicht mehr existiert, bleibt

kein anderer Weg, ein relativ überpersönliches Leben zu führen, als sich einen nationalen Glauben zu schaffen, der ein Höchstes sein und das religiöse Bedürfnis des Menschen in sich aufnehmen soll, das die «Philosophen» herrenlos gelassen haben. Die Freimaurer und die Anhänger der «Action Française» waren sich daher sehr viel näher, als sie vermuteten.

Abschluss der Kämpfe in Syrien:

1, August 1941

General Dentz, der Paris im Juni 1940 widerstandslos den Deutschen übergab, verteidigte im Gegensatz dazu im Juni 1941 Syrien hartnäckig zugunsten Deutschlands. Nachdem er dieses Paradoxon allzu lange aufrechterhalten hatte, musste er nun um Waffenstillstand ersuchen. Die Bedingungen, die man ihm gewährte, machen der Grossmut des britischen Obercommandos Ehre. Dieser Kampf, der eben mit der Niederlage der Vichy-Regierung zu Ende ging, die allein dafür verantwortlich ist, lässt sie das Gesicht verlieren.

Einen Monat lang versuchte die Propaganda in Berlin und Vichy, die Rollen zu vertauschen und zu behaupten, Engländer und Freie Franzosen [Truppen de Gaulles] hätten Syrien angegriffen, und Vichy stiess entsetzte Schreie der Empörung aus. Diese Komödie hat aber niemand umgestimmt. Jeder, der sich einen Blick für faires Spiel bewahrt hatte, begriff genau, dass die – indiskutable – Übergabe unserer Flugplätze in Syrien an die Deutschen und die Hilfe, die man dort vor drei Monaten den Aufständischen im Irak gewährte, England und das Freie Frankreich *gezwungen* haben, einzugreifen. Nie gab es eine gerechtere Sache! Die Berechnungen der Vichy-Leute sind vereitelt worden. Sie hatten gedacht, die Engländer und vor allem die Freien Franzosen würden aus Furcht, französisches Blut zu vergiessen, davor zurückschrecken, ihre Pflicht zu tun. So rechneten sie mit einer Straflosigkeit für die ehrlose Hilfe, die sie den Deutschen im Mittleren Orient gewährten. Die Freien Franzosen aber nahmen die Herausforderung an. Sie wuschen die Flecken von unserer Fahne, die Vichy verschuldet hatte. Bravo! Jetzt flattert die echte Trikolore, neben den Fahnen unserer Alliierten, über Beirut und Damaskus.

IVAN RIBAR, Jugoslawien
genannt Lola, Mitarbeiter Marschall Titos
geboren 1916, gefallen bei einem Luftkampf auf dem Fluge nach
Ägypten im November 1943

September 1941

Meine Liebste und Einzige!

... Zu dieser Stunde, da wir der letzten, entscheidenden Etappe des Kampfes entgegengehen, von dem, unter anderem, auch unser persönliches Glück abhängt, möchte ich Dir einige selbstverständliche und einfache Dinge sagen. In meinem Leben gibt es nur zwei Inhalte: meinen Dienst für unser heiliges Ziel und meine Liebe zu Dir, meine Liebste. Das Glück und das Leben, das wir uns wünschten, konnten wir, mit Millionen anderen, nicht isoliert, sondern nur durch unseren Kampf und Sieg anstreben. Darum sind diese beiden Ziele in meinem Inneren eigentlich eine Einheit.

Wisse, meine Seele, dass Du die einzige bist, die ich liebte und die ich liebe. Ich träumte und träume unser gemeinsames Glück – so, wie wir es wünschten, wie es freie Menschen verdienen. Denn das ist das wahre Glück, das einzige, das man sich wünschen soll. Wenn Du diesen Brief empfangen solltest – wenn ich also die grosse Stunde nicht erlebe, trauere nicht zu sehr, Liebste. In der Welt, in der Du dann lebst, wirst Du immer lebendig das Beste von mir und meine Liebe zu Dir finden. Ich bin sicher, Dein Weg wird gerade sein, so wie er sein muss. Auf diesem Weg wirst auch Du die Vergeltung und Dein Glück finden.

Ich liebe Dich sehr, sehr, meine Einzige. Und ich wünsche, dass Du diesen Brief nie bekommst, sondern dass wir zusammen die grosse Stunde des Sieges erleben. Ich möchte Dich mit meiner Liebe so glücklich machen, wie Du es verdienst.

Immer Dein

Lola

WILHELM RUBINO, Deutschland

geboren am 21. Februar 1915 in Lübbecke, gefallen am 20. September 1941 bei Kiew

Griechenland, 22. April 1941

Vom Olymp zieht eben ein Gewitter herauf: mit Schrecken denke ich an unseren Grenzübergang nach Griechenland. Wir kamen im Nachtmarsch von Üsküb über viele Passhöhen und sollten auf Albanien eingesetzt werden. Inzwischen brach ein Unwetter mit Schnee, Hagel, Kälte und Regen herein. Die Vormarschstrasse war überschwemmt, und wir bogen ab nach Griechenland auf Florina. Immer noch das furchtbare Wetter. Ich hatte Verwundete in meinem Zug. Rundum wurden von den Querschlägern kleine Bäume geknickt. Am Abend erneut das Schnee- und Regensturmwetter. Der Kampf ging weiter. In der Nacht hatten wir die Höhe besetzt. Es war die Osternacht. Das Wetter wollte keine Einsicht haben, mit klammen Fingern haben wir Zelte gebaut oder Erdlöcher gegraben. In der Morgenfrühe um 4 Uhr weckte uns das Osterlicht. Reif und Frost waren eingezogen, der Regen hatte aufgehört. Der Berg leuchtete im weissen Glanze unter den Strahlen der höhersteigenden Sonne.

Russland, 1941

Auf holprigen Anmarschstrassen, dick mit feinem Staub bedeckt, sind wir gerollt, nachdem wir eine Panzerschlacht gewonnen hatten, in der Hunderte der schwersten Ungetüme liegenblieben! Aber es war eine Vormarschstrasse des Sieges wie des Grauens – Panzer rechts und links, ausgebrannt oder durchschlagen, Geschütze, Protzen, Berge von Munition, tote Pferde, zerschlagene Zugmaschinen und Trecker, Flugzeugwracks und viele Tote.

Ein Angriff vor mir den Abhang hinab, an der See-Enge vorbei: Reisst alles mit vor! Selbstverständlich ist auch der Kommandeur ganz vorne. Die Brücke vor der Stadt ist genommen – weiter – Sturmgeschütze rollen wuchtig durch die scheinbar toten Strassen. Auch die Brücke hinter der Stadt beherrschen wir. Da schiessen vom Bahnhof Panzer, Pak und Sturmgeschütze vor, aus offener Feuerstellung fegen sie hinein. Aber unseren Sturmwaffen, dem Drang nach vorne, dem

Willen zum Sieg, ist ihr Stahl und ihre Feuerkraft nicht gewachsen! Da brennt der erste, aus dem zweiten steigt die Mannschaft aus, auch der dritte ist in Rauch gehüllt, der vierte, der fünfte, und so reiht sich einer nach dem anderen ein. Ohrenbetäubender Lärm erfüllt die Senke von Detonationen der verladenen Munition. Auf den Höhen beziehen wir unmittelbar vor den schweren Waffen im letzten Tageslicht die Sicherungsstellung für die Nacht. Dass der Kommandeur fiel, zeigt nur umso klarer, wie entschlossen unsere Offiziere in den Brennpunkten der Gefechte und Schlachten stehen und ebenso wie der einfachste Mann den Eisenhagel aushalten müssen.

An die Mutter

12. Juli 1941

Nun schreibe ich Dir zu Deinem Freudentag aus dem Feld – aus Russland, wo einst im Weltkrieg Vater jahrelang stand. Wir durchkämpfen die wunderbare Fruchtlandschaft der Ukraine. Unermessliche Weizen- und Roggenfelder wogen gleich dem ewigen Meer im Wind. Wenn abends über allem der Glutball der Sonne steht, kann man gar nicht glauben, dass hier Krieg ist. Aber dann bellt plötzlich die Flak auf, brummen die Bomber über uns, hämmern MGs, und die Panzer walzen durch die wogende Frucht – wandeln alles in das gewaltige, schreckliche Furioso des Krieges, der keine Wahl in der Person, keinen Rangunterschied kennt, blind zuschlägt und grausam trifft.

Wir sind in diesem schweren Boden bei Regenwetter in verschlammten Löchern gesteckt, nass bis auf die Haut, am Morgen in der Kühle elend, verfroren, sind im feindlichen Feuer durch den Fluss mit allem Gerät geschwommen, haben dem Regiment eine wichtige Brücke erkämpft und gehalten. Es waren harte Stunden, wo man klein und ohnmächtig einem Schicksal gegenübersteht, das über Sein und Nichtsein entscheidet.

Doch kommen auch wieder die frohen Augenblicke, die unzertrennbar zum Soldaten gehören. In solchen ruhigen und mehr noch in den schweren Stunden wandern die Gedanken weit hinaus zu Euch, Ihr Lieben, und zu Dir, Mutter. Nicht aus Weichheit. Aber man muss Dich jetzt gerade in diesem Augenblick liebevoll umfassen, dass uns nicht ein

blindes Schicksal hart und grausam auseinander reisst und Trauer, Leid und Elend zurücklässt. Dann spüre ich über die Ferne alle Liebe, bin ganz bei Dir und Du bei mir. Wenn ich auch nach aussen hart meinen Kampf führe, nach innen bin ich doch Dein guter Junge. Die Auszeichnungen, die ich bekomme, sind alle ein Geschenk für Dich, und sie sollen Dir gehören . . .

Bei Dnjepropetrowsk, Anfang September 1941

Italienische, ungarische und slowakische Flieger stehen jetzt bei uns, und auch ungarische Soldaten, die rechts von uns kämpfen. Es wird nun wohl einen Winterfeldzug geben, den wir gern vermieden hätten. Morgen oder wann – geht wieder der Marsch, wie schon so oft, ins Feld, aber diesmal zum letzten Schlag, zu dem wir uns auf den klaren, unerschütterlichen Beistand verlassen und auf den Segen des grossen Gottes bauen. Es wird sicher ein schwerer Schlag, denn der Russe hatte Zeit, sich jenseits des Dnjepr einzugraben und seine Stellungen auszubauen. Auch wird er aus allen Teilen seines Riesenreiches seine Artillerie und seine Flieger einsetzen, denn hier ist der Lebensnerv: Kohle, Eisen und Öl...

GIORGOS SARANTARIS, Griechenland
geboren 1910, gestorben nach Rückkehr von der albanischen Front im
Februar 1941 im Lazarett in Athen

An eine Frau:

Athen

Du bist frei. Ich habe Dich nicht in meinem Besitz. Als Du mir gestandest, dass Du mehr als alles Deine Freiheit liebst, fühlte ich, dass ich ungewollt sie Dir wegzunehmen versucht hatte ... Ich trieb Dich zu dem Abenteuer, zu der Vision, und vielleicht zitterte in mir eine Hoffnung, dass Du darin bleiben würdest, dass es Dir nicht leicht möglich wäre, zurückzukehren, dass Du Dich umsonst winden würdest, wenn der Stachel der Sehnsucht Dich triebe; sogar die Erinnerung an die Vergangenheit sollte Dir verloren sein.

Aber Du gibst Dich nicht hin. Wenn eine Begierde in Dir zur Wonne reifen will, zum Rausch, der Körper und Geist umnebelt, hält Dich irgendein Wind auf, irgendeine Eile, die aus Deiner Tiefe emporsteigt. Du quälst Dich vor der Hingabe. Du erlebst nicht den Genuss einer vollkommenen, menschlichen Freude, Du leidest nicht ein ehrliches, gemessenes Leid, Du nimmst nicht von den Liebkosungen der Tage, die wie Zimmer für Hochzeit und Fest bestimmt sind.

Oh, bildet dieses Gespräch zwischen uns, in einer solchen Vertrautheit der Seele, dass jeder von uns glaubt, mit sich zu sprechen, nicht unseren Körpern gegenüber eine Ungehörigkeit, da sie gezwungen sind, sich fernzubleiben? Du hörst mich an, und von Deinem Körper lebt nur Dein Haar; Deine Augen küssen die Idee, werden ruhig wie ein Flussbett, das von dem Samen nicht befleckt wird; aber Dein Haar erinnert sich an die tröstlichen Liebkosungen, bringt noch wie einen Fluss von Empfindungen Windstöße, Schauer heran. Und ich weiss, dass ich es küssen kann, und wenn ich es küsse, beginne ich von Neuem mein ganzes Leben, erlange wieder die Unschuld des Abenteurers.

Du bist so rein, dass Du durchsichtig scheinst. Wenn die Begierde auf meine Lippen steigt, strahlen Deine Augen in einem langdauernden, sündelosen Hochmut, in einem Glanz, aus Tränen und Kinderfreuden gemischt. . . Der «offizielle Gast», besuche ich Dich immer

mit dem Vorsatz, Dir eine Reue zu entreissen, und immer genügt mir das süsse Wahrnehmen einer Welt, als deren Untermahlung Deine Stimme kommt; einer Welt, in der unsere ganze Sehnsucht nach Zusammenleben einzieht und sie als Ort ihres Aufenthaltes wählt. Ich kenne ein Land, wo meine leiseste Begierde Klarheit hat, Dich bewahre ich bei mir . . .

Im Kriege

Dass wir alle uns erheben

Ich habe noch nicht eine Träne vergiessen können über das Unglück,
ich habe die Toten noch nicht recht geschaut,
ich habe noch nicht spüren können, dass sie in meiner Gesellschaft fehlen,
dass sie die Luft verloren haben, die ich atme,
und dass die Musik der Blumen,
das Summen der Namen, die die Dinge besitzen,
nicht bis zu ihren Ohren gelangt.
Noch wieherten die Pferde nicht, die mich zu ihnen bringen werden,
dass ich sie anspreche,
mit ihnen weine,
und sie dann noch erhebe,
dass wir alle uns erheben,
wie *ein* Mensch,
als wäre nichts geschehen,
als wäre die Schlacht nicht über unsere Köpfe gerollt.

In der Nacht

War sie eine Frau, war sie nur Traum, beides,
Der Schlaf hinderte mich, ihre Augen zu sehen,
aber ich küsste ihren Mund, ich hielt sie,
als wäre sie Wind und als wäre sie Fleisch,
sie sagte mir, dass sie mich liebte, aber ich hörte es nicht deutlich,
sie sagte, dass es sie schmerzte, nicht mit mir zu leben.
Sie war blass, und manchmal zitterte ich um ihre Farbe,
manchmal staunte ich, dass ich ihre Gesundheit als die meine fühlte,

wenn wir uns trennten, war es immer Nacht,
die Nachtigallen hüllten ihren Schritt ein,
sie ging, und ich vergass immer die Art ihres Weggangs,
der neue Tag ging in mir auf, bevor es dämmerte,
es war Sonnenschein, es war Morgen als ich sang . . .

GÜNTER VON SCHEVEN, Deutschland

geboren am 17. April 1908 in Krefeld, gefallen am 21. März 1942
in Majaki am Donez

Russland, 25. Juli 1941

Der Krieg wälzt sich ostwärts, seinen grausamen Weg wie ein in die Wirklichkeit getretenes Jüngstes Gericht. Gestern haben wir Tultschin genommen, 450 Kilometer östlich der alten Grenze, im Verein mit ungarischen Panzern und rumänischen Truppen.

Wir legten immense Strecken zurück. Der Kampf mit der Natur, mit den Bergen, den Flüssen, den schlechten Strassen, dem Staub und der Gluthitze ist ebenso gross wie der mit den russischen Einheiten, die sich im günstigen Gelände hartnäckig zur Wehr setzen. So geht es im Leichengeruch der Vormarschstrassen weiter. – Wer kennt noch Schlaf und Ruhe; ich bin im Artillerief Feuer eingeschlafen, nachdem wir 48 Stunden unterwegs waren, von Regen und nächtlicher Kälte übermannt.

3. August 1941

Ich kann Dir nur versichern, dass alle Erlebnisse, so ungewohnt sie auch sind, mich festigen und bestätigen in meinem Wollen, das über allem Chaos menschlichen Zielen dient. Man muss durch die Nacht schreiten, damit man das Licht neu und göttlich empfindet. Den wenigen, die nicht der Materie verkettet sind, ist dieser Kampf eine Läuterung. Nirgends erlebt man den Menschen tiefer, grausamer, hässlicher, göttlicher als unter den Hammerschlägen des Schicksals.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass in Zuständen der Übermüdung die geistige Vorstellungskraft Wunder wirkt. Bestimmte Bilder werden lebendig, so das Jüngste Gericht von Michelangelo und dessen leidbewegtes Antlitz selbst, auch Dantes welterfüllte Züge tauchen vor dem inneren Auge auf. Ich sehe den Krieg als das Selbstgericht der Menschheit, ein Gericht, das dazu dienen kann, die Seelen wachzurütteln, bis aus der Finsternis der neue Aufschwung möglich wird.

Russland, 5. August 1941

Gestern hat unser Bataillon einen Durchbruchversuch abgewehrt, 2'000 Gefangene und andere Beute eingebracht. Wir liegen in einem Getreidefeld, haben die Garben zusammengestellt, zum Schutz gegen die erbarmungslose Sonne. Vielleicht kommt auch Post; das ist immer ein erhebender Moment, Belohnung für viele Mühen. Dieses Russland – als Land und Charakter – hat mich bisher nicht wesentlich berühren können. Nur die Weite überzeugt, die aber jeden persönlichen Charakter auf löst. Man kommt zwischen Tag und Nacht, zwischen Schweiß und Hunger nicht dazu, solche Eindrücke zu vertiefen. Sie sind Kulissen, vor denen sich die Fanale des Krieges abspielen. Der Empfindungen sind tausendfache, während die Eindrücke unübersehbar auf mich eindringen. Deiner Überzeugung muss ich zustimmen, dass allein eine vollkommene Niederwerfung des Bolschewismus die Opfer lohnt. Mir scheint auch, dass der Krieg mit der Sowjetunion *der* Krieg geworden ist, in den alle anderen einmünden oder von dem neue einen Anfang nehmen werden.

16. August 1941

Ich habe in Stunden der Besinnung namenlose Sehnsucht nach Euch, nach dem Rhein, nach kleinen und grossen Dingen, die uns verwandt sind. Solange mir der Sternenhimmel vertraut bleibt, ich mich dort oben zurechtfinde, kann mir nichts passieren. Eine Belohnung sind diese Nächte, die wir immer im Freien verbringen, wo über der weiten Ebene die ewigen Gestirne erhaben über unserem blutigen Streit aufglänzen. Der Anblick des Ewigen stärkt mehr als körperliche Nahrung. Tassos Wort, das Du mir schriebst, ist für mich Wahrheit. Die eigene Sphäre kann nicht zerstört werden.

Russland, 2. September 1941

Mehr als 2'000 Kilometer haben wir zurückgelegt. Die letzte Strecke zu Fuss: von den Schlachtfeldern südlich Uman bis in den Dnjepr-Bogen, in Eilmärschen, nur bei Nacht, auf unmöglichen Strassen, wo alles steckenblieb. Ungeheuerlich ist das Erlebnis des Todes, er ist wie eine neue Taufe. In dem überschnellen Gang der Ereignisse schenkt er uns Augenblicke klaren geistigen Überblickes. Es gibt auch schöne Erlebnisse in dieser unberührten grossartigen Landschaft, in der die breiten Fluten des Dnjepr sich nach eigenem Gesetz den Weg bahnen, wild und ungezügelt. Das primitive Dasein vermittelt eine neue Vereinigung mit der Natur, man ist dem Wind, der Sonne und allen Wettern ständig ausgesetzt. Lass Dich nicht erschrecken von dem, was ich sagte; für den, der es erlebte, ist es einfach.

In der Ukraine, 29. Oktober 1941

Wir können nicht weiter, wie Blei beschweren Lehm und Schlamm die Füsse, die Fahrzeuge versinken bis zu den Achsen, schliesslich versagt auch einmal bei Mensch und Tier die Kraft. Ohne Aufhören rinnt der Regen. Die Brücken gesprengt, die Gehöfte abgebrannt, das Vieh vertrieben, Kleidung und Schuhe verschlissen, die Kompanie nach schweren Gefechten zusammengesmolzen auf weniger als ein Drittel. Nach dem letzten Sturm auf einen wildumkämpften Bahndamm blieb von meiner Gruppe ein einziger Junge übrig. Blutend und sterbend liegen viele Kameraden auf dieser unsagbar traurigen Erde. Seit dem 6. Oktober, dem Beginn der Offensive, reiht sich Gefecht an Gefecht, verbunden mit Märschen Tag und Nacht, Angriffen von Panzern und Tieffliegern und allen höllischen Mitteln der Vernichtung. Von Konstantinograd ausgehend, überschritten wir den Orel und stehen jetzt, nach dem Fall von Charkow, westlich Isjum.

6. November 1941

Noch 50 Kilometerweiter marschieren wir ins Donez-Becken, um dort Winterquartiere zu beziehen, vorerst das Ziel unserer langen, kriegerischen Wanderung durch tausend Ebenen und über unzählige Flüsse. In unserem Abschnitt stagniert die Front. Die allgemeine Stossrich-

tung geht südostwärts nach Rostow und ans Asowsche Meer. Als Feldwebel habe ich jetzt eine Stellung, in der ich mehr persönliche Freiheit besitze, teuer erkauft durch die letzten Kämpfe. Ich habe viele Freunde und mehr Verantwortung.

Von den Freuden dieser Welt erwarte ich nicht viel. Ich habe einen Abstand genommen, der sehr gross ist, von dem, was sonst die Menschen erfüllt. Noch ist es nicht Zeit, davon zu sprechen. Grauen und Tod sind noch zu nahe. Ich muss erst einmal aus der düsteren Atmosphäre herauskommen. Liebe Mutter, ich bin glücklich, Dir schreiben zu können, wenn auch die Müdigkeit auf den Märschen und der Gedanke an das Schicksal unseres Volkes trübe stimmt. Aber glaube mir, ich bin allem Göttlichen näher als sonst. Das Mysterium des Lichtes ist grösser als das der Dunkelheit.

Russland, 8. und 15. November 1941

Mir scheint, wir sind nicht mehr auf der Erde; baumlose Landschaft, ohne Ackerkultur, öde Wiesenflächen in einer Monotonie ohne Ende. Darüber grauer Nebel, der das Licht abschnürt, so dass den ganzen Tag Dämmerung herrscht, eine Stimmung, nur durchleuchtet vom Impuls des eigenen Lebens und den Gedanken, die die Brust durchziehen. Ganz auf sich selbst, auf den eigenen Reichtum, ist man angewiesen. Das Ganze macht mir Sorgen, der Verlauf des immer massloser werdenden Krieges, das Verhältnis unserer Kraft zum Ergebnis dieser ungeheuren Anstrengungen. Uns, die wir von der Aussenwelt abgeschnitten sind, entgeht der Überblick. Dunkel hinter den Wolken steht der Feuerschein des Weltenbrandes. –

Die Kälte ist mit Macht eingebrochen. Der erstarrte Schlamm sieht aus wie Lava, die sich mitten durch das Dorf wälzt. Aus Norden und Osten brausen die Winde mit Urgewalt über die weiten Ebenen. Jetzt bewähren sich die Lehmhütten, in denen wir wohnen. Unsere Wirtsleute sind keine Kommunisten, das sagt das Heiligenbild in der Nische. Sie kochen uns russische Suppe, rösten Brot und schleppen Holz. Eine ausgesprochene Feindschaft wie am Dnjepr besteht hier nicht. Es ist Zeit, alles Erlebte zu überdenken, und ungewohnt ist die Stille bei der Lampe am Tisch in der Nacht, kein Befehl, kein Schuss, kein Feind, der Wind allein stösst an den Fensterläden und unterbricht dennoch

nicht die Stille, die ich innen tief beglückend empfinde. Man ist dankbar für das Stück Leben, das man aus der Hölle des Todes gerettet hat. Die kleinste Schönheit ist eine Offenbarung, ein Sonnenstrahl, die Eisblumen am Fenster.

2. Advent 1941

Man braucht nicht im Granathagel zu stehen, um die Wende unserer Zeit zu erleben. Die erdbebenartigen Erschütterungen pflanzen sich ungesehen fort und sind spürbar für den, der ein Organ für weltgeschichtliche Vorgänge hat. Aus diesem Grund ist Eure Haltung in der Heimat von derselben entscheidenden Tragweite wie die unsere an der Front. Es geht uns um die Überwindung des chaotischen Überganges und um die Erhaltung der menschlichen Würde, die geläutert ist durch Schmerz und Entsagung. Deshalb ist uns Eure von den Kriegswirren nicht vernichtete Existenz so wichtig, weil wir in ihr die notwendigen Fundamente für die innere Verfassung sehen, die die Zukunft mitbestimmen wird. Wir kämpfen nicht für politische Streitigkeiten, sondern in dem Glauben, dass das Edle und Beste sich neu bewähren muss in dem Ringen mit der grauenhaften Erscheinung des Materialismus. Ich sehe die ganze Nation in einem Umschmelzungsprozess, in einem Strom von Leid und Blut, der sie befähigen wird, neue Höhen zu gewinnen.

Am Donez, 7. Dezember 1941

Wie vor drei Monaten der Dnjepr, so hält uns jetzt der Donez auf. Flüsse spielen ja seit altersher entscheidende Rollen im kriegerischen Geschehen. Hier sind sie vorläufig Grenzen; auf beiden Seiten ordnen und sammeln sich die Kräfte. Wie oft habe ich das schon erlebt, zuerst am San. Es ist dem ordnenden Geiste kaum möglich, die Überstürztheit der Erlebnisse zu entwirren. Man lebt in Gegensätzen und vereinigt sie doch, ohne es selbst zu begreifen. Vorher glühte der Boden unter den Füßen in der Schwüle des Sommers; jetzt flimmern kleine Eiskristalle im Mondlicht der Winternacht. Schnee, endlos, als wäre er immer dagewesen. Und wer kennt den wahren Feind! Ist es allein der Bolschewismus? Ist er nicht Ausdruck einer Krankheit, die uns alle an-

geht? Was bereitet sich vor in den Umstürzen, die den Sieger ebenso verwandeln wie den Besiegten? Heute erkennt es noch keiner.

9. Dezember 1941

In diesen unruhigen Tagen, wo russische Partisanen unsere Dörfer und Stützpunkte in Brand zu stecken suchen, ist viel Verantwortung zu tragen. Hinzutreten die Unbilden des Winters in einer uneuropäischen Form mit Schneestürmen und langen gefährvollen Nächten, in denen Kugeln pfeifen und die Artillerie auf beiden Seiten den Kampf aufnimmt. Unsere kleine Schar hat sich so vorteilhaft wie möglich zur Verteidigung eingerichtet. Der Winter hat uns Halt geboten, und das trifft sich gut mit unserer Erschöpfung, denn viel weiter wären wir nach den Kämpfen des Oktobers, die das Letzte forderten, nicht gekommen. Der Dezember ist ein grausig finsterer Monat. Bei einem einzigen trüben Licht wartet man die Nächte durch im engen Raum einer Hütte auf Nachrichten der Züge. Irgendwo ist immer etwas los. Stundenlang liegt man in Alarmbereitschaft. Brände röten den Himmel.

31. Dezember 1941

Schauernd stehen wir an der Schwelle neuer, schicksalsschwerer Ereignisse. Ich habe Deine ganze Liebe und die Treue der Heimat gespürt, die ein Lohn sind für alle Mühsal. Gern ist man bereit, für diese Heimat alles zu wagen.

Slawjansk, 14. Februar 1942

Es ist nicht möglich, den Gespensterwochen des Abwehrkampfes Ausdruck zu geben. Die Verteidigung ist blutiger und schwerer als der Angriff. Zum ersten Male griff der Russe an, wohl vorbereitet, mit zehnfacher Übermacht. Majaki haben wir gehalten. Überstandene Schrecken hämmern in den Schläfen. Wer diesen Winterkrieg übersteht, darf getrost dem Alter und dem Tod entgegensehen. Ich glaube nicht, dass es auf Gottes Erde noch etwas gibt, was ihm Furcht einflößen könnte. Wir müssen jetzt schweigen mit den Toten, bis uns die Zungen durch Sonne und Licht wieder gelöst werden. Die Seele wird unendlich weit, sie spannt sich zwischen Leben und Tod zu ihren äussersten Grenzen.

6. März 1942

Russland und dieser endlose, unheimliche Krieg bringen die tiefsten Schichten des Daseins in Aufruhr. Uns alle durchbebt das Bewusstsein einer ungeheuren Weltenwende. Am oberen Donez ist seit drei Tagen ein Abflauen der Kämpfe eingetreten. Vielleicht sind beide Parteien erschöpft. Jetzt, wo es seit Tagen schneit, hat die Natur versöhnend über die blutigen Spuren des Kampfes mit sanfter Gewalt das reinste Weiss gelegt, und es hat plötzlich den Anschein, als gehörten die Kämpfe einer sagenhaften dunklen Geschichte an. Gräber sind verschneit, die Namen nicht mehr zu lesen, Granattrichter eingeebnet. Wo ein Weg war, breitet sich endlose Fläche. In Russlands ungeheurer Weite gibt es kein Halten. Taten, Einzelschicksale verhallen im Grenzenlosen; eine schmerzliche und doch wohltuende Erfahrung. – Möge die Zeit kommen, wo ich Zeugnis ablegen kann von dem, was die Menschheit gelitten hat. Lieber Vater, ich glaube nicht, dass in Deutschland heute irgendeine künstlerische Tat der Leistung eines einfachen Soldaten gleichkommt, der im Trommelfeuer in aussichtsloser Lage seine Stellung hält. Dieser unbekannte Soldat schreitet wieder in namenloser Grösse über die Schlachtfelder, wie zu Zeiten des ersten Weltkrieges. Ungenannt, nur von wenigen Kameraden gesehen, schweigend, stirbt er einsamsten Tod, geht er hinüber ins Unerreichbare; seine Gebeine nimmt der Osten in seinen Abgrund auf, als sei nichts gewesen. Bleiben wir einander treu verbunden. Es ist noch ungewiss, wann wir uns wiedersehen. Tröste die liebe, gute Mutter. Erhalten wir uns Gottvertrauen und Zuversicht.

Am Donez, 9. März 1942

Die Bilder gefallener Kameraden ziehen vor meinem Auge vorüber mit den furchtbaren Wunden. Vom grauen Mantel zugedeckt, in der Kälte frühzeitig erstarrt, stumm und leblos liegen sie da, mit den vom Frost zerfallenen Gesichtern und lichtlosen Augen. Selten konnte sich das Lächeln der Erlösung noch um die Mundwinkel legen; ein erbarungsloser, harter Tod. Nach manchen Kampftagen lagen lange Reihen nebeneinander. Jede Stunde war erfüllt vom Zwielicht des Todes. Vergessen wir nie die Gesichter dieser Toten und Lebendigen. Was wir hier sehen, ist das Antlitz des russischen Krieges, und vielleicht der letzte, unerreichbare Ausdruck unserer Zeit.

Am Todestage:

Majaki, 21. März 1942

Nach einem Marsch durch die Schneewüste haben wir die kleinen Lehmhütten wieder erreicht. Unerbittlich bleibt der Frost, 20 Grad halten sich bei den stetigen Ostwinden, lange Schneewehen und tiefer, feiner Neuschnee hüllen uns ein. In der Luft wirbeln Eiskristalle, das Weltall scheint der Erstarrung anheimzufallen. Wir sind geschützt und auch hart geworden. Deine letzten Grüsse kamen wie ein Strom von Wärme und Licht zu mir mit vertrauten und lieben Bildern aus der Heimat. Die beiden Köpfe Michelangelos haben mich erschüttert. Dieser Prophetengeist weht auch in den höheren Sphären der Gegenwart. Was den Blick des Jeremias zur Erde niederzwingt, die Weltschuld und das Gericht, das können wir heute ermessen. Wir bemühen uns selbst, die Tragödie der Zeit aus solcher Höhe zu betrachten . . .

GERVASE STEWART, Grossbritannien
Pilot der englischen Luftwaffe
geboren 1920, gefallen 1941

Englands Flamme

Ich brenn' für England als lebend'ges Feuer
In dieser kerzenlosen Finsternis der Nacht.
Wie Englands Name sind mir Englands Fehler teuer:
In Englands Glut ist meine Flamme mitentfacht.
Wie meines Vaters Faust gehört mein Arm dem Land,
Nie aber wird ihm dienen meiner ungeborenen Kinder Hand.

Für England brenn' ich, wie auch Englands Flamme
Lebendig glüht: auf dass am Friedenstag
Das reine Feuer jeglichen verdamme,
Der aus dem Opfer Münze schlagen mag
Und Bauholz aus dem Haus der Helden bricht,
Die für die Freiheit kämpften fern vom Freiheitslicht.

BRUNO SZULZ, Polen

geboren 1892, getötet am 19. November 1942 in Drohobycz

Seitdem ich wieder in die Stadt gehen kann, ist es mir bedeutend leichter. Aber wie lange hatte ich auch mein Zimmer nicht mehr verlassen! Es waren bittere Monate und Jahre.

Ich kann die Tatsache nicht erklären, dass es mein altes Kinderzimmer ist, das letzte Zimmer im Gang, schon damals selten besucht, immer vergessen, als ob es nicht zur Wohnung gehöre. Ich weiss nicht mehr, wie ich dort hinkam. Ich glaube, es war eine helle Nacht, eine wässrig weisse Nacht, ohne Mondschein. Ich sah jede Einzelheit in der grauen Umgebung. Das Bett war offen, als hätte es jemand soeben verlassen, ich lauschte der Stille, ob kein Atem der Schlafenden zu hören sei. Wer hätte hier schon atmen können? Seitdem wohne ich hier. Ich sitze hier seit Langem und langweile mich. Wenn ich doch rechtzeitig an die Vorräte gedacht hätte!

Adi, ihr, die ihr es noch könnt, denen noch eigene Zeit dafür gegeben ist, sammelt Vorräte, hortet das Korn, das gute und nahrhafte, süsse Korn, denn der grosse Winter wird kommen, magere und laute Sommer werden kommen und die Erde im Lande Ägyptens wird fruchtlos bleiben. Leider bin ich nicht wie ein emsiger Hamster gewesen. Ich war wie eine leichtsinnige Feldmaus, lebte von Tag zu Tag, ohne mich um das ‚Morgen‘ zu sorgen, im Vertrauen auf mein Talent als Hungerkünstler. Wie eine Maus dachte ich bei mir: Was kann mir schon der Hunger antun? Im schlimmsten Falle könnte ich auch Holz beiessen oder mit meinem Mäulchen das Papier in kleine Fetzen zernagen. Das ärmste Tier, eine graue Kirchenmaus – am grauen Ende im Buch der Schöpfung – werde ich doch vom Nichts leben können.

Und also lebe ich vom Nichts in diesem toten Zimmer. Die Fliegen sind hier längst krepirt. Ich lege mein Ohr an das Holz, ob auch dort in der Tiefe kein Wurm krabbelt. Grabesstille. Nur ich, die unsterbliche Maus, einsame Nachgeburt, raschele in diesem toten Zimmer, durchlaufe ohne Ende den Tisch, das Schränkchen, die Stühle. Der Tante Thekla ähnlich, schleiche ich im langen grauen Kleid bis zum Boden, wendig, flink und kleip, und schleppe hinter mir das raschelnde Schwänzchen. Ich sitze jetzt am hellen Tag unbeweglich auf dem Tisch,

wie präpariert, meine Augen treten, wie zwei Glasperlen, aus den Höhlen und glänzen. Nur die Spitze des Mäulchens pulst kaum merklich, aus Gewohnheit kauend.

Das alles soll natürlich metaphorisch verstanden sein. Ich bin ein Rentner, keine Maus.

Wie ich aussehe? Manchmal sehe ich mich im Spiegel. Seltsam, lächerlich und schmerzlich! Ich schäme mich, es zu bekennen. Ich sehe mich niemals en face, Gesicht in Gesicht. Aber ein bisschen tiefer, ein bisschen weiter stehe ich dort im Spiegelgrund, etwas seitlich, etwas gedreht, stehe nachdenklich und blicke zur Seite. Ich stehe dort unbeweglich, zur Seite blickend, ein wenig nach rückwärts. Unsere Blicke begegnen sich nicht mehr. Wenn ich mich bewege, bewegt sich das Bild auch, aber halb rückwärts gewendet, als wüsste es nichts von mir, als sei es hinter viele Spiegel gegangen und könne nicht mehr heimkehren. Leid verkrampft mein Herz, wenn ich es so fremd und gleichgültig sehe. Das bist doch du, möchte ich rufen, du warst mein getreues Abbild, begleitetest mich so viele Jahre, und nun erkennst du mich nicht! Fremd und irgendwohin seitlich blickend, stehst du da und scheinst in irgendeine Tiefe zu lauschen, auf irgendein Wort zu warten, von dort, aus der gläsernen Tiefe, einem anderen hörig, aus anderer Richtung Befehle empfangend.

Ich sitze am Tisch und blättere in den alten vergilbten Universitätschriften – meiner einzigen Lektüre.

Ich blicke auf die blasse, ausgebleichte Gardine, sehe, wie sie sich von dem kühlen Atem leicht aus dem Fenster wölbt. An diesem Reck könnte ich turnen. Ein ausgezeichnetes Gerät. Wie leicht schlägt man drauf Purzelbäume, in dieser dünnen, schon so viele Male verbrauchten Luft. Unwillkürlich fast wird ein elastischer Salto mortale ausgeführt – kühl ohne innere Anteilnahme, irgendwie rein spekulativ. Wenn man dann auf diesem Reck so wie im Gleichgewicht steht, auf den Fingerspitzen, mit dem Kopf die Decke berührend, hat man das Gefühl, in dieser Höhe sei es wärmer, man hat die kaum spürbare Täuschung eines milderen Klimas. Seit meiner Kindheit liebe ich diesen Blick auf mein Zimmer aus der Vogelperspektive.

Ich sitze und höre die Stille. Das Zimmer ist einfach mit Kalk geweißt. Manchmal schiesst auf der weissen Decke ein Krähenfuss von Platzadern hervor, manchmal fällt rauschend ein Stückchen Putz her-

unter. Soll ich verraten, dass mein Zimmer zugemauert ist? Wieso zugemauert? Auf welche Weise könnte ich es verlassen? Das ist es eben: Dem festen Willen gilt kein Verschluss, nichts ist imstande, einen intensiven Wunsch aufzuhalten. Ich muss mir bloss eine Tür vorstellen, eine alte gute Tür, wie in der Küche meiner Kindheit, mit einem eisernen Griff und Riegel. Es gibt kein derart zugemauertes Zimmer, das sich mittels einer so vertrauten Tür nicht öffnen liesse, wenn nur die Kräfte reichen wollten, sich eine solche Türe auszumalen.

UNBEKANNTER FINNISCHER SANITÄTER
gefallen 1941

Ich habe verwundete Glieder verbunden, meine Schneekleidung ist zum Teil rot. Das ist Blut, das für die Freiheit geflossen ist. Als ich einen verwundeten Unteroffizier transportierte, prüfte ich nach einer kurzen Strecke seinen Puls. Er schlug nicht mehr. Wieder ein Opfer für die Freiheit. Ich konnte nichts anderes, als neben ihm zu weinen und mich zu fragen, warum man so etwas im Leben sehen muss. Kann man denn nie mit einem anderen Mittel das Recht auf das Leben durchsetzen, das Gott uns gegeben hat? Warum darf das Blut nicht brennend, belebend in den Adern fliessen, um zum Wohle der Menschheit zu arbeiten?

WILLEM WALRAVEN, Holland
geboren 1887, in politischer Haft in Indonesien 1943 gestorben

Niederländisch-Indien, 10. Mai 1941

Wer mich nach 26 Jahren hier in Ost-Indien leben sieht, der begegnet einem typischen «Kleinbürger», im Äusseren und in der Lebensweise. Zwar wird man bei genauerem Zusehen unter der Haut etwas Anderes entdecken, dieses Andere muss aber meist ängstlich unterdrückt und verborgen gehalten werden. Ich lebe deshalb abseits, denn ich finde hier kein Obdach für konsequente Äusserungen meines immer noch proletarischen Geistes.

Den Gang der Entwicklung in der Heimat verlor ich fast ganz aus dem Auge. Ich sah Sozialdemokraten Ritterorden annehmen und bemerkte, wie sie aus Arbeitern zu Bürgern wurden. Ich sah vor allem auch junge Leute aus Holland hierherkommen, aber keine jungen Leute, wie ich es einst selber war . . .

Es gibt schon Europäer, die das Rechte wollen und denken. Man findet sie noch – Leute mittleren Alters – in der inneren Verwaltung, bei der Gerichtsbarkeit und in vielen anderen Dienstzweigen, die vor allem für die Bevölkerung da sind und daher regelmässig Kontakt mit ihr haben. Aber unter den Jüngeren und nicht zuletzt unter denjenigen, die in privatem Dienst sind, hat auch hier der Nationalsozialismus seine Anhänger. Meiner Ansicht nach kann uns kein ernsterer und fatalerer Schlag hier treffen als ein Sieg des Nationalsozialismus.

Das ist es, was ich am 10. Mai 1941 zu sagen habe. Man denke nach und sei auf der Hut vor dem ausländischen, aber auch vor dem jetzt noch unsichtbaren und seiner Kräfte sich noch kaum bewussten einheimischen Gegner.

Kampong Tjimahi
[Auf Java]

Bettler sieht man hier keine mehr, eine leicht irrsinnige Frau ausgenommen, die sich mit Hut und Schleppe europäisch kleidet und eine Frage an uns richtet, die ewige Frage. Man kauft sich mit einem klei-

nen Trinkgeld von ihr frei, um sie loszuwerden. Ehemalige Soldaten werden sich wohl noch an den blinden Bettler erinnern, der am Sonntagmorgen seinen Stammplatz bei der Garnisonsschule hatte, seine Frau neben sich. Kam nun ein Soldat anmarschiert, so rief er: «Guten Tag, Soldat, ich hoffe, dass du bald Gefreiter wirst!» War es ein Gefreiter, dann wünschte er ihm, dass er bald Unteroffizier werden möchte. Seine Frau flüsterte ihm wie eine unermüdliche Souffleuse jedesmal die Dienstgrade zu, und das System brachte offenbar tüchtig Geld ein.

Der Schnapsgeruch hängt noch wie von alters her im grossen Klubhaus, dessen bester Teil früher eine Bücherei beherbergte. Trotzdem wird nicht mehr viel getrunken, sicher nicht mehr so viel wie früher. Der jüngste Typ des Soldaten trinkt keinen Schnaps mehr, wenn ihn der Soldat von heute auch leichter bezahlen kann als die vorige Generation. Früher wäre es undenkbar gewesen, dass Soldaten in privaten Lokalen Bier trinken, wenn sich nicht gerade etwas Besonderes ereignet hatte.

Am Markt betrat ich ein chinesisches Restaurant, wo ich rauhe Stimmen wirr durcheinanderreden hörte; ich fand vier Soldaten vor, die ohne ein Rangabzeichen auf dem Kragen um ein Tischchen voller Flaschen beisammensassen. «Willst du nicht ein bisschen herkommen?» ertönte eine heisere Stimme mit bäuerischem Tonfall aus dem Munde eines wohl vierzigjährigen Bergartilleristen. Ich bat ihn, einen Augenblick zu warten, bezahlte noch meine Fahrt in einem jener sonderbaren, unbequemen, hochrädigen Wägelchen, von denen man sich hier nicht trennen kann (es gibt auch noch dos-à-dos!), und nahm in der Gesellschaft Platz. Einer der Soldaten streckte sein schmerzendes Bein auf einem Stuhl aus; ein Pferd hatte ihm einen Tritt versetzt. Ein anderer war früher Matrose gewesen und sollte im Oktober aus dem Dienst entlassen werden. Er wollte wissen, was ich davon halte. Sollte er jetzt hier auf einem Schiff nach Holland anheuern? Ich sagte, dass er schon eine Chance habe, schrieb Adressen von Schiffahrtsgesellschaften auf und verfasste zwischen den kleinen Bierlachen sogar das Konzept eines Bewerbungsschreibens auf der Rückseite einiger Gutscheine, die uns der Diener gab. Mit Nachdruck riet ich, kein Rückporto beizulegen, denn die Herren der Stoomvaart-Maatschappij ‚Nederland‘ oder des ‚Rotterdamschen Lloyd‘ würden bestimmt antworten, wenn sie ihn brauchen könnten, und eine Briefmarke hätten die Herren selber.

Der Vierzigjährige . . . sah gut aus, blühend und sauber, wenig gebräunt, aber es dauerte nicht lange, da bekam ich auch dafür eine Erklärung zu hören. Er kam gerade aus dem Gefängnis, wo er ein paar Monate wegen «Fahnenflucht» verbracht hatte; er war, wie wir früher sagten, «auf die Strasse» gegangen und hatte vierzehn Tage Arrest bekommen. Das Leben drückte ihn schwer. Er hatte jetzt ein paar Flaschen Bier vertilgt und vertiefte sich in Erinnerungen. In Holland war er Fleischbeschauer gewesen und hatte ein schönes Gehalt, aber er konnte das Trinken nicht lassen und bekam nun einmal rasch einen Rausch. Seine Berichte wurden immer trübseliger, und schliesslich fing er von seiner Frau an, die Eingeborene war und ihn heute Morgen so «sauer» empfangen hatte, als er aus dem Kittchen gekommen war. Sie wollte überhaupt nicht lieb zu ihm sein, und in solchen Augenblicken braucht ein Mann doch eine liebe Frau, oder vielleicht nicht?

Bei dieser Geschichte lachte niemand, sondern alle schienen voller Bitterkeit an «das Luder» zu denken, das offensichtlich seine weiblichen Pflichten so schlecht zu erfüllen verstand. Ich hatte früher schon bemerkt, dass solche Männer eigentlich wenig lustig sind und ein betrübter Unterton ihre Konversation kennzeichnet. Seine Vorgesetzten hatten ihn zu allem hin noch nach Salatiga versetzt, wo es Bergartillerie gab, aber «das Luder» wollte ihm nicht dorthin folgen. Schliesslich stand er unvermittelt auf und zog ab, vollkommen ernst und fast ernüchtert von seinen eigenen Erzählungen, so dass ich mich wieder mit dem Matrosen in spe und dem Mann mit dem schmerzenden Bein unterhielt.

Wahre Bacchanalien fanden im Kampong statt, besonders im Kampong Tjimahi und in der Umgebung. Überall standen kleine, von den Soldaten gemietete Häuschen. Darin bewahrten sie dann ein Täubchen auf, das nach dem Dienst leise mit ihnen gurrte. Wie das alles möglich war, auch finanziell, will ich nicht zu erklären versuchen. Sehr erhehend ist es nicht.

Es gab viele Soldaten, auch Gefreite und Unteroffiziere, die so ein Etablissement im Kampong hatten. Viele indoeuropäische Soldaten traf man abends selten, aber im Kampong konnte man sie zuweilen entdecken, im Schlafanzug und in weissen Spitzenjacken, mit kleinen Holzschuhen an den Füßen, als gewöhnliche freie «Bürger», gleichmütig und stillvergnügt, indessen das Täubchen irgendwo etwas kochte oder auf

der kleinen Vordergalerie ein lustiges Schwätzchen machte. Viele brachten es fertig, so ein Häuschen recht wohnlich einzurichten. Innen beklebten sie die Wände mit Zeitungspapier. Eine Lampe und eine Ruhebänk aus Bambus waren auch da. Dort wurde auch studiert, für die Garnisonsschule oder anderes. Bei der Funkabteilung musste ziemlich viel gelernt werden; die Indoeuropäer waren die besten Funker. Ihr Gehör und ihr Anschlag am Funkschlüssel waren sehr oft perfekt. Auch ganz gute Sporttypen waren darunter. Aber nach Dienstschluss lebten sie ihr eigenes Leben, nahe bei Mutter Asien.

Manche blieben abends in der Kaserne, deren Mannschaftszimmer schlecht mit 15-Watt-Birnen beleuchtet war. Aber als leidenschaftlicher Bücherleser hatte man seine Pritsche hart am Lämpchen. Nie wurde mir dieses Vorrecht von einem Kameraden streitig gemacht, und selbst wenn in meiner Abwesenheit ein Umzug stattfand, stand meine Pritsche doch immer unter einem Lämpchen! Kameradschaft gab es auch ohne viele Worte.

In Passuruan, 1941
[Ost-Java]

In einem der Küstenstädtchen Ost-Javas, die auf Kosten des Hinterlandes dahinvegetieren, stand ein Haus in einer ziemlich breiten, gewöhnlich ausgestorbenen Strasse. Ein paar Zuckerfabriken und einige Hanggärtnereien hatten hier, ebenso wie der unergründliche Ankaufhandel von Chinesen und Arabern, Gelegenheit zum Verladen. Je weiter man auf das Meer zuing, desto mehr zeigten sich plumpe Hütten mit Dächern aus Wellblech, bis endlich in der Ferne, jenseits einer schlammigen Untiefe, das Meer sichtbar wurde.

Vollkommen holländisch mutete die Mole an, ein kleines Zollamt mit grüngestrichenen Fensterläden, ein rechteckiger Kai, mit Klinkern gepflastert. Ging man stadtwärts den Fluss entlang, so überschritt man eine Brücke und kam an einer breiteren Stelle vorbei, deren Ufer verkleidet waren, um das Abbröckeln zu verhüten. Die Krümmung des rechten Ufers verriet auf den ersten Blick die holländische Anlage. Der Kai war zum Löschen und Laden im Schatten der Bäume angelegt und hätte in einem Hafendorf in Zeeland liegen können.

Die niedrigen Häuser, die mit ihren Fenstern auf den kleinen Ha-

fen blickten, waren in der gleichen Krümmung gebaut wie der Kai. Kleine Vertaupfähle ragten noch mit ihren Köpfen aus dem Pflaster. Die Häuser hatten Ober- und Untertüren und manchmal eine Steinbank neben der Tür, immer aber ein einziges, ordentlich grosses Fenster, welches das Zimmer erhellte. Es fehlte nichts an dem Bild als saubere Vorhänge, ein paar rote Geranien und Fuchsien auf den Fensterbrettern, ein paar Tjalke und Bojer am Wall, mit kleinen Deckhütten und Laufplanken und einem kläffenden Spitz im Gangbord.

Das Schifferleben, das hier einmal in rein holländischem Stil üppig gedieh, der Geruch von Tauwerk und Teer und Tabak, waren seit der Anlage der Eisenbahn und Strassenbahn vorbei, und nur der alte Rahmen blieb fast unberührt erhalten. Am späten Nachmittag, wenn das kleine Hafenviertel von den etwas schwächer gewordenen, schief einfallenden Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wurde, beschlich mich die Wehmut, wenn ich hinschaute. Dann glich das alles einem längst vergangenen Sommernachmittag irgendwo in Brouwershaven oder Stavenisse.

Aus der ungleichen Stadtbevölkerung war die Gruppe der Javaner besonders interessant und sympathisch. Das Leben der Weissen, die Tage und Jahre [bis zur Heimkehr] zählten, hatte wenig Farbe. Die hausbackenen Chinesen, die Köpfe voller «Geschäfte», auf dem Hintergrund ihrer Existenz stets den nicht zu unterschätzenden Einfluss ihrer gackernden, aber kalt berechnenden Frauen, lebten wie in einem Getto. Die Araber verbargen ihre rätselhafte Geschäftigkeit hinter Barrikaden von Ringmauern, aus denen nur ein Gemurmel hervordrang.

Aber die Javaner, die eigentlichen Kinder des Landes, lebten noch ihr eigenes, natürliches Leben, vorwiegend in den Dörfern abseits der Heerstrassen, die ja auch kaum für sie und von ihnen, es sei denn im Lohndienst, angelegt worden waren. Stundenlang, vor allem an Samstagabenden, amüsierten sie sich im eigenen Kreise. Beim Schimmer flackernder Lichter, in Öl- und Ziegenfleischdunst, im süsslichen Duft einheimischer Früchte, von Strohhälmmchen und Vanille, von Puder und Kokosöl der Frisuren, genossen sie eine lärmende Tancvorstellung, eine jener Volksbelustigungen der letzten fünfzehn oder vielleicht zwanzig Jahre, in der die vergrößernden Einflüsse der Possenreisen der ersten Stummfilme leicht wiederzuerkennen sind. Da und dort

hielt ein unermüdlicher Schausteller seinen endlosen Monolog vor einem weissen Schirm mit den hauchzarten Lederpuppen, begleitet vom Dröhnen und Hämmern der Becken und der Trommel. Durch das alles hindurch blühten die Liebe, die Romantik und die Erotik, aber auch die Geldsucht herrschte und der Schmerz der Leidenschaft.

MELVILLE JACOBY, USA

geboren 1917, gefallen Anfang Mai 1942 im Pazifik

Manila, 7. Dezember 1941 [Kriegsausbruch im Pazifik]

Im Hauptquartier MacArthurs herrschte heute in der Frühe eine grimme Stimmung, als der Stab hier mit dem Krieg gegen Japan vor Augen auf wachte und vor der Notwendigkeit stand, die Truppen in ihre Gefechtsstellungen zu schicken. Gegen 9 Uhr trafen weitere Wachmannschaften für das Hauptquartier ein, gerade als die Offiziere anfangen, Helme und Gasmasken umzuhängen, und rasch noch einen Schluck Kaffee und einen Bissen Brot zu sich nahmen. Zeitungsleute standen wartend im Hauptquartier herum und überschwemmten das Pressebüro. Bei der Luftwaffe ging es am unruhigsten zu, behelmte Männer brüteten über Karten und warfen nur manchmal einen Blick durch das Fenster zum Himmel.

10 Uhr morgens. – Manila hat die Tatsache des Kriegszustandes noch nicht verdaut. Verkäufer von Kinderballonen und Spielwaren und Strassenhändler mit Extrablättern erscheinen zusammen mit voll ausgerüsteten Soldaten. In den Hotelfoyers fangen kleine Gruppen von Frauen an, die Kinder um sich zu scharen. Während dies geschieht, kommentieren die Taxichauffeure: «Nichts Ernstliches – auf keinen Fall eine Aktion der japanischen Regierung – bloss ein kleiner Fehler der japanischen Militärs in Hawaii.» Nun bekam man bestätigt, dass Davao um 6.30 Uhr bombardiert wurde, ebenfalls Forthay und Baguio, wo nur die nötigsten zivilen Behörden bleiben.

In Manila City hat es bis jetzt noch keinen Fliegeralarm gegeben, aber man erwartet ihn jede Minute. Es schwirrt nur so von Gerüchten. Der Amtssitz des Hohen Kommissars wird von Militärpolizei abgesperrt. Die ganze Angelegenheit schlug hier wie eine Bombe ein, obgleich frühere Telegramme zeigten, dass die Armee schon die ganze Woche über in Alarmbereitschaft gelegen hatte.

Gerüchte nehmen selbst bei informierten Personen überhand. Noch hat sich kein klares Bild von Angriff und Verteidigung herausgeschält; man vermutet lediglich, dass das Bombardement von Davao möglicherweise eine überraschende Landung ankündigt..

Durch das Schweigen von Radio Bangkok und das Fehlen von Nach-

richten sind wir von dem übrigen Geschehen im Fernen Osten abgeschnitten.

Gegen Mittag wurde die Bevölkerung von einem Gefühl der Panik ergriffen. Der Ansturm auf Banken, Lebensmittelgeschäfte und Tankstellen setzte ein. Alle Taxis und in Garagen abgestellte Wagen wurden von der Armee beschlagnahmt, der öffentliche Verkehr lahmgelegt. Im Gegensatz zu heute Morgen ziehen unsere Flugzeuge jetzt Tausende von Augen auf sich.

In der Stadt trafen sich Hausbesitzer und -Verwalter bei Tageslicht, um die rasche Einrichtung von Luftschutzräumen zu besprechen. Sie stiessen dabei auf einen empfindlichen Mangel an Sandsäcken in ganz Manila, während der Palast von Quezon den restlichen Vorrat von 20'000 Säcken aufkaufte, um den Malacanang-Schutzraum zu verstärken. Es gab eine tolle Hetze heute Morgen, als man zum ersten Male damit begann, die Schaufenster mit Papierstreifen zu überkleben.

Filipinos, die in grossen, orangefarbenen Sonderomnibussen fahren und neu mit Gepäck und Uniform ausgestattet waren, hatten als Kundschafter eine grosse Anzahl japanischer Staatsangehöriger zusammengebracht. Fünfhundert Japse holte man allein aus der Yokohama Bank, und zahllose andere wurden nach überraschenden Razzien in Konzentrationslager eingeliefert.

Soldaten, die eine Razzia auf dem Nippon Bazar im Zentrum Manilas durchführten, stiessen auf zwölf verschanzte Japaner. Sie brachen die Glastüren ein, nahmen die zwölf gefangen und fanden einen dreizehnten unter dem Ladentisch.

Bei der Durchsuchung japanischer Staatsangehöriger, von denen viele mit Rucksäcken voll Dosen usw. erschienen, fand die Polizei dicke Rollen mit Banknoten in den Säcken, ebenso einige Feuerwaffen. Die japanischen Frauen begleiteten, obwohl es nicht gewünscht wurde, ihre Männer. In einem japanischen Gebäude fand die Polizei einen alten, aber stark benutzten Stoss Hafenkarten.

Die allgemeine militärische Lage ist noch immer im Fluss und schwer zu analysieren. Jeglicher Schiffsverkehr von Manila aus wurde unterbunden. Der französische Dampfer ‚Marechal Joffre‘, der im Hafen liegt, wird wahrscheinlich beschlagnahmt. Berichten zufolge ist die US-Botschaft in Peking von den Japanern besetzt worden.

Über Nacht haben sich die Philippinen mit der Einführung der

Zensur, Razzien gegen Ausländer, der Rationierung von Lebensmitteln, Verdunkelung, Evakuierung dicht bevölkerter Bezirke auf Krieg umgestellt.

Manila, 9. Dezember 1941

Unter der Bevölkerung herrscht das Gefühl, dass der gegenwärtige Belagerungszustand lange währen wird. Mit dem Auftauchen von Flak in den Alleen, von Luftschutzwarten und Leuten vom Roten Kreuz hat der Krieg wahrhaft Einzug in Manila gehalten. Die amerikanische und die einheimische Bevölkerung sammeln gerade ihre ersten Kriegserfahrungen und stehen darin weit den chinesischen Kindern in Chungking nach, die bereits Bomber und Jagdflugzeuge am Motorengeräusch unterscheiden und das Aufflammen von Flakfeuer und Scheinwerfern auseinanderhalten können. Wenn es aber noch ein paar Tage in dieser Weise fortgeht, werden die Einheimischen bald erfahrene Veteranen des Bombenkriegs sein und automatisch eine Zuflucht aufsuchen, anstatt dem Schauspiel zuzusehen.

Amerikaner mit wässrigen Augen sind noch immer von jovialer Freundlichkeit. Es ist ein kurioser Anblick, wenn sie in pferdebespannten Kutschen an dem eleganten Manila-Hotel vorfahren, weil die Taxis für den Gebrauch der Armee beschlagnahmt und die Tankstellen nach dem gestrigen Ansturm geschlossen sind. Trotz des häufigen, lauten Sirenengeheuls, an das sich die Bevölkerung noch nicht gewöhnt hat, läuft das Leben tagsüber erstaunlich normal weiter. Der Sturm auf Lebensmittel und andere Vorräte, vor allem auf gute Konzentrate, Verbandzeug, Jod, Taschenlampen, Watte hält an. Viele Läden mit leeren Regalen haben geschlossen. Alle japanischen Geschäfte sind zu, die chinesischen mit Plakaten gekennzeichnet.

Das reibungslose Abrollen der japanischen Blitzkriegtaktik in der Luft ruft selbst bei informierten Leuten Bestürzung hervor. Obwohl es militärisch nicht ratsam ist, allzu detaillierte Informationen zu geben, kann doch erwähnt werden, dass es den Japanern gelingt, bei gleichzeitigen Angriffen auf der ganzen Linie von Thailand bis Honolulu ihre gesamten, überlegenen Luftstreitkräfte gegen die strategisch wichtigen Punkte der Philippinen zu massieren. Es ist offenbar der Plan der Japaner, unsere Schlagkraft zu lähmen, um dann schliesslich blitzartig zu landen.

Zwar halten sich hartnäckig unbestätigte Gerüchte, nach denen die Japaner bald hier, bald da gelandet sind, aber kein Anzeichen lässt erkennen, wo sie am härtesten zuschlagen werden.

Trotz des vorübergehenden Verlustes der Inseln, die Hawaii mit den Philippinen verbinden, bleibt es die Politik der USA, im Fernen Osten bis zum letzten Mann auszuhalten, um in der Zwischenzeit mit allen verfügbaren Kräften gegen die japanischen Stützpunkte loszuschlagen. Es hat sich bereits gezeigt, dass die gesamte Strategie des Alliierten Kommandos Fernost, soweit sie die Verteidigung der Philippinen betrifft, von neuen und stärkeren Nachschublinien im Pazifik abhängt. Vorschnelle Schlüsse zu ziehen, wäre töricht. Die Tag und Nacht nicht abreisenden wechselseitigen Besuche von Hart, Sayre und MacArthur deuten aber auf den Ernst unserer Lage hin.

Wegen des Mangels an ausreichenden Verbindungslinien mit anderen angegriffenen Stützpunkten in Fernost behandelt das US-Kommando Fernost die Philippinen im Augenblick als selbständige Verteidigungszone. In der Gegend des Golfes von Siam teilen US-Streitkräfte, ohne Zweifel in Verbindung mit den Engländern, Gegenschläge aus.

Die Unternehmungen von Marine und Armee werden jetzt streng geheimgehalten, nicht einmal die Flugzeugverluste bei den Luftkämpfen von gestern und heute, wovon sich einer über Manila abspielte, sind zu erfahren. Aus verlässlicher Quelle verlautet, dass die über den Philippinen abgeschossenen japanischen Maschinen von Flugzeugträgern, zum Teil von Formosa, stammen. Beobachter sind von der ausgezeichneten Taktik, Genauigkeit usw. der Japaner beeindruckt und vermuten nicht nur die Planung der Nazis hinter der Aktion, sondern möglicherweise auch Nazi-Piloten und Maschinen vom Typ Heinkel. Doch handelt es sich dabei um einen absolut unbestätigten Verdacht.

Bei allen Grosseinsätzen kombinieren die Japaner Bombardements aus grosser Höhe, Sturz- und Tiefflugangriffe.

DSHEK MOISEJEWITSCH ALTAUSEN, Sowjetunion
geboren am 27. Dezember 1907, gefallen im Mai 1942 bei Charkow

8. Juli 1941

Wie stark der Feind auch sei, er muss trotzdem, er muss unbedingt geschlagen werden, und wir werden es, selbstverständlich, schaffen. Ich bin ununterbrochen unterwegs. Und ich bin glücklich, dass ich in diesem Augenblick nicht in Moskau sitze, sondern dort, wo jemand sein muss, wenn er jung ist und versteht, worum es geht.

21. November 1941

Einen Krieg wie diesen hatte die Menschheit noch nicht gekannt. Dafür wird uns auch die geringste Lebensfreude nach dem Kriege kostbar erscheinen, und jedermann wird sie zu schätzen wissen. Möge der Mut Dich niemals verlassen. Wir haben noch viele glückliche Tage vor uns, wir beide und unser ganzes Volk.

11. Dezember 1941

Sei nicht traurig, wenn Du lange keine Post von mir bekommst. Die Post funktioniert nicht immer. Wir machen Folgendes aus: am Leben und gesund zu bleiben und niemals, wie schwer es auch werden sollte, den Glauben an sich selbst und an das Vaterland zu verlieren.

Ich wurde befördert: nun bin ich Bataillonskommissar.

17. Mai 1942

Es sind die heissesten Tage. Dieser Sommer wird in die Geschichte als Zeit der grössten Kämpfe eingehen, die die Welt je gesehen hat. Viel Blut wird vergossen werden, viele, sehr viele Schwierigkeiten wird man noch überwinden müssen, doch der Sieg ist nah, er kommt, er darf nicht ausbleiben. Wenn jetzt meine Briefe seltener werden – sei unbesorgt. Ich bin beschäftigt und befinde mich in Umständen, die das Schreiben schwer machen. Merke Dir bitte das Datum – 15. Mai – ich weiss nicht, was Du an diesem Tage gemacht hast, doch weil der

Tag vorbei ist, und, wie Du siehst, glücklich vorbei ist, kann ich es Dir sagen, dass er-der schwerste Tag meines Lebens war. Ich habe Dir geschrieben, dass ich trotz allem am Leben bleiben werde, und so scheint es auch zu sein. An diesem Tage waren 99 und neun Zehntel Prozent gegen mich, und, wie Du siehst, das eine Zehntel hat es geschafft.

Man darf nie die Hände sinken lassen. Bis zur letzten Sekunde muss man an das Leben glauben und dafür kämpfen. Freue Dich, dass mir das Glück so beisteht. Ich fühle mich jetzt ausgezeichnet. Alles ist in bester Ordnung, nicht den kleinsten Kratzer habe ich abbekommen . . . Und ich bin überzeugt, dass es in Zukunft auch so sein wird. Ich wünsche Dir Mut, lebe in Hoffnung und im Glauben an die herrliche Zukunft, die unserer Heimat bevorsteht.

AUGUSTS BROCIS, Lettland

geboren am 8. April 1912 in Pale, Freitod während des Kriegsdienstes
in der lettischen Legion 1942 in Kurland

Freunde!

Friede?

Ihr sagt: Friede?

Hört ihr nicht

Das Klirren der Waffen,

Das durch den gelben Sand

Aus sieben Fuss Tiefe

Hervorbricht,

Um heute Nacht

Zu zerreißen

Dunkel

und

Zeit?

Hört ihr nicht

Im Sturmwind

Kommandorufe tönen?

Freunde!

Entblösst euer Haupt,

Werft euch in Ehrfurcht auf die Knie und schweigt!

Schweigt!

Sprechen wird

Die Vergangenheit!

BRUNO CARLONI, Italien

geboren am 29. Dezember 1920, gefallen als Angehöriger der italienischen Division beim Vormarsch auf Stalingrad am 3. August 1942

Russland, 24. Juli 1942 [Am Don]

Mein lieber Vater! Du wirst, wie ich hoffe, durch das lange Ausbleiben meiner Briefe nicht beunruhigt sein. Aber hier wird immer marschiert, vorgerückt, gekämpft, und immer gesiegt. Man hat wenig Zeit zum Schreiben, wie Du weisst, da Du selbst so lange im Kriege gewesen bist; so wirst Du mir verzeihen. Meine Bersaglieri sind so tapfer, wie ich sie mir gedacht hatte. Ich habe jetzt das Kommando über die Kompanie . . . und versuche, mein Bestes zu leisten; der Gedanke daran, dass Du Dich in meinem Alter in derselben Situation befandest, stärkt mich sehr!

Es ist schon eine grosse Verantwortung, die man zu tragen hat. Und wie verschieden ist dieser Krieg von dem, den wir auf der Akademie studierten! Diese verwüsteten Räume verändern das Gesicht des Krieges, wie wir gleich bei der Ankunft hier spürten. Der Gegner zieht sich zurück und lässt Zerstörung, aber auch manche getarnten Fallen hinter sich. Wir verfolgen ihn, und wir werden ihn weiter verfolgen bis zum endgültigen Sieg. Man sagt, dass es hier im Winter sehr kalt sein wird, im Augenblick ist es heiss, heisser als in Italien.

Von diesem Land, seinen Menschen und seinen Sitten, die äusserst interessant sind, werde ich Dir ausführlich schreiben, wenn ich etwas Ruhe habe. Im Augenblick ist keine Zeit für längere Briefe. Sorge Dich aber nicht um mich! Mit diesen Soldaten fühle ich mich sicher, und ich bin gewiss, nicht unehrenhaft mit ihnen zu bestehen. In jedem Falle werde ich Deiner würdig sein. Hier erinnern sich alle an Dich, besonders der Herr Oberst, und beauftragen mich, Dich von ihnen zu grüssen. Man sagt, dass wir Dich bald hier unter uns haben werden. Ist das wahr? Wie würde mich das freuen! Ich umarme und küsse Dich von Herzen!

AUGUST CESAREC, Albanien
Sozialistischer Arbeiterführer
geboren am 4. Dezember 1893 in Agram, im Kriege von der
Ustascha-Regierung im Lager Kerestinec umgebracht

Vision zukünftiger Rettung:

Wie blickte einst Moses auf die Gipfel, die sich über den Steilhängen und Schluchten des Sinai-Gebirges erhoben! . . . Hat nicht der Gott Israels, ging es Moses durch den Sinn, verheissen, er werde, wenn die Zeit gekommen sei, sein auserwähltes Volk ins gelobte Land führen? Alle anderen Völker besaßen ihr eigenes Land, nur Israel fand noch keine Heimstätte und schmachtete unter ägyptischem Joch.

Aber war dies nicht vor allem eine Prüfung, eine Erprobung, damit sich das Volk, durch Not und Leid geläutert, ganz und gar dem Willen Jehovas füge, ihm noch mehr vertraue und sich dadurch des verheissenen Landes würdig erweise? Moses versetzte sich in Gedanken hinauf auf den höchsten Gipfel des Sinai-Gebirges. Er betete, der Herr möge bald den Tag der Erbarmung und der Errettung anbrechen lassen, den Tag, da sein Volk das Joch des ebenso mächtigen wie grausamen Pharaos, vor dessen Zorn es in dieser unwirtlichen Gegend Zuflucht gefunden hatte, endlich zerbrechen und der Sklaverei entrinnen könne.

Bleierne Müdigkeit überkam Moses, er warf noch einen Blick auf seine Herde, auf die Schafe und Ziegen, die in seiner Nähe die Brombeerbüsche beknabberten, dann streckte er sich auf dem steinigen Boden aus, noch einmal blickte er zum tiefblauen Himmel empor. Über einem der Gipfel erschien eine kleine weisse Wolke, nicht grösser als eine Schneeflocke. Sie wuchs zusehends, immer grösser wurde sie und nahm klarere Umrisse an – und dann zeigten sich in der Wolke menschliche Gesichtszüge . . .

DANIEL DECOURDEMANCHE, Frankreich
geboren am 21. Februar 1910 in Paris, hingerichtet auf dem Mont-
Valerien, westlich von Paris, am 30. Mai 1942

Vor Kriegeausbruch

Der Augenblick ist gekommen, da wir der Liebe gedenken müssen. Haben wir genug geliebt? Haben wir jeden Tag Stunden darauf verwandt, über andere Menschen zu staunen, gemeinsam glücklich zu sein, den Wert des Kontaktes zu spüren, das Gewicht und die Bedeutung der Hände, der Augen und des Leibes zu erleben? Es ist an der Zeit, ganz und endgültig in der Liebe und Freundschaft zu leben, bevor wir im Beben einer Welt ohne Hoffnung untergehen, denn nichts anderes gilt mehr. Schwören wir, an nichts anderes mehr zu denken als an das Lieben, an das Öffnen der Seelen und der Hände, an das Schauen aus dem Tiefsten unserer Augen, an das Umfassen dessen, was wir lieben, an ein Gehen ohne Furcht im Lichte der Liebe.

30. Mai 1942, 6 Uhr 45

[Bei Paris]

. . . Seht, ich hätte sehr wohl im Felde oder sogar im Luftangriff von heute Nacht sterben können. Darum bedaure ich es nicht, diesem Ende einen Sinn gegeben zu haben. Ihr wisst genau, dass ich kein Verbrechen begangen habe; Ihr braucht wegen mir nicht zu erröten; ich habe meine Pflicht als Franzose zu erfüllen gewusst. Ich halte meinen Tod nicht für eine Katastrophe; denkt daran, dass jetzt jeden Tag Tausende von Soldaten aller Länder sterben, dass sie von einem Sturm dahingerissen werden, der auch mich davonträgt. Ihr wisst, dass ich seit zwei Monaten auf das gefasst war, was heute Morgen geschieht, und daher hatte ich Zeit, mich darauf vorzubereiten; da ich aber keine Religion habe, lieferte ich mich nicht der Meditation über den Tod aus; ich sehe mich ein wenig wie ein Blatt, das vom Baum herabfällt, um Humuserde zu bilden.

Die Güte des Humus ist abhängig von den Blättern. Ich denke dabei an die französische Jugend, auf die ich meine ganze Hoffnung setze . .

Und nun noch einige Bitten. Ich habe der, die ich liebe, einen Gruss zukommen lassen können. Wenn Ihr sie seht, hoffentlich bald, schenkt ihr Eure Zuneigung, das ist mein liebster Wunsch. Es wäre mir auch sehr lieb, wenn Ihr Euch um ihre Eltern kümmern könntet, denen es sehr schlecht geht. Entschuldigt mich bei ihnen, dass ich sie so im Stich lasse; ich tröste mich mit dem Gedanken, dass Euch daran gelegen sein wird, ein wenig ihren «Schutzengel» zu ersetzen. –

In letzter Zeit habe ich mir oft die guten Mahlzeiten vorgestellt, die wir feiern würden, wenn ich frei wäre; Ihr werdet sie ohne mich begehen, als Familienmahl, aber bitte nicht traurig. Ich will nicht, dass Eure Gedanken an den schönen Dingen haften bleiben, die mir hätten zuteil werden können, sondern an denen, die wir wirklich erlebt haben. Während dieser zwei Monate der Abgeschlossenheit, einer Zeit ohne Lesestoff, habe ich alle meine Reisen noch einmal wiederholt, alle meine Erfahrungen, alle meine Mahlzeiten, und ich habe sogar den Plan eines Romans entworfen. Das Gedenken an Euch hat mich nicht verlassen, und ich wünschte mir, dass Ihr viel Geduld und Mut und vor allem keinen Groll hättet.

Überbringt meinen Schwestern meine ganze Zuneigung: Der unermüdlichen Denise, die sich meiner so sehr angenommen hat, und der hübschen Mama von Michel und J. Denis. Am 17. habe ich mit Sylvain ein gutes Mahl gehalten, oft erinnerte ich mich mit Vergnügen daran, ebenso wie an das Weihnachtsessen bei Pierre und Renée. Das mochte seinen Grund darin haben, dass die Ernährungsfragen nun so wichtig geworden waren. Überbringt Sylvain und Pierre meine Verbundenheit und ebenso Jean, meinem besten Kameraden, sagt ihm, dass ich ihm sehr dankbar bin für alle guten Augenblicke, die ich mit ihm zusammen verbracht habe.

Auch wenn ich am Abend des 17. zu ihm gegangen wäre, hätte ich am Ende hier ankommen müssen, es gibt also nichts zu bedauern!

Am Schluss dieses Briefes schreibe ich einen Gruss an Brigitte. Schreibt ihn für sie ab. Gott weiss, wie ich an sie gedacht habe. Sie hat ihren Papa seit zwei Jahren nicht gesehen.

Wenn Ihr Gelegenheit habt, lasst meinen Schülern aus der ersten Klasse durch meinen Stellvertreter ausrichten, dass ich viel an die letzte Szene aus Goethes ‚Egmont‘ gedacht habe, und an den Brief von Th.-ki ... an seinen Vater – in aller Bescheidenheit. Freundschaftliche

Grüsse an meine Kollegen und an den Freund, für den ich Goethe übersetzte, ohne seinem Wort untreu zu werden. –

Es ist 8 Uhr, es wird Zeit, zu gehen.

Ich habe gegessen, geraucht, Kaffee getrunken. Ich sehe nichts mehr, was ich noch zu regeln hätte.

Geliebte Eltern, ich umarme Euch aus vollem Herzen. Ich bin Euch nahe und der Gedanke an Euch verlässt mich nicht.

Euer Daniel

Frühere Niederschrift:

Es ist ein ewiger Wunsch der Jugend, den Gesetzen der Schwerkraft zu entkommen; das praktischere und vielleicht bescheidenere reife Alter nimmt es hin, eine «begrenzte Tatkraft in den Dienst irdischer Ziele zu stellen». Ist Hölderlin, der sich an das ewige Ideal hielt, während alle anderen in die Ordnung zurückkehrten, ein Besiegter? Nein, dieses so reine und demütige Kind hatte nichts von einem Feigling: Es wusste um jene Berufung, an der es selbst zuweilen zweifelte, stets gegen das Reale zu ringen. Im vollen Bewusstsein dessen, was auf dem Spiele stand, näherte es sich dem göttlichen Feuer, bis es davon verzehrt wurde.-----

In der Konsequenz einer höchsten Logik muss die Form zerbrechen.

HELMUT GIESE, Deutschland

geboren am 14. September 1907, Freitod vor einer Kriegsgerichts-
verhandlung am 25. November 1943

Ostern 1941, auf dem Björnffjell
[Norwegen]

Es ist warm in der Hütte. Das Kaminfeuer taucht den Raum und die Gesichter in ein warmes, weisses und rotes Licht. In den beiden Fenstern aber steht ein mattblauer Glanz. Das ist der Schnee auf dem Björnffjell. Es ist gut, hier zu sitzen. Der Wind singt um die Hütte. Und schwankt sie nicht wie ein Boot in der Dünung, und ist das, was da draussen über den toten Mooren und Felsen wogt, nicht die See, die unendliche See? Denn der Schnee auf dem Björnffjell schäumt im Sturm wie ein Meer. Das ist die Welt, die das Jahr der beiden Männer umschloss, deren Abendgäste wir sind. Sie reicht von Narvik bis hier auf die Skihütte des Generals, sie reicht genau so weit, wie die Front damals vom Fjord die Erzbahn entlang bis zur schwedischen Grenze lief. Die weisse Front von Narvik.

Der Ältere spricht. Der Verteidiger des Hafens und der Stadt Narvik, Major Haussels, spricht von seinen [österreichischen] Gebirgsjägern, hauptsächlich von ihnen. Wie sie 1939 nach Polen, in den Westen, kamen und von dort wieder in die Nähe der Reichshauptstadt, und wie sie dann zum ersten Male an einem diesigen Apriltage von dem niedrigen Deck der Zerstörer das Meer sahen, wie sie unsere grosse Nordsee sahen und das Skagerrak, die Tiroler, Kärntner, Steiermärker. Wie sie im rauchenden Schneesturm durch das wilde Meer des Westfjords fuhren – an der schneegekrönten Kathedrale des Lofot vorbei und vorbei an den überlegenen Einheiten der britischen Flotte, die in diesem furchtbaren Wetter irgendwo unter Land gegangen waren –, bis sie den Bestimmungsort erreichten, bis sie den Ort ihrer Bestimmung betraten: Narvik. –

Es ist spät, es ist weit über Mitternacht geworden. Der Oberleutnant folgt uns zur Tür. Wir schnallen die Skier an, wir fahren ab. Er winkt uns nach. Wir laufen unserem Quartier zu, in einem Meer von Schnee, an den Tunneln der Erzbahn entlang. Sie liegen wie Schiffe vor Anker.

1941 [Norwegen]

Norweger sind gern bei allem dabei, was neu und ein bisschen abenteuerlich ist. Alles Zukünftige, Ferne und vielleicht Verheissungsvolle zieht die sonst sehr Realistischen seltsam an. Es hängt dies damit zusammen, dass das Meer, und nicht das Land, das Schicksal Norwegens seit je bestimmte und den Charakter seiner Menschen bildete. – Das Meer entwickelte und festigte in ihnen die schönen menschlichen Eigenschaften der Geduld und des Wagemuts in einer ähnlichen Weise, wie sie als Wartenkönnen und Wagen, als Überlegung und Tat zur rechten Zeit allen Fischern der Hochsee im Blute liegen und den wahren Seemann machen. –

Ein solcher Norweger war Anton Mosling, der seinen Hof Fagernes um 1880 bei Narvik bestellte und in seiner freien Zeit manchmal darüber nachdachte, ob es nicht möglich wäre, eine Eisenbahn von den schwedischen Erzfeldern Kirunas und Gällivaras bis an einen eisfreien Hafen in Norwegen zu führen. Er entstammte einer Familie, die seit Generationen unter den wenigen Leuten, die hier wohnten und sommers eine dürftige Landwirtschaft trieben, während sie winters auf den Lofotfischfang zogen, ansässig war. Die Moslings kauften den Fisch auf und fuhren ihn auf eigenen Booten nach Bergeno, woher sie dann Handelswaren in den Ofotfjord mitbrachten. Das machte die Familie einflussreich, weiterblickend, und trug sicher dazu bei, dass Anton Mosling über einem so neuen und kühnen*Projekt grübelte.

Übrigens ist es interessant, dass vor ihm ein Schwede, der Major Robert Schoug, einen ähnlichen Gedanken hatte. Es gelang ihm nur nicht, das zu einem Unternehmen so grossen Stils notwendige Kapital in Schweden und Norwegen aufzutreiben. Er traf dann mit Mosling zusammen, und durch dessen Vermittlung glückte es schliesslich, sich der finanziellen Unterstützung einiger englischer Eisenbahnunternehmer zu versichern. Im Jahre 1882 richteten Mosling und Schoug das Konzessionsgesuch einer Bahn von der Reichsgrenze nach Norwegen bis Haparanda am Torneelv an die schwedische Regierung. Es wurde abgelehnt. Und diese Ablehnung ist noch interessanter. Schwedens Regierung begründete sie damit, dass eine solche Bahn leicht für die Russen von grossem strategischem Vorteil werden könnte, wenn sie sich auf Kosten Schwedens und Norwegens gemäss ihrem historischen und geographischen Expansionsdrang nach Nordeuropa einen Zugang

zum Atlantik verschaffen wollten. Ein neues Gesuch jedoch des Inhalts und Zieles, dass die Bahn nach Lulea geführt werden sollte, wurde noch vor Ende desselben Jahres bewilligt. . .

Es wurden Transportstrassen gebaut. Die wichtigste von ihnen führte von Hundal bis Rombaksbotn. Dort entstand eine ganze Stadt, die überall aus den drei Reichen Arbeiter und Abenteurer lockte. Hier winkten ihnen hohe Löhne und lustige Nächte bei geschmuggeltem Sprit. Hier kreiste eine Flasche, die in die Haut eines Lofotdorschs eingnäht war. Ja, es war eine grosse, eine herrliche Zeit mit blanken Kronen und Goldstücken, die ebenso schnell über den Spieltisch liefen und davonrollten, wie die roten und grünen Strahlen des Nordlichts über den Himmel draussen zuckten und schwanden.

Als die Bahn fertig war, brannte diese kleine Stadt ab. Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt, ein Abenteurer war aus. Aber die Arbeit und das Werk Anton Moslings blieben. Die Stadt Narvik und die Erzbahn blieben. Und was sie bedeuten, das wissen heute nicht nur die Erzherren Englands, Skandinaviens und Deutschlands. Das weiss nunmehr die ganze Welt.

In Lappland, 2. Juli 1941

Langsam windet sich die Menschen- und Mulischlange durch das breite Gletscherurstromtal. Auf der einzigen Strasse, die es hier gibt, der Zweiländerstrasse, dieser schmalen und dennoch so kostbaren Ader zwischen Norwegen und Finnland. Wir haben um sie gerungen, die Strasse, fast zwei Monate lang, wir machten sie frei, vom Schnee, von den Schmelzwässern, den Unterwaschungen der vom Eise gesprengten Erde.

Oh, wisst ihr, was das heisst, eine Strasse in der wilden lappischen Tundra! Wir hüteten sie ebenso sorgsam wie die Brücke, die dort kommt. Unsere Pioniere erbauten sie in kaum drei Tagen, als der Fluss eisfrei wurde. Er trägt schon das Antlitz der grossen Ströme des Ostens, er ist breit und flach, doch seine Wasser, die aus den Bergen Finnlands kommen, strömen, schnellend und jagend, dem Eismeer zu. – Wir tragen viele Pfund Gepäck in unseren Rucksäcken, wir überqueren Sümpfe auf Skiern, wir sind die nördlichsten Soldaten der Welt. Die deutsche Front am Eismeer.

Was für seltsame Vögel dort über uns fliegen! Die Tundra war so still und tot. Die Möwen kreisten nur über ihr, die weissen Vögel des Eismees. Doch jetzt ist es anders. Geschwader auf Geschwader zieht in breitem Keil zu unseren Häuptern der Halbinsel Kola zu, der geheimnisvollen Halbinsel, von deren unterirdischen Hangars die roten Maschinen aufstiegen, die man hier Gespensterflieger nannte, weil es ihr Ziel war, das Nordland zu erkunden und die besten Horste zu suchen für die Sowjetunion. Da ist die Grenze. Die geheimnisvolle Grenze der Sowjetunion, auf der sich die Patrouillen seit Jahren bekämpften, auf der es kein Pardon gab für den, der sie übertrat.

Wir haben sie passiert, diese Grenze. Finnland ist frei. Wir marschieren [mit den Finnen] nach Osten.

Lappland, Sommer 1941

Mit der Wärme kamen die Mücken. Millionen, Milliarden, Billionen. Wolken von Mücken. Sie quollen aus den Sümpfen, sie schwärmten aus den Felsspalten, den Steinritzen, den schmutzigen Schneetümpeln. Es waren Bakterien, Mikroben, die der aufgesprungenen, sonnenfiebrigen Erde entflohen. Ein summendes, stechendes, sichtbares Heer von Bakterien, Mikroben. Es flog überall hin, es flog überall mit, es war überall da. Überall waren Mücken. Auf unseren Händen, auf unseren Gesichtern, in unserem Atem. Auf den grünlich schimmernden Bäuchen der Pferdekadaver aber hingen sie wie Trauben, schwarz, gärend, unheimlichen Lebens voll.

Lappland, Winter 1941/42

Wir standen auf dem Eis des Tunsajoki, über den unsere Schlitten mit Proviant für unsere Feldwachen nach vorn oder von dort mit Verwundeten zurückfuhren, und rauchten Zigaretten. Der Kapitän Wetterstrand, der [finnische] Leutnant Jokinen und ich. Wir standen da herum und sahen zu, wie einige der Jäger aus Löchern, die sie ins Eis geschlagen, Wasser in Kessel und Feldflaschen füllten, um an den Feuerstellen des Ufers Kaffee zu kochen. Plötzlich sprang auf dem Fluss MG-Feuer auf. Nicht heftig. Und wir waren uns auch sofort darüber klar, dass es sich nur um ein einzelnes MG und um eine einzelne, zurück-

gebliebene und versprengte Gruppe des Gegners handeln konnte. Aber über die Schneedecke des Eises, über die ganze Breite des Tunsajoki lief eine peitschende, stäubende Schnur. Das MG beherrschte den Fluss.

Und jetzt geschah es: vom gegenüberliegenden Ufer kam ein Schlitten auf uns zu. Ein Mädchen oder eine Frau zog ihn, eine jener finnischen Lottas, die unseren Jägern das Essen bereiteten und, wenn es nottat, Erste Hilfe leisteten. Wer es war, konnten wir nicht erkennen, ebensowenig die beiden Verwundeten, die auf dem Schlitten sassen und deren Karabiner sie trug. Sie trug zwei Karabiner auf der rechten Schulter und hatte auf der linken den Strick des Schlittens, ihn, fest und einmal umschlungen, mit der Hand über dem Herzen haltend. Auch schien sie sich der Gefahr, in der sie schwebte, kaum bewusst zu sein. Denn sie ging wie bisher und nicht schneller. Dass es schoss, hörte sie wohl, aber hier und in der Nähe schoss es oft, daran war sie gewöhnt. Und sie konnte, wenn ich es jetzt bedenke, die stäubende Schnur gar nicht sehen.

Denn sie ging ja etwas nach vorn geneigt und blickte nur auf das Eis, gerade vor ihren Füßen. Bis sie plötzlich stockte und stehenblieb. Aber auch das hing nicht mit dem, was uns mit solcher Bangigkeit erfüllte, zusammen. War es, weil einer der Verwundeten ihr etwas zugerufen hatte, oder weil sie glaubte, die beiden wären durstig, ich weiss es nicht, ich weiss nur, dass ich sie die zwei Karabiner absetzen und dann an der offenen Stelle auf dem Eise niederknien sah, um Wasser in eine Feldflasche zu füllen. Um Wasser in eine Feldflasche zu füllen und es den beiden zu geben. Sie richtete sich halb auf und tat dies ganz ruhig. Und erst danach, unendlich lange danach, während sie Strick und Karabiner wieder aufnahm, muss sie es gewahrt haben. Denn sie zuckte ganz leicht zusammen und schritt rascher aus. Rascher, mehr jedoch nicht, und für unsere Ungeduld . . .

Es kann sein, dass das Feuer indessen schwieg. Ich habe nicht darauf geachtet. Ich war allzu geblendet. Es kann aber nicht anders gewesen sein. War ich damals selig oder schämte ich mich? Denn die Frau war gerettet. Aber ich habe sie nicht mehr angeblickt. Ich vermochte nichts mehr zu tun. Nicht einmal bis zu dem Schlitten zu gehen, der jetzt leer am Ufer unter den Tannen stand. Ich habe ihr auch dann nicht nachgeblickt, als man sie mit den beiden Verwundeten zu unseren Zelten führte. Ob sie jung, ob sie schön, ob sie alt, ob sie hässlich war, ich kann

es nicht sagen. Ich wusste und weiss nichts von ihr. Ich sah nur die Frau auf dem Eise.

Sommer 1942

Drei Flieger an Lapplands Himmel. Man kann mit diesen Maschinen bis zu zehntausend Metern steigen. Aber trotzdem lösten sie sich nicht. Sie wurden nicht frei. Sie blieben, wie hoch sie auch stiegen, in der Gewalt des Landes. Es flog mit ihnen mit. Es liess sie nie los, das Meer der unendlichen Wälder. Sie schwammen einfach in ihm. Und drohte es nicht, über ihnen zusammenzuschlagen? Wuchs dort nicht eine Riesenbirke, eine Riesentanne vor dem Strahlenkranz der Optik in die Wolken des Himmels? In die Wolken, die aus den Seen, den freien Strömen und dem grossen Atem des Waldes geboren werden. Was soll ein Kompass hier? Diese zitternde Nadel aus bläulichem Stahl. Wenn sie nun aus ihrer Verankerung glitte und über Bord flöge, irgendwohin in die blaue und grüne Unendlichkeit? Wäre damit etwas anders? Alles verliert sich in diesem Land. –

Wo ist die Strasse? Gibt es überhaupt Strassen hier? Was ist das schmale Band schon, ein gelber Faden, der tief hinter uns herläuft und an dem wir doch hängen? Ja, wir hängen an ihm! Du kannst so hoch steigen mit deiner Maschine über diesem Land, wie du willst, und du darfst dennoch nie seine einzige Strasse verlassen. Sonst bist du verloren. Oh, es geht dir genauso, du Mensch in der Luft, wie dem Wandernden dort auf der Strasse. Er weiss schon, warum er ihr folgt, der Lappe, der Finne, und nun auch der Soldat. Man geht zu leicht im Kreis im Wald. Und aus Westen wird Osten, aus Osten wird Westen, und der Wald ist die Welt, und die Welt ist ein Kreis.

Sind es nicht Traumstädte? Saht ihr jemals Murmansk wie wir? Hochhäuser am Eismeer. Eine Mathematik aus Quadraten, Strichen und Linien. Ein Kraftwerk, eine Fabrik und Tausende von Häusern aus Stein, aus Holz, an Gottes grossem Eismeer. Ist das nicht Wahnsinn? Blickt rings auf die Tundra hinab! Baumlos erstarrte Bergwelt. Wie eine Herde riesiger, toter Wale, wie braungrüne Walleichen schwimmen sie dort aneinandergekettet Berg an Berg im Dunst der Seewolken und erdrücken den Fjord und erdrücken Murmansk.

Seht Kandalakscha! Fünfhundert Kilometer südlich, südlich von

Murmansk, in einem Meer von Wald. Ein Gewirr von Holzhäusern, ein Stapelplatz aus Holz an einer Bucht kaum grösser als ein Fjord. Eine Stadt, erbaut von Deportierten. Von Hunderttausenden von Deportierten. Der Knotenpunkt einer Bahn. Ein Knotenpunkt, wie man sonst sagt, des Verkehrs. Ein Ort von strategischer Bedeutung. Es ist gut, zu fliegen. Du hast Abstand, *Freund*. Und vielleicht kommt es darauf überhaupt nur im Leben an, Abstand zu haben. Von den Dingen, von den Menschen, und, was das Schwerste, das Allerschwerste sogar ist, von dir selbst. Von der Angst um das eigene Leben. Dann erst steigst du in Wahrheit auf, bis zu den Sternen, die Lappland leuchten. Dem Sternbild des Grossen Bären.

An der finnisch-russischen Eismeer-Front, September 1942

Es sind mancherlei Dinge, die mich an unsere Gespräche zu Tromsø, dem Ausgangspunkt so vieler Expeditionen, zurückdenken lassen, besonders da der zweite grosse Winter an einer Front, die von der Eismeerküste bis zu den Ufern des Ladoga reicht, im Kampf gegen ein Riesenreich uns bevorsteht. Lassen Sie mich noch beiläufig hinzufügen, dass wir vor wenigen Tagen das Nordlicht wiedersahen, von dem Sie sagten, dass man es nirgends, weder auf Grönland noch in der weissen Unendlichkeit des Polarmeeres, so gut und in solcher flammenden Pracht erleben könne wie auf den Breiten Nordeuropas zwischen Hammerfest und Narvik. Vielleicht war auch gerade die Rückkehr dieses arktischen Lichterspuks ein äusserer Anlass meines Denkens an Sie.

Plötzlich stand ein Lichtarm am Himmel. Weiss, unbewegt, gross. Nur an seinen Rändern besass er einen blauschimmernden Ton, der seltsam stark aus dem tiefschwarzen Meer, in dem die Seezeichen der Sterne schwammen, aufleuchtete. Dann war ein zweiter, ein dritter Lichtarm da, ohne dass wir, wie schon bei dem ersten, wussten, woher. Und jetzt kam Leben in die Strahlen, ein geheimnisvoller, leichter Wind schien ihre seidene Substanz zu bewegen. Gleichzeitig sank, einem Vorhang gleich, ein feiner Lichtschleier auf die metallene Härte des Himmels und löschte mit einem hellen und dennoch milden Glanz alle Sternkerzen aus. Grösser und grösser wurde der Vorhang, er bewegte sich stärker und stärker und nahm alle Lichtarme in sich auf, aber dann rollte eine unsichtbare Hand ihn wieder zusammen, drehte eine

Spirale daraus und zog sie auf einem Saum zarten Purpurs von Horizont zu Horizont über die Höhe des Himmels. Lang und schmal und durchsichtig lag sie da, bis sie zu vibrieren begann, bis sie flatterte und sich löste, völlig löste, bis das Nordlicht ein Nichts wurde, bis es zu nichts wurde an der schwarzen und goldenen Unendlichkeit des Himmels und der Sterne.

Sehen Sie, das war auch das Erlebnis der deutschen Soldaten in den Stein- und Waldbunkern an der gewaltigen, weit über tausend Kilometer langen Front Finnlands gegen Russland. Und sie werden von nun, seit diesen Spätseptembertagen, einen ganzen Winter lang, fast Nacht um Nacht, wenn der Wind den Himmel von den Schneewolken fegt, diese Krone des alleinigen Herrn über Erde und Wasser, über Mensch und Kreatur hier, des grossen Königs Winter, am Firmament, hoch zu ihren Häupten, funkeln und glühen sehen. Sie werden Männer werden, die neben dem Feinde noch dem Schnee, der Kälte, der Dunkelheit trotzen müssen.

Warum ich Ihnen das schreibe? Vielleicht ist es das Flüchtige, das Verwehende und Zerfliessende des Nordlichts, das mich dazu treibt. Oder der Krieg, dieser ernste und grosse Krieg, der das Herz sich nach Bleibendem sehnen lässt. Ja, so wird es sein. Immer war der Winter in diesen Ländern unter den nördlichen Sternen die Zeit der Besinnung, der Prüfung, der Probe. Immer entschied sich alles in ihm. Nie in dem flüchtigen Traume des Sommers. Auch im Kriege nicht. Wir hatten schwere Kämpfe und Siege in ihm. Und wir hatten auch Tote. In der Freiheit der Wälder Lapplands und in den Tundren am Eismeer liegen viele deutsche Soldaten. Sie liegen, wenn man der Linie des Breitengrades folgt, etwa auf der gleichen Höhe wie ihr grosser Lehrer, der Forscher Alfred Wegener, im Inlandeis Grönlands. Aber gilt nicht das Wort, das ein Nordlanddichter für alle Forscher schrieb, auch von Soldaten? . . .

«Hast du das Unbekannte gewagt,
hast du Gott gesehen in einer grossen Natur?
Dann folge dem Ruf!»

Gilt es nicht besonders von ihnen? Denn was ist grösser als die Sache,
für die es geschah?

An der Eismeerfront, Herbst 1942

Eines der alltäglichsten Bilder auf dem steinern-toten Antlitz der Landschaft vor der Küste der Barentsee ist dies: Über den weglosen Hang eines mit riesigen Steinen bedeckten Berges zieht, eingehüllt von treibenden Nebeln, in einer weichen Silhouette gegen die Weite des Himmels, eine Kolonne von Mensch und Tier, Pferd und Mann, eine Tragtierstaffel der Gebirgsjäger zur Front, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Hier gibt es keine Vormarschstrassen mehr mit den ununterbrochenen Ketten motorisierter Verbände, den mahrenden Rädern der Lkw, den saugenden Raupen der Schlepper, hier kämpft nur noch der Mensch und sein Tier um die Berge, die Täler. Hier ist die Technik am Ende, weil die Welt hier zu Ende ist.

Wirkt diese Front, dieser Krieg nicht wie eine Expedition? Betrachtet das Land: Ist es nicht, wenn ihr die Linie des arktischen Zirkels passiert, als ob ihr Europa Adieu sagtet? Beginnt nicht etwas ganz Neues hier? Eine gewaltige Koloniallandschaft, bei der die Grenzen der Länder vor der Allmacht der Natur irrational und unwirklich werden? Wer will von diesem Walde, in dem es keinen Anfang, kein Ende über Hunderte von Kilometern gibt, noch sagen, hier sei er norwegisch, hier schwedisch, hier finnisch, hier sowjetisch? Und gilt das gleiche nicht von der Tundra, in die er endlich mündet, der freien Eismeertundra, die vom Nordkap bis nach Sibirien reicht?

Kümmert sich der Lappe, der dem Ren auf seiner grossen Wanderung von Weideplatz zu Weideplatz zwischen den Fjellen folgt, etwa um Grenzen? Oder spielt vielleicht die Zeit, wie ihr sie kennt, wägt und achtet, nach Stunden, Tagen, Wochen hier eine Rolle? O nein, ihr lernt sehr bald, hier ganz anders zu denken. Wann der Wald wieder schneefrei ist, wann du die einzige Strasse wieder benutzen kannst, die drei Länder verbindet, wann du auf deinen Skiern über Sumpf und Fjell gleiten kannst, und der Tag, an dem die Sonne wiederkehrt, oder der, an dem sie für Monate weggeht, das ist wichtig, das sind allein hier die entscheidenden, wichtigen Dinge.

Alles andere verschwimmt und wird fern. Wie die Nacht und die Sterne, die ihr im ewigen Lichttag des Sommers nicht seht, oder der Tag und die Sonne, die die Polarnacht im Winter euch raubt. Erst wenn ihr hierüber ein wenig nachdenkt, genauer nachdenkt, soweit euer Leben da unten in den Häusern und Städten des Südens mit seiner hek-

tischen Nervosität und Geschäftigkeit euch überhaupt dazu Ruhe lässt, dann könnt ihr ermessen, warum auch der Charakter des Krieges auf diesen Breiten anders sein muss als der, den ihr kennt. Und warum wir selbst, seine Soldaten, andere werden und sind. Wir waren so stolz auf unsere Technik: Gebührte ihr nicht ein entscheidender und vielleicht sogar der Hauptanteil an unseren Operationen im Westen, im Süden, im Osten? Trug sie uns nicht dort auf den Strassen und vor den gigantischsten Bunkerwerken der Welt von Sieg zu Sieg, unsere Panzerwaffe, unsere Luftwaffe, unsere schwere Artillerie? – Aber, glaubt, wir lernten etwas aus dem Kampf dieses Sommers in der freien, baumlosen Tundra, in den wilden Wäldern Lapplands. Wir lernten es, Geduld zu haben und einzusehen, dass die Technik nicht alles ist. Dass sie viel, jedoch nicht alles ist.

Es gab eine Zeit, als der Norden uns nur Romantik und noch keine Wirklichkeit war, da wir dachten: Flugzeug und Kraftwagenmotor umspannten nunmehr die Welt. Vorbei sei die Zeit der Expeditionen von Mensch und Tier, für immer vorbei. Starb doch der Pionier einer abgeschlossenen Entdeckerperiode, der letzte grosse Reisende mit Trägern und Hundeschlitten, der Norweger Roald Amundsen, am Kreuz eines Flugzeugs. War sein Tod nicht Fanal und Symbol des Neuen, eines unwiderruflich Neuen? Lösten nicht Flugzeug und Polschiff, Wetterstationen und Landeplätze auf den nördlichsten Breiten der Erde jetzt den bloss auf sich und seine wenigen Begleiter gestellten Forscher ab? Ja, und doch nein. Gewiss, sie erleichterten entscheidend sein Los und seine Arbeit, aber ausschlaggebend, allein ausschlaggebend werden sie niemals sein. Kein Fieseler-Storch, kein Dornier-Wal kann dem helfen, der auf Jan Mayen, Spitzbergen, auf Grönland oder auf Nowaja Semija überwintern muss.

Dort steht er als Mensch allein einer grossen Natur, der lastenden Dunkelheit und dem Schnee gegenüber, und seine Skier, sein Hundegespann sind ihm ebenso nötig wie dem Bauern der Pflug. Genau wie auch heute noch nur der ein guter, ein wirklicher Seemann ist, der Wind und Wellen auf einem Boot unter Leinwand zu trotzen versteht, so ist nur der ein Mann der Arktis, der mit den einfachsten Mitteln ihren Bedingungen widersteht. In der Gewalt solcher Umstände, darum erzählen wir dies, befindet sich auch der Soldat unserer ersten Linien an der nordfinnischen Front. In den Wäldern weit ostwärts von

Salla und in den Tundren am Eismeer. Seht ihn dort liegen: Über eine Höhle aus mannshohen Steinen sind Birken, Moos und Erde gehäuft, und in ihr schlafen zwei oder drei. Wir nennen diese Höhle einen Bunker, und sie ist in der Tat auch splittersicher, sie ist sicher gegen Splitter, aber mehr nicht. Gegen eine Granate nicht. Und aus ihr bricht er auf. Aus ihr kämpft er sich Kilometer um Kilometer durch den weglosen Wald, durch steinerne, aller Deckung bare Tundra, um gegen ähnliche, kaum sichtbare Bunker der Sowjets anzugehen. Hier hilft ihm kein Panzer, hier hilft ihm kein Flieger mehr, dem deutschen Soldaten. Hier ist er ganz allein auf sich gestellt, der Infanterist, der Gebirgsjäger.

Hier hat er hundert Meter um hundert Meter die starken Linien der Roten bei Salla an der Seenenge von Kairala und Alakurtti, und die ganz Petsamo beherrschenden Bergstellungen niederkämpft. Hier ist er zum Waldläufer, zum Eismeerer geworden. Und wie den Reiter über den Graben, so trug ihn nichts hinüber als sein eigenes Herz. Als ein Glaube. Das bedenkt: Sie sind Tausende über Tausende von Kilometern von der Heimat getrennt, die Soldaten des Nordens. Sie stehen am Tor der Arktis und vor ihrem Winter. Weit hinter ihnen, unwirklich weit liegen Strassen, Häuser, richtige Häuser aus Stein und Holz, die Welt der Technik und die Welt der Grenzen. Sie aber stehen im Grenzenlosen. Sie kämpften in der glühenden Hitze des Lapplandsommers, und sie kämpfen jetzt unter dem grausamen Glanz des unendlichen Weiten unendlich überflammenden Nordlichts.

Am Eismeer, Herbst 1942

Glaube mir, die Einsamkeit bei uns ist keine, die schmerzt oder tötet, die stumm macht oder das Herz frieren und welken lässt. Es sind so viele Stimmen in ihr. Gute und böse. Du brauchst dich nur zu neigen, dann hörst du sie. Und du kannst wählen, welche du willst. Denn das Birkenblatt über dir rollt der Sturm ein und bricht, saftlos und gläsern, der Frost, aber über dich und dein Herz haben sie keine Gewalt. Du und dein Herz, ihr seid frei!

Das, Freund, ist die Wahrheit, die die Tundra uns gibt. Sie steht in einer geheimnisvollen Beziehung zur Zeit und zum Tode. Sie ist grenzenlos wie die Tundra und zeitlos wie die Stunde, da Gott dein Herz dort berührte. Sie weist vom Endlichen in ein Anderes. Denn alle Tage, alle unsere Tage münden ins Meer.

SACHAR LWOWITSCH HARZEWIN, Sowjetunion
geboren 1903, gefallen als Freiwilliger 1942

BORIS MATJEWEWITSCH LAPIN, Sowjetunion
geboren am 17. Mai 1905 in Moskau, gefallen vor Kiew

[Im Frontgebiet, 1941/42]

Soldaten unserer Waldarmee – eine geheime, bewegliche, überraschende und unfassbare Truppe. Wer sind sie? Ein Kolchosbauer in einer ukrainischen Hemdbluse, ein Traktorist aus dem Getreidesowchos, ein bebrillter Buchhalter, eine Ärztin mit sorgfältiger Frisur, Schlosser von der Motoren- und Traktorenstation, Mädchen aus den städtischen Mittelschulen, Lehrer in grauen Jacketts, Vorsitzende der Dorfverwaltungen, die soeben die dicke Aktentasche gegen eine Maschinenpistole eingetauscht haben, Hirten, mit Maschinengewehren bewaffnet, Kolchoswächter, lebenserfahrene Leute, die alle Strassen und Pfade im Umkreis genau kennen, Halbwüchsige mit hellblonden Schöpfen, die den Partisanen das Essen in ihre Verstecke bringen.

Die ganze Front erzählt von ihren Heldentaten. Die Partisanenabteilung ‚Roter Blitz‘ hat wieder drei Brücken gesprengt. Südwestlich von uns wurde die Verbindungslinie zerstört, Eisenbahnwege vor den Nasen der Deutschen unbefahrbar gemacht, die Schienen gesprengt, ein Militärzug zum Entgleisen gebracht, sechs Tankwagen mit Benzin in Brand gesteckt, Fahrzeuge mit Brandkugeln beschossen, so dass der ganze Kraftstoff explodierte. In der Abteilung ‚Tod dem Faschismus‘ wurden aus fünf Partisanen in zehn Tagen einige Hundert.

Am Anfang haben die Deutschen sie gar nicht ernst genommen. «Einzelne Widerstände im Hinterland sind gewöhnliche Erscheinungen der ersten Tage der Okkupation», gab die faschistische Schrift ‚Ostfront‘ bekannt. Dann begannen sie langsam nervös zu werden, in den besetzten Orten Befehle an die Wände zu kleben, mit «Todesstrafe für jede Art der Widersetzlichkeit, sowohl einzeln als auch organisiert» zu drohen. Schliesslich wurden sie von einer maniakalischen Ängstlichkeit ergriffen. Sie überschütteten ihre Truppen mit Instruktionen und Befehlen: Wie man Partisanen erkenne, wie man Passanten auf der Strasse überprüfe, wie Transportkolonnen und Marschwege vor Überfällen

«durch nichtmilitärische Gruppen» zu schützen seien, wie man Wachen aufstelle, damit «keine einzige Person» an das Lager herankomme.

Mehr als einmal sind wir an der Front Kämpfern und Kommandeuren von Partisanenabteilungen begegnet. Es geschah unter verschiedenen Umständen: am Waldrand, wo sich ein bärtiger Bauer mit einer Sense auf dem Rücken in die Stellung der Roten Armee verirrt; auf dem Rasen neben der Feldküche, wo die Partisanen nach mehreren Tagen des Umherirrens in den Wäldern gepflegt wurden; in der Dorfkatte vor der Rückkehr «dorthin», nachts, in dem grossen Augenblick, da eine soeben aus Kolchosbauern zusammengestellte Abteilung Abschied nahm von den Rotarmisten, die neue Stellungen bezogen. Im Nachbardorf dröhnte der Kampf, hinter den Bäumen hörte man die vom Wind gedämpften Schnellfeuersalven. Russflocken wirbelten im Feuerschein in der Luft und setzten sich nieder auf die Zweige, auf das Gras und auf die in Sträuchern versteckten Lastwagen.

Die Partisanenabteilung war komplett. Jeder hatte eine Waffe in der Hand, viele trugen auf dem Rücken selbst angefertigte Feldsäcke und zusammengerollte Joppen wie Soldatenmäntel. Die Abteilung hatte ihre Lebensmittel vorbereitet, das Korn und den Honig in den Wald geschafft. Bis zum Abmarsch, der für zwei Uhr festgesetzt war, blieben nur noch vierzig Minuten übrig. Man erwartete den Abteilungskommandeur, der sich im Vorwerk befand. In kurzer Entfernung schlugen drei Artilleriegeschosse ein.

Die Partisanen rauchten gelassen und lauschten den Nachtgeräuschen der Front. Es waren wichtige Minuten in ihrem Leben. Minuten, die man ewig in der Erinnerung behält. . . Vorläufig sassen sie noch friedlich am Dorfrand bei den Katen neben der Roten Armee. In vierzig Minuten werden sie sich im Walde verbergen und die faschistischen Kolonnen vorbeilassen. Aus dem Vorwerk kam der Abteilungskommandeur, ein Mann in den Vierzigern, mit einem beweglichen und ausdrucksvollen Gesicht, in eine abgetragene Jacke gekleidet, eine erbeutete deutsche Maschinenpistole in der Hand. Er blieb vor dem brennenden Haus stehen und befahl der Abteilung anzutreten. «Es gibt keinen Weg zurück. Nur vorwärts, damit es den Faschisten eng wird auf dieser Erde», sagte er. Wir verabschiedeten uns, und die Abteilung verschwand im Dunkel.

Zehn Tage später begegneten wir wieder zwei Kämpfern dieser Ab-

teilung. Sie sassen in einem Eichenwald, unweit der Hauptkampflinie, im Gras. Ein Junge und ein Mädchen. Der Junge las eine verschlissene Nummer der Frontzeitung. Das Mädchen, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, blickte nach oben in den blauen Julihimmel. Sie waren beide heute Nacht aus dem Hinterland der Faschisten gekommen. In einer Stunde sollten sie wieder zu ihrer Truppe zurück.

In zehn Tagen wurden sie, ohne frühere Kampferfahrung, ausgezeichnete Partisanen. Sie hatten sich alle Verhaltensweisen der alten Kämpfer des «geheimen Krieges» angeeignet. Sie hatten gelernt, sich im Dunkel zu orientieren, sie schliefen im Regen, zugedeckt mit Zweigen, tranken Wasser aus Pfützen, riefen sich mit Vogelstimmen zu, verständigten sich mit Hilfe eingeritzter Zeichen auf der Baumrinde, fassten rasche und kühne Entschlüsse.

Die ganze Nacht waren sie durch den vom Feinde besetzten Wald gegangen. Den Weg fanden sie tastend.

«Wir sind Pfadfinder geworden», sagte das Mädchen schüchtern, «und verlassen uns auf die Winke der Natur. Zum Beispiel – die schwarze Drossel. . . Wenn sie zu schreien beginnt, dann bedeutet das, dass sie in der Nähe Menschen wittert. Dann muss man sich in den Sträuchern verbergen und still liegenbleiben. Es gibt noch einen kleinen Vogel, der der Meise ähnelt. Er ruft ‚pinj-pinj-pinj‘ und verfolgt dich, verrät dich einfach. Wir nennen ihn ‚Vogelspion‘.»

Ich will von den ersten Kampfhandlungen berichten, mit denen die Einheit ihren Marsch ins Hinterland des Feindes begonnen hat. Nachdem sie das Dorf verlassen hatten, bezogen die Partisanen seitlich des quer durch den Wald führenden Weges Stellung. Sie gruben eine «Wolfsgrube» – ein grosses Loch, drei Meter tief, bedeckten es leicht mit Zweigen und schütteten sorgfältig Erde darauf. Als die deutsche Munitionskolonne auf ihrer Nachtfahrt aus der Biegung herauskam, liessen die Partisanen, im Hinterhalt lauernd, die Fahrzeuge eineinhalb Kilometer vorfahren. Die ersten Fahrzeuge brachen in die Grube ein. Es gab ein heilloses Durcheinander. Schreie, ziellose Schiesserei. Die Mitte der Kolonne machte Kehrt und begann, in der Annahme, der Hinterhalt der Partisanen befände sich vorn, zurückzufahren. Da schlugen die Partisanen von hinten zu, «vom Schwänze her» . . . Und so wurde die feindliche Kolonne vernichtet, Maschinengewehre und Munition erbeutet.

«Soll ich euch erzählen», sagte einer, «wie wir die Brücke sprengten? . . . Ganz einfach. Stellt euch vor – tiefe Finsternis. Rings herum Wald, Sumpf. Nur der Seespiegel schimmert ein wenig. An der Brücke stehen starke Wachen: SS-Soldaten – ausgewählte Leute. Nun, wir kennen ihre Taktik sehr gut. Wir schlichen uns heran – und gleich ging es los mit Brennstoff-Flaschen und geballten Ladungen! . . . Die Brücke flog in die Luft. Die Wachen gerieten durcheinander. Ich will keine Einzelheiten berichten, kurz und gut, wir haben uns so benommen, dass sie eine völlige Einkreisung vermuteten. Sie begannen blindlings zu schießen. Wir krochen zurück und nahmen einen Gefangenen mit. In dieser Nacht wurde Serjosha angeschossen. Vielleicht könnt ihr euch noch an ihn erinnern – er war rabenschwarz, trug eine Hemdbluse, war früher Rechner. Sie haben ihn verwundet, es ging ihm schlecht. Er kroch mit uns und stöhnte. Es war gefährlich, denn er konnte gehört werden. Da bat er mich plötzlich: «Binde mir meinen Mund zu.» Ich zog mein Hemd aus und verband seinen Kopf, damit er aufhörte zu stöhnen. Eine halbe Stunde später ist er gestorben. Er war ein ausgezeichneter Mensch und Kamerad. Dann bezogen wir einen anderen Platz . . . Nun, das Weitere ist euch bekannt.»

Er beendete seine Erzählung. Sein Gesicht, scharf geschnitten und jugendlich, war hart. «Wann geht ihr zurück zu der Abteilung?»

«In zehn Minuten.» Langsam und genau leerte er die Taschen seiner grauen Hose aus. Er zerriss einige Zettelchen, setzte seine Schirmmütze auf und steckte tief hinter den Gürtel die Mauserpistole. Setzte sich ins Gras. Blickte in Richtung des Flusses, hinter dem das Kolchosland Ukraine lag. Dann stand er auf, winkte und verschwand rasch im Gebüsch.

Tief bewegt sahen wir seinen Spuren nach. Es wird die Zeit kommen, in der sein Name und die Namen seiner Kampfgenossen vor dem ganzen Volke genannt werden – zum ewigen Ruhm.

KEIRO HASHIMOTO, Japan
geboren 1920, gefallen in Burma 1942

Saigon [Indochina], Februar 1942

Vier Stunden fuhren wir den Strom hinauf und erreichten die lang-ersehnte Stadt Saigon. Die ganze Gegend ist eine riesige Flusslandschaft, bis an die fernen Horizonte erstrecken sich Reisfelder und Wälder in ständigem Wechsel. Die Luft scheint von hellgrünem Ozon erfüllt, üppige Bäume wachsen in den Gewässern. Grosse und kleine Dampfer ziehen auf dem Fluss dahin, französische Schiffe in schönen Farben.

Durch die Strassen der Stadt eilen elegante Autos an den Hochhäusern vorbei. In den Cafes an weissgedeckten Tischen trinken Franzosen in kurzen Hosen Kaffee, Parfum von Guérin. Nackte Statue der Venus, französische Paare Arm in Arm. Leichte Melodien einer Kapelle fliessen aus dem oberen Stock. Aufreizende, sinnliche Nachtluft verdichtet sich am Hauseingang unter den Bäumen. Schöne Gestirne am Himmel. Nachdem Hongkong, Singapur und Manila erobert sind, ist das Zutrauen der Indochinesen auf Japan gewachsen.

Der Himmel glänzt unerhört schön, so blaugrün, dass ich manchmal glaube, eine farbige Brille zu tragen. Durch das Fenster sieht man den Turm der altersgrauen katholischen Kirche zum Himmel ragen. Die tönende Glocke scheint die Macht Frankreichs zu zeigen, doch seit dem Einmarsch der japanischen Armee findet sie in den Ohren der Indochinesen keinen Widerhall.

Saigon, Ende Februar 1942

Ich ging zum Theater Odeon, prunkhaftes Gebäude, elegante Einrichtungen und grandiose Beleuchtung. Kultur der Dekadenz und des Reichtums, sehr fein gekleidete Damen, gepflegte Herren. In diesem Stadtteil lebt immer noch der Traum der 50jährigen französischen Herrschaft, sein Antlitz scheint dem Japaner selbst einen verstohlenen Blick nicht zu gestatten. Vor den Aufführungen im Theater kommen Scharen von Damen und Herren, viele Autos fahren an. Denkt ihr nicht an den verlorenen Krieg? Mit euren kostbaren Kleidern könnte man unzählige Flugzeuge herstellen.

In Thailand, 1942

Der königliche Palast in Bangkok, den ich besichtigte, ragt wie ein Fels in einer Ecke der Stadt empor, wo sonst kleine, ärmliche Häuser sich aneinanderreihen. Seine Herrlichkeit und Pracht fesseln den Besucher, Überraschung und Bewunderung schlugen mich in Bann. Wie war es nur möglich, dass dieses arme Land eine solche Kultur hervorbrachte! Die prächtigen Farbtöne, die an dem bunt funkelnden Palastgebäude im blendenden Widerschein der tropischen Sonne sich verweben, können wir uns in unserem Land nicht vorstellen. Im Tempel steht eine Buddhastatue aus Smaragd, die 400 Millionen Yen kosten soll, auf dem Dach in einer Höhe von 100 Fuss hängt eine vergoldete Windglocke, schaukelt im Wind und schwingt den goldenen Schwengel. Im spärlichen Schimmer des Inneren sieht man die gnadenvollen Augen Buddhas, eine würdevolle, mystische, unbestimmbare Atmosphäre aus Marmor, Gold und Wandmalereien überwältigt das Herz. Für das Kriegsglück der japanischen Soldaten wird auch Weihwasser gesendet, ein Siamese spritzte es mir an den Kopf.

Bangkok, Sommer 1942

Ich rang mit einem Inder. Erstaunlich kräftig. Stattlicher Leib, ein Mensch aus einer glanzvollen Kultur, doch mit aufgeschwemmtem, dickem Bauch. Als Portiere dienen die Inder mit ihren Turbanen hier bei Siamesen und sind zufrieden. Als hätten sie weder Hoffnung noch Kummer, scheint ihr Leben mit Lendentuch und Schnurrbart sich in sich selbst zurückzuziehen, und sie verbeugen sich, Philosophen des Nichtstuns, mit gutmütigem Lächeln vor den Japanern.

An seine Schwester Ryoku:

Bangkok, 1942

Vor allem freut mich die Bauchbinde, die ich mit Deinem Brief in Deinem Paket erhielt. Wie; die früheren Ritter, die mit dem uralten Harnisch der Familie gepanzert in den Kampf gingen, so sehe ich an den schwarzgefärbten Mustern der Binde die Geschichte unseres Geschlechtes, und sie stärkt mich.

Durchzuführen, wozu ich mich einmal entschloss: Das ist mein Wahlspruch. Trotz aller Hindernisse und gegen alle Verfolgungen. Wenn ich mich allein und einsam fühle, schaue ich mir die Binde an, erinnere mich an die Heimat Tosa, an meine Familie, und bekomme dadurch mein Selbstvertrauen zurück. Möchten die Reinheit der Seele und der schöpferische Wille immer Wesenszüge der Jugend bleiben.

Du sollst Goethe und Byron lesen; ich rate Dir aber mehr, zu studieren, wie man Speisen bereitet. Goethe oder Byron sind gegenüber dem wirklichen Leben nur als Gedankenspiele nützlich. Es ist zwar nicht schlecht, dass sich Mädchen im Café über Dichtung unterhalten, aus diesen Mädchen werden aber meistens keine guten Hausfrauen. Wenn Du solche Bücher bei Dir hast, sollst Du sie mir schicken.

An einen Bekannten:

Sommer 1942

Die tapferen Gesichtszüge der Siamesen und die Uniformen ihrer Studenten und Beamten scheinen mir von der Zukunft Thailands zu sprechen. Die Siamesen bemühen sich unter der Leitung ihres Premierministers Pibun, alte, europäisch-amerikanische Fesseln loszuwerden. Es wird aber noch dreissig Jahre dauern, bis das Land wirklich sein Leben unabhängig gestalten kann. Durch die Pflege der Muttersprache, die Jugenderziehung und die Aufhebung der gesetzlich erlaubten Prostitution sind wichtige Errungenschaften schon erreicht, die eingleisige elektrische Bahn freilich ist für eine Hauptstadt von eineinhalb Millionen Bewohnern zu wenig.

Was den Touristen Vergnügen bereitet, sind vor allem die Herrlichkeit des prunkhaften Königsschlusses und die Nackttänze. Die Schönheit des königlichen Palastes übertrifft alle Erwartungen. Es bleibt auch eine unvergessliche Erinnerung, den Nackttänzen zuzuschauen. Sie sind recht primitiv, Hände und Füsse werden nur bewegt, um die Nacktheit zu zeigen. Dass alberne Männer aber dadurch auf gereizt werden, beweist die Meisterschaft der Tänzerinnen.

In der Stadt findet man die Spuren der Bombardements durch die englisch-amerikanischen Luftstreitkräfte. Bangkok hat eine grosse, staatliche Universität, die von vielen Studenten und Studentinnen besucht

wird. Da sie alle englisch verstehen, spreche ich eine Studentin an und unterhalte mich mit ihr. Siamesisch, indochinesisch, französisch, englisch . . . mein Kopf wird konfus. Unter den Siamesen, Franzosen und Indochinesen habe ich viele Freunde. Die Damen dieses Landes sind nicht ungewöhnlich schön. Ihre Augen, ihr Antlitz mit dem Mal und die Schwellungen der Brust bieten aber in den dunklen Farben übergenug und können dem Fremden die Schwermut vertreiben.

Die Nachtluft Thailands unter dem südlichen Kreuz ist verführerisch, so dass mein Entschluss, Frauen «nicht zu berühren», manchmal schwankt. Doch mein Wille soll stärker sein und dem Zauber nicht verfallen. Da ich vom frühen Morgen an mein Schwert schwinge, beklagen sich die wollüstigen Mitbewohner über Schlafstörungen, doch die Hitze erschwert später die Schwierigkeiten meiner Bewegungen. Das Gebäude, in dem wir jetzt wohnen, soll die Gesandtschaft eines fremden Staates gewesen sein, im geräumigen Foyer geniessen wir den Luxus.

Aus dem Tagebuch:

Bangkok, Sommer 1942

Abendgespräche über den Wirtschaftskrieg der Völker. Gleich nach dem Aufstehen unternehme ich einen Lauf über 4'000 Meter.

Abends zum Tanzlokal. Auf dem Dach des fünfstöckigen Gebäudes tanzte ich hier zum erstenmal, nahm eine Frau in die Arme und sah mit ihr auf die mondbeschienene Stadt Bangkok herab. Meine Füße bewegten sich nicht leicht. Die dunkle Haut der Siamesin, ihre wie Weintrauben üppige, grosse Brust, die Schönheit der leuchtend weissen Zähne berauschten mich. Es fehlte nicht viel, so hätte ich meinen Entschluss gebrochen . . . Meine Selbstsucht ist noch nicht überwunden.

Es ist noch ein weiter Weg vor mir. «Nicht trinken, nicht rauchen, nicht berühren»: ich darf mich nicht nähern. Keiner Lockung nachgeben. Diese Gebote werde ich durchhalten, um jeden Preis durchhalten.

Malaya, Sommer 1942

Wir kamen nach Malaya, nachdem wir mit der Bahn über das alte Schlachtfeld gefahren waren. Die Sonnenflagge weht! Wie sehr gleichen die Menschen in Indochina, Thailand und Malaya uns Japanern. Überall Reisfelder. Wir, die wir Reis essen und in der Monsunzone wohnen, sollten eine grosse, gedeihliche Gemeinschaft aufbauen. Ich unterhielt mich mit einem indischen Patrioten. Die Nacht verbrachte ich auf dem Dach des Zuges und sprach mit Flüchtlingen. Die Leute werden hier immer mehr den Negern ähnlich, die Gesichtszüge sind dunkler. Ruhig und unbekümmert sitzen die Schwarzen auf dem Zug unter den brennend starken Strahlen der Sonne.

WITT HANCOCK, USA

geboren 1909 in Bluefield, gefallen am 3. März 1942 in Niederländisch-Indien

Batavia, 28. Januar 1942

Unsere riesigen, viermotorigen Bomber versenkten gestern in der Strasse von Makassar ein japanisches Transportschiff, setzten ein zweites in Brand, griffen einen Kreuzer an und schlugen die Angriffe japanischer Jagdmaschinen ab.

Damit steigt der Zoll, den die Japaner in der fünftägigen Schlacht um den Schlüssel zu dem Verbindungsweg von Borneo nach Celebes bisher entrichten mussten, auf 19 Truppen- und Nachschubtransporter und 11 Kriegsschiffe, die entweder versenkt oder beschädigt wurden. Die bei ihrem Aufbruch in der Strasse von Makassar aus ungefähr 100 Einheiten bestehende Flotte der Japaner soll durch die vereinten Angriffe amerikanischer und holländischer Kriegsschiffe und Flugzeuge auf zwei Drittel ihrer ursprünglichen Stärke zusammengeschrumpft sein. Das Hauptquartier der Verbündeten hebt besonders die Schlagkraft der grossen amerikanischen Maschinen hervor und betont, dass den japanischen Jagdflugzeugen übel mitgespielt wurde. Unklar blieb, ob der japanische Kreuzer getroffen oder beschädigt wurde.

Das Kommuniqué besagte lediglich, dass mehrere Reihenwürfe von Bomben eine enge Klammer um ihn gelegt hätten.

Eine aus sieben Bombern bestehende japanische Formation flog heute neun Angriffe gegen Emmahaven an der Westküste Sumatras; wie verlautet, gerieten zwei Schiffe in Brand und ein drittes wurde beschädigt. Verluste an Menschenleben sind nicht zu beklagen.

Unsere fliegenden Festungen zehren ständig an der Schlagkraft der grossen japanischen Flotte auf der Höhe von Borneo. Wie ‚Handelsblad‘, die Tageszeitung von Soerabaja auf Java, meldet, haben die Japaner dem in die Strasse von Makassar entsandten Geleitzug keine Luftbedeckung beigegeben. Dies ermöglichte es den amerikanischen und alliierten Bombern, die Schiffe direkt anzufliegen.

Niederländischen Berichten zufolge belaufen sich die japanischen Verluste auf mindestens 30 versenkte oder schwer beschädigte Schiffe und auf 25'000 bis 30'000 Mann. Diese empfindlichen Ausfälle des Angreifers bei seiner Annäherung an unsere reichen Inseln weckten heute neue Zuversicht im Lager der Verbündeten – einen Optimismus, der ausserdem durch die Versicherung Präsident Roosevelts und Premierminister Churchills, weitere alliierte Hilfe sei unterwegs, genährt wurde. Während die Holländer meinen, die japanische Landungsstrategie sei ernstlich durcheinandergeraten, wird hier die Lage weniger günstig beurteilt. Der aus Nordwesten, oberhalb von Singapur kommende Vorstoss gegen diesen Archipel bedeutet eine ernste Gefahr, umso mehr, als die Japaner auf Kendari, im südöstlichen Celebes, in Kuching, Sarawak und an der Westküste Borneos, knappe 600 Meilen von hier, ferner in Balik Papan, Fuss gefasst haben.

Batavia, 20. Februar 1942

Mit ihrer Landung auf der blühenden kleinen Insel von Bali haben die Japaner heute ihre gewaltige Offensive im Südpazifik weiter ausgedehnt. Unter Zusammenraffung aller Kräfte versuchten Einheiten der Marine, der Luftwaffe und des Heeres, den Gegner aus den gewonnenen Landeköpfen auf der Schwelle nach Java zu vertreiben.

Bei dem Ringen um Bali, dem kleinen, düftereichen und üppigen Inselparadies, eine Meile vor der Küste Javas gelegen, geht es um mehr als den blossen Besitz eines Stückchens Tropen, Korallen und Palmen-

Strand. Man kämpft um die Kontrolle der östlichen Zufahrtswege zu dem grossen alliierten Marinestützpunkt von Soerabaja auf Java, der keine 120 Meilen vom Schauplatz des Unternehmens entfernt liegt und der letzte wichtigere Stützpunkt vor dem australischen Festland ist.

Auch hier bezahlten die Angreifer wieder einen hohen Preis – aber offenbar war er noch nicht hoch genug, denn trotz der Gegenschläge alliierter Luft- und Seestreitkräfte, darunter von Unterseebooten, gelang es den japanischen Landtruppen, in Booten die Brandung zu durchqueren und sich am Ufer festzusetzen. Bis jetzt sind vier feindliche Jäger, die die Landungsfahrzeuge abschirmen sollten, abgeschossen worden; auf einem oder zwei feindlichen Kreuzern und einem Truppentransporter wurden wiederholt Volltreffer beobachtet. Acht Bomben lagen dicht neben einem Zerstörer und setzten ihn möglicherweise ausser Gefecht. Alliierte Verluste waren weder auf See noch in der Luft zu beklagen.

Auf Bali selbst aber, wo die Touristen der ganzen Welt seit Generationen tropischen Überfluss geniessen, stieg von den Brandfackeln, mit denen die Holländer die wenigen lebenswichtigen Einrichtungen der Insel zerstörten, beissender Rauch auf.

Bandung, 27, Februar 1942

Alliierte Bombenflugzeuge, die bereits bei der Zerschlagung einer japanischen Invasionsflotte vor der Ostspitze Javas erfolgreich waren, unternahmen heute auf der Höhe der Küste von Sumatra, westlich von hier, erneut einen Angriff gegen eine weitere Invasionsflotte.

Ein Geschwader der Verbündeten, dem amerikanische Superfestungen angehörten, richtete seine Angriffe gegen Schiffskonzentrationen der Japaner in den Gewässern der Insel Bangka. Es stiess auf starke Flakabwehr, kehrte aber unversehrt zurück. Beim Rückflug gelang es sogar, zehn feindliche Jagdmaschinen abzuschlagen.

Diese neueste Unternehmung im Rahmen der alliierten Gegenoffensive, die sich seit dem Vorstoss der Japaner in die enge Sunda-Strasse offenbar auf die Westseite Javas verlagert hat, erfolgte gleichzeitig mit einem dritten Bombenangriff auf Palembang, das vom Gegner besetzte Ölzentrum im Süden Sumatras. Neue Brände brachen aus.

Unterdessen gab der holländische Oberkommandierende der ost-

indischen Armee, Gneralleutnant Heinter Poorten, bekannt, dass sich bereits Tausende von Soldaten aus den USA, aus Grossbritannien und Australien auf Java befänden und zusammen mit holländischen Truppen das gefährdete Bollwerk verteidigen würden. Er ermahnte sie, gegen einen Feind, der aus allen Richtungen gegen Java vorzuprellen bereit sei, wie «Wildkatzen zu kämpfen und sich wie Teufel zu wehren». Die amerikanischen Heerestruppen vereinigen sich mit unseren Luft- und Seestreitkräften, deren wirksame Gegenschläge die ostindische Bevölkerung in der Hoffnung bestärken, dass den Japanern die Verteidigung der Insel zu stark und die Kosten für ihre Eroberung zu hoch erscheinen werden.

Bandung, 28. Februar 1942

Seestreitkräfte der Verbündeten vereitelten heute den Versuch einer gewaltigen Flotte japanischer Kriegs- und Transportschiffe, Soerabaja im Sturm zu nehmen und auf Java zu landen. Man vermutet aber, dass sich die Armada heute Nacht irgendwo in den Gewässern vor Java für einen zweiten Ansturm rüstet.

Der Annäherung der japanischen Seemacht gingen wiederholte Luftangriffe gegen Soerabaja voraus; das starke Abwehrfeuer zwang die anfliegenden Maschinen aber zu vorzeitigem Abdrehen, so dass die Bomben keinen Schaden anrichten konnten. Holländischen Nachrichten zufolge umfasste der stark gesicherte Geleitzug mehrere Dutzend Schiffe, die von den alliierten Seestreitkräften erst zerstreut und dann verfolgt wurden. In Bandung bezeichnete man den Erfolg der Verbündeten als den erfreulichsten seit dem drohenden Heraufziehen der Schlacht um Java und damit um den Besitz von Niederländisch-Ostindien.

Bandung, 1. März 1942

Heute Nacht kämpften sich überlegene japanische See- und Landstreitkräfte an den verzweifelt feuernden Geschützen der alliierten Kriegsschiffe vorbei und landeten gegen wütenden Widerstand an drei Stellen der Nordküste Javas. Um 8 Uhr war das verzweifelte Ringen um die letzte Bastion der Verbündeten in Niederländisch-Ostindien in vollem Gange.

Die Entscheidungsschlacht um Java begann mit einer Landung im nordwestlichen Teil der Bantam-Provinz, im äussersten Westen der Insel gegenüber der Spitze des japanisch besetzten Sumatra.

Darauf folgten in den frühen Morgenstunden weitere Landungen bei Rembang an der Nordküste, ungefähr 90 Meilen westlich von Soerabaja, und in der Indramaju-Bucht, ungefähr 90 Meilen östlich Batavia, der Hauptstadt Javas.

Die Stärke der angreifenden Streitkräfte wurde nicht sofort bekanntgegeben. Ein holländisches Kommuniqué sprach nur von «einer starken Flotte, die auf breiter Front» gelandet sei. Auf Java selbst kämpften Tausende von Amerikanern, Engländern und Australiern Seite an Seite mit den holländischen Verbündeten.

Wie das alliierte Oberkommando bekanntgibt, haben bei der ersten Abwehraktion, die in einer wilden Flucht des Gegners zu enden schien, beide Seiten Verluste erlitten. Es ist jedoch unmöglich, das Ausmass der Schäden festzustellen und sich ein genaueres Bild über den Verlauf der Unternehmung zu machen, solange die heftigen Kämpfe noch andauern.

Alle Zeichen deuten freilich darauf hin, dass es sich bei diesem Vorspiel zu den Landungen um die grösste bisher im Pazifik geschlagene Seeschlacht handelt: ein noch härteres und ausgedehnteres Ringen als die Gefechte in der Strasse von Makassar und von Bali, die den Gegner zwar aufhielten und schwer anschlügen, ihn aber nicht an einem erneuten Vorstoss hindern konnten.

Bandung, 2. März 1942

Ein alliierter Gegenstoss gegen die japanischen Angriffskeile hat sich, offiziellen Berichten von heute Nacht zufolge, zufriedenstellend entwickelt. Alle Einzelheiten über die Massnahmen der schwer kämpfenden Verteidiger wurden geheimgehalten. Der offizielle Kriegsbericht gab ohne Umschweife zu, dass die Lage in einigen Gebieten Javas kritisch sei, dass die Angreifer aber harte Gegenschläge hinnehmen müssten. Um Mitternacht lagen keine neuen Berichte über weitere Landungen der Japaner an der Küste Javas oder über das Herannahen neuer Invasionsflotten vor.

Unterstützt durch wuchtige Luftangriffe, die unter den Japanern am

Strand grosse Verheerungen anrichteten, wurden grimmig entschlossene Verstärkungen in aller Eile mit Taxis an die Front geworfen; dieser Gegenstoss galt den Angreifern, die binnen zwei Tagen bis auf 30 Meilen an Bandung, das Hauptquartier der Verbündeten, herangekommen sind. Ein Strom von Taxis und getarnten Lastwagen rollte mit grüngerleierten holländischen und malaiischen Reserven die vulkanischen Hänge in die nördlichen Küstenebenen hinab, wo der Angreifer seit Samstagnacht an drei Stellen Fuss fassen konnte.

An der Invasionsfront bei Rembang wurden am Sonntag bei einem massierten Angriff holländischer Jagdbomber fast alle Barken, die mit der Entladung von Truppen und Tanks aus zwanzig grossen Transportern beschäftigt waren, versenkt oder zum Kentern gebracht. Die Maschinen gingen im Tiefflug mit leichten Bomben und Maschinengewehren gegen die Landungsboote vor und schossen bereits gelandete Panzer in Brand. Der Angriff fand zwischen Rembang und Tuban statt. Tuban liegt an der Küste knapp 50 Meilen westlich Soerabaja, das von dem japanischen Landekorps bei Rembang unmittelbar bedroht wird. Das 16 Meilen landeinwärts gelegene Bora ist bereits gefallen und damit die Eisenbahnverbindung nach Soerabaja unterbrochen. Das Expeditionskorps, das in der Provinz Bantam an der Westküste Javas landete, macht dagegen wenig Fortschritte.

Seit Sonntagnacht haben die Japaner keine neuen Landeversuche unternommen, und das Oberkommando rechnet mit der Möglichkeit, dass die pausenlosen Angriffe der amerikanischen und niederländischen Luftwaffe die japanische Nachschubplanung ins Stocken gebracht haben. Die alliierten Flugzeuge beherrschen weiterhin die Luft; sie fliegen ununterbrochen Bombeneinsätze zwischen ihren Stützpunkten und den Landeköpfen und wehren die Angriffe japanischer Maschinen ab. Da deren Operationsbasen auf Sumatra, Bali und Borneo liegen, können sie ihren Truppen nur wenig Unterstützung gewähren.

Auch die umfangreiche Flotte holländischer Torpedoboote wurde, zusammen mit Unterseebooten, eingesetzt und erhöhte die Ausfälle der Japaner auf siebenundzwanzig entweder als versenkt, beschädigt, auf Grund gegangen oder ausgebrannt gemeldete Transport- und Kriegsschiffe. Bei dem verzweifelten Versuch, die Japaner an der Landung auf Java zu hindern, erlitt die kleine, aber schlagkräftige Seemacht der Verbündeten schwere Verluste. In den heftigen Seegefechten,

die am Freitag begannen und sich mit kleineren Unterbrechungen bis zum Wochenende hinzogen, verloren die Holländer zwei Kreuzer und zwei Zerstörer.

Wie das niederländische Oberkommando bekanntgibt, wurden die beiden Kreuzer, nachdem sie tagsüber den Gegner auf weite Entfernung erfolgreich bekämpft hatten, Samstagnacht bei dem selbstmörderischen Versuch, die Invasionsflotte zu zerschlagen, von japanischen Unterseebooten torpediert. Die Schiffe hatten vom Oberkommandierenden den strengen Befehl, mit allen Mitteln gegen den Feind vorzugehen, sollte es auch die Schiffe kosten, um ihm noch vor der Landung auf Java soviel Schaden wie irgendmöglich zuzufügen. Das Opfer war auch nicht vergebens: mindestens 17 feindliche Transportschiffe und 9 Kriegsschiffe wurden versenkt oder beschädigt. Es lässt sich nicht abschätzen, wie viele japanische Soldaten ertranken, ohne je einen Fuss auf Java gesetzt zu haben, aber man nimmt an, dass die Verluste fürchterlich waren.

Um den japanischen Vormarsch aufzuhalten, zerstörten die Holländer Brücken und Eisenbahnlinien nach einem schon seit langer Zeit vorbereiteten Plan. Alles, was für den Gegner von Wert sein konnte, wurde auf dem Rückmarsch in Brand gesteckt. Bevor die Japaner Blora erreichten, wurden die grossen Ölquellen und Raffinerien von Tjapoe in qualmende Ruinen verwandelt.

Die Alliierten massieren ihre Kräfte für Gegenangriffe und fügen dem Feind schwere Verluste zu. Den Japanern, die allein östlich und westlich Bandung 60'000 Mann gelandet haben sollen, steht eine holländische Armee von ungefähr 100'000 bis 250'000 Javanesen gegenüber, die noch durch einige tausend Amerikaner, Engländer, Australier und Holländer verstärkt wird.

VLADIMIR HELFERT, Tschechoslowakei
Professor der Musikwissenschaft in Brünn
geboren am 24. März 1886 in Planic bei Klatov, Südwestböhmen,
gestorben an den Folgen der Haft am 18. Mai 1945 in Prag

Wohlau, 11. Januar 1942

Ich traue mir zu, in Prag innerhalb von zehn Jahren eine bedeutungsvolle musikwissenschaftliche Schule aufzubauen, die unserer Kultur nicht zur Unehre reichen soll.

Wie sehr ich meine Wissenschaft liebe, wie sie den eigentlichen Sinn meines Lebens ausmacht, habe ich in meiner Haftzeit erkannt. Freilich ist sie so, wie ich sie mir geschaffen habe: keine trockene, klüglerische Konstruktion, sondern eine beständige Schöpfung, die von heisser Sehnsucht nach Schönheit und Wahrheit getragen wird. Sie erwächst bei mir immer aus dem Erleben der Kunstwerke. Deshalb gehen bei mir Wissenschaft und künstlerisches Schaffen Hand in Hand. – Die Kunst ist etwas so erstaunlich Lebendiges, dass man sie unmöglich durch irgendwelche trockene spekulative Konstruktionen entwurzeln darf. Jede Kunstwissenschaft, vor allem die der Musik, muss aus der Quelle des künstlerischen Erlebens schöpfen. Ich erlebe jedes Problem künstlerisch, bevor ich es wissenschaftlich bearbeite. Ob es sich um gewisse Kunsterscheinungen handelt oder um sachliche Probleme, immer gehe ich diesen Weg.

Wenn ich zum Leben und gleichzeitig zur Freiheit zurückkehren soll, nach all den Strapazen der Haft, nach all den Gefahren, in denen mein Leben an einem ganz dünnen Faden hing, werde ich mich von meiner Wissenschaft durchdrungen fühlen und nur einen Wunsch haben: von meinen Plänen so viel wie möglich zu verwirklichen, um zu unserer Kultur, zu dem teuren geistigen Besitz unseres Volkes, einen würdigen Beitrag zu leisten.

Gebe Gott und alle Mächte, die unser aller Schicksal lenken, dass ich ein wertvolles, wenn es sein muss auch unscheinbares Glied dieser Gotteswelt werde. Ich weiss, dass ich nicht alle meine Pläne ausführen kann, denn es sind Pläne für ein ganzes Leben, während ich mein halbes schon längst hinter mir habe. Aber zu manchen dieser Projekte habe ich bereits Vorbereitungen getroffen, Material gesichtet und durch-

gearbeitet, und es bleibt nur noch die Formulierung und letzte Überarbeitung. Ich wünsche, dass alles, was ich ausführen werde, gut sein möge. Vielleicht gelingt mir das auch. Denn ich fühle, dass meine Kräfte reifen, und in diesem Bewusstsein meiner Lebensreife, in strenger Verantwortung vor unserer Volkskultur, vor der Wahrheit und der Schönheit, werde ich Weiterarbeiten.

Meine Wissenschaft bedeutet für mich zugleich künstlerisches und schöpferisches Erleben, höchste Lebenstheorie, höchste Lebensfreude. Ich erlebe eine besondere Verbindung eines dionysischen Zustandes mit kühler Überlegung. Es scheint dies ein Widersinn zu sein, aber es ist so. Das glühend Schöpferische treibt mich im Verlangen, mich des Problems zu bemächtigen und es zu formen, und es zwingt mich auf den Weg zum Ziel. Dabei wird es dann streng und oftmals unbarmherzig vom eigentlichen kritischen und wissenschaftlichen Element kontrolliert. Durchlebe ich also eine solche Erscheinung und gelange durch reine schöpferische Intuition zur Lösung, dann unterwerfe ich das Ergebnis einer kühlen, scharfen, einer unbarmherzigen Kritik. Dann beginnt das Sichten, freilich auch das Vertiefen, und auch dieses kritische Arbeiten ist bei mir schöpferisch. Schaffen, schaffen, schaffen! Schaffen aus der Tiefe brennender Sehnsucht nach Schönheit und Wahrheit. Das ist das Grosse und Schöne. Das sind die Höhepunkte des Lebens, und darin liegt die höchste Seligkeit.

HERBERT HINTERLEITHNER, Österreich

geboren am 25. November 1916 in Wien, gestorben als Soldat am 12. Dezember 1942 in Athen, beigesetzt auf dem deutschen Soldatenfriedhof zwischen Athen und Eleusis

24. Juli 1941

Was ist denn eigentlich das Grosse, was geschieht, über alle Hindernisse politischer Inszenierung und durch alle himmelblauen Brillen hindurchgesehen –: doch nur wieder das Menschliche oder Unmenschliche, das sich in verschiedenen Räumen abspielt. *Abspielt* – mit jener gelösten Leichtigkeit, die allen Geschehnissen, selbst den grauenvoll-

ten, vor dem Antlitz Gottes, und des fühlenden Menschen anhaftet –, weil selbst in den Klängen völkischer Drehorgeln die reine Melodie des Menschlichen erhalten bleibt, und diese Melodie und diese Bilder, die waren doch schon in uns, ehe sie den anderen, oft undeutlich und verzerrt durch den Tod und auch durch den Hunger, zu Bewusstsein kamen?

Ich hoffe, dass *wir* den Krieg gewinnen, und mehr noch, dass wir den Frieden für uns zu entscheiden wissen. Und wenn der Krieg so gut vorbereitet wurde, warum sollte es nicht der Friede werden? Irgendwo in Europa muss ja schliesslich ein Zimmer und eine Ruhstatt sein, wo sich der Geist aufhält, denn die Strohlager der verschiedenen Hirne, die ihn jetzt zu beheimaten glauben, werden langsam faul.

*Athen
Im Kriege, 1942*

Wie Honig rinnt die Sonne vom Hymettos,
der Farbenspiele an die Stadt verteilt,
indes der scharfe Kiel des Lykabettos
die weisslich-gelben Häuserwogen teilt,
vornehm zu Stein erstarrte und aus Ocker
gebacken, wo die Armen eingekeilt
im Reichtum feilschen und wie Hocker
auf eigner Schwere von Gesprächen sprühn.
Dazwischen bayrische Gebäude, locker

in Gärten eingekühlt von fremdem Grün,
und jeder Felsen, von Zyklopenkeulen
behauen und durch bildendes Bemühn
geadelt so in Mauern, Sälen, Säulen,
dass wir im Fries den Göttern selbst begegnen,
die manchmal, über allem Lärm und Heulen,
zerstreut aus bleibend blauem Himmel segnen.

Athen, 10. September 1942

Wenn einer einmal erfahren hat, wie sehr jede Forderung des Geistes zu allererst den, der sie ausspricht, verpflichtet, der spricht nicht gerne von Grosse, weil er weiss, wie schwer sich danach leben lässt... Der Soldat ist aber nicht das Mass aller Dinge – dieses ist der Mensch, der auch Soldat ist, aber dies nur dazu, um mehr Mensch sein zu können. Es werden viele zurückkommen mit der Fähigkeit eines unerbittlichen Urteils, einer Bereitschaft zum Frieden, aber auch viele mit einer grossen Gleichgültigkeit. Die den Tod sehen gelernt haben, werden umso mehr ein Leben fordern, des Leibes und wenige vielleicht auch – eines des Geistes. Dass wir nicht den Frieden verlieren, ist mindestens ebenso wichtig, als dass wir den Krieg gewinnen. In einem Europa von morgen wird immer der *Mensch* das Mass aller Dinge sein, und diesen Menschen kann man nicht propagieren, man kann nur – *er* werden, selbst!

Weiblicher griechischer Torso

Mit ihren Hüften hat sie mehr versprochen
an Wahrheit als mit dem Korallenmund,
der mit dem Kopf am Halse abgebrochen

Athen, im Kriege

daliëgt, als hätte er zum Sein nicht Grund
genug gehabt, denn alles, was zerbrechlich
austrieb aus dem in sich geschloss'nen Rund

von Brust und Becken, war nur nebensächlich:
die Arme, Beine und das schöne Haupt
mit seinen raschen Sinnen, das bestechlich

durch Aussenwelt am Wesen uns beraubt
mit Gang und Geste. Erst im Schutz der Schenkel
beginnt der Urleib, der sich selber glaubt.

Erfüllt wie eine Vase ohne Henkel
und Hals, die sich dem Trinkenden verweigert,
bewahrt der Stumpf die ungeborenen Enkel

und Kraft, die sich an Kanten sprühend steigert.

An die Mutter:

Athen, 25. November 1942

Heute bin ich 26 – und Du weisst ja, dass solche Gelegenheiten einen immer etwas nachdenklich stimmen.

Ich denke lebhaft und innig an Dich. Jedes Jahr spürt man die Bindung an die Eltern inniger, und oft scheint mir, als wäre ich Papa, der nun schon fünf Jahre tot ist, vieles schuldig geblieben. Ich bin es sicher auch – aber, so wie Du glaube ich an die höhere Gegenwart der Toten, die sich an solchen Tagen des Gedenkens deutlicher äussert. . . Gerade im Krieg ist der Gedanke an die Mutter, auch wenn man nicht unmittelbar an der Front steht, wie ein Unterpand des Friedens.

JAKOB VAN HODDIS, Deutschland
geboren in Berlin am 16. Mai 1887, als Geisteskranker am
30. April 1942 verhaftet und verschollen

Morgens

Ein starker Wind sprang empor,
öffnet des eisernen Himmels blutende Tore.
Schlägt an die Türme.
Hellklingend laut geschmeidig über die eiserne Ebene der Stadt.
Die Morgensonne russig. Auf Dämmen donnern Züge.
Durch Wolken pflügen goldne Engelpflüge.
Starker Wind über der bleichen Stadt.
Dampfer und Kräne erwachen am schmutzigen fließenden Strom.
Verdrossen klopfen die Glocken am verwitterten Dom.
Viele Weiber siehst du und Mädchen zur Arbeit gehn.
Im bleichen Licht. Wild von der Nacht. Ihre Röcke wehn.
Glieder zur Liebe geschaffen.
Hin zur Maschine und mürrischem Mühn.
Sieh in das zärtliche Licht.
In der Bäume zärtliches Grün.
Horch! Die Spatzen schrein.
Und draussen auf wilderen Feldern
Singen Lerchen.

M. HORAŽD, Tschechoslowakei

Bischof

geboren am 26. Mai 1879 in Hrubá Vrbka, hingerichtet am 4. September 1942 in Prag

Prag, Frühjahr 1939

Der Zerfall der Tschechoslowakischen Republik und der Verlust der staatlichen Souveränität ist ein schwerer Schlag für unser Volk. Es gibt kein Volk in der Welt, das solches Geschehen leichten Herzens hinnähme, und sogar der Sieger wagt nicht, über die Gefühle zu richten, die ein so tief getroffenes Volk beherrschen; denn jedes Volk, so klein es auch sein mag, will seine Selbständigkeit haben und erhalten. –

Die Weltgeschichte zeigt, dass die Völker Bestand und eine gedeihliche Entwicklung haben können, auch wenn ihre Staatsform sich ändert. Geht ein Volk dennoch unter, so trägt es fast immer selbst die Schuld. –

Es ist unsere Pflicht, den Blick auf die dringende Notwendigkeit zu lenken, dass wir alle in dieser Zeit der Prüfungen in Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit unser Verhältnis zu Gott und unsere Zugehörigkeit zu unserer Heiligen Orthodoxen Kirche erneuern. Das Leben unseres Volkes war nach 1918 durch einen Mangel an Aufrichtigkeit belastet. Den Worten folgten oft keine Taten. Das war sowohl im religiösen als auch im kirchlichen Leben, ungeachtet der Konfession, zu beobachten. Auch in unserer Kirche, obwohl sie viele tröstliche und positive Ergebnisse vorweisen kann, hätte bei Weitem mehr getan werden können, wenn wir alle vom Geist der Aufrichtigkeit erfüllt gewesen wären.

Ohne Zweifel tat unser Volk in seiner Gesamtheit nichts, um in der Gründung der Tschechoslowakischen Republik einen religiösen Sinn zu entdecken. In den vergangenen zwei Jahrzehnten wurde das religiöse Leben vernachlässigt.. . «Der Herr wird seinem Volke Kraft geben» (Psalm 29, 11). Was wollten wir ohne Ihn vollbringen? Ohnmächtig und schwach haben wir zugesehen, wie unsere vortreffliche, gut ausgerüstete und kampfbereite Armee ohne Widerstand die jahrtausendealten Grenzen unseres Landes aufgab, wie unsere schöne Heimat zer-

fiel, wie unserem Staate Stück für Stück entrissen wurde, bis von ihm nur Trümmer übrigblieben . . .

Daher werden wir das Leben, das uns unter eingeschränkten Bedingungen verbleibt, mit Gott neu anfangen, und wir bitten Ihn inbrünstig, dass Er uns Sein Angesicht zuwende und Seine Gnade uns begleite.

Im Kriege

Im nahenden Herbst, wenn alles Lebendige in der Natur seine Früchte trägt, sich zur Winterruhe anschickt und scheinbar abstirbt, gedenken wir mit warmer Anteilnahme all unserer teuren Toten, die von uns gegangen sind im Glauben und in der Hoffnung auf die Auferstehung. Vor unserem ins Gebet versunkenen geistigen Blick erscheinen vor allem unsere Nächsten – Vater, Mutter, Brüder, Schwestern. Freunde, Wohltäter, Bekannte, und endlich alle im christlichen Glauben Dahingegangenen. Zwischen denen, die in jene Welt gingen, und denen, die in dieser Welt verbleiben, errichtet der Tod eine Wand, schafft eine Kluft, unüberwindlich für unser leibliches Sein. Im Gedanken an diese physische Trennung singen wir in der Orthodoxen Kirche den Hymnus: «Die ihr mich hier stumm und reglos liegen seht, weint um mich, Brüder und Freunde, Angehörige und Bekannte. Gestern noch weilte ich unter euch, aber plötzlich kam für mich die schreckliche Stunde des Todes. Doch kommt, alle meine Lieben, und küsst mich ein letztes Mal.»

Unter den Menschen gibt es aber ein geistiges Band, das durch den Tod nicht zerrissen werden soll. Der Apostel Paulus sagt in seinem Brief an die Römer (14, 7–8): «Denn unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, ob wir nun leben oder sterben, so sind wir des Herrn.» Mit diesen Worten wollte der Apostel Paulus sagen, dass weder Leben noch Tod unser Verhältnis zum Herrn, das heißt zu Christus, wandelt, und dass wir im Leben und im leiblichen Tod Ihm gehören. Da uns als gläubigen Christen das ewige Leben gewiss ist, und da wir im zeitlichen und ewigen Leben dem Herrn gehören, verbindet uns der Herr selbst mit denen, die in die Ewigkeit gingen. In Christus, unserem Herrn, dem Haupt aller

Gläubigen, bilden alle – Lebendige und Tote – einen Leib, dessen Glieder durch den Glauben und die Liebe miteinander verbunden sind und verbunden sein sollen. Der Glaube verbindet die Gegenwart mit der Zukunft und das Sichtbare mit dem Unsichtbaren. Die Liebe höret, nach den Worten des Apostels Paulus, nimmer auf und muss also nach dem Tode fortleben.

Ich war nicht unmittelbar beim Tode meiner Eltern zugegen, aber ich kam, sie zu besuchen, als mir mitgeteilt wurde, dass ihr irdisches Leben dem Ende entgegengehe. Und als ich wegen meiner Verpflichtungen abreisen musste und von meinen Eltern Abschied nahm, baten mich beide, nicht zu vergessen, bis zu ihrem Tode für sie zu beten. Das ist die Bitte eines jeden Menschen, der als gläubiger Christ stirbt, eines jeden, der in jene Welt gerufen wird, und diese Bitte richtet ei auch an uns aus jener Welt. Lasset uns diese Bitte erhören und lasset uns unsere teuren Dahingegangenen nicht vergessen; lasset uns beten für alle Entschlafenen, auch für die unzähligen, die wir nicht kennen, wo immer in der Welt sie ihre letzte Ruhe fanden. Sie alle sind unsere Brüder und Schwestern!

PATRICK HORE-RUTHVEN, Grossbritannien
geboren 1915, gefallen im Dezember 1942 in Nordafrika

In der nordafrikanischen Wüste, August 1940

Heute Morgen erschienen drei italienische Kreuzer und kamen so nahe heran, dass ich glaubte, sie sollten eine Landung decken. Nachdem sie uns einige Zeit bombardiert hatten, zogen sie ab, ohne uns einen Schaden zugefügt zu haben.

Viele gute Freunde habe ich in den Kämpfen in Frankreich verloren, unser erstes Bataillon ist dort buchstäblich von der Erdoberfläche verschwunden. Nur drei Offiziere sind zurückgekehrt und davon sind zwei inzwischen ihren Wunden erlegen. Von den beiden, mit denen ich vor zwei Jahren einen Bungalow in Meerut teilte, ist einer schon tot und der andere vermisst. Ich frage mich oft, wann ich meinen kleinen Sohn einmal sehen werde, aber solche Gedanken darf man sich nicht zu sehr angewöhnen, sonst werden wir alle zu Feiglingen. Jetzt müssen gelegentliche Zusammenstösse mit dem Gegner und die kleinen Absurditäten und Zerstreungen des Alltags genügen.

Kairo, September 1940

Wir haben in der Wüste interessante Zeiten gehabt, viele Nachtpatrouillen in enger Berührung mit dem Gegner. Zuletzt beobachteten und registrierten wir, was eigentlich Aufgabe der Panzerwagen ist, die Bewegungen der verschiedenen grossen italienischen Kolonnen. Eines Tages wurde unser Beduinen-Transport während eines italienischen Vorstosses ziemlich zusammengeschossen, einige unserer Leute getötet und eine Menge Fahrzeuge zerstört. Wenn man unbedingt beschossen werden muss, ist die Wüste bei Weitem am günstigsten, da man sich immer verteilen kann. Die Italiener fliegen meistens sehr hoch, so dass ihre Angriffe ungenau werden.

Der erste italienische Vormarsch war für uns sehr anstrengend, da wir in der Beobachtungslinie lagen, als er begann. Wir hatten drei harte Tage und Nächte, zogen uns in der Nacht weit zurück und stellten bei Tag Kontakt mit dem Feind her. Der Vormarsch fiel mit den zwei heissesten Tagen des Jahres zusammen, aber ich wette, die Italie-

ner fühlten sich genauso unwohl wie wir. Zwei Tage vor dem Angriff führte ich einen Spähtrupp 72 Kilometer nach Libyen hinein, um auszukundschaften, ob eine Strasse vom Feind benützt wird.

Im Augenblick scheint es, als sei dem Gegner Einhalt geboten. Ohne Zweifel haben die Italiener schwierige Versorgungsprobleme. Je weiter sie vordringen, umso massiver wird der Widerstand, und das Stückchen Wüste, das sie jetzt besitzen, sei ihnen von Herzen gegönnt.

An seinen Sohn:

Irak, September 1941

Lieber Grey, rechtzeitig zu Deinem zweiten Geburtstag, der doch ein sehr wichtiges Ereignis ist und, wie ich hoffe, gebührend gefeiert wird, müsste mit etwas Glück der Mantel bei Dir ankommen. Alle eleganten Männer hierzulande (Dein Vater mit eingeschlossen) tragen einen Wintermantel dieser Art, und es scheint nur recht und billig, dass Du als elegantester Mann in ganz Killaloe auch einen solchen Mantel bekommst.

Deine Mutter und ich sind gerade aus Syrien zurückgekehrt, wo alle wirklich vornehmen Ziegen ein Aussehen haben, das Dir in Deinem Mantel wohl gleicht. Wir verlebten eine sehr schöne Zeit und hoffen, dass wir bald wieder dorthin fahren können. Und nun zu den Mützen: Die sehr elegante Mütze mit der blauen Quaste bedeutet, dass Du von der westlichen Wüste stammst, sie wird Dir von einem Stammesgenossen, Ali Sultan Bey, geschenkt. Ich schlage vor, dass Du ihm schreibst und Dich bei ihm bedankst. Die andere ist eine Kitzie-Mütze, wie sie von den Männern und Jungens in Ober-Ägypten getragen wird. Deine Mutter hat sie für Dich in Luxor auf dem Markt gekauft. Deine Bilder, die vor einigen Tagen ankamen, habe ich sehr bewundert, sie erregten grosses Aufsehen und lösten die verschiedenartigsten Bemerkungen aus. Die meisten Leute behaupteten, Dein Haar sei zu lang, aber um Dir zu beweisen, dass ich diese Meinung nicht teile, schicke ich Dir als Gegengabe ein Bild von mir. Du siehst, dass auch ich eine tüppige Frisur bevorzuge. Nun wünsche ich Dir, dass der Winter angenehm wird und die Kuh des Dekans ihre Milcherzeugung nicht einstellt und sich auch sonst nicht undamenhaft benimmt.

An seine Frau:

Bagdad, 19. Januar 1942

Der Aufenthalt in Bagdad wird nicht so schwer, denn wir waren in dieser Stadt nie beisammen, dennoch bin ich auch hier voller Erinnerungen an Dich! Grosse Liebe scheint Schmerzen wie Freuden mit sich zu bringen, aber höre niemals auf, mir Deine Liebe zu schenken, denn nur sie gibt dem Ganzen überhaupt einen Sinn für mich. Die neue Welt, für die wir im Kriege kämpfen, bietet wenig Aussichten für uns, die wir die alte Welt – mag sie auch noch so übel gewesen sein – kannten und liebten.

Manchmal frage ich mich, ob es sich für uns noch lohnen wird, den Krieg zu gewinnen. Wie sehr möchte ich den Hermione Ranfurlyns dieser Welt mit ihrer tapferen, unerschütterlichen Überzeugung glauben, dass es nach dem Kriege besser aussehen wird als vorher. Aber, rein persönlich gesehen, fürchte ich, es wird nicht so sein. Ich finde nicht, dass es verräterisch ist, einen solchen persönlichen Standpunkt einzunehmen, denn man weiss, wenn die vielen Leute, die in London und an anderen Orten leiden mussten, es nach dem Kriege besser haben werden, so hat sich der Krieg gelohnt. Sie sind die Menschen, die am meisten mitzumachen hatten, und die Gerechtigkeit will, dass ihr Lohn umso grösser sein wird: aber in der neuen Ordnung, die die Nachkriegszeit mit sich bringt, sehe ich ein beständiges Ringen zwischen der Gewissenspflicht, die verlangt, dass man sein Bestes für die grösstmögliche Zahl von Menschen tut, und meiner Erinnerung an einen roten Reiterrock in einer winterlichen Waldlandschaft. Diese Erinnerung lässt mich nicht los, sie gaukelt meinem Ohr dauernd das Bellen der Jagdhunde über Exmoor und das Klirren des Zaumzeugs am Abend auf einem regenglänzenden Feldweg vor.

Im letzten Kriege hat unser Stand gekämpft, um die Werte zu verteidigen, die wir lieben – in diesem Kriege kämpfen wir für Dinge, die wir als richtig erkennen, aber mit Angst heraufziehen sehen. Ach, warum musste ich warten, bis Du Tausende von Meilen von mir entfernt bist, bevor ich mich so, wie ich es jetzt tat, mit Dir aussprach. Doch bleibt es leichter, mit Dir zu reden, sei es auch nur auf dem Papier und über alle Entfernung, die zwischen uns liegt, als mit jemand anderem, der mir näher ist und doch nicht so nah!

Nordafrika, 6. September 1942

Mit der Nachricht, dass Rommel seinen Vormarsch begonnen habe, wurde ich um zwei Uhr in der Frühe durch meinen Stellvertreter, Gilbert Talbot, geweckt. Wir schwangen uns in den Sattel und erreichten noch bei Mondschein unsere Kampfstellungen. Schon die Fahrt im Mondlicht zu den vordersten Linien berührte mich sehr, alle Panzer und Geschütze waren bereits wie ein alter Grenzzug in Bewegung gesetzt, begleitet von modernen Waffen. Gegen fünf Uhr am nächsten Nachmittag stellten meine kleinen Panzer Kontakt her, und während der nächsten Stunde des Kampfes war es, als ob man dem Derby im Radio zuhörte und viel Geld dabei gewinnen oder verlieren könnte. Hätte es sich nicht um eine so äusserst wichtige Sache gehandelt, wäre es sehr unterhaltend gewesen. Immer näher kamen die Deutschen, bis sie schliesslich zu unserer Freude in unsere Kampflinie hineinprallten, wie beabsichtigt war. Unsere Panzer standen gut versteckt und haben grossen Schaden angerichtet, als Rommel heranrückte. Es war ungeheuer aufregend.

Ich sass mitten in Sandy Scratchleys Regiment, das die Mitte verteidigte und der Wucht des ersten Angriffs ausgesetzt war. Mehrere Panzer wurden dicht neben mir getroffen und gingen in die Luft, doch konnten sich die Mannschaften zum Glück retten. Ein fürchterlicher Lärm entstand, und es schien kaum möglich, dass noch jemand mit dem Leben davonkomme. Als alles verloren schien und ich jede Funkverbindung mit der rechten Seite verloren hatte, kam durch eine Wolke blutig roten Staubs Tim Redmans Regiment heran.

Es war ein unvergesslicher Anblick, wie diese Männer in das Gefecht eintraten. Von mir aus gesehen stand die Sonne hinter ihnen, sie wühlten sich ihre Bahn vorwärts durch den Rauch und reihten sich rechts ein. Dies brachte die Wendung, Rommel gab dann auf und zog sich ausser Sichtweite zurück, wobei er viele vernichtete Panzer in einem weit verstreuten Durcheinander zerstörter Waffen zurückliess. Wir zählten unsere eigenen Verluste, die im Grossen und Ganzen sehr gering waren. Die Gruppe zu meiner Rechten war völlig überrannt worden und von der Erdoberfläche verschwunden, wir hatten auch einige Geschütze verloren, und die Schwadron, hinter der ich lag, existierte kaum noch ... So endete der erste Tag: Die Lage ziemlich unsicher, aber unsere eigenen Streitkräfte mehr oder weniger unversehrt.

Am nächsten Tag kam Rommel wieder, diesmal auf unserer linken Seite, aber weniger stark als am Abend zuvor. Der Zufall wollte es, dass ich gerade in dieser Phase der Schlacht der Gruppe zu meiner Linken neue Waffen zuführte und dort ankam, als unsere Panzer Schüsse aus nächster Nähe mit den Deutschen wechselten.

Doch ging Rommel bald zurück; wir durften ihm nicht nachsetzen, da uns bekannt war, dass er hinter seinen Panzern eine Menge Geschützte in Stellung gebracht hatte und erwartete, wir würden ihn verfolgen. Er beschoss uns dann ziemlich intensiv den ganzen Tag, aber eher mit dem Zorn der Verzweiflung als mit dem des Angreifers, und unsere Geschütze gaben ihm nicht ohne Erfolg Antwort. Die Stärke der Schlacht liess dann nach, und Rommel fing an, sich durch die Minenfelder zurückzuziehen und seine blutende Nase abzuwischen. Unsere Luftwaffe war aber die ganze Zeit hinter ihm her.

Ich glaube, ob zu Recht oder Unrecht, dass die zwei Stunden am Abend meines Geburtstages [bei El Alamein] der Wendepunkt der Schlacht um Ägypten waren.

Von jetzt an wurden wir beständig stärker, während der Gegner grosse Verluste erlitt; bei Ebbe waren einige bemerkenswert grimmige Reste zu sehen, monströse Riesengebilde waren gestrandet und lagen hilflos wie im Bett eines prähistorischen Meeres, als die Flut zurückging. In ihren tödlichen Agonien sind solche bewaffneten Schrecken nicht schön. –

Alles ist heute so unpersönlich geworden, menschliche Furcht und menschlicher Mut spielen nur noch eine kleine Rolle. Die Macht der Maschinen ist über uns gekommen, und all der Glanz und das Elend, die zur Menschheit gehören, werden überragt durch diese unbekannte Kraft, welche heute die Welt beherrscht. Der Mensch hat einige Dinge geschaffen, und nun muss er sich vor ihnen beugen, da er sie nicht mehr unter Kontrolle halten kann.

Sie steigen wie Phönix aus der Asche des industriellen Zeitalters empor. Wie der Phönix können sie ihren Schöpfer zerstören. Gott gebe uns die Kraft, zu beherrschen, was wir geschaffen haben, damit es uns diene und nicht Herr werde über uns.

Hsü HSIAO-HSIÄN, China
gefallen in den Kämpfen in China 1943

Vom Kameraden Li

Hinter Klostermauern
ward unsere Freundschaft stark,
wir hegten grosse Pläne,
hatten weite Ziele . . .
doch zum Abschied nickten wir
nur schweigend mit dem Haupt,
denn schon stand das Heer
vor dem alten Burgtor.

CHARLES JACOBSEN, Norwegen
geboren am 18. November 1911, im Kriege wegen des Versuchs
verhaftet, zu norwegischen Truppen in England zu gelangen, und in
Haöya am Fjord von Oslo am 16. März 1942 erschossen

Oslo, den 3. März 1942

. . . Meine Kindheit war die glücklichste Zeit, die ich hier auf Erden
hatte, und dafür muss ich Dir und den anderen daheim danken. Seit
ich erwachsen bin, habe ich gesehen, was das Leben an Widerwärtig-
keiten zu bieten hat, ich habe von allem ein wenig gekostet, vom
Guten und vom Schlechten. Wie der Geistliche zu mir sagte: «Du bist
Seemann, da hast du wohl oft die Gefahr dicht vor dir gehabt.» Ja, das
habe ich, aber nicht auf solche Weise. Ruths Bruder hatte recht, als er
schrieb: «Für uns Menschen scheint mir oft alles hoffnungslos zu sein,
aber über allem steht einer, der unabhängig ist vom Krieg, und seine
Macht übersteigt alle irdischen Mächte. Er wird kein ungerechtes Urteil
sprechen.» Auch der Priester hat recht, der sagte: «Leg alles in Gottes
Hand, dann wird er alles zum Besten lenken», und das glaube ich auch.

Wird es nun so, dass mein Lebenslauf hier enden soll, dann weisst Du ja, meine liebste Ägot, dass ich eine Lebensversicherung habe, die Dir hoffentlich ausbezahlt wird. Mein Wunsch ist, dass Du meine Schulden begleichst. Ich weiss nicht genau, wieviel ich schulde, aber es verhält sich ungefähr so: Mikal Thorsen 50 Kronen, Onkel Knut 150 Kronen. Mutter und Kittel hast Du hoffentlich aufgeschrieben, und dann bezahle bitte den Rest der Steuer.

Während ich diesen Brief schreibe, erhielt ich Bescheid, dass ich morgen um zwölf getraut werden kann. Du weisst, wir haben davon gesprochen, und es war auch mein Wunsch, und ich finde es für Ruth und mich am besten. Ich habe Ruth so gern, und Du weisst, es war auch ihr Wunsch. Du kennst ja Ruth, sie ist ein durch und durch gutes und liebes Mädchen, verständnisvoll, und sie hat alle guten Eigenschaften, so dass ich glaube, Ihr beide werdet auch gut miteinander auskommen. Geht es nun so, dass ich doch begnadigt werde, so komme ich wohl irgendwann einmal hinaus, und dann werde ich mein Bestes tun, Dir zu helfen, soweit ich kann. Aber wenn ich nicht begnadigt werde, musst Du alle meine Lieben daheim grüssen, auch meine Freunde und Bekannten. An irdischen Gütern besitze ich nicht viel, aber mein Wunsch ist, dass Ruth das eine Teeservice bekommt, und sie soll das Grammophon behalten, da Du das Radio bekommen hast. Im Übrigen teilt alles Brauchbare, so gut Ihr könnt. . .

Ich will Dir nun zum letztenmal hier in Oslo danken für all Deine liebevolle Sorge um mich, denn Du warst so nett zu mir, und wenn wir uns nun trennen müssen, hoffe ich, dass Gott Dich behüten und Dir helfen wird, und dass er auch mir durch diese Drangsal helfen wird, so dass ich die Erde mutig verlassen kann. Ich will alles Vertrauen auf Jesus Christus und Gottvater setzen, denn es steht irgendwo in der Bibel: «Rufe mich in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.» Das ist ein gutes und tröstliches Wort.

MIRAN JARC, Jugoslawien

geboren am 5. Juli 1900 in Crnomlj, gefallen als Partisan bei den Kämpfen im August 1942 in Jugoslawien

An ein Mädchen

Erinnerung an dich – ganz flüchtig nur – erhebt,
ein Duft, der aus Vergangenheit herüberweht.

In wechsellvollen Jahren, in dem Strom der Zeit
gabst du im Schicksalskerker Trost und Trunkenheit.

Im Traumland schauten wir der Wünsche Wunderhort –
wir gingen auseinander, keiner fand ein Wort. . .

Jetzt weiss ich: nur ein Windhauch warst du mir, nicht mehr,
ein Hauch, verwehend zwischen Himmel, Land und Meer.

Ein leiser Wind, berührt er einen Ast,
schreckt er zurück und wandert weiter ohne Rast. . .

Hör auf dein Herz

Geweihtes Land, geliebtes Gut,
von Brand versengt, getränkt von Blut.

Vertrautes Wort verweht wie Rauch,
auf Trümmern wuchern Gras und Strauch.

Wohin du blickst, nichts hat Bestand.
Kommst doch zur Ruh im wunden Land.

Wie Wein schlürfst du in herber Not
der Erde Duft – er wird dein Brot.

Der Wald raunt von vergangner Zeit,
er raunt und rauscht dir zum Geleit.

Du irrst durch Dickicht und Geheg.
Hör auf dein Herz, es weiss den Weg!

SIDNEY KEYES, Grossbritannien
geboren am 27. Mai 1922 in Kent, gefallen am 30. April 1943 bei Sidi
Abdullah in Nordafrika

York, Hauptbahnhof, den 27. Juli 1942

Ich schreibe in einem Erfrischungsraum im Bahnhof York, wo ich auf meinen Zug nach Dunbar warte. Es ist hier kaum hell genug, um das Papier zu sehen, ich muss es schräg halten, um überhaupt Licht zu bekommen. Rings um mich liegen leere Teetassen und schlafende Soldaten; jedesmal wenn sich mein Nachbar «bewegt, muss ich unterbrechen, bis sein Kopf nicht mehr zwischen mir und den zwei miserablen Glühbirnen am anderen Ende des Raumes ist. Ich wünschte, ich könnte einige der trägen, unsicheren und schlaftrunkenen Gesichter um mich herum zeichnen. Manche bewegen sich fortwährend, auch im Schlaf, andere überhaupt nicht, obwohl sie wach sind.

Nachts sind Bahnhöfe ganz erschreckend; man denkt inmitten der metallischen Geräusche, des Dampfes und der Lichter nicht an alle die Menschen, die vielleicht nach Hause kommen oder irgendeiner Erfüllung entgegenzueilen, sondern nur an die, die so ziellos oder gegen ihren Willen verreisen, und man kann sich kein Reiseziel für sie vorstellen.

14. Oktober 1942

Für mich ist die Liebe, wie alles andere, eine Art Kampf, und zwar ein Kampf, der niemals Sieg bringt, sondern nur Unruhe und Leidenschaft.

21. Dezember 1942 (Dovercourt, Essex)

Dass es einmal wieder eine Zeit gebe, in der unser Leben nicht nur aus einer Reihe von trostlosen Eisenbahnfahrten besteht, dafür bete ich. Jetzt wiederholt sich dauernd, wie ein Motiv aus einem Traum oder der Musik, dieselbe Situation – die hohlen und melancholischen Geräusche, die Lichter, die Gesichter der Leute, ganz ausdruckslos und maskenartig in den schlecht beleuchteten Abteilen, und die dahingleitende Landschaft. Ich wünschte immer, die Leute in den Zügen anzureden, wie man seinen Gefährten in einer Art Vorhölle oder Fegefeuer anreden würde; es ist anscheinend die einzige Möglichkeit, einer sonst sinnlosen Zeit Sinn zu verleihen. So sehr hoffe ich, dass für uns alle eine Zeit kommt, in der jeder mit dem anderen zusammen sein darf, den er liebt, und die Züge nicht mehr fahren. Du weisst, wie gerne ich Dir etwas Besseres als diese ganze Unsicherheit und Heimlichkeit und Unruhe bieten möchte, aber vielleicht verstehst Du auch, warum ich das jetzt nicht kann: Die Unsicherheit können wir nicht vermeiden, die Unruhe ist in mir selbst und unentrinnbar. Ein paar Sekunden lang war ich dem Weinen nahe, weil diese ganze Unruhe und Unsicherheit unerträglich gross erschienen; es war kein Selbstmitleid, kein Mitleid mit Dir oder mit uns beiden, aber all dies gehörte auch dazu, obwohl mein Gefühl grösser ist als alles Einzelne.

Tunesien, den 7. April 1943

Ich schreibe diesen Brief, am Abhang eines Hügels kauernd, irgendwo in Nordafrika, nicht allzuweit vom Gegner entfernt. Es fängt gerade an zu dämmern, und hier gibt es keine Lichter, deshalb werde ich wahrscheinlich bald aufhören müssen.

Dies ist ein Land der grünen «Downs» mit kleinen verborgenen Tälern, wo Bauernhöfe oder Wassermühlen stehen, auf den kahlen Abhängen treiben die Araber ihre primitiven Ochsenpflüge, die kaum die Oberfläche aufreissen, und überall ist der Boden mit hohen, purpurnen Blumen, ähnlich wie Bärenklau, bedeckt. Die Pflüger tragen Kapuzenmäntel aus Sackleinen oder einem anderen groben Stoff: wie sie hinter ihrem Pflug mit zwei weissen Ochsen hergehen, sehen sie blind und unheimlich aus, wie Gestalten des Todes oder der Pest.

Es ist jetzt kurz nach Tagesanbruch. Eine Schar Stieglitze fliegt eben

durch die Weiden in dem Tal unter mir. Ich weiss, dass alle diese Bilder – sollte ich zurückkommen oder Zeit zum Denken finden – mit grösserer Eindringlichkeit wiederkehren und mich nie mehr verlassen werden, und dass das Ganze sich deshalb gelohnt hat.

Schreibe mir, so oft Du kannst: Bis jetzt habe ich keine Briefe erhalten. Ich hoffe nur, dass es nicht zu lange dauert, bis ich Dich wiederfinde und mich selbst dadurch auch: denn im Augenblick bin ich verirrt.

Durch die Wildnis

An der afrikanischen Front

Die rote Felsenwildnis
Soll meine Wohnung sein.

Wo sich die Säge des Winds in die Klippen frisst,
Wo Geröll dröhnend fällt:
Da will ich zusehn der Sonne,
Wie sie mit Klauen der Glut
Die Felsen zerfetzt.

Der siebenarmige Kaktus
Gibt niemals Wein.
Meine eignen, blutenden Füsse
Müssen Zeichen und Wunder sein.

«Harr aus!» spricht der Fels.
«Verfolg!» spricht der Wind.
Die Sonne sagt: «Ich brenn dir ins Mark,
Bis deine Knochen im Sand begraben sind.»

Hier, wo gehörnte Schädel Markstein sind,
Die Grenze setzend unsrer ruhelosen Sucht,
Da schreit' ich, ringend mit dem rauhen Wind,
Der Feuermittle zu, der letzten Glut und Flucht.
Erkennend meine Jugend, die noch gestern war,
Und meinen Stolz, der morgen Asche wird,
Wend' ich die Stirn der Sonne zu, und hinter mir
Versinken Gärten, einst von anderen gehegt:
Von Guillaume de Lorris, Longinus, ihnen allen,
Die die Bosketts der Liebe pflanzten früh im Mai.
Sing' Abschied, kleiner Vogel, Liebesgartenbote,
Denn ich brech' auf zum Sonnengarten in der roten Felsenwüste.
Der Flieder lügt: sein Blühn und Welken
War meinen Träumen nie genug.
Die starren Blumen aus dem roten Wüstenfels
Verblühen nicht.

So sprich' nicht mehr von Lieb' und Tod
Und sprich' kein Wort von Leid:
Im Feuer des Zorns ist mein Stolz verloht,
Und morgen sind Asche all' beid'.

Ich weiss: ich bin kein Liebender, ich bin Zerstörer.
Mir ist genug, der tilgenden Sonne
Ins Auge zu sehn.
Die Liebesfahrten sind zu Ende und die Reisen,
Nicht rühren mich Willkomm' und Abschied mehr,
Nach jenem letzten grossen Abschied
Von Tanzfiguren und von Gartenwegen,
Von Nachtigallen, die am eignen Lied erstickt :
Zu Ende alles bis zum letzten Stelldichein
Im Reich der Wüstenberge,
Wo feuer gejagte Vögel aus Stahl
Wild jauchzen.

So sprich nicht mehr Von Form und Tand,
Nicht mehr von Ruhm und Pracht.
Mein Herz bricht auf ins brennende Land,
In der Glut sucht es Ruhe und Nacht.

Am toten Flussbett am Wüstensaum
Lausch' leidvoll ich zurück zu plaudernden Flüssen, an denen ich sass.
Sonne, spielend in Goldringen unter feuchtkühlen Brückenbögen,
Murmeldes Wort vergangenheitskundiger Quellen:
Euch sinn' ich nach!
O Flüsse und Gärten, Gesang unter Weidenarkaden,
Verglühender Mond . . .
Und alle Säng' des Sommers
Klagen im Chor
Um den entrückten Freund.

So wein' mich, Liebste, nicht zurück,
Und such' mich nie im Wüstenland:
Zünd' eine Kerze mir zum Glück,

Und trag' sie in der Hand!

III

In diesem Felsengarten, wo der Erde Rippen
Ins Bare ragen seit der ersten Magmazuckung,
Such ich den Horst des goldnen Räubers Phönix.
Die roten Flammen, aus bizarren Felsen brechend,
Wie überstimmen sie das bald verrauschte Lied der Flüsse:
Sie rufen mich zu ernsterem Beruf . . .
Muss auch die Liebste einsam sitzen
In dunkler Kammer, Melodien lauschend,
Imaginären, oder eine Blume wendend
In ihrer Kinderhand, und wären
Auch tausend Meilen zwischen uns.

Die Gärten nicht mehr haben, und nicht wagen,
Zur Wüste aufzubrechen. Ihnen sing' ich
Das feuergeborene Lied.
Fruchtlos, daran zu denken,
Wie meine Freunde fielen, meine Helden
Zu schrei'nden Marionetten der Geschichte wurden . . .
Und doch vergäss' ich gerne.
Wie der versagte, jener zu den Schatten floh,
Wie das kleine, fremdländische Mädchen
An ihrer eignen Schönheit zum Wahnsinn sich entflamte,
Wie der Dichter in wüster Stadt zur nackten Mauer sprach,
Wie andre tanzten, bis Tartarenwind
Zur Tür hereinblies; wie andre einsam
Um Mitternacht dem Trommelschlag des Quäkers lauschten.
Der, Busse rufend, einst durch Londons Strassen zog,
Als Pest die Stadt befiel. Salomon Eagle ...
Heut aber ist die Stunde,
Verzeihung zu erbitten von den Toten
Für jeden Augenblick, da wir sie nicht geliebt.

Nun trennt nicht Raum uns mehr;
Nicht wandelt uns das Klima, nicht die Sonnenglut;
Kein Kleid entfremdet uns einander:
Ob du in Samt und Seide gehst, ich in Fetzen
Dem Feuersturm entgegenrenne.
Nichts geht verloren. Nur vergessen muss man!
So ruft es mich zu ernsterem Beruf . . .
Doch hinter mir, im Rollen
Der schrittgelösten Steine
Am nackten Felsenhang,
Spricht eine Stimme, die ich kenne
Und der ich abgeschworen,
Sie spricht im Echo meiner eignen Worte
Von andrem Ruf:

«Ich aber folg' dir immer nach
Und wärst du tausend Meilen weit:

Und führest du durch alle Wüsten der Welt
Zum Reich des Todes, mein Geliebter,
Ich reiste nach und träte neben dich.»

IV

Wer ist dies Mädchen, halb dem Wind zum Spiel,
Geweht wie dürrer Sommerstrauss durch Wüstenland?
Es ist die Liebste, die ich liess,
Bei Kerzen .abendlich allein
Im leeren Haus (– o weisse Finger,
Ans Kreuz geschlagen mit den Flammennägeln!).
Hier stehen wir am letzten Grat.
Lethe liegt hinter uns. Die Sommervögel schweigen.
Vorwärts, vorwärts! Zusammen schreiten wir,
Gehetzt von unsren windhundschnellen Schatten,
Taumelnd auf messerscharfem, rotem Fels.
Von Freunden nicht, nur von Gewändern
Der Freundschaft scheiden wir.

Und die Geliebten sind uns nahe,
Und bleiben's, wenn die Formen auch
Der Liebe wechseln wie der Wüste Antlitz,
Das jäh sich oft verschattet zu dem dunklen Tal
Des goldnen Feuerphönix.
Ich sage euch: die Liebe auch
Ist eine wüste Wildnis, die Gebeine, bleich,
Sie rufen nicht: Umsonst! Sie zeigen nur
Den Tod der Jugend an.
Dies sag' ich euch: Ihr müsst bereit sein für die Wüste,
Bereit zum Aufbruch aus den Blütengärten,
Bereit im Lenz, zu gehn . . .
Bereit zum Abschied in der Knospenstunde,
Wenn Mann zum Weib sich wendet, und Geschlecht
Sie beide beben macht.

Wer leben will, der muss die Wüste finden:
Der Liebende, der Dichter und das Mädchen,
Das träumt von Christus; und der Läufer auch,
Der neuen Lorbeer an der Stirne trägt –
Sie alle müssen in die Sonne schauen,
Den roten Fels der Wüste grüssen,
Im Feuer sehn den stählernen, den Vogel aus Metall.
Wer nicht die Wüste ganz durchmessen,
Wer dieses Feuer nicht bestand,
Dem bleibt die Liebe Krankheit, Übel,
Ein Zittern nur der Hand,
Vampyr Schmerz, der den Mut vom Herzen saugt.

Noch kennen wir das Ende nicht, noch bleibt
Verborgen uns die Form des letzten Tales,
Wir wissen nicht, ob uns das weisse Feuer
Die Augen ausbrennt wie ein jäher Blitz ...
Wir schreiten nur voran, voran zusammen, und lassen
Der Liebe abgetragenes Kleid zurück am Weg.

V

Fleisch ist Feuer, weiss sengt das Feuer des Fleisches
Durch pulsende Glieder: Eisfeuer glüht im Blut.
Das Brot der Liebe sättigt uns nicht mehr.

Uns wird der Himmel ohne Vögel sein,
Der Wind wird keine Blätter zu uns tragen,
Die Luft uns keinen Wasserspiegel neu bewegen.

Zusammen wandern wir durch Wüste.
Fleisch ist Feuer, Frost und Feuer.
Zur rechten Stunde sind wir aufgebrochen:
Uns wird der Phönix steigen
Aus Flammenglut im Schatten goldnen Baumes.
Fleisch ist Feuer.

Die Quäkertrommel liegt im Sand, bald stummgeweht.
Der Tänzer schmale Füße werden müd.
In Linnen ruht die schöne Dame, schnell verblüht.

Wir brechen auf, und andre müssen folgen.
Die Flüsse trocknen aus, die hohen Bäume fallen.
Hörst du den Ruf der roten Wüste hallen?

Und die im Garten kosend noch verweilen,
Am Fluss der Zeit nachsinnen, werden bald erwachen:
Der Mörder Zeit wird sie genau ereilen.

Fleisch ist Feuer, Eis und Glut.
Fleisch ist Feuer in der Feuerwildnis.
In roter Felsenwüste wohnen wir.

ELEFThERIOS KIOSSÉS, Griechenland

Student der Chemie

geboren 1923, wegen Mitarbeit an dem verbotenen Blatt „Stimme der Sklavem verhaftet und am 5. Juni 1942 als Geisel erschossen

Meine Geliebten, Mütterchen, Väterchen und Schwesterlein! Heute, den 5.6.42, werden wir exekutiert. Wir sterben als Männer für das Vaterland. Ich leide gar nicht, und so möchte ich, dass auch Ihr nicht leidet und nicht weint. Habt Geduld!

Ich wünsche, dass Ihr glücklich werdet und nicht traurig seid. Was kann man machen? Die Traurigkeiten und die Freuden sind für die Menschen geschaffen.

Grüsse an alle aus meinem ganzen Herzen. Wir sind unserer Vorfahren und Griechenlands würdig. Ich zittere nicht, ich schreibe stehend. Ich atme zum letztenmal die duftende griechische Morgenluft. Wir haben kommuniziert und uns auch mit Kölnisch Wasser besprengt, das einer bei sich hatte.

Sei gegrüsst, Griechenland, Mutter von Helden!

Seid gegrüsst, meine Lieben, Lebt wohl! Bleibt Eurer Ehre würdig.

Lebt wohl, meine Schwesterchen. Leb wohl, Väterchen und süßes Mütterchen. Habt Mut. Es lebe das Vaterland.

Ich küsse Euch in Liebe

ERIC KNIGHT, USA

geboren in Menston am 10. April 1897, gefallen am 15. Januar 1943

Pennsylvania, 18. September 1939

Ich weiss es, und alle wissen es, dass weitblickende Männer wie Roosevelt deutlich erkennen, worum es in Wirklichkeit geht. Sie wissen, dass Grossbritannien und Frankreich für unsere Demokratie genauso wie für ihre eigene Demokratie kämpfen. Aber solange die erfolgreiche deutsche Propaganda hier in den Zeitungen und im Radio den Ehrenplatz einnimmt, würden alle Abgeordneten, die eine Annäherung an England anstreben, einfach von einer Welle allgemeiner Missbilligung hinweggeschwemmt. Roosevelt kann ohne das Volk gar nichts unternehmen – und ich möchte wirklich wissen, wie weit er allein mit dem Versuch kommen wird, das gegenwärtige unmögliche Neutralitätsgesetz zu revidieren.

Es zu widerrufen und ein neues Gesetz einzubringen, das es Grossbritannien ermöglicht – gleichviel unter welchen Bedingungen –, Nachschub von hier zu bekommen, wird heftig umstritten sein. Die Leute hier mögen wohl Hitler hassen, aber Chamberlain misstrauen sie. Ich glaube, dass Anthony Eden einer der wenigen Konservativen ist, denen man trauen kann. Ein schneller Rücktritt Chamberlains und die Beförderung Anthony Edens würde die öffentliche Meinung in Amerika günstig beeinflussen.

Pleasant Valley, Pennsylvania, den 16. August 1941

Wir müssen eine entschiedene Ära der Verständigung beginnen; in dieser Ära muss die Verherrlichung der Tüchtigen auf hören und die reine Menschlichkeit siegen. Ich zweifle nicht daran, dass Hitlers System «tüchtiger» ist als unser eigenes – aber das rechtfertigt dieses System nicht. Die Frage, ob man auf tüchtige Weise unmenschlich oder auf untüchtige Weise menschlich sein möchte, lässt sich schnell entscheiden. Ich würde bei oberflächlicher Schätzung sagen, dass das demokratische System wohl das «untüchtigste» ist, das je erfunden wurde. Es ist auch – bei allen seinen Mängeln – das menschlichste System. Was ich will, was Du willst, was Roosevelt will, und was alle Men-

schen, die guten Willens sind, auf der ganzen Welt wollen, ist, dass man die offenkundigsten Übel der Demokratie richtigstellt, ohne diese Demokratie in etwas anderes zu verwandeln.

Ich sehe ganz deutlich, dass diese Änderung nur gelingen kann, wenn die Männer an der Macht die moralische Verantwortung dem Volke gegenüber auf sich nehmen. Sie begreifen es nicht, die Klotzköpfe an der Macht, dass (Jas Volk in seiner Verzweiflung zur Gewalt greift, wenn sie nicht aus freier Überzeugung in die Verantwortung eintreten, die sie dem Volke schuldig sind. Mit anderen Worten, die Demokratie verwandelt sich entweder in ein System, welches die Machthaber zur rechtmässigen Übernahme der Verantwortung zwingt, oder – was oft vorkommt – dem Volk die Macht entzieht. Wenn Du das eingesehen hast, kannst Du auch Hitler und seinen Aufstieg verstehen; denn, wie es sich mit dem Einzelnen den Nationen gegenüber verhält, so mit den Nationen gegenüber der Welt. Das Argument der Habenichtse gegen die Habenden ist berechtigt; alle Kommentatoren übersehen die Tatsache, dass Roosevelt und Churchill dies in ihrer Erklärung zugeben. Sie versprechen eine Änderung. Sie versprechen allen Völkern freien Zugang zu den Rohstoffen.

Die Zeit des Friedens sollte Amerika und England veranlassen, sich von dem Hauptverbrechen des demokratischen industriellen Systems loszusagen, das zu lange willkommenes Angriffsziel der Sozialisten, Kommunisten, Faschisten und Nazis gewesen ist und auch uns keine Antwort offen lässt: Dem Versagen unseres Systems von Angebot und Nachfrage. Als ein ungebildeter Kommunist uns sagte: «Ihr verbrennt Getreide, Orangen, Kaffee, schlachtet Schweine, pflügt jede vierte Reihe ein, während Tausende von Kindern im ganzen Lande und in anderen Ländern Brot, Orangen, Eiweiss und frisches Gemüse brauchen!», verschlug es uns die Sprache. Aber in dem Moment, da der Krieg kam, stürzten wir uns in die Bresche. Die Ernährung der Massen wurde eine patriotische Pflicht. Wir überlegen und planen, wie man die jungen Leute mästet, damit sie Gewehre tragen können.

Nun haben wir hier ein Leih- und Pachtprogramm, das Deinen Landsleuten Lebensmittel in Hülle und Fülle (oder soviel wie die Frachter tragen können) zukommen lässt. Warum in Gottes Namen können wir solche Unternehmungen im Kriege meistern und sie in Friedenszeiten einfach fallen lassen? Ich weiss, was Obst ist; ich weiss, wie

es ist, wenn man in England in ein Restaurant geht und so viel für einen Pfirsich bezahlen muss. Ich kenne auch den hiesigen Überfluss an Pfirsichen. Ich kann mit dem Wagen unterwegs am Strassenrande halten und einen ganzen Korb davon für zwanzig oder dreissig Cents kaufen. Ich tue es nicht, da meine eigenen Bäume überladen sind und das Obst abfällt; wenn wir gegessen und eingemacht haben, was wir nur können, wissen wir uns nicht mehr zu helfen. Warum sollen Lebensmittel aber hier verderben und anderswo fehlen?

In den Tropen bin ich schon auf Schiffen gefahren, die nichts anderes sind als grosse Kühlschränke – im Bananenhandel. Es ist heutzutage nicht schwieriger, ein solches Kühlschiff zu bauen als einen Kühlschrank für den Haushalt – nur etwas grösser, weiter nichts. Warum sollen nicht solche Kühlschiffe das frische Gemüse Floridas, die Zitronen und Apfelsinen von Texas und Florida, das Obst von Pennsylvanien und New Jersey, die unglaublich grossen Überschüsse, die hier verfaulen, den Kindern im Rhondda Valley und den Städten am Tyneside bringen? Warum eigentlich nicht, in Gottes Namen? Wenn wir es in Kriegszeiten können – warum sollen wir es nicht erst recht in Friedenszeiten tun?

Die Bauern hier und die Kinder Englands sind, weiss Gott, einverstanden. Der Krieg hat ein System entdeckt: Worauf warten wir noch?

Pennsylvania, Herbst 1941

Wird es besser für den kleinen Mann sein, wenn «wir» den Krieg gewinnen? Wir haben eine Depression erlebt, und vielleicht wird es eine neue geben, wenn dieser Krieg zu Ende ist. Ich glaube, dass die Methoden des Leih- und Pachtvertrages allmählich den internationalen Handel gesünder machen werden; Hausse und Depression des letzten Krieges werden den Regierungen noch frisch genug in Erinnerung sein, um sie zu zwingen, alle möglichen Schritte zu unternehmen, die eine Wiederholung verhindern. Die Hauptsache ist, nicht zu vergessen, dass die Lehre, die uns in diesem Krieg erteilt wird, dazu dienen sollte, uns einen besseren Frieden zu bringen. Wir werden viel Weisheit brauchen, deshalb müssen wir Briefe schreiben und Gedanken austauschen. Wir brauchen kein System, wir brauchen ein nicht endendes Verständnis für die Menschheit.

London, 14. Januar 1942

Ich sehe, dass hier in England die Menschen genauso wie in Amerika danach streben, eine gute, sichere, gesunde und vernünftige Welt aufzubauen. Wir nehmen die Worte der Atlantik-Charta ernst, die feststellt, dass *alle* Länder freien Zugang zu den Rohmaterialien haben müssen. Das bedeutet *jedermann* – und Nahrungsmittel sind das Rohmaterial, das wir zuerst brauchen. Nahrungsmittel sind es, die den Frieden aufbauen werden. Sie werden das Fundament des Friedens sein.

Was Du von den Japanern sagst, war mir interessant. Natürlich, hier ist man Deutschland so nahe, dass jeder überzeugt ist, der Nationalsozialismus müsse ausgerottet werden. Aber wir wissen auch, dass es in der Welt nach dem Kriege eine wirklich gesunde und heile deutsche Nation geben muss. Man findet hier keinen törichten Hass auf alle Deutschen – wohl aber einen unerbittlichen Hass auf Hitler und den Nationalsozialismus. Heute sah ich zum Beispiel in London Statuen von Gluck, Weber und Händel und sogar von dem Lieblingsmusiker der Nazis, von Wagner. Das London des Krieges zerstört diese Büsten grosser Männer nicht, bloss weil sie Deutsche waren. Einzig der Nationalsozialismus vernichtet Bücher und Gedanken und Kunst, die er den Menschen in seinem Land nicht frei zu überlassen wagt. Ich glaube, es ist für die Menschen hier charakteristisch, dass ich noch nie von einem Versuch gehört habe, die Denkmäler von Künstlern deutscher Abstammung herunterzunehmen oder zu zerstören. Das ist eine Welt, in der ich leben möchte, eine Welt des Verstehens, der Gerechtigkeit und der Güte – und eine solche Welt müssen wir nach dem Krieg auf bauen.

Die grossen Wissenschaftler Englands, die Forscher und Spezialisten aller Gebiete, die Erzieher und die Autoritäten der Medizin, treffen eben jetzt zusammen, um über diese künftige Welt zu diskutieren, um Programme auszuarbeiten, wie sie geschaffen werden kann, wie wir vorzugehen haben und was wir tun müssen, wenn Frieden ist. –

Nach dem letzten Krieg haben wir einen schlechten Frieden geschlossen, weitgehend deshalb, weil sich Amerika in das Gehäuse seiner Isolation zurückgezogen hat. Wir wissen, dass wir nach diesem Krieg einen guten und dauerhaften Frieden machen müssen, und Amerika hat seine Rolle im Wiederaufbau der Welt nach dem Kriege zu übernehmen. So ist es in gewisser Hinsicht gut, dass Japan Amerika

angegriffen hat, denn jetzt weiss man, dass Amerika nicht für irgendetwas Abstraktes kämpft – um La Belle France oder um England zu retten. Sondern es kämpft für sich selbst, um sich zu verteidigen, um die Kräfte auszurotten, die uns in einen Krieg stürzen können.

Wenn dieser Krieg vorbei ist, können wir zwei Dinge tun: Unsere angeborene Abneigung gegen die Welt überwinden und beginnen, diese Welt als eine Einheit menschlicher Wesen zu verstehen, und so wirklichen Frieden haben; oder einen schlechten Frieden voller Hassgefühle schaffen und uns durch einen neuen Krieg in 25 Jahren vor der Geschichte schuldig machen. Das wollen wir nicht. Wir alle müssen entschlossen sein – und wir sind entschlossen, ich fühle es –, diesen Krieg mit allen uns zur Verfügung stehenden Kräften zu führen, und dann genauso grossmütig und weitblickend im Frieden zu sein, wie wir im Kriege entschlossen waren.

Washington, D. C., 20. Mai 1942

Ich glaube an ein Recht auf Arbeit für jedermann. Mir ist es gleich, wie das erreicht wird, es kümmert mich auch nicht, wer es erreicht, oder wie sich das System nennt, unter dem es erreicht wird, jeder, der daran glaubt, ist mein Kamerad, und jeder, der sich dagegenstellt, ist mein Feind. Genauso, wie jeder, der gegen Hitler kämpft, mein Verbündeter und jeder, der es nicht tut, mein Feind ist. Ich glaube nicht an ein System, ich glaube nur an die Menschen, und wer das tut, zweifelt wohl oft an der Demokratie, seufzt über sie – aber er glaubt daran.

JANUS KORCZAK, Polen

Arzt und Pädagoge

getötet im Jahre 1942 in Treblinka als freiwilliger Begleiter einer Kindergruppe, die zur Vergasung bestimmt war

Vom Wesen und dem Reichtum des Kindes:

Das Kind hat eine Zukunft, es hat aber auch eine Vergangenheit: markante Vorkommnisse, Erinnerungen, Stunden wesenswichtigen, einsamen Nachdenkens. Nicht anders als wir Erwachsenen erinnert es sich und vergisst, bewertet und verachtet, denkt logisch und irrt, wenn es nicht weiss. Es vertraut verstandesmässig und zweifelt.

Mit erstaunlicher Wachsamkeit wird das Kind immer sich selbst korrigieren, wenn wir ihm nur seine kostbare Begabung, die mächtige Abwehrkraft, nicht schwächen. Irrtümer müssen sein, fürchten wir sie nicht. Würden wir dem Kinde zuviel oder Unangebrachtes zu essen geben – etwa zu viel Milch oder nicht mehr frische Eier –, es würde sich erbrechen. Wollten wir ihm eine Nachricht übermitteln, die es nicht auf nehmen kann, es würde sie nicht verstehen; einen wertlosen Rat-schlag würde es nicht verdauen, nicht anhören. Es ist keine leere Phrase, wenn ich sage: Für die Menschheit ist es ein Glück, dass wir die Kinder nicht zwingen können, den erzieherischen Einflüssen und den Attentaten auf ihren gesunden Verstand, auf ihren gesunden menschlichen Willen nachzugeben.

Wir kennen das Wesen des Kindes nicht. Wir verstehen nicht einmal, uns über die Gegensätze klar zu werden, die uns in der kindlichen Konstitution in die Augen fallen: Auf der einen Seite Erregbarkeit, Ausdauer, Kraft – auf der anderen Zerbrechlichkeit, Unausgeglichenheit, Ermüdung. Weder der Arzt noch der Erzieher wissen, ob das Kind tatsächlich «nicht umzubringen» ist oder ob es an chronischer Ermüdung leidet.

Das Herz des Kindes? Ich weiss, das Kind hat zwei Herzen: Ein zentrales, überanstrengtes, und ein peripheres in elastischen Gefässen. Daher schwindet der Puls leicht, gleicht sich aber auch rasch wieder aus.

Wer hat das Herz der Kinder abgehört, von denen jedes hundertmal Seilspringen gemacht hat? Hat die scheinbare Lebenskraft nicht darin ihre Quelle, dass das Kind unerfahren ist in dem Versuch seiner Energie bis zu den äussersten Grenzen?

Wenn wir nicht so wenig feinfühlig wären im Verhältnis zu den Kindern, wie oft wären wir gezwungen, vor Scham zu erröten über den Schmutz des Lebens, den sie vorgefunden haben, denn wir waren nicht imstande, sie davor zu bewahren.

Alles, was nicht so zufällig ist, wie von einem Auto überfahren zu werden oder einen Nagel zu verschlucken, kann an einem Kinde nur bei einer viel jährigen Beobachtung erkannt werden, also nicht nur von Zeit zu Zeit bei einer Krankheitskatastrophe, sondern tagtäglich, während der lichten Zeit seines Gedeihens.

Nach einem Bericht des polnischen Historikers Emanuel Ringelblum (umgekommen 1944) über J. Korczaks Schicksal:

Dr. Korczak, der bekannte Pädagoge, führte ein Internat in Warschau unter grossen Opfern und Entbehrungen zusammen mit seiner engsten Mitarbeiterin Frau Stefania Wilczynska. Seine Freunde befreiten ihn mit Mühe aus dem Gefängnis, in das er im Kriege eingeliefert worden war. Als die erste Liquidationsaktion (Mitte 1942) begann, wurden Korczak, Frau Wilczynska, seine Kinder und das Personal von SS-Leuten und Ukrainern ergriffen, um für die «Umsiedlung» bereitgestellt zu werden. Über den Weg Korczaks nach Treblinka [dem Vernichtungslager] gab der frühere Sekretär der jüdischen Gemeinde in Warschau, Nahum Remba, der vielen Menschen das Leben rettete, einen Bericht. Remba postierte Korczak und die 67 Kinder am Rande des Transportplatzes an die Mauer, um sie vielleicht bis zum nächsten Tage vor der Verladung retten zu können. Dann schlug er Korczak vor, mit ihm zur Gemeinde zu gehen, vielleicht bestehe die Möglichkeit einer Intervention.

K. schlug dies ab, er wollte «die Kinder nicht einmal eine Minute allein lassen». Nun begann die Verladung in die Eisenbahnwaggons. Man lud immerfort ein, aber es war immer noch Raum frei . . . Dieses Bild werde ich nie und nimmer vergessen . . . Alle Kinder wurden zu viere aufgestellt, an der Spitze hielt Korczak mit zum Himmel erhobenen Augen zwei Kinder an den Händen und führte den Zug an. «Der jüdische Ordnungsdienst stand in Hab-Acht-Stellung und salutierte. Die Deutschen fragten: ‚Wer ist dieser Mann?‘»...

HEINRICH LINDNER, Österreich

geboren am 29. September 1915 in Wien, gefallen Anfang 1943 in der Sowjetunion

Ostfront, 9. Juli 1941

Am 22. Juni wurde ich durch ein Getöse aufgeweckt, für welches man nur den Ausdruck «Trommelfeuer» hätte finden können. Die letzten Tage in Polen waren sehr anstrengend gewesen, wegen Autoreparaturen und der dauernden Transportfahrten auf Sand- und Knüppelwegen. – So war es nun eine Erleichterung, dass es wenigstens «losging». Man hörte auch das Schiessen eines Eisenbahngeschützes.

Am gleichen Tag geschah etwas, was mich den ganzen Krieg vergessen liess: Ein Kamerad kam von einer Dienstreise aus Pilsen zurück und brachte mir eine schon bezahlte und heiss ersehnte «echte» Konzertflöte mit. Ich habe gleich zu spielen versucht, eine herrliche Beschäftigung für die zahllosen Stunden des Wartens. Eigentlich wollte ich Mutter mit dieser neuen Flötenkunst überraschen, aber ich denke, Du wirst Dich später auch wundern, wie schön sie klingt gegen die alte . . . Doch zurück zum Krieg! So wie in Frankreich kamen wir wieder ins Haupttreffen. An der wichtigsten Vormarschstrasse rückten wir einige Tage vor ohne Feindberührung. Seitwärts sahen wir, wie sich eine russische Festung noch hielt. An der Strasse lagen in kurzen Abständen russische Panzerwagen, Geschütze und Traktoren.

Russland, 15. August 1941

Gestern habe ich etwas Erschütterndes erlebt; nur durch das Zusammenwirken mehrerer glücklicher Umstände ging es noch gut ab. Der Herr war gnädig. Ich hatte Trost und Kraft gefunden in meinem Neuen Testament und im Gebet. Es geschah folgendermassen: Wir waren auf Erkundung, drei Personen, Wagen und ein Motorrad. An einem verabredeten Punkt blieben wir stehen, um die nachfolgende Einheit zu erwarten. Ich legte mich wohligh ins Gras, um zu schlafen, unbekümmert darum, dass man öfter Schüsse in der Nähe hörte; denn es war schon die ganze Nacht so gewesen.

Da kam ein Infanterist – nur mit Hemd und Hose bekleidet – erschöpft bei uns an; er sagte, wir müssten sofort weg von hier. Alles sei voller Russen. In wenigen Sekunden hatten wir das Gerät am Wagen; die Leute sprangen auf. Der Hauptmann war als erster querfeldein davon. Ich konnte zum Glück leicht die Spur sehen. Rechts von mir fuhr der zweite und blieb im Sumpf stecken. Ein Kradfahrer, dessen Krad nicht gleich angesprungen war, sprang bei mir auf, sein Krad zurücklassend. Ein Mann fiel aus dem Wagen, konnte noch aufspringen. Ein Unteroffizier sagte plötzlich: «Wir müssen den anderen helfen!», sprang mit einem eben erbeuteten russischen MG ab und eilte zu dem steckengebliebenen Personenwagen. Alles geschah mitten im Kugelregen.

Nun drehte ich mich zum erstenmal um, es war mir, als hätte ich Sodom und Gomorrha gerade verlassen: in ausgedehnter Schwarmlinie liefen braungelbe Gestalten – etwa in Stärke einer Kompanie – auf uns zu, die Flinte unterm Arm, herschiessend. Wir mussten auf alle Fälle fort, lieber verwundet als gefangen . . . Hinter mir schrie ein Kamerad immerfort: «Fahren, fahren!» aus Leibeskräften. Ich fuhr vorsichtig, denn ein Steckenbleiben durfte es nicht geben. Die Russen waren hundert Meter hinter uns, wir blieben noch einen Augenblick stehen, um einen nachlaufenden Kameraden aufzunehmen. Trotz des schwierigen Geländes kamen wir davon. Die Mitfahrenden hatten vom Wagen aus noch zurückgeschossen. – Bei den Unsrigen angelangt, legte ich mich ins Gras auf eine Decke. Jetzt kam mir erst alles richtig zum Bewusstsein, und die heutige Losung aus meinem Feldgesangbuch, die ich mir tagsüber vorgesagt hatte, war; «Ich bin nicht gekommen, um den Krieg zu bringen, sondern den Frieden» . . .

Russland, 10. Januar 1942

Heute haben wir regelrechten Schneesturm. Wir sind in der warmen Stube, ja, ich muss sagen, wir fühlen uns hier in der Ortschaft sehr wohl, vor allem deshalb, weil die Zivilbevölkerung sehr freundlich ist. Gestern Abend wurden wir zu einem Tanz eingeladen. An Mädeln fehlt es hier ja nicht. Viele von ihnen führen selbständig Haushalt, keine Erwachsenen sind da! So auch in unserem Quartier: Da ist Wladimir, der 18jährige Hausherr, seine 17jährige Schwester Nadja und der 13jährige Bruder Donek, alle drei sehr nett, als ob es nie einen Krieg gegeben hätte; ihnen gegenüber wir drei Soldaten. Wladimir teilt mir alles mit wie ein alter Freund. Gestern führte er uns auch zum Tanzabend. Ein deutscher Soldat spielte auf der Ziehharmonika.

Russland, 28. Juli 1942

Der Krieg hat hier noch viele andere Seiten als unsere Siege. Hier spielen sich Tragödien ab, die aber keiner zur Kenntnis nimmt, weil es so «befohlen» ist. Und weil schliesslich der Russe ein Mensch «zweiter Klasse» sei, den auszurotten ein «humanes» Werk wäre. Da wird ein Dorf evakuiert, die Leute müssen weit fortziehen, einiges Vieh bleibt zurück. Nun kamen einige Frauen zurück, die Häuser waren ausgeräumt, manche beschädigt. Diese letzteren werden abgetragen, weil wir Balken für die Bunker brauchen. Zur Arbeit werden gerade jene Frauen aufgefordert. . .

Es ist ganz unglaublich, wie entgegenkommend die Russen sind, wenn sie sehen, dass wir keinen persönlichen Hass, eher eine gewisse Achtung empfinden. Eine grosse Schwierigkeit besteht darin, dass zur Einbringung der Ernte keine Traktoren vorhanden sind. Bei den Russen werden sie eben gleichzeitig für die Geschütze verwendet. Es ist ausgeschlossen, diese riesigen Felder, die jedes Jahr mit der Maschine abgemäht wurden, jetzt von der restlichen Bevölkerung mit Sensen schneiden zu lassen. Hier gibt es fast keine Familien mehr, nur Kinder und Witwen. Die Russen sind tapfere Soldaten, sie besitzen zwar nur wenig Waffengattungen, dafür umso mehr Infanterie und Panzer. Die russische Infanterie ist wohl als einzige Waffe unserer Infanterie gewachsen. Sie kämpft, um ihre Heimat zu retten, und glaubt, dass sie im Recht sei. Wir glauben auch zu siegen, und zwar, weil's eben fertig werden *muss* . . .

KAJ MUNK, Dänemark
Pfarrer und Dichter

geboren am 13. Januar 1898 in Maribo, Laaland, umgebracht durch
die Besatzungsmacht am 4. Januar 1944

September 1941

Zur Regelung der Ordnung des Staatshaushaltes, Neu-Europas und der Staatsideologien ist sicherlich die Kirche nicht der geeignete Platz, aber sie ist dennoch der Ort, wo Unrecht geächtet, Lügen entschleierte werden, wo auf Vergiftungsversuche hingewiesen wird – der Ort, wo die Barmherzigkeit als die Quelle des Lebens, als der Herzschlag der Menschlichkeit verehrt wird, und wer etwas anderes lehrt als diesen Glauben, lehrt Tod und Verderbnis.

Es gibt eine uralte Auslegung vom Barmherzigen Samariter. Sie erklärt uns, dass es niemand anderes sei als der Mensch selbst, der im Graben am Wege von Jericho nach Jerusalem liegt, böse behandelt von den Räuberhorden der Begierde und des Hasses. Übermenschen können diesen Vergleich natürlich nicht verdauen, Meister der Aktion, die ganz und gar nicht mit einem armen Mann, der am Strassenbord liegt, verglichen werden können. Ihre Gesichter, ob hart oder gierig oder grausam, zeigen deutlich, welche Mächte ihre Seelen gefangenhalten.

Die Auslegung vom Gleichnis des Herrn geht weiter: der Barmherzige Samariter ist Jesus selbst; er hat sich über die gefallene Welt gebeugt und sie aufgehoben. Er hat ihr etwas von Gottes unendlicher Barmherzigkeit mitgeteilt. Er hat unser Leben erlöst; jetzt kommen wir durch . . .

Der Nächste ist eine Person aus Fleisch und Blut; sie heisst Rasmus Hansen oder Kristine Pedersen. Sie ist dein Knecht, deine Meistersfrau, dein Trambahnschaffner, dein König. Es ist jeder Mensch, mit dem du zu tun hast, in dem Augenblick, wo du mit ihm zu tun hast.

November 1941

Es ist uns Christen zur Pflicht gemacht worden, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und wir haben dem Befehl gehorcht; wir waren die gesetztreuesten Bürger des Staates. Aber – wenn der Kaiser mehr

forderte, als was ihm zukam, so war niemand aufrehrerischer als wir. Nicht zu unterdrücken waren wir, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt, Jahrhundert um Jahrhundert, bis wir siegten.

Wenn er von uns verlangte, dass wir Schwarz als Weiss, Tyrannei als Freiheit, Lüge als Wahrheit, Übergriff und Gewalt als Gerechtigkeit bezeichnen sollten, so antworteten wir ihm: Es steht geschrieben: Du sollst keine andern Götter neben mir haben. Das tönt alles sehr schön; aber das Christentum soll unpolitisch sein, behauptet man. Die Kirche dürfe sich mit nichts anderem befassen als mit der Erlösung unserer Seele. Das ist mir eine nette Religion. Wenn nur der kleine Meier sich einrichten und in den Himmel kommen kann, was in aller Welt geht ihn die Welt sonst an? Lass sie zur Hölle fahren.

Das ist eine Religion, die dem Kaiser gefällt; er will ihr gerne staatliche Unterstützung gewähren. Diese Religion wird ihm nie in die Quere kommen. Es ist eine Religion, die Gotteslästerung heisst. Die Wahrheit ist nicht ruhig und würdevoll und erhaben; sie beisst und reibt und schlägt drein.

Die Wahrheit ist nichts für vorsichtige Menschen; sie brauchen nicht die Wahrheit, sondern ein Sofa. Was ist das für eine sinnlose Forderung, dass die Kirche vorsichtig sein soll? Waren etwa die Märtyrer vorsichtig?

Sss! sch! ss! heisst die Losung des Tages, sonst kann es die ernstesten Folgen haben.

Dies ist völlig richtig. Aber Verstellung und Doppelspiel können noch ernstere Folgen haben.

Nein! Da sehe ich auf Jesus! «Ihr Heuchler, die ihr gleich übertünchten Gräbern seid», nannte er die Volksverführer seines Landes. «Gehet hin und saget diesem Fuchs», höhnte er. Er meinte damit Herodes, der vor der römischen Kriegsmacht in Palästina scharwenzelte. Es wird hier in Dänemark nicht besser werden, bevor das dänische Volk von Christus Mut gelernt hat. . .

Vater, wir haben gesündigt wider den Himmel und wider dich. Gesündigt durch unsere Sorglosigkeit, durch unsere Flucht aus der Wirklichkeit, durch unsere materialistische Selbsthuldigung, durch unseren inneren Zwiespalt, den wir schliesslich zu einem Sport machten, und durch unsere Kleinbürgerpolitik ohne Perspektive und Zukunftsziele.

Die hemmungslose Verherrlichung des Kapitalismus wurde zum

Kriege aller gegen alle. Die Besitzenden versuchten mit allen Mitteln die andern auszuschliessen; diese andern taten sich zusammen, um selbst besitzend zu werden. Um die Reichtümer der Weissen zu mehren, mussten alle farbigen Volksstämme der Welt ihnen Sklavendienste leisten. Unser Friede war eine Unterdrückung der ganzen Welt und im Innern ein mehr oder weniger versteckter Krieg aufs Messer. Wenn man den Mut dazu hat, kann man verzweifelt aufatmen: Nun haben wir endlich einen ehrlichen Krieg. Unser Ideal war der Mensch, aber in der Praxis galt das Geld.

Herbst 1942

Nein, Herr Volkshochschulrektor Bravo, nein, Herr Pfarrer Trostmann, Sie sind nicht die, die wir im Augenblick brauchen. Wir haben Männer nötig, die zu uns kommen mit einer Forderung von Propheten, die von uns verlangen können, dass in einem christlichen Staat diejenigen hungern müssen, die «sich arm lügen», und dass jene, die wirklich ausgestossen sind, ein Recht darauf haben, dass sich ihnen die Türen öffnen; die von uns fordern können, dass wir um der hohen Gabe willen, die Gott uns schenkte, auch zu den höchsten Opfern bereit sein müssen.

Kein Trost, kein Zugeständnis – aber Gottes Gebot muss im Leben des Staates führend sein. Ich glaube, dass er uns strafen will, bis wir in uns gehen und einen Ausweg finden, um eine Gesellschaftsordnung zu schaffen, die besser mit seinem Willen übereinstimmt. Denn die Welt kann nicht auskommen ohne Gott. Wir in der christlichen Gemeinde, wir hoffen, dass, wenn sich auch diese Götterdämmerung zu Tode geblutet und geschrieben und gehustet hat, endlich die Zeit da sein wird, da die Menschheit versteht, dass sie selbst nichts kann. Da muss die Menschheit sich bankrott erklären und zurücktreten und dem Christentum die Möglichkeit geben, zu zeigen, wozu es taugt. Da sollte endlich, nach zwei Jahrtausenden des Anlaufs, die christliche Welt beginnen, sich christlich zu zeigen.

Wenn es doch sein könnte, dass diesmal zusammen mit den vier Grossen, die den Frieden diktieren werden, welche es auch sein mögen, auch Christi Geist eingeladen würde, dass Christi Geist als fünfter am Verhandlungstisch die Macht erhielte, zum erstenmal in der

Welt einen christlichen Frieden zu schaffen, dass es ihm gelingen würde, die Völker wach und geistig bereit zu halten zum Kampfe für den Schutz dieses Friedens. Wenn es doch so sein dürfte! Ich wage nicht daran zu glauben, und ich wage auch nicht, von diesem Glauben zu lassen.

x

Wir hoffen, dass eine neue Weltordnung ihre nasse Stirne aus allen diesen Geburtswehen heben wird. Die alten Götter des Krieges und der fleischlichen Lust müssen gestürzt werden; eine einfachere und reinere Zeit wird erstehen.

Die soziale Gerechtigkeit soll die Grenzen zwischen Klassen und Farben austilgen, und die echte Liebe im gesunden Heim mit frischen Kindern und die Treue als Grundpfeiler des Hauses sollen starke Gemeinschaften schaffen und den Menschen eine Stütze sein, sollen an Stelle der Auflösung und der Wirrnis treten, die nun wie ein Alpdruck über der Kultur liegen. Wo soll eine solche Umwälzung herkommen? Nur von einem einzigen Ort, vom lebendigen Gott. Die christlichen Völker sollen sich endlich vom Eigenen abwenden und Gottes Einladung zum Fest des Lebens Folge leisten, mit anderen Worten, sie müssen beginnen, mit ihrem Christentum ernst zu machen.

NICOLAE ONIGA, Rumänien
gefallen als Hauptmann der rumänischen Armee beim Vormarsch gegen Stalingrad 1942

Am Don

Russland, 1942

Sturmschauer spiegelt der Himmel,
Glutecho der blutigen Kämpfe,
Kreuze erheben sich, ein Kranz
im Gebirg, auf Höhen der Herrlichkeit.

Aus weiten Steppen kommen Panzerschwärme,
den Himmel durchbrausen wütende Flügel,
Aber Soldaten Rumäniens, entflammte Herzen,
stehen neu in alter Ordnung.

Aus Erdwolken regnen Granatsplitter hoch,
Wie Blitze zischend fallen die schweren Bomben,
Und der Don trübt sich in seinem alten Bett
Durch gerötete Wellen, aufgewühlt in der Furt.

Vom Morgengrauen bis zum Abend
Funkelt in wirbelnden Nebeln die Glut,
Und es strahlen die Tugenden des Vaterlands,
Wenn der listige Tod des Lebens Nachbar ist.

Spät in der Nacht sinkt ein kurzes Schweigen
Über Felder und dürre Hänge.
Nacheinander schlafen die Kämpfer ein und träumen,
Nun dem Crisuri nahe, dem Somes,

Den Flüssen der fernen Heimat.

MARTIN PENCK, Deutschland
geboren am 6. Dezember 1922 in Leipzig, gefallen am 26. Oktober
1942 bei El Alamein, Nordafrika

Tripolis, 15. März 1942

Schon der Bazar in Tripolis bietet mit seinen prächtig gekleideten Arabern ein schönes Bild. Allerdings sind es zumeist keine Araber, sondern Berber. Gestern besuchte ich wieder einmal Abdallah ben Zeklam und verplauderte mit ihm einen ganzen Nachmittag. Zuletzt dolmetschte ich noch bei einem Handel um einen grossen Teppich zwischen einem deutschen Offizier und ihm. Ich geniesse das alles und freue mich des Schönen, wenn man daneben auch unbeschreibliches Elend mit ansehen muss.

Ägypten, 6. Juli 1942

Vom Sturm über die Gazala-Linie an, über Tobruk, Halfaia-Pass bis Matruk und hier habe ich alles mitgemacht. Wenn auch noch ein guter Teil des Kampfes uns bevorsteht, so denke ich doch, dass ich da genau so Glück haben werde wie bisher, denn Soldatenglück gehört dazu, um hier heil herauszukommen. Von der Welt sind wir ziemlich abgeschnitten. Was in Russland geschieht, erfahren wir meist nie oder erst lange nachher. Nur eines wissen wir, was in Nordafrika los ist.

Rommels Rede habe ich zwar nicht gehört, aber bei Tobruk waren die Verluste auf beiden Seiten sehr gering, die Festung wurde glatt überrannt. Hier in Ägypten sind die Kämpfe weit schwerer. Man ist in die Höhle des Löwen geraten . . .

Ägypten, 29. Juli 1942

Genau heute vor einem Jahr sah ich Afrika zum erstenmal. Weit über 2'000 Kilometer bin ich in diesem Jahr herumgekommen und gute 700 Kilometer davon durch die Wüste. Jetzt liegen wir seit einem Monat in einer öden, bisweilen grossartigen Tafellandschaft der ägyptischen Wüste in Sand, Stein und nochmals Sand. Kein Baum, kein

vernünftiger Strauch, kein Vogel, einfach gar nichts, das das Auge erfreuen könnte. Nur am Abend, wenn der riesige Sonnenball im Westen versinkt, wenn die Wüste rot aufglüht und die Wadis bizarre Schatten werfen, dann bleibt man doch betroffen stehen ob der Schönheit, die die Wüste so plötzlich zu bieten vermag.

Dann kann man auch freier atmen, die Luft wird kühler, und vor allem eines ist weg – die Fliegen. Ihr könnt Euch so etwas gar nicht vorstellen, wie die Fliegenplage ist. Am Abend eines weniger windigen Tages ist man genauso erledigt, wie wenn man auf dem Vormarsch 200 Kilometer hinter sich hätte. Zu Hunderten umschwirren sie jeden Einzelnen, krabbeln in Ohren, Nase, Mund, ins Hemd herein und bringen einen oft nahezu an den Rand der Verzweiflung. Aber man beruhigt sich dann wieder, denn jede Aufregung ist zwecklos. Ich kann mir kein Essen mehr vorstellen, bei dem nicht alles schwarz vor lauter Fliegen wäre. Ich habe das alles früher nicht gewusst, aber ich wusste auch nicht, wie es ist, wenn man einen Monat lang seine Wäsche nicht wechseln kann und dabei nahezu nie die 'Gelegenheit hat, auch nur die Hände und das Gesicht zu waschen. Wir haben das hier kennengelernt und auch gelernt, was Durst heisst. Seit gestern früh haben wir kein Wasser mehr. Vielleicht kommt es heute noch, vielleicht erst morgen.

Siehst Du, das sind so einige wenige Dinge in unserem Alltag, die mit dem Kriege gar nichts zu tun haben. Das kommt nämlich noch dazu. Ein Kampf in völlig deckungslosem Gelände, in grosser Hitze, in einem Land, wo keine Wunde heilt, wo die Waffen ganz andere Wirkung haben, als anderswo. Aber jedenfalls hat mir dies eine Jahr gezeigt, dass man alles ertragen kann, wenn man nur will. . .

10. August 1942

Jetzt endlich, nach der gewaltigen Beute von Tobruk und Matruk, sind wir, ist alles voll motorisiert. Sehr viel Infanterie ist bis Tobruk marschiert! Wer das nicht kennt, kann sich die Strapazen nicht vorstellen. Dreissig Kilometer am Tage in glühender Sonne marschieren, Sturmgepäck, Handwaffen und Munitionskisten oder MG (75 Pfund) oder Granatwerfer, und ewig Durst.

29. August 1942

Wir kamen in die Alamein-Stellung und lagen dort einen langen Monat. Entsetzlich heiss waren die Tage Ende Juli. Der Höhepunkt wurde erreicht bei einem englischen Angriff, als wir im Trommelfeuer waren. Es sollen an diesem Tag in der Sonne +78 Grad Celsius gemessen worden sein.

Nun sitze ich als Geschützführer etwa 80 Kilometer tief in der ägyptischen Wüste. Hier im Süden verlaufen die Tage ruhiger als im Norden, es gibt wenigstens kein Artilleriefeuer. Die andauernden Luftangriffe bei Tag und Nacht empfinden wir nun gar nicht mehr als Störung – ich im Augenblick ja schon, denn man ist nicht imstande, einen Brief zu schreiben, ohne zwei- oder dreimal wegen der Flieger an das Geschütz zu stürzen. Unvorstellbar und furchtbar ist die Fliegenplage in der Wüste, jetzt schon nicht mehr so, und meist salzig und rostbraun das sehr knappe Wasser. Wir haben kennengelernt, was Durst und auch was Sandsturm heisst. Es ist aber alles zu ertragen. –

Ägypten, 7. September 1942

Wir stiessen in die englischen Linien hinein, tief unten im Süden. Es schien alles gut zu klappen, bis die Nacht kam und wir zur Rast haltmachten. Um 8 Uhr abends, hier ist es um diese Zeit längst dunkel, stand genau über uns – es mochten an die 100 Fahrzeuge gewesen sein – der erste Leuchtschirm.

Dann trommelten pausenlos bis morgens 4 Uhr die Bomben auf uns herunter. Tobendes, berstendes Krachen erfüllte die Luft. Dreckschwaden und Pulverdampf schlichen gespenstisch über die Erde in der taghellen Nacht, die von Leuchtbomben und dem Schein brennender Fahrzeuge erleuchtet war. Verwundete schrien, Sanitätsautos hupten, es war die Hölle! Wir lagen an den Boden gepresst, halb verschüttet in unseren Löchern und zählten die Minuten. Mein Geschütz wurde schwer beschädigt und das Fahrzeug auch. Zum Glück hatte ich nur einen Verwundeten in der Bedienung. Am nächsten Tag mussten wir liegenbleiben, nochmals an die zwanzig Angriffe mitmachen und eine zweite solche Nacht erleben. Wir zogen uns dann zurück, und unser Geschütz wurde zum Tross abgeschleppt. Es sind nun die ersten Nächte, in denen wir wieder ruhig schlafen können, hier kann man sich wie-

der satt essen und trinken. Vorne stand das Essen 4–5 Zentimeter hoch im Kochgeschirr, drei Brote für sechs Mann in vier Tagen und dazu eine dreiviertel Feldflasche zu trinken pro Tag. Über 1'000 Bomben prasselten in jener Nacht vom 31. August auf 1. September auf uns hernieder.

In der Wüste, 19. September 1942

Nun bin ich von der Ebene ins Gebirge gekommen. Vom Südrand kann man viele Kilometer in das unermessliche Tiefland der Cattara-Senke blicken. In dichten Reihen ziehen sich Dünenketten dort nach Südosten und verlieren sich am Horizont. Hier enden die Fronten, hüben wie drüben. Hier ist es einfach aus, fertig. Die Fronten hängen buchstäblich frei in der Luft. Die Sandwüste bildet für Fahrzeuge genau das gleiche unüberwindliche Hindernis wie das Meer auf der anderen Seite. Sie ist sogar noch schwieriger zu überwinden als Wasser. Tägliche Artillerieduelle, einige Luftangriffe, sonst Ruhe. Man scheint sich hier einwintern zu wollen. Seit Monaten leben wir wie in der Vollwüste. Die Landschaft ewig von gleicher Farbe: Helles Ockergelb, kein Strauch, nichts als Fels und Sand. Es ist erstaunlich, wie sehr man sich an diese Umgebung gewöhnt. Keiner von uns ist stumpfsinnig geworden, keiner hat den Tropenkoller bekommen.

In Afrika, 21. Oktober 1942

Manche Tage ist so oft Fliegeralarm, dass man tatsächlich nicht eine Minute zur Besinnung kommt. Heute bleiben sie ganz weg. Man merkt hier schon den amerikanischen Nachschub. Es sind vor allem Bomber, darunter auch die viermotorigen. Die Nachschubstrasse, die am Südrand der Sahara entlangläuft, besteht schon eine ganze Weile und wird von de-Gaulle-Truppen geschützt. Bekanntlich war sie jetzt einmal das Ziel eines deutschen Fliegerangriffs. Man bedenke, dass dieser Angriff quer durch die Sahara geflogen werden musste, die eine beachtliche Breite besitzt. An seinem Anfang hat dieser Nachschubweg sogar eine Eisenbahn, die von den Franzosen gebaut wurde.

Es ist sehr recht, dass Ihr meine afrikanischen Sammelergebnisse zur Mineraliensammlung in den Schutzraum tut. Eben heute gingen wieder

zwei Päckchen ab. Wenn noch Platz ist, legt auch die übrigen in den Steinschrank dorthin. Voraussichtlich sende ich in der nächsten Zeit keine Petrefakten mehr nach Stuttgart, eine herrliche Koralle vom Hal-faia-Pass ist leider zu schwer. Was zu schicken geht, ist weg . . .

JEWGENIJ PETROW, Sowjetunion

geboren am 13. Dezember 1903 in Odessa, gefallen am 2. Juli 1942

Bei Smolensk, Sommer 1941

Die Tage und Nächte vergehen hier unbemerkt in der ständigen Anspannung der schweren, blutigen Arbeit. Wieder ist ein neuer Tag angebrochen, und über dem Artilleriedonner, der nie abbricht, ist die Sonne aufgegangen. Der Sonnenaufgang war ungewöhnlich schön. Aber ich entdeckte mich dabei, dass ich diese Schönheit nur mit dem Verstande aufnahm. «Wahrscheinlich ist das schön», dachte ich. Aber das Herz sagte mir nichts. Während des Krieges gibt es keine Schönheit. An dem Tage, an dem Hitler besiegt sein wird, am ersten Tage des Friedens, werden die Leute erneut verstehen, wie schön die Natur ist, die sie umgibt. Dieser langgestreckte, kahle Hügel, der eben noch fliederfarben im Licht der Morgendämmerung schimmerte, wurde plötzlich von der Sonne beschienen und glänzte zitronengelb – im Grunde genommen ist das aber kein Hügel. Es ist die Höhe Nummer ... Von ihr aus sieht man Smolensk, und um den Besitz dieser Höhe geht schon zwei Wochen lang ein hartnäckiger Kampf. Und diese russische Birke, die am Wege steht, ist gar keine Birke, sondern ein einzeln stehender Baum. So ist sie auch auf der Karte verzeichnet. Und das Flösschen ist kein Flösschen, sondern eine Grenze, und der Waldrand kein Waldrand, sondern eine ausgezeichnete Stellung für ein Maschinengewehrnest.

Der Krieg hat der Natur alles genommen: vor allem ihren Geruch. Es gibt ihn nicht mehr. Es gibt nur noch den Geruch des Krieges. Er ist immer ein und derselbe. Nachts und tags und im Sommer und im Herbst. Der Geruch des modernen Krieges: eine Mischung von Aus-puffgasen, Pulver und Brand.

Am Schwarzen Meer, Juni 1942

Das Geleitschiff ‚Taschkent‘ hat ein Manöver vollbracht, das als Musterbeispiel für tollkühnen Durchbruch einer Blockade in die Lehrbücher der Kriegsmarine eingehen wird. Und nicht nur in die Lehrbücher der Kriegsmarine. Das Volk wird die heldenhaften Verteidiger von Sewastopol als Verkörperung der Tapferkeit, der seelischen Grösse und des Opfermutes in ewiger Erinnerung bewahren.

Die Männer wussten genau, was sie erwartet, und sie machten sich keine Illusionen. Die ‚Taschkent‘ sollte die deutsche Blockade durchbrechen, Sewastopol erreichen, Munition entladen, Frauen und Kinder und Verwundete an Bord nehmen und auf demselben gefährlichen Wege zu ihrem Stützpunkt zurückkehren.

Am 26. Juni um zwei Uhr nachmittags ging das schmale und längliche, blaue Schiff auf seine Fahrt. Das Wetter war mörderisch – vollkommen glattes, auf Hochglanz poliertes Meer, klarer Himmel und eine glutheisse, sich über die halbe Welt ergiessende Sonne. Ein für den Durchbruch der Blockade ungünstigeres Wetter konnte man sich kaum denken.

Ich hörte, wie jemand auf der Brücke sagte: «Man wird sich nach der Sonne orientieren.»

Doch lange noch herrschte Stille, und nichts trübte die blendende tiefe Ruhe des Wassers und des Himmels.

Die ‚Taschkent‘ sah sonderbar aus. Wenn man den Matrosen, verliebt in ihr schönes Schiff wie ein Kavallerist in sein Pferd, vor einem Jahr gesagt hätte, es stehe ihnen eine ähnliche Fahrt bevor, sie wären wahrscheinlich sehr betroffen gewesen. Das Deck, die Korridore und Zwischendecks waren vollgeladen mit Kisten und Säcken, als wenn es nicht die ‚Taschkent‘, das schönste und schnellste Schiff der Schwarzmeerflotte sei, sondern ein keuchender Frachtdampfer. Überall sassen und lagen Passagiere. Passagiere auf einem Kriegsschiff! Was könnte noch ungewöhnlicher sein! Doch die Männer hatten längst schon aufgehört, sich über die Besonderheiten dieses Krieges zu wundern, den sie im Schwarzen Meer zu führen hatten. Sie wussten, dass die Verteidiger Sewastopols diese Kisten und Säcke dringend brauchten, und dass die Passagiere, die sie beförderten – Rotarmisten waren, die zur Entlastung der Blockierten beitragen sollten.

Die Rotarmisten nahmen an Deck Platz und fühlten sich dort sofort

heimisch. Der Kommandeur und der Bataillonskommissar berieten etwas miteinander, gaben Befehle, und die Matrosen sahen zu, wie die sibirischen Rotarmisten, die nie im Leben die See gesehen hatten, mit ihren leichten Maschinengewehren an den Borden in Stellung gingen, um bequem in alle Richtungen schießen zu können. Gleich beim Verladen hatten sie das Schiff betrachtet, als sei es ein von ihnen besetztes Territorium, und das Meer ringsum – das Feindesland. Deshalb hatten sie auch gleich nach allen Regeln der Kriegskunst die Verteidigung vorbereitet. Das imponierte den Matrosen. «Was für tolle Burschen wir fahren!» sagten sie zueinander.

Und zwischen den Matrosen und den Rotarmisten bahnte sich sofort ein freundschaftliches Verhältnis an.

Um vier Uhr wurde Alarm gegeben. Am Himmel tauchte ein deutscher Aufklärer auf. Ein langer, dünner Glockenton erschallte, als wenn einem ein klingender Kupferdraht rasch durchs Herz gezogen würde. Die Flak fing an zu schießen. Der Aufklärer verschwand in der Luft. Nun beobachteten Hunderte von Augen noch wachsamer durch Scherenfernrohre, Feldstecher und Entfernungsmesser den Himmel und das Meer. Das Schiff fuhr mit Volldampf durch die absolute Stille dem unausweichlichen Kampf entgegen. Nach einer Stunde ging der Kampf los. Man hatte den Angriff von Torpedobooten erwartet, doch es kamen Bomber vom Typ ‚Heinkel‘ angefliegen. Dreizehn Stück. Sie kamen mit der Sonne, waren plötzlich über dem Schiff und warfen Bomben schweren Kalibers ab (mir schien, als täten sie das sehr langsam, ohne Hast).

Nun lastete der Erfolg der Fahrt, das Schicksal des Schiffes und der Männer auf dem Schiff auf der Verantwortung eines einzigen Mannes. Der Kommandeur der ‚Taschkent‘, Kapitän II. Klasse Wasilij Nikolajewitsch Jaroschenko, mittelgross, breitschultrig, sonnenverbrannt, mit kohlschwarzem Schnurrbart, stand unerschrocken auf der Kommandobrücke. Rasch, doch ohne Hast, ging er vom rechten Flügel der Brücke zum linken, blickte mit zusammengekniffenen Augen nach oben und plötzlich, blitzschnell entschlossen, rief er mit heiserer, sich überschlagender Stimme: «Backbord!»

«Jawohl, Backbord!» wiederholte der Steuermann.

Von diesem Augenblick an, da der Kampf begonnen hatte, führte der Steuermann, ein blauäugiger, gutaussehender Bursche, die Befehle

mit besonderer Eleganz aus. Blitzschnell drehte er das Steuerrad. Das Schiff bebte am ganzen Körper und wendete, es vergingen die Sekunden, die, wie es in den banalen Romanen heisst, den Menschen eine Ewigkeit scheinen, und links und rechts, vorn am Bug oder hinten am Heck, hoben sich aus der See schmutzigweisse Wassersäulen und Spritzer.

Der Kampf dauerte fast drei Stunden, ohne Unterbrechung. Während die einen ‚Heinkels‘ Bomben abwarfen, der Reihe nach das Schiff angreifend, flogen die anderen zurück und holten neue Bomben. Wir lechzten nach der Nacht wie ein Dürstender in der Wüste nach einem Schluck Wasser.

In Zeitabständen von etwa vier Minuten warfen die Deutschen insgesamt vierzig grosse Bomben ab. Sie zielten sehr genau, denn mindestens zehn Bomben schlugen dort ein, wo wir gewesen wären, wenn Jaroschenko nicht rechtzeitig das Schiff gewendet hätte. Die letzte Bombe fiel weit von Backbord entfernt, bereits im Dämmern, beim Mondschein. Zehn – fünfzehn Minuten früher beobachteten wir mit Vergnügen, wie eine ‚Heinkel‘, ganz in rosa Rauch gehüllt, ins Meer stürzte, in das vor ihr die Sonne gesunken war.

Der Bombenangriff war zu Ende, aber die Spannung liess nicht nach. Wir näherten uns Sewastopol. Es war schon Nacht, und ein grosser Mond stand am Himmel. Die Silhouette unseres Schiffes zeichnete sich auf dem Hintergrund der Mondbahn scharf ab. Als es annähernd an die Traverse von Balaklawka herankam, rief der Signalgast: «Schnellboote Richtung Steuerbord.»

Die Geschütze eröffneten das Feuer. Die Schwierigkeit der Lage bestand darin, dass man nachts die Torpedos unmöglich sehen, ihnen also auch nicht ausweichen konnte. Wir warteten, doch es gab keine Detonationen. Die Torpedos waren offensichtlich an uns vorbeigegangen. Das Schiff fuhr mit Volldampf weiter. Die Schnellboote blieben vermutlich zurück, sie waren nicht mehr zu sehen.

Und da erblickten wir im Mondschein ein Stück von dem Felsen- ufer, an das in diesem Augenblick mit Stolz und Mitgefühl unser ganzes Sowjetland dachte. Ich wusste, wie klein der Sewastopoler Frontabschnitt war, doch mein Herz krampfte sich zusammen, als ich ihn vom Wasser her zu Gesicht bekam. So winzig ist er mir erschienen. Er wurde sehr deutlich markiert vom Aufflammen pausenloser Ge-

schützsalven. Ein Lichterbogen aus Feuer. Man konnte ihn mit dem Auge erfassen, ohne den Kopf zu wenden. Ununterbrochen tasteten Scheinwerfer den Himmel ab, und unter ihnen flössen die kleinen Flammen der Leuchtspurgeschosse langsam nach oben. Als wir an der Anlegestelle festmachten und das laute Maschinengeräusch aufhörte, vernahm man gleich deutlich den fast ununterbrochenen Kanonendonner. Den Kanonendonner von Sewastopol vom Juni 1942!

Der Kommandeur hatte seine Brücke immer noch nicht verlassen, denn der Kampf dauerte in Wirklichkeit fort. Er war nur in eine andere Phase getreten. Man musste dort anlegen und festmachen, wo es niemand vor dem Kriege mit einem Schiff wie ‚Taschkent‘, kein einziger Schiffskapitän der Welt, gewagt hätte. Man musste Ladung und Menschen an Land bringen. Man musste die Verwundeten und die evakuierten Frauen und Kinder an Bord nehmen. Und man musste all das in grosser Eile tun, damit es möglich würde, noch vor dem Morgengrauen davonzukommen. Der Kommandeur wusste, dass die Deutschen uns am Morgen erwarten würden, dass sie schon Flugzeuge und Bomber vorbereiteten. Gut, wenn wieder ‚Heinkels‘ kämen. Aber wenn nun diesmal Sturzkampfflieger eingesetzt würden? Der Kommandeur wusste, dass man ihn entdecken musste, ganz gleich, welchen Kurs er wählen würde, um aus Sewastopol herauszukommen. Es war unmöglich, einer Begegnung auszuweichen, und die Deutschen würden alles tun, um uns auf der Rückfahrt zu vernichten. Ich sah, wie der Kommandeur auf der Brücke stand und das Löschen der Ladung beobachtete. Sein angespanntes Gesicht war vom Mondschein beleuchtet. Die Backenknochen bewegten sich. Woran dachte er, als er sah, wie die Leichtverwundeten, einer den anderen stützend, die Leiter heraufkamen, wie die Schwerverwundeten auf Tragbahnen hinaufgetragen wurden, wie die Mütter mit ihren schlafenden Kindern an der Brust aufs Schiff kamen? All das vollzog sich beinahe in völligem Schweigen. Man sprach nur leise. Das Schiff wurde entladen und wieder beladen innerhalb von zwei Stunden. Der Kommandeur nahm zweitausend Menschen an Bord. Und jeder von ihnen hob den Kopf, als er das Schiff betrat, und suchte mit den Augen die Kommandobrücke und den Kommandeur auf ihr.

Wasilij Nikolajewitsch Jaroschenko wusste sehr gut, was das heisst: Untergang. Vorher war er Kapitän eines kleinen Schiffes, das durch

eine feindliche Bombe kenterte. Damals verteidigte Jaroschenko sein Schiff bis zum Schluss, doch retten konnte er es nicht. Dabei war er noch schwer verwundet worden. Das Schiff sank. Die Besatzung rettete sich, Passagiere gab es damals nicht. Als letzter war er auf seiner Brücke geblieben und sprang erst ins Meer, als die Brücke im Wasser unterging. In einer Hand seinen Parteiausweis, in der anderen den Revolver, hatte er beschlossen, sich zu erschiessen, wenn ihn seine Kräfte verlassen sollten, wenn er ertrinken sollte. So wurde er gerettet. Und jetzt? Jetzt hat er Passagiere – Frauen, Kinder, Verwundete. Jetzt muss er entweder das Schiff retten oder zusammen mit ihm auf Grund gehen.

Das Schiff verliess Sewastopol gegen zwei Uhr . . .

HENRICUS J. F. M. SNEEVLIET, Holland

Abgeordneter

geboren am 13. Mai 1883 in Rotterdam, erschossen am 12. April 1942
in Amersfoort (Utrecht)

[April 1942]

. . . Weisst Du, sogar hartnäckige Gegner haben die Lauterkeit und Treue anerkannt, mit der wir das Banner unserer Grundsätze hochgehalten haben. Das hat uns weder Reichtum noch Ruhm gebracht; so ist das Schicksal derjenigen, die die Welt von heute und morgen als Grundlage nicht anerkennen, die aber unter allen Umständen an eine Zukunft denken, in der Normen von anderem Wert die Beziehungen von Mensch zu Mensch regeln werden.

Für uns waren Weltfriede und Brüderlichkeit keine Begriffe, die sich nicht verwirklichen lassen. Seit welchem Jugendalter diene ich dem Tempel der Solidarität, der lebendigen Kameradschaft von allen für andere? Wohl achtmal habe ich in ernsteren Augenblicken das persönliche Interesse der Pflege der Solidarität hintangestellt. Ich kann mein Leben nicht als Fehlschlag betrachten, weil viel Samen auf Stein gefallen ist und mich der Tod jetzt auf diese Weise ruft. Ich denke an Henriette Roland Holsts Ausspruch: «Ich weiss, dass jene da sind, die den Abgrund auffüllen helfen, in dem das Volk leben muss.» Ich kenne diese Wahrheit und hoffe, bis zum letzten Augenblick daraus Kraft zu schöpfen. Ich bin meinem Glauben treu geblieben, meinem Weg, meiner Berufung, und dem Priester, der zu mir kam, ist es nicht gelungen, mich auf einen Weg zu bringen, den ich nicht für den richtigen halte. So ist es gut! Lies die Gedichte, die Du liebst, und höre zur Erinnerung an unsere Ehe viel schöne Musik. Ich küsse Deine Hände, Deine Finger, Deine Haare und Deine Augen.

EDITH STEIN, Deutschland

Schwester Teresia Benedicta a cruce, Philosophin und Karmelitin geboren am 12. Oktober 1891 in Breslau, umgebracht gemeinsam mit ihrer Schwester Rosa Stein in einer Gaskammer in Auschwitz im August 1942

An die Priorin im Echter Karmel:

Passionssonntag, 26. III. 1939

Liebe Mutter, bitte erlauben Euer Ehrwürden mir, mich dem Herzen Jesu als Sühnopfer für den wahren Frieden anzubieten: dass die Herrschaft des Antichrist wenn möglich ohne einen neuen Weltkrieg zusammenbricht und eine neue Ordnung aufgerichtet werden kann. Ich möchte es heute noch, weil es die zwölfte Stunde ist. Ich weiss, dass ich ein Nichts bin, aber Jesus will es, und Er wird gewiss in diesen Tagen noch viel andere dazu rufen.

Anfang September 1941

Es ist gut, heute daran zu denken, dass zur Armut auch die Bereitschaft gehört, selbst die geliebte klösterliche Heimstätte zu verlassen. Wir haben uns zur Klausur verpflichtet, aber Gott hat sich nicht verpflichtet, uns immer in der Klausur zu lassen. Er braucht es nicht, weil Er andere Mauern hat, um uns zu schützen. Es verhält sich damit wie mit den Sakramenten. Sie sind für uns die verordneten Gnadenmittel, und wir können sie gar nicht eifrig genug empfangen, aber Gott ist nicht daran gebunden. In dem Augenblick, wo wir durch äusseren Zwang vom Empfang der Sakramente abgeschnitten wären, könnte Er uns auf andere Weise im Überfluss entschädigen; und Er wird es um so sicherer und umso reichlicher tun, je treuer wir uns vorher an die Sakramente gehalten haben. So ist es auch unsere heilige Pflicht, so gewissenhaft wie möglich die Vorschriften der Klausur zu beobachten, um ungehindert mit Christus in Gott verborgen zu leben. Sind wir darin treu, und würden wir auf die Strasse hinausgetrieben, so würde der Herr Seine Engel senden, sich um uns zu lagern, und ihre unsichtbaren Schwingen würden unsere Seele sicherer umfrieden als die höchsten und stärksten Mauern. Wohl dürfen wir bitten, dass uns die Er-

fahrung erspart bleibt, aber nur mit dem ernst und ehrlich gemeinten Zusatz: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.

Aus einer Niederschrift:

Wenn die Truppen, die durch die Strassen marschierten, sich auf lösen, dann wird jeder, der da in gleichem Schritt und Tritt mittrottete und vielleicht selbst kaum noch etwas von sich wusste, wieder zu einer kleinen, in sich geschlossenen Welt. Und wenn die Neugierigen am Weg nur eine ununterscheidbare Masse sahen – für die Mutter oder für die Braut ist der, den sie erwartete, doch der einzige, dem kein anderer gleicht: das Geheimnis seines Wesens, von dem ihre Liebe etwas spürt, kennt nur das alles durchdringende Auge Gottes, vor dem die menschlichen Massstäbe «gross» und «klein», «bedeutend» und «unbedeutend», zunichte werden. Damit soll nicht geleugnet werden, dass es auch im Himmelreich «Grosse» und «Kleine» gibt. Und die Unterschiede haben sich im irdischen Leben vorbereitet: durch die Ausstattung, die einem jeden mitgegeben wurde, und durch die Art, wie er sein «Pfund» verwaltet hat. Es besteht die Möglichkeit, mehr oder weniger «zu sich selbst zu kommen». Und es besteht auch die Gefahr, sich selbst zu verlieren.

Denn wer nicht zu sich selbst gelangt, der findet auch Gott nicht und kommt nicht zum ewigen Leben. Oder richtiger noch: wer Gott nicht findet, der gelangt auch nicht zu sich selbst (mag er auch noch so sehr mit sich selbst beschäftigt sein) und zu dem Quell des ewigen Lebens, der in seinem eigenen Innersten auf ihn wartet. –

Das Gliedsein des Menschen ist etwas, was wir als Tatsache erfahren. Allerdings muss der Einzelne in seiner Entwicklung weit fortgeschritten sein, um die Menschheit als Ganzes zu erfassen und sich ihr verpflichtet zu wissen.

Für die engeren Gemeinschaften, denen wir angehören, ist zur Erfassung ihrer geschlossenen Einheit und unseres Eingegliedertseins besonders wichtig der Gegensatz zu andern, mit denen wir bekannt werden und die uns als fremdartig berühren.

Für das Erfassen der Menschheit als des uns umschliessenden und tragenden Ganzen andererseits ist von Bedeutung die Erfahrung des

Gemeinsamen, das uns mit den Menschen aller Zeiten und Himmelsstriche, trotz aller Verschiedenartigkeit, verbindet, und die Bereicherung und Ergänzung, die wir durch Berührung mit andersgeartetem Menschentum erfahren können.

Aus dem Lager:

[Anfang August 1942, Westerbork (Holland)]

... Ich bin mit allem zufrieden. Eine «Scientia Crucis» kann man nur gewinnen, wenn man das Kreuz gründlich zu spüren bekommt. Davon war ich vom 1. August an überzeugt und habe von Herzen gesagt: «Ave Crux, spes unica!»

An die Oberin:

Drente-Westerbork, Baracke 36, 6. VIII. 42

. . . Morgen früh geht der erste Transport (Schlesien oder Tschechoslowakei?). Das Notwendigste ist wollene Strümpfe, zwei Decken. Für Rosa alles warme Unterzeug und was in der Wäsche war. Für beide Handtücher und Waschlappen. Rosa hat auch keine Zahnbürste, kein Kreuz und Rosenkranz. Ich hätte auch gern den nächsten Brevierband. (Konnte bisher herrlich beten.) Unsere Identitätskarte, Stamm- und Brotkarten.

E. E. dankb. Kind B.

1 Habit und Schürzen.

1 kleinen Schleier.

Aus dem Bericht eines Mitgefangenen im Lager Westerbork:

Unter den am 5. August eingelieferten Gefangenen fiel Schwester Benedicta auf durch ihre grosse Ruhe und Gelassenheit. Der Jammer im Lager und die Aufregung bei den Neueingetroffenen waren unbeschreiblich. Schwester Benedicta ging unter den Frauen umher, tröstend, helfend, beruhigend wie ein Engel. Viele Mütter, fast dem

Wahnsinn nahe, hatten sich schon tagelang nicht um ihre Kinder gekümmert und brüteten in dumpfer Verzweiflung vor sich hin. Schwester Benedicta nahm sich sofort einer armen Kleinen an, wusch und kämmte sie, sorgte für Nahrung und Pflege.

CYRIL ANTHONY STRAUSS, Grossbritannien
geboren 1913, gefallen im Dezember 1944 in Italien, beigesetzt auf dem Friedhof von Assisi

Ägypten, Juni 1942

Unsere Achte Armee steht auf verlorenem Posten, und ich glaube, Ägypten muss abgeschrieben werden; wir kämpfen jetzt östlich von Mersali Mertu. Wenn wir Hilfskräfte aus ganz Ägypten zum Kriegsdienst heranziehen würden und kämpfend auf unserer Seite hätten, könnte das noch nützen? Ich glaube, wir könnten sie nicht einmal ausrüsten. Die ganze Katastrophe stellt in riesigem Ausmass einen Zusammenbruch unserer Organisation dar. Man mag die Deutschen sehr wohl Tag und Nacht beschimpfen, aber die Tatsache bleibt bestehen, dass sie die von ihnen besetzten Länder sich dienstbar machen. Sie haben rumänische Soldaten und französische Arbeiter und verachten ihren Beitrag nicht; wir dagegen meinen, die Ägypter liefern doch nur davon, wir terrorisieren nicht, sympathisieren aber auch nicht. Die Römer stiessen in der Levante nie auf Schwierigkeiten, ich wüsste nicht, warum wir es sollten, sofern wir entschlossen handeln und fest bleiben. Als Beherrscher des Mittleren Ostens hätten wir Millionen von Levantinern aus Syrien, Libanon, Palästina und Ägypten zum Kriegsdienst holen und in einen schwirrenden Schwarm bewaffneter, für uns kämpfender Hornissen verwandeln können. Stattdessen stehen wir erhaben in ihrer Mitte, selbst unzulänglich bewaffnet und zahlenmässig unterlegen. Unser Versagen in der Levante kommt unserem Versagen im Fernen Osten, in Indien und Afrika gleich.

Ägypten, Juni 1942

Den Abendnachrichten zufolge ist Tobruk gefallen und die Achte Armee nach Ägypten zurückgedrängt.. . Da ich schon um 4 Uhr aufstehen muss, will ich hier abrechen; ich füge nur noch einen Teil der Unterhaltung mit Hardy bei, solange sie mir noch in den Ohren klingt. Doch nein, Schlaf ist wichtiger vor einem Spähruppunternehmen. Mäuse, die vom elektrischen Licht und meiner Nahrung angezogen werden, rennen umher. Ein Heimchen singt, eine aussergewöhnlich schöne Motte wirft schwebende Schatten über den sandigen Boden. Der Schweiß rinnt mir vom Gesicht, die Stille und Ruhe der afrikanischen Nacht ist wundervoll.

Die afrikanische Nacht. Nur in den krassen Gegensätzen des bewegten Schauspiels unseres Lebens leuchtet die Schönheit auf, jene Schönheit, die dem gemächlichen Künstler oder dem vergnügungssüchtigen Reisenden versagt bleibt.

Ägypten, Sommer 1942

Gestern Nacht träumte ich, dass ich vor einem Examen stehe und das Thema für die schriftliche Arbeit «Krieg» laute. Als ich gerade zur Tür hineingehen wollte, eröffnete man mir, dass es geändert worden sei. Nun stand ich in der mündlichen Prüfung vor einem Prüfungsausschuss und wurde aufgerufen, über den Frieden zu sprechen. «Der Krieg», so begann ich mit der Widersprüchlichkeit der Traumlogik, «ist wie ein wilder und schrecklicher Sturm, der alles, was ihm in den Weg kommt, hinwegfegt. Bäume, Gärten, Blumen werden entwurzelt, und wo einst peinliche Ordnung und Anmut herrschten, sieht man jetzt das Zerstörungswerk entfesselter Gewalten. So wirkt sich der Krieg auf den Frieden aus. Der Friede ist wie eine zarte Blume, die langsam ihrer Vollendung entgegenwächst. Er macht nur äusserst geringe Fortschritte, und dennoch ist alles, was uns teuer ist und unser Leben interessant, angenehm oder auch nur erträglich gestaltet, das Werk des Friedens. Die mir gegenüberliegende Ecke der Zimmerdecke ziert ein Stuckgesims. Doch für diese geradezu langweilige Ausschmückung, wie sie heute dort oben zu sehen ist, bedurfte es einer kulturellen Tradition, die sich über viele Jahrtausende erstreckte, und einer langsamen, fast vorgeschichtlichen Entwicklung von der Holz-

zur Steinbaukunst im alten Griechenland, die Formen hervorbrachte, wie sie noch heute in der Stuckverzierung weiterleben. Wenn der Friede uneingeschränkt erhalten bleiben soll, muss er von einem starken Aufgebot von Beschützern umgeben sein, die keine andere Pflicht haben, als ihn zu verteidigen. Andernfalls muss eine auserwählte Kampftruppe bereitstehen, um im Ernstfall gegen den Krieg ins Feld zu ziehen. Aber was geschieht nun tatsächlich und nicht nur einmal, sondern seit die Welt ihren Anfang nahm?

Der Mensch ist durch die guten Werke des Friedens gebannt und wie verzaubert, so dass er gewissermassen völlig abgeschlossen im Bereich des Friedens lebt und vergisst, dass Friede ein endlicher und lebendiger Organismus und von Unbekannten Gefahren umgeben ist. Der Mensch wähnt in seiner Verzauberung, sein Friede sei unantastbar und allmächtig und erfasst nicht, dass dieser Friede nicht einen einzigen Augenblick lang ohne seinen Schweiss und seine Kraftanstrengung am Leben bleiben kann. Er sinkt zurück in die Gleichgültigkeit, und wieder einmal erhebt sich der Tornado des Krieges, übertönt den Frieden und zertrümmert ihn.» An dieser Stelle erwachte ich, und eigenartigerweise fiel mein Blick geradewegs auf den Mars, dessen blasses, ruhiges Licht wie ein Teich am Himmel aussah.

Ende Juni 1942

Der Verlust Ägyptens wird für England eine fühlbare Stärkung bedeuten. England war gross, ehe es Ägypten besass, und wird noch grösser ohne dieses Land sein, denn es wird endlich lernen, seine Macht zu entfalten, und aufhören, sich in sinnlosen Gemeinplätzen über die Nachkriegszeit zu ergehen.

Ich habe ein Buch mit dem Titel «Sofortiger Wiederaufbau besprochen. Warum bis nach dem Kriege warten? Ehe wir handeln, müssen wir unbedingt unsere Rechtsansprüche klären und unsere Gedankenwelt ordnen. Menschen, Charakterstärke, Mut, Mittel sind vorhanden. Was fehlt? Gedanken.

In Ägypten, 1. Juli 1942

Der Gegner steht knapp siebzig Meilen vor Alexandria; die grosse Auseinandersetzung findet in der sogenannten Schlacht um Ägypten statt, die in Wirklichkeit eine Schlacht um die Ölquellen ist. – Die alte Kolonne verliess uns heute mit der 3. Kolonne, und ich bleibe mit der 4. zurück. Die Askaris scheinen eine sehr zufriedene Gesellschaft und gut ausgebildet, aber gelegentlich etwas langsam zu sein. Abraham Effendi ist offenbar ein sehr williger und anständiger Kerl. Der neue Sergeant vom technischen Personal ist auch eifrig. Mein Eindruck von allem, was ich im Sudan sehe, ist: ausgezeichnete, aber zu wenig ausgebildete Leute.

In Afrika, Sommer 1942

Meine früheste Erinnerung ist zugleich eine sehr angenehme: wie ich in meinem Kinderwagen in der Sonne stand. Für die Dauer einiger kurzer Sekunden liess die Sonne den noch schlummernden kindlichen Denkapparat zum Bewusstsein erwachen. Es war kein geistiges Bewusstsein, sondern ein sehr einfaches, ein Wahrnehmen des Behaglichen und der Sonne. Ich verfiel in einen Schlaf, und das Kindermädchen nahm mich aus dem Wagen, um mich in das Kinderzimmer zu tragen, wo meine Mutter in einem modischen Hut erschien. Durch die Sonne angeregt und voller Ausgelassenheit ergriff ich zum Kummer meiner Mutter und zu meiner eigenen Befriedigung eine Feder oder einen Federbusch und riss ihn ab. Danach ist mir Jahre hindurch nichts erinnerlich, was mich wirklich befriedigt hätte: Ich war ein einsames Kind, und in der Kindheit kann man Gefährten ebenso brauchen wie im späteren Leben.

Montag, 13. Juli 1942

Die Streitkräfte des Gegners versuchen, in östlicher Richtung durch die Sandwüste Kalanschos oder Libyens vorzurücken, die sich über etwa fünfzig Meilen erstreckt; sie hoffen, bis zu einem Punkt jenseits der Wüste zu kommen, von dem aus sie gut am Nil operieren können. Ihre Tätigkeit in Südlibyen von Mitte Mai bis Mitte Juli beurteile ich fogendermassen: eine neue deutsche schnelle Aufklärungseinheit hat

sich mit einigen italienischen Truppeneinheiten vom Stützpunkt Djalo aus in Bewegung gesetzt, die Stärke unserer Spähtrupps überschätzt und ist dazu übergegangen, Kufra abzuschneiden. Ihr Ziel kenne ich nicht, aber es liegt in östlicher Richtung, kann also der Nil sein, der Damm von Assiut oder das Gebiet von Libis, da von hier aus unsere Verbindungen zwischen Haifa und Kufra bedroht werden könnten. Das letztere ist unwahrscheinlich, denn wie sollten die Deutschen wissen, dass diese Nachschubkolonnen ohne Begleitschutz sind; doch sie könnten im Zusammenhang mit einem Grossangriff auf Ägypten einen anderen Zweck verfolgen. Ihre Marschrouten verläuft südöstlich von Jalo, und einige ihrer Truppeneinheiten benutzten die Strasse von Jalo nachts bis zu einer Stelle, von der aus man nach Osten abzweigen kann, entweder unmittelbar südlich des Landeplatzes 4 in der allgemeinen Richtung der auf der Karte verzeichneten Kamelstrasse oder noch weiter südlich an einem noch nicht ausgemachten Punkt.

2. November 1942

Nach einem einzigartigen Erlebnis im südlichen Teil der Libyschen Wüste, einer halbjährigen Spähtruppentätigkeit im Raum von Kufra, bin ich wieder einmal in Ruhestellung und mache Bestandsaufnahme über Vergangenheit und Zukunft. Als ich vergangene Nacht dalag und beobachtete, wie sich der Schütze über den untergehenden Skorpion erhob, sann ich darüber nach, dass mir die Einsamkeit der Wüste Möglichkeiten zum Nachdenken gab, die nicht umsonst waren, und ich vertraue meinem Intellekt mehr denn je zuvor, nicht zuletzt, weil ich seine Schwächen und Grenzen jetzt klarer sehe; ich wünschte, ich könnte mich meines Charakters ebenso rühmen. Doch sagte nicht Goethe: «Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt»; Anatole France hat die Versuchungen der Eremiten lächerlich gemacht, weil solche Versuchungen unter den entsprechenden Umständen eben natürlich sind. So wird mir das erste Wort nach einem weiteren halben Jahr zeigen, dass das Leben in der Einsamkeit (denn gleich und gleich gesellt sich gern, und die Sudanesen leisten niemandem Gesellschaft) in die Gewohnheit der Selbstbetrachtung hineinführt. Nicht übel, sofern man sich dabei beherrscht, und der grosse Pascal recht hat, der sagt: «Denke zu allererst über

Dich selbst nach und vom Wissen über Dein Ich schreite weiter zu Deinem Schöpfer.»

Aufzeichnung:

Um 1 Uhr nachts zu Bett und um 5.30 Uhr von einem dunkelhäutigen, robusten Diener mit einer starken Tasse Tee geweckt. 7.20 Uhr Abfahrt vom Bahnhof Merg Abbassia – ungefähr 18.15 Uhr Ankunft in Jerusalem.

Der Stabswagen aus dem polnischen Hauptquartier wurde gesteuert von dem polnischen Soldaten, der in Tobruk war und mich nach Kataban brachte; er fuhr unheimlich schnell, und zweimal schleuderte der Wagen, sich wie im Tanz drehend, auf der Strasse, so dass ich, der ich hinten sass, einen Augenblick lang die Fassung verlor. Der Sand treibt über den der Wüste Sinai zugewandten Teil der Strasse und bringt leicht zum Schleudern. Die Reise ist in drei markante und gegensätzliche Abschnitte unterteilt: das Nildelta, die Wüste und, wild und unbekannt, die Hügel und die Ebenen Palästinas. Die Grenzen tauchen jeweils plötzlich auf und sind nicht zu übersehen.

Von Kairo nach Ismaïlia, der «Jagdstrasse» über Teil El-Kébir entlang, stehen Palmen und hoher Mais – bis zu 12 Fuss hoch –, und am Damm sind hohe Felukken zu sehen; bisweilen reicht die Wüste bis unmittelbar an den grünumsäumten Fluss heran: Häufiger jedoch wird sie abgedrängt und bleibt ausser Sichtweite. Die Fahrt am linken Ufer entlang weckt in mir viele Erinnerungen an meine schöne Zeit in Ägypten, als ich unterwegs war, Enten und Schnepfen zu schiessen. Es ist dies ausserdem eine der schönsten Fahrten, die man sich überhaupt denken kann – die Strassendecke ist wesentlich besser, wie auch auf der Wüstenstrasse nach Sinai. In Ismaïlia flitzte im Suezkanal ein Unterseeboot wie ein Schwertfisch vorüber, und ihm folgte ein anderes Boot. Von der Strasse aus scheint Ismaïlia voller Pinien und entzückender Häuser zu sein: Die Militärpolizei überwacht den grössten Teil der Strasse.

Ich wohnte in Jerusalem im Missionshospiz der Christuskirche – einem Gebäude aus dem 14. Jahrhundert, das auf dem Grunde des Palastes von Herodes steht, mit zahlreichen winkelligen Gängen, grossen,

mit Steinfliesen belegten Böden und einer Atmosphäre, die an Chaucers Schenke erinnert – wie geschaffen für Jerusalem, geleitet von einer gastfreien und charaktervollen Dame.

Das Haus steht innerhalb der Stadtmauern, gegenüber dem Davids-turm und unmittelbar neben dem Toc-H.-Gebäude, einem lohnenden Ausflugsziel. Vom Kirchendach aus kann man ganz Jerusalem überblicken – die massive Omar-Moschee, in ihrer Form einer abessinischen Kirche sehr ähnlich und wahrscheinlich dem Tempel Salomos entsprechend angelegt, in der Mitte eines grossen Hofes.

Dahinter erhebt sich der Ölberg, auf halber Höhe die Russische Kirche mit ihren Kuppeln und Turmspitzen, die inmitten einer Pinien-gruppe unmittelbar unter der Kirche aller Nationen steht. Dann die Gethsemanekirche – der Garten Gethsemane selbst ist links davon sichtbar. Das Grab Absaloms auf der uns zugewandten Seite der Hauptstrasse kann nur von einem Ausguck in der Tempelmauer erblickt werden, die zugleich das Gebiet um die Omar-Moschee einschliesst. Der Ölberg liegt im Osten, unweit davon, in Richtung des nördlichen Ausläufers des Berges, die Neue Hebräische Universität, im Süden der Berg Zion und dazwischen das Kidrontal und der Bach Silvan. Von der Moschee hatte ich einen herrlichen Blick auf den Hügel der Felsen-gräber, wo die Auferstehung geschehen wird – Kidron –, und auf das gegenüberliegende Goldene Tor, das die Mohammedaner verschlossen halten, damit der Einzug des Messias am Tag des Jüngsten Gerichts verhindert wird.

Dächer sind faszinierende Orte in Jerusalem: Jedes enthüllt einen neuen Anblick des Stadttinnern. Vom Dach des Davidsturms aus gewinnt man ebenfalls einen sehr schönen Rundblick. Ebenso reich ist Jerusalem an unterirdischen Sehenswürdigkeiten – den historischen Kellern. Heute Nachmittag sah ich das alte römische Pflaster bei der Ecce-Homo-Station auf der Via Dolorosa – wo Zeichen, die Kreuzen und Nullen mit Krone und Schwert ähneln, das Spiel der wachhabenden pontischen Soldaten darstellen, die einen jüdischen Gefangenen an Stelle des Verlierers töteten. Hier urteilte Pontius Pilatus Christus ab, und hier wurde Christus mit einer Dornenkrone verhöhnt. Die Wände sind hier mit eigenartigen Gedenktafeln bedeckt – eine davon zur Erinnerung an die I. K.R.R.C., jede ein Pfund wert, wie mich eine charmante 75jährige französische Nonne unterrichtete, un-

mittelbar nachdem sie mich zu einem kurzen Gebet vor dem Christusbild ermahnt hatte. Am Morgen zeigte uns unser kleiner schüchterner armenischer Fremdenführer den Teich Bethesda, wo das Wunder der Heilung geschah, nachdem der Engel das Wasser bewegt hatte – nur eine schmutzige unterirdische Zisterne. Beim Lithostrotos sah ich weitere unterirdische Höhlen unter der Strasse, die Jerusalem zur Hälfte umgaben. Sie wurden im 3. Jahrhundert v. Chr. von Makkabäern gebaut. Auch das Grab der Jungfrau Maria links davon und östlich von Gethsemane ist unterirdisch.

Die Baukunst in Jerusalem ist nicht hervorragend, obwohl es einige schöne Ausnahmen gibt. An erster Stelle ist die Omar-Moschee zu nennen mit ihren prachtvollen Ziegeln ringsum, die so entworfen sind, dass sich ein herrliches Blau mit grünem Farbeffekt ergibt; persische azurfarbene Ziegel – graugrün, purpur, hell- und dunkelblau. Im Innern bilden das Mosaik, die farbigen Fenster und die Holzintarsien ein harmonisches, üppiges, schönes Ganzes, während der kahle Felsblock in der Mitte den Eindruck überragender Grösse erweckt – als ob ein Teil des Ozeans aufgesprudelt und zu Stein geworden sei. Die römischen Säulen und insbesondere ihre goldenen Kapitelle sind fehl am Platz, obwohl ich die Kuppeln gern neu vergoldet sähe. Eine Atmosphäre der Antike umgibt den riesigen Hof mit seiner winzigen Moschee und den grossen Mauern. Der Stall Salomos ist uninteressant, die Strasse Davids ist die absolute Krönung aller schmutzigen, übelriechenden, malerischen, übervölkerten, halbüberdachten Hauptstrassen in der Levante. Eine beständig wechselnde Ansammlung von Gerüchen, von Kaffee und Weihrauch bis zum Urin und Knoblauch, trifft die überreizte Nase. Die Einheimischen, ob Juden, Araber, Armenier oder Griechen, sehen alle aus, als ob sie a) ein Bad, b) eine Rasur und c) genügend Bewegungsfreiheit nötig hätten, und der Anblick einer rosahäutigen amerikanischen Schwester entzückte wie ein Lichtstrahl, der in eine stinkende Zelle eindringt. – Den Leidensstationen folgte ich von der ersten bis zur achten, aber ich brach ab, um mich nach dem Jaffa-Tor umzusehen. Alle Tore sind weit und eindrucksvoll, die Pforten selbst ziemlich grob. Am besten sieht von aussen die russische Kirche aus, alle Glocken sind sichtbar, es ist ein bezaubernder Anblick.

Aus dem Mittelmeergebiet:

*Komp. A, 6. Bat. K.R.R.C.,
I.I.R.7.D.*

Fast unmittelbar unter mir liegt die glasklare See, in der man jedes Stückchen Seetang und jeden Kieselstein erkennen kann, als ob sich kein Wasser darüber befände. Die Fischer in den Ruderbooten stechen, der örtlichen Sitte folgend, ihre Ruder ein und suchen nach jungen Polypen und werfen ihre Netze nach Sardinien aus. Auf der anderen Seite sind Häuser in den Fels gebaut wie bei Eden Roc in Südfrankreich. Als ich vor fünfzehn Jahren mit Dir und Vater hierher kam und wir in genau demselben Hotel, in dem ich jetzt an Dich schreibe, abstiegen, um zu Mittag zu essen, nach einer heissen morgendlichen Fahrt und nach der Besichtigung einer Kirche, deren Stufen wie sonnendurchglüht waren, dachte ich nicht im Entferntesten daran, dass ich fünfzehn Jahre später unter derartigen Umständen zum selben Ort zurückkehren würde. Auch glaubte ich es nicht, als ich Kairo verliess. Drunten am Strand ist ein kleiner Holzsteg, und ein alter Fischer kümmert sich um die Boote. Er ist schon seit fünfzig Jahren dort. Wenn ich morgens mit einem anderen Offizier des K.R.R.C. zum Rudern und Schwimmen hinausgehe, plaudere ich mit dem alten Mann.

«Ich war vor fünfzehn Jahren hier», sagte ich. Er antwortete: «Es sah damals besser aus, nicht wahr? Finden Sie den Ort verändert?» «Keineswegs», antwortete ich, «er sieht noch genauso aus.» «Aber wir haben uns geändert», sagte er. «Wir sind um fünfzehn Jahre älter.» «Ja, aber wir sind auch um fünfzehn Jahre klüger», fügte ich hinzu. «Und Gott um fünfzehn Jahre nähergekommen.» «Das stimmt», sagte er lachend, «das stimmt.» «Aber damals konnte man ein Essen für zehn Lire bekommen, und jetzt braucht man hundert.»

Es war Essenszeit, und da die Verpflegung hier gut ist, wandten wir uns um und schickten uns an, den Pfad hinaufzusteigen. Ich erinnerte mich an eine Unterhaltung, die ich mit dem Scheich von Bzeima hatte. Bzeima ist eine der entlegensten Oasen im Süden der Libyschen Wüste. Er gab mir Trauben zum Abschied, und als ich gehen wollte, kam er auf mich zu, um sich zu verabschieden. Ich neckte ihn und sagte: «Ihr seid Beduinen und zieht ùmher, und doch habt Ihr eine Heimat, indessen ich mehrere tausend Meilen zurücklegen muss, um meine Heimat zu erreichen. Warum? Es ist schwierig genug, von hier aus nach

Zighen zu fahren, das nur vierzig Meilen entfernt ist, und dann kommt Kufra, weitere zweihundert Meilen entfernt. Nun beginnt eine ungeheuer weite Reise von fast tausend Meilen mit nur einer Oase auf dem ganzen Weg zum Nil, und danach folgt eine lange Seereise von Port Said ums Kap herum. Und dabei kann ich immer noch nicht heimkehren, weil ich im Einsatz stehe.» Er lachte und erwiderte: «Im Namen Allahs, das ist für Euch eine lange Reise und wäre es für jedermann. Aber was dem Menschen schwer und fern ist, ist Allah leicht und nah. Wenn er will, könnt Ihr im Nu dort sein», und er machte eine entsprechende Bewegung.

VOLODYMYR SVIDZYNSKYJ, Sowjetunion
geboren 1885 in Ost-Podolien, gefallen bei der Evakuierung von
Charkow

Die Hummel

Ein bunt getünchtes Week-end-Haus.
Zwei Apfelbäume im Gesichte.
Der linke blüht wie wilder Fliederstrauss,
Den rechten kränzen rote Früchte.
Vom Giebeldach pfeilt Rauch.
Vom Pförtchen pfeilt ein Pfad.
Der Morgen räkelt sich im Rosenstrauch,
Die Sonne gähnt im Früh-Ornat.
Da tönt's: «Weich' grosse Hummel – ach!»

Und alle eilen nach Verstecken:
Der Rauch zum Schlot; die Bäume unter Dach,
Das Pfädchen in die Hecken.
Schwarz schreckt der schnelle Schattenschwanz,
Es dröhnt wie auf den Bahngeleisen,
– Da lacht der Baum im roten Apfelkranz:
«Nicht echt die Hummel – nur aus Eisen!»

JEWGENIJ NIKOLAJEWITSCH TSCHERNJAWSKIJ, Sowjetunion
geboren 1900 in Kowno, gefallen am 2. Juli 1942 im belagerten
Sewastopol

Flug nach Moskau:

Und wieder geht es nach Moskau. Noch einmal leuchtet mir in Batum .das Meer entgegen, die Ö raffinerien, schwimmen die Berge davon, die in Nebel gehüllten Berge Adsharistaniens.

Tiflis. Beschaffungamt für Obst und Gemüse. Referate – im Amt, im Handelsministerium, in der Kreisleitung. Ich führe die letzten Aufträge des Batumer Kontors aus. Sitzung der Leitung des Amtes mit den aus Moskau gekommenen Mitgliedern der Zentralverwaltung für Obst und Gemüse. Das Amt soll alle Möglichkeiten zur Versorgung der Industriezentren wahrnehmen. Ihm wird der begründete Vorwurf gemacht, es unterschätze die Pläne. Doch das Amt entgegnet ebenfalls mit einem gerechten Vorwurf gegen die Moskauer Verwaltung. Sie habe sich bis heute um die Klärung verschiedener Fragen nicht gekümmert, von denen der Erfolg der Arbeit des Amtes abhängt; Kredite, Lieferung notwendiger Industrieerzeugnisse. Diese gegenseitigen Vorwürfe befreien niemanden von seiner Verantwortung. Die Massnahmen müssten rasch durchgeführt werden! Das fordert die Arbeiterklasse! Das fordert die Republik!

Ich soll dringend nach Moskau zurückkehren. Für Baku bleibt mir ein Tag zur Verfügung. Ich nehme von Tiflis aus das Flugzeug.

Die Maschine setzt sich in Bewegung, gleitet über die Startbahn des Tifliser Flugplatzes, die bewachsen ist mit dürrer, ausgebranntem Gras. Sie jagt mit der Höchstgeschwindigkeit eines Autos, hüpfert auf den Erdhügeln und wippt darüber hinweg. Sie beschleunigt ihre Geschwindigkeit, und nach einem rasanten Anlauf erhebt sie sich federnd und weich in die Luft.

Wie eine riesengrosse Landkarte erstreckt sich das Sowjetland unter uns. Viermal wird das Flugzeug auf der Strecke Tiflis–Moskau gewechselt, weit unter uns zeigen sich nacheinander Städte, Fabriken, Werke, Bauplätze – das Fundament des Sozialismus, wofür Räder mit Brot, Obst und Fleischvorräten rollen. Die Bauplätze müssen leben,

müssen ernährt werden, das Arbeiterblut muss in vollem Rhythmus schlagen.

Zunächst bietet sich den Blicken weit und breit das dürre Gras der Hochebene. Menschenleere Bergmassive werden in der Steppe sichtbar. Sie gehen unter dem Flugzeug langsam, majestätisch vorbei und erstarren in graugelben Falten. Man sieht sie vom Gipfel bis zur Sohle, vom Tal bis zu den Kämmen, sie zeigen sich mit allen ihren Rissen, Klüften, Krümmungen, Schluchten. Sie sind leblos – diese Berge, und leblos, regungslos scheinen auch die Flüsse und Seen. Auch die Wasserfälle sind starr, als wären sie aus Glas gegossen. Doch in dieser scheinbaren Regungslosigkeit pulst das Leben der Republik. Tief unten bewegen sich die Rauchfahnen der Züge, die braunen Quadrate der Dächer leuchten, als Punkte schimmern Menschen und Tiere. Und unten laufen – parallel zu zwei Eisenbahnlinien – rote und schwarze Striche dahin: Da fließt das Öl aus Baku nach Batum, das heiße Blut der Republik. Es fließt aus der Schwarzen Stadt, der Heldenstadt, der Stadt der sechsundzwanzig Kommissare, es fließt aus Baku.

Aus der Ferne kommt ein farbloser, hohler Nebelschleier angeschwommen. Er umhüllt die Welt, nimmt ihr alle Farben, alle Schattierungen. Lange taucht und schlägt sich das Flugzeug durch die formlose weisse Masse, die die Welt verschleiert, hindurch. Und als es aus dem Nebel herauskommt, ist das Meer sichtbar. Das Flugzeug nähert sich der Halbinsel. Ihr Boden ist unübersehbarer Sumpf, Morast.

Und dann, in fünfzehn, in zwanzig Minuten taucht Baku auf. Fabrik-schornsteine, ausladende Häuserdächer bis in die Nähe des Meeres. Und rings, soweit das Auge reicht – eine Vielzahl von Türmen, die sich wie schlanke Pyramiden von der Erde heben. Sie kommen bis an die Stadt heran, laufen von ihr längs des Meeresufers weg und ragen als strenge Ansammlung unzähliger Kombinationen von schwarzen, schmalen, dreieckigen Bohrtürmen empor.

Das Flugzeug fliegt tiefer, es scheint, als falle es direkt auf die Spitzen der Türme. Die Erde kommt näher, sie wird nach oben geworfen – der Flugplatz ist erreicht. Ein Tag in Baku. Vom Stadtrand, den eine Asphaltstrasse durchquert, bis zum Zentrum tönt der Herzschlag der Arbeiterstadt. Rauhe Konturen der Werke, Geruch von Erdöl und Fisch, Arbeitergesichter – sie bestimmen das Profil der Stadt, den Rhythmus ihres Lebens, ihres Atems. Prächtige Strassen, Ver-

waltungsgebäude, Kaufhäuser, Banken, Büros bilden das geräuschvolle, volkreiche Zentrum, nicht die Hauptsache, sondern nur die Ergänzung zu den Arbeitervierteln, zu den Industrietürmen, zu den Werken, wo das echte, wahre Leben pulst. Das dunkle, trübe Kaspische Meer schlägt schwer und träge ans Ufer. Das Arbeiter-Baku hat es besiegt. Schritt für Schritt entreisst die Stadt dem Meer sein Öl.

Am Morgen geht der Flug über das Meer weiter; nun täuscht es uns mit seinem Türkis, mit seinen blauen Tiefen. Krasse, ungetrübte Farben blinken zu uns empor an der Grenze von Land und Meer. An der Grenze des Meeres, das der Republik Fische und wundervolle Wege schenkt: Astrachan–Baku, Baku–Krasnowodsk.

Auf der Höhe von Machatsch-Kala lassen wir das Meer hinter uns. Und wieder heben sich die Öltürme – die Türme von Grosnyj. Dann tauchen bei Wladikawkas die scharfen Umrisse der Berge auf, begleiten das Flugzeug bis zu den Mineralbädern und entfernen sich, ruhig und streng, als das Flugzeug über die Steppenweite nach Armawir dahingleitet. Hier geht der zweite Tag zu Ende.

Wieder ein Morgen. Der Wind rüttelt erbarmungslos an den Bäumen der Stadt und fegt noch wütender über die Weite des Flugplatzes. Wir bereiten uns vor zum Start. Der Pilot probiert die Steuerung aus, wendet sie nach rechts – links, unten – oben, und das Flugzeug scheint ein kluger, doch zorniger Vogel, der böse und ungeduldig mit seinem Schwänze wedelt.

Wir überfliegen den Don, der unauffällig ins Meer mündet. Weisse Dreiecke der Segel durchqueren seine Fahrbahn (Fische! Fische!). Rostow. Als das Flugzeug auf den Flugplatz niederschwebt, erscheint die Stadt wie ein Provinzort mit vielen Gärten, kleinen Häuschen. Doch da steigt das Flugzeug wieder höher, es tauchen Fabrikschornsteine und eine Vielzahl von Werkanlagen auf. (Die Landwirtschaftliche Maschinenfabrik wird hier gebaut!) Wir fliegen zum Dongebiet (Hochöfen! Gruben! Fabriken!). Steppe, zerteilt in Quadrate der Äcker, zerrfurcht von geraden Strassenlinien und Feldgrenzen. Es ist sonderbar, diese geraden, genauen Linien zu sehen, gezogen von Menschenhand inmitten der welligen, krummen, halbrunden, gebrochenen Linien der Natur.

Unter uns das Donbass. Die Sonne stieg hoch, und die gelbe Erde leuchtet jetzt wie ein Parkett. Immer häufiger erheben sich Fabrik-

Schornsteine über der Erde, immer mehr Kohlegruben zeichnen sich als schwarze verschwimmende Flecke ab. Die Eisenbahnlinie scheint mit pechschwarzem Pulver bestreut. Immer öfter begegnet man dichten Schlotreihen, neuen Fabrikgebäuden: Die Bauten türmen ihre wachsenden Wände. Neben den Fabriken Teiche vielfarbigen Wassers (Kohle! Kohle! Kohle!).

Wir überfliegen Slawjansk, ein Gedränge von Rohren und Schloten; Pfützen fetten Wassers, mit vermischten Farben: Gelb, Orange, Dunkelgrün. Hinter Slawjansk werden die Kohlenspuren und Schlote seltener. Das Ackerland beginnt. Äcker, zerstückelt und zerkrümelte in eine Menge kleiner, nichtiger Parzellen, zerschnitten von Streifen langer Raine. Die Scholle macht einen ausgeplünderten, zerschlagenen, gequälten Eindruck. Hier schleicht noch das alte, uralte, von Millionen verfluchte und zum Tode verurteilte Leben. Und gleich daneben, zwei Minuten weiter, Ländereien der Kollektiv- und Staatswirtschaft.

Nur vom Himmel herunter, aus dem Flugzeug, sieht man so klar, deutlich und anschaulich, wie die Kollektivierung wirkt. Hier: elende, klägliche Landfetzen, auf denen kaum sichtbare Pferde und Ochsen mit der Egge herum wühlen; und da: eine Riesenweite des grünen Ackers. Ein geschlossenes, gigantisches Felsmassiv, unberührt, von keiner einzigen Linie, von keinem Rain zerfurcht. Und dieses gigantische grüne Feld umrahmt mit grosszügigem Schwung ein schwarzer Streifen. Zwölf Traktoren pflügen das Feld. Allmählich verringert sich die grüne Breite und weicht dem schwarzen Boden. Doch kaum sind wir vorbei an der Kollektiv- oder Staatswirtschaft – schon wieder die kläglichen, traurigen Parzellen, die armen Scherben der Erde.

Hier ist die Luft durchtränkt von Klagen und Gestank,
Von Seufzern und vom Dunst der Gebete,
Der Leib der Erde zerschnitten, quer und lang,
In eine Menge Fetzen und Fäden.
Und es scheint, an den kleinen, brennenden Bisswunden
Fiebert und leidet das Land.
Und die vielen Parzellen – arm und zerschunden,
Und der Ackerboden – an Schorf erkrankt.
Mit stumpfen Messern zerriss man zu kleinen
Teilchen den Leib des Landes.

Masten mit elektrischen Stromleitungen recken sich überall. Ein Traktor schleppt vier Fuhren Heu. Traktoren lockern das Land mit den scharfen Zähnen ihrer Pflüge.

Charkow. Hauptstadt der Sowjetukraine. Orel.

Noch zwei Stunden – und etwas Riesengrosses, Buntes, Farbenprächtiges schwimmt uns entgegen.

Moskau. Parks, das Band des Moskwa-Flusses, Dächer, Häuser, helle Streifen der Strassen, Plätze, fahrendes Flimmern der Autos, Omnibusse, Strassenbahnen. Fest und hartnäckig stehen die Giganten des ‚Amo‘, ‚Dynamo‘, «Hammer und Sichel». Das grossartige ‚ZIK‘-Gebäude hebt sich in den Himmel. Die Schornsteine des ‚MOGES‘. Die Glaswände des Elektrizitätswerkes. Von allen Seiten ragen Fabrik-schornsteine auf, Gebäude, Projekte, die das Gesicht Moskaus verändern.

Im Zentrum, mitten in der alten Wehrmauer, flattert die Fahne über dem Gebäude des ZIK, das standhafte Wahrzeichen der Revolution, das Blut, Feuer, Pulverdampf und Tod überstanden hat und die Republik zu neuem Leben führt.

Moskau – Hauptstadt – Herz der Revolution!

UNBEKANNTE FRANZÖSISCHE WIDERSTANDSKÄMPFERIN
hingerichtet 1942 im Gefängnis von Fresnes

. . . Acht Tage lang Fesseln – man wird es nicht vergessen.

Meine Ketten quälen mich, ich bin in Einzelhaft. Mein Gott,
warum verlässt Du mich . . .

Meine Schwestern, Mimi, Mina, erinnert Euch an Eure Laurence,
sie liebt Euch.

Die Leiden sollen uns zusammenführen, haben wir uns doch
versprochen, immer die gleichen Gefühle zu teilen.

Man hat mich gefesselt, aber nicht mein Herz,
ich hoffe und glaube an eine strahlende Zukunft voller Sonne.
Sterbe ich morgen, so macht meine Füsse frei.

NIKOLA WAPTZAROFF, Bulgarien
geboren am 24. November 1909 in Bansuo, erschossen durch
bulgarische Polizei am 23. Juli 1942 in Sofia als kommunistischer
Partisan

Mein Glaube

Ja! Atmen. *Da* sein.
Tätig und
lebendig sein!
Schaffen. Und *wenris* geschafft
ist, spüren: Kraft!
Das Leben zwang mich,
ihm ins Aug' zu schauen –
Blick in Blick stehn wir,
runzeln beide die Brauen.

Zwei Ringern gleichen wir,
die voneinander nicht lassen.
Aber hassen? das Leben hassen,
ich?! Das Gegenteil ist wahr:
sogar unterm Würgegriff
seiner furchtbaren Pranken,
sind meine Gedanken
nur Liebe! Verröchelnd
hauch ich noch: ich liebe das Leben!

Ich könnte, um des Da-Seins willen
gar viele Dinge und von den vielen
das allerschwerste leicht vollbringen:
den Flug zum Mond –
Rakete Mensch, tolldreist in Nichts geschossen,
würd' irren ich im Weltraum
von Stern zu Stern. Verstossen,
urfremd, einsam –

aber lebendig,
noch immer lebendig!

Am Werk bauen

Wir werden ein Werk bauen,
ein gewaltiges Werk
mit starken
betonierten Wänden!
Männer- und Frauenhänden
wird es entsteigen,
den Massen des Volkes zu eigen
sein, dieses Werk!

Unserer Kinder Tod
ist die erbärmliche Not,
die sonnenlose,
in finsterner Kammer.
Die Welt ist ein Gefängnis, nur Jammer
das Los der Männer und Frauen,
die stetig, stetig
nur für andere bauen.
Ein Werk, ein Werk
für uns selbst lasst uns schauen!

Unserer Kinder Tod
ist die verpestete Luft. Not! Not!
schreit's aus sonnenhungrigen Augen.
Und wir! Was taugen
wir? mit dem kränklichen Sinn, dem knurrenden Magen?
Anstatt dreinzuschlagen –
schweigen wir Feigen! –

Wir haben Netze gespannt
aus Drähten und Strängen

und Röhren.
Drin fließt unser Blut,
stark und klar,
und bewegt das Leben.
Und wir bewegen uns mit,
artige, zahme Tiere,
wir marschieren im Schritt,
stumpf und blöde,
und bilden Spaliere.

Mit Zähnen und Nägeln haben wir
durch den Granit
Tunnels gebahnt.
Wir haben den Erdball umgürtet, ungeahnt,
und seinen Tiefen
Schätze entrissen, die dort seit Ewigkeiten schon schliefen.
Antennen haben wir gehisst, einen ganzen Wald,
davon bald
die Horizonte sich verdunkeln.
Es funkeln
durch die Nebel Wolkenkratzer sonder Zahl.
Und höher, noch höher im Raum,
dem Ohr schon wahrnehmbar kaum,
kreuzen Rabenvögel
aus Stahl!

Letzte Zeilen an seine Frau:

[Am 23. Juli 1942]

Im Traum der Nacht, wenn ich erscheine zuweilen
Dir – ein Gast aus fremdem Land – mit linden
Tritten von weither, unverhofft – dann möchte ich verweilen
dürfen, wisse: die Pforte lass mich dann geöffnet immer finden!

Ich werde Deine Schwelle überschreiten, still
im Dunkeln mich tappen an Dein Lager heran. Dort werde ich stehen
und Deinen Anblick trinken. Küssen will
ich Dich, küssen . . . Und wie gekommen, wieder gehen.

STEFAN ZWEIG, Österreich

geboren am 28. November 1881, gestorben durch Freitod in der Emigration am 23. Februar 1942 in Petropolis (Brasilien)

Vor Kriegsausbruch:

[Aufgezeichnet im Kriege]

Es gab von 1938 an in London, in Paris, in Rom, in Brüssel, in allen Städten und Dörfern kein Gespräch mehr, das, so abseitig sein Gegenstand auch vorerst sein mochte, nicht schliesslich in die unvermeidliche Frage mündete, ob und wie der Krieg noch vermieden oder zum mindesten hinausgeschoben werden könnte. Blicke ich auf all diese Monate der ständigen und steigenden Kriegsangst in Europa zurück, so erinnere ich mich im Ganzen nur zweier oder dreier Tage wirklicher Zuversicht, zweier oder dreier Tage, wo man noch einmal, das letztmal, das Gefühl hatte, die Wolke würde vorüberziehen, und man würde wieder friedlich und frei atmen können wie einst. Perverserweise waren diese zwei oder drei Tage gerade diejenigen, die heute als die verhängnisvollsten der neueren Geschichte verzeichnet sind: die Tage der Zusammenkunft Chamberlains und Hitlers in München.

Ich weiss, dass man heute ungern an diese Zusammenkunft erinnert wird, in der Chamberlain und Daladier, ohnmächtig an die Wand gedrückt, vor Hitler und Mussolini kapitulierten. Aber da ich hier der dokumentarischen Wahrheit dienen will, muss ich bekennen, dass jeder, der diese drei Tage in England miterlebte, sie damals als wunderbar empfand. Die Situation war verzweifelt in jenen letzten Tagen des September 1938. Chamberlain kam eben von seinem zweiten Fluge zu Hitler zurück, und einige Tage später wusste man, was geschehen war. Chamberlain war gekommen, um in Godesberg Hitler restlos zu bewilligen, was Hitler zuvor in Berchtesgaden von ihm verlangte. Aber was Hitler vor wenigen Wochen als zureichend empfunden, genügte nun seiner Machthysterie nicht mehr. Die Politik des appeasement und des «try and try again» war jämmerlich gescheitert, die Epoche der Gutgläubigkeit in England über Nacht zu Ende. England, Frankreich, die Tschechoslowakei, Europa hatten nur die Wahl, sich vor Hitlers peremptorischem Machtwillen zu demütigen oder sich ihm mit der

Waffe in den Weg zu stellen. England schien zum Äussersten entschlossen. Man verschwieg die Rüstungen nicht länger, sondern zeigte sie offen und demonstrativ.

Plötzlich erschienen Arbeiter und warfen mitten in den Gärten Londons, im Hyde Park, im Regent's Park und insbesondere gegenüber der Deutschen Botschaft Unterstände auf für die drohenden Bombenangriffe. Die Flotte wurde mobilisiert, die Generalstabs-Offiziere flogen ständig zwischen Paris und London hin und her, um die letzten Massnahmen gemeinsam zu treffen, die Schiffe nach Amerika wurden von den Ausländern gestürmt, die sich rechtzeitig in Sicherheit bringen wollten; seit 1914 war kein solches Erwachen über England gekommen. Die Menschen gingen ernster und nachdenklicher. Man sah die Häuser an und die überfüllten Strassen mit dem geheimen Gedanken: werden nicht morgen schon die Bomben auf sie niederschmettern? Und hinter den Türen standen und sassen die Menschen zur Nachrichtensunde um das Radio. Unsichtbar und doch fühlbar in jedem Menschen und in jeder Sekunde lag eine ungeheure Spannung über dem ganzen Land.

Dann kam jene historische Sitzung des Parlaments, wo Chamberlain berichtete, er habe noch einmal versucht, mit Hitler zu einer Einigung zu gelangen, noch einmal, zum drittenmal ihm den Vorschlag gemacht, ihn in Deutschland an jedem beliebigen Ort aufzusuchen, um den schwer bedrohten Frieden zu retten. Die Antwort auf seinen Vorschlag sei noch nicht eingelangt. Dann kam mitten in der Sitzung – allzu dramatisch gestellt – jene Depesche, die Hitlers und Mussolinis Zustimmung zu einer gemeinsamen Konferenz in München meldete, und in dieser Sekunde verlor – ein fast einmaliger Fall in der Geschichte Englands – das englische Parlament seine Nerven. Die Abgeordneten sprangen auf, schrien und applaudierten, die Galerien dröhnten vor Jubel. Seit Jahren und Jahren hatte das ehrwürdige Haus nicht so gebebt von einem Ausbruch der Freude, wie in diesem Augenblick. Menschlich war es ein wunderbares Schauspiel, wie der ehrliche Enthusiasmus darüber, dass der Friede noch gerettet werden könnte, die von den Engländern sonst so virtuos geübte Haltung und Zurückhaltung überwand. Aber politisch stellte dieser Ausbruch einen ungeheuren Fehler dar, denn mit seinem wilden Jubel hatte das Parlament, hatte das Land verraten, wie sehr es den Krieg verabscheute,

wie sehr es zu jedem Opfer bereit war, zu jeder Preisgabe seiner Interessen und sogar seines Prestiges um des Friedens willen. Von Vorn herein war dadurch Chamberlain gekennzeichnet als einer, der nach München ging, nicht um den Frieden zu erkämpfen, sondern um ihn zu erbitten. Aber niemand ahnte damals noch, welche Kapitulation bevorstand. Alle meinten – auch ich selbst leugne es nicht –, Chamberlain ginge nach München, um zu verhandeln und nicht, um zu kapitulieren.

Dann kamen noch zwei Tage, drei Tage des brennenden Wartens, drei Tage, in denen die ganze Welt gleichsam den Atem anhielt. In den Parks wurde gegraben, in den Kriegsfabriken gearbeitet, Abwehrgeschütze aufgestellt, Gasmasken ausgeteilt, der Abtransport der Kinder aus London erwogen und geheimnisvolle Vorbereitungen getroffen, die der Einzelne nicht verstand, und von denen doch jeder wusste, worauf sie zielten. Wieder verging der Morgen, der Mittag, der Abend, die Nacht mit dem Warten auf die Zeitung, mit dem Horchen am Radio. Wieder erneuerten sich jene Augenblicke des Juli 1914 mit dem fürchterlichen, nervenzerstörenden Warten auf das Ja oder Nein.

Und dann war plötzlich, wie durch einen ungeheuren Windstoss, das drückende Gewölk zerstoben, die Herzen waren entlastet, die Seelen wieder frei. Die Nachricht war gekommen, dass Hitler und Chamberlain, Daladier und Mussolini zu völliger Übereinstimmung gelangt seien, und mehr noch – dass es Chamberlain gelungen sei, mit Deutschland eine Vereinbarung zu schliessen, welche die friedliche Bereinigung aller zwischen diesen Ländern möglichen Konflikte für alle Zukunft verbürge. Es schien ein entscheidender Sieg des zähen Friedenswillens eines an sich unbeträchtlichen und ledernen Staatsmannes, und alle Herzen schlugen ihm in dieser ersten Stunde dankbar entgegen. Im Radio vernahm man zuerst die Botschaft «peace for our time», die für unsere geprüfte Generation verkündete, wir dürften noch einmal in Frieden leben, noch einmal sorglos sein, noch einmal mithelfen an dem Aufbau einer neuen, einer besseren Welt, und jeder lügt, der nachträglich zu leugnen versucht, wie berauscht wir waren von diesem magischen Wort. Denn wer konnte glauben, dass ein geschlagener Heimkehrender zum Triumphzug rüstete?

Hätte die grosse Masse in London an jenem Morgen, da Chamberlain von München zurückkam, die genaue Stunde seines Eintreffens

gewusst, Hunderttausende wären zu dem Flugfeld von Croydon hingeströmt, ihn zu begrüßen und dem Manne zuzujubeln, der, wie wir alle in dieser Stunde meinten, den Frieden Europas und die Ehre Englands gerettet. Dann kamen die Zeitungen. Sie zeigten im Bild, wie Chamberlain, dessen hartes Gesicht sonst eine fatale Ähnlichkeit mit dem Kopf eines gereizten Vogels hatte, stolz und lachend von der Tür des Flugzeuges aus jenes historische Blatt schwenkte, das «peace for our time» verkündete, und das er seinem Volke als die kostbarste Gabe heimgebracht. Abends zeigte man die Szene schon im Kino; die Menschen sprangen auf von ihren Sitzen und jubelten und schrien – beinahe dass sie einander umarmten im Gefühl der neuen Brüderlichkeit, die nun für die Welt beginnen sollte. Für jeden, der damals in London, in England war, ist dies ein unvergleichlicher, ein die Seele beschwingender Tag gewesen . . .

Einmütig jubelten die Zeitungen, an der Börse sprangen die Kurse wild empor, von Deutschland kamen zum erstenmal seit Jahren wieder freundliche Stimmen, in Frankreich schlug man vor, Chamberlain ein Denkmal zu errichten. Aber ach, es war nur das letzte leuchtende Auflodern der Flamme, ehe sie endgültig verlischt. Schon in den nächsten Tagen sicherten die schlimmen Einzelheiten durch, wie restlos die Kapitulation vor Hitler gewesen, wie schmählich man die Tschechoslowakei preisgegeben, der man feierlich Hilfe und Unterstützung zugesichert, und in der nächsten Woche war es bereits offenkundig, dass selbst die Kapitulation Hitler noch nicht genug gewesen, dass er, noch ehe die Unterschrift auf dem Vertrage trocken war, ihn schon verletzt in allen Einzelheiten. Hemmungslos schrie es Goebbels nun öffentlich über alle Dächer, dass man England in München an die Wand gedrückt. Ein grosses Licht der Hoffnung war erloschen. Aber es hat geleuchtet einen Tag, zwei Tage lang und unsere Herzen erwärmt. Ich kann und will diese Tage nicht vergessen ...

Der Sommer 1939 war gekommen, München längst vorüber mit seinem kurzatmigen Wahn «peace for our time»; schon hatte Hitler die verstümmelte Tschechoslowakei gegen Eid und Gelöbnis überfallen und an sich gerissen, schon war Memel besetzt, Danzig mit dem polnischen Korridor von der künstlich auf Tobsucht angekurbelten deutschen Presse gefordert. Ein bitteres Erwachen aus seiner loyalen Gutgläubigkeit war über England hereingebrochen. Selbst die einfachen,

unbelehrten Leute, die nur instinktiv den Krieg verabscheuten, begannen heftigen Unmut zu äussern. Jeder der sonst so zurückhaltenden Engländer sprach einen an, der Portier, der unser weiträumiges Flat-House behütete, der Liftboy im Aufzug, das Stubenmädchen, während sie das Zimmer aufräumte. Keiner von ihnen verstand deutlich, was geschah, aber jeder erinnerte sich an das Eine, das unleugbar Offenbare, dass Chamberlain, der Premierminister Englands, dreimal nach Deutschland geflogen war, um den Frieden zu retten, und dass kein noch so herzliches Entgegenkommen Hitler genug getan. Im englischen Parlament hörte man mit einemmal harte Stimmen: «Stop aggression!»; überall spürte man die Vorbereitungen für (oder eigentlich gegen) den kommenden Krieg. Abermals begannen die hellen Abwehrballons – noch sahen sie unschuldig aus wie graue Spielelefanten von Kindern – über London zu schweben, damals wurden die Luftschutzunterstände aufgeworfen und die verteilten Gasmasken sorgfältig überprüft. Genauso gespannt war die Situation geworden wie vor einem Jahre und vielleicht noch gespannter, weil diesmal nicht mehr eine naive und arglose Bevölkerung, sondern eine schon entschlossene und erbitterte hinter der Regierung stand.

Ich hatte in jenen Monaten London verlassen und mich auf das Land nach Bath zurückgezogen. Nie in meinem Leben hatte ich die Ohnmacht des Menschen gegen das Weltgeschehen grausamer empfunden. Da war man, ein wacher, denkender, abseits von allem Politischen wirkender Mensch, seiner Arbeit verschworen, und baute still und beharrlich daran, seine Jahre in Werk zu verwandeln. Und da waren irgendwo im Unsichtbaren ein Dutzend anderer Menschen, die man nicht kannte, die man nie gesehen, ein paar Leute in der Wilhelmstrasse in Berlin, am Quai d'Orsay in Paris, im Palazzo Venezia in Rom und in der Downing Street in London, und diese zehn oder zwanzig Menschen, von denen die wenigsten bisher besondere Klugheit oder Geschicklichkeit bewiesen, sprachen und schrieben und telephonierten und paktierten über Dinge, die man nicht wusste. Sie fassten Entschlüsse, an denen man nicht teilhatte, und die man im Einzelnen nicht erfuhr, und bestimmten damit doch endgültig über mein eigenes Leben und das jedes anderen in Europa. In ihren Händen und nicht in meinen eigenen lag jetzt mein Geschick. Sie zerstörten oder schonten uns Machtlose, sie liessen Freiheit oder zwangen in Knechtschaft, sie be-

stimmten für Millionen Krieg oder Frieden. Und da sass ich wie alle anderen in meinem Zimmer, wehrlos wie eine Fliege, machtlos wie eine Schnecke, indes es auf Tod und Leben ging, um mein innerstes Ich und meine Zukunft, um die in meinem Gehirn werdenden Gedanken, die geborenen und ungeborenen Pläne, mein Wachen und meinen Schlaf, meinen Willen, meinen Besitz, mein ganzes Sein . . .

Kriegsausbruch 1939:

Es war ein sonderbarer Morgen. Man trat stumm vom Radio zurück, das eine Botschaft in den Raum geworfen, die Jahrhunderte überdauern sollte, eine Botschaft, die bestimmt war, unsere Welt total zu verändern und das Leben jedes Einzelnen von uns. Eine Botschaft, in der Tod für Tausende unter jenen war, die ihr schweigend gelauscht, Trauer und Unglück, Verzweiflung und Drohung für uns alle und vielleicht nach Jahren und Jahren erst ein schöpferische]; Sinn. Es war wieder Krieg, ein Krieg, furchtbarer und weitausgreifender als je zuvor ein Krieg auf Erden gewesen. Abermals war eine Zeit zu Ende, abermals begann eine neue Zeit. Wir standen schweigend in dem plötzlich atemstill gewordenen Zimmer und vermieden, uns anzublicken. Von draussen kam das unbekümmerte Zwitschern der Vögel, die in leichtfertigem Liebesspiel sich tragen liessen vom lauen Wind, und im goldenen Lichtglanz wiegten sich die Bäume, als wollten ihre Blätter wie Lippen einander zärtlich berühren. Sie wusste abermals nicht, die uralte Mutter Natur, von den Sorgen ihrer Geschöpfe . . .

Noch einmal wanderte ich, um einen letzten Blick dem Frieden nachzutun, hinunter zur Stadt. Sie lag still im Mittagslicht und schien mir nicht anders als sonst. Die Menschen gingen mit ihren gewöhnlichen Schritten ihren gewöhnlichen Weg. Sie eilten nicht. Sie scharten sich nicht gesprächig zusammen. Sonntäglich ruhig und gelassen war ihr Gehen, und einen Augenblick fragte ich mich: wissen sie es am Ende noch nicht? Aber sie waren Engländer, geübt, ihr Gefühl zu bezähmen. Sie brauchten nicht Fahnen und Trommeln, nicht Lärm und Musik, um sich zu bestärken in ihrer zähen, unpathetischen Entschlossenheit. Wie anders war es in jenen Julitagen 1914 in Österreich gewesen, aber wie anders als der junge unerfahrene Mensch von damals war heute auch

ich selbst, wie beschwert mit Erinnerungen! Ich wusste, was Krieg bedeutete, und indem ich auf die gefüllten blanken Geschäfte blickte, sah ich in einer heftigen Vision jene von 1918 wieder, ausgeräumt und leer wie mit aufgerissenen Augen einen anstarrend. Ich sah wie in einem wachen Traum die langen Schlangen der verhärmten Frauen vor den Lebensmittelgeschäften, die Mütter in Trauer, die Verwundeten, die Krüppel, all dies nächtliche Grauen von einst kam gespenstisch zurück im strahlenden Mittagslicht. Ich erinnerte mich an unsere alten Soldaten, abgemüdet und zerlumpt, wie sie aus dem Felde gekommen, mein pochendes Herz fühlte den ganzen gewesenen Krieg in jenem, der heute begann und der sein Entsetzliches noch den Blicken verbarg. Und ich wusste: abermals wär alles Vergangene vorüber, alles Geleistete zunichte – Europa, unsere Heimat, für die wir gelebt, weit über unser eigenes Leben hinaus zerstört. Etwas anderes, eine neue Zeit begann, aber wie viele Höllen und Fegefeuer zu ihr hin waren noch zu durchschreiten.

Aus Niederschriften 1941/1942 in Brasilien:

Niemand aber haben wir dankbarer zu sein als jenen, die in einer unmenschlichen Zeit wie der unseren das Menschliche in uns bestärken, die uns mahnen, das Einzige und Unverlierbare, das wir besitzen, unser innerstes Ich, nicht preiszugeben. Denn nur jener, der selbst frei bleibt gegen alles und alle, mehrt und erhält die Freiheit auf Erden.

In solchen Zeiten münden die Probleme des Lebens für den Menschen nur in ein Problem: wie bleibe ich frei? Wie löse ich mich ab von der Umstrickung. Wie befreie ich mich von der Furcht. Wie überwinde ich meine Enttäuschungen. Wie bewahre ich mir in einer Zeit der Bestialität die Humanität.

Die Leute reden so leicht von Bombardements, wenn ich aber lese, dass die Häuser Zusammenstürzen, stürze ich selbst mit den Häusern zusammen. ----

Auch wir mussten aus unseren Hoffnungen, Erfahrungen, Erwartungen und Begeisterungen mit der Peitsche zurückgejagt werden bis auf jenen Punkt, wo man schliesslich nur mehr sein nacktes Ich, seine einmalige und unwiederbringliche Existenz verteidigt.

Petropolis, 22. II. 1942

[Brasilien]

Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheide, drängt es mich, eine letzte Pflicht zu erfüllen: diesem wunder-vollen Lande Brasilien innig zu danken, das mir und meiner Arbeit so gute und gastliche Rast gegeben. Mit jedem Tag habe ich dies Land mehr lieben gelernt und nirgends hätte ich mir mein Leben lieber vom Grunde aus neu auf gebaut, nachdem die Welt meiner eigenen Sprache für mich untergegangen ist und meine geistige Heimat Europa sich selber vernichtet. Aber nach dem sechzigsten Jahre bedürfte es besonderer Kräfte, um noch einmal völlig neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft. So halte ich es für besser, rechtzeitig und in aufrechter Haltung ein Leben abzuschliessen, dem geistige Arbeit immer die lauterste Freude und persönliche Freiheit das höchste Gut dieser Erde gewesen.

Ich grüsse alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.

KURT REUBER, Deutschland

geboren am 26. Mai 1906 in Kassel, gestorben im Januar 1944 in russischer Kriegsgefangenschaft

In der Festung Stalingrad, 3. Dezember 1942

Zur äusseren Lage: Wir hocken zusammen in einigen Erdlöchern einer Steppenschlucht. Notdürftigst eingegraben und eingerichtet. Dreck und Lehm. Aus nichts wird etwas gemacht. Kaum Holz zum Bunkern. Mässige Feuerstellen. Wasser von weither geholt, sehr knapp. Verpflegung noch zum Sattwerden. Ringsherum triste Landschaft in grosser Monotonie und Melancholie. Winterwetter mit wechselnder Kälte. Schnee, Sturm, Frost, plötzlich Schlackwetter. Bekleidung gut: Wattehose, Pelzweste, Filzstiefel und mein unbezahlbarer Pelz, in dieser Lage mein bestes Stück. Seit Urlaub Kleidung nicht mehr vom Leib. Läuse. Mäuse nachts übers Gesicht. Sand rieselt in der Höhle aufs Lager. Ringsum Schlachtengetöse. Wir haben gute Deckung und haben uns gut verschanzt. Aufgesparte Reste werden geteilt. –

Dann blitzen Erinnerungen an das schöne vergangene Leben auf, mit Genuss und Versuchlichkeit, Liebe und Schande. Und jeder wünscht nur eins: Leben, am Leben bleiben!

Das ist nackt und wirklich und wahr das Letzte: der Wille zum Leben, zum eigenen Leben. Ernsthafte Gespräche über Gott und Welt. Und draussen furchtbares Kampfgetöse der Vernichtung. – Das Herz ist übervoll. Ich möchte Dich nur an meiner Gegenwart und jüngsten Vergangenheit Anteil nehmen lassen. Du sollst auch in dieser Lage nicht in vollkommenem Nichtwissen um mich stehen.

Ich tue meinen Dienst. Die Sorge um die Verwundeten, besonders um ihren Abtransport, ist die grösste Aufgabe. Und dann habe ich mich entschlossen, dem Unglück seinen Sinn zu geben. Die paar verelendeten Zivilisten, die mit uns in Erdlöchern hausen, und die Gefangenen hole ich in den Sanitätsbunker und zeichne sie. Es sind schon einige gute Arbeiten entstanden. Ich arbeite dann so hingegeben, dass ich fast alles um mich herum vergesse, ja kaum mehr den Kampfplärm höre. Ich bin dann beinahe glücklich.

In der Festung Stalingrad, 18. Dezember 1942

Es ist der 28. Tag, man hat die Zeit nicht bemerkt, aber doch die Wirkung an uns, wie wandelt sie uns. Alles leidet, Leib und Seele. – Ich habe einige seelische und leibliche Reserven anbrechen müssen. Wie manchmal hat unser Herz gezittert und wie manchmal stand die Schwermut vor der Türe oder trat herein. Dennoch, ich muss es immer wieder sagen, ich habe weiter die Kraft des Aushaltens und des Widerstandes. Zuweilen überkommt mich eine richtige Herzensfröhlichkeit. Geduld, Ruhe und Zuversicht haben mich trotz allem nicht einen Augenblick verlassen.

Im grossen Bunker steht nun ein Klavier, das eine andere Einheit bisher auf einem Lkw mitschleppte. Nun spielt unser Kommandant, der Musiker, unter der Erde Klavier. Eigenartig und nie gehört, diese Akustik zwischen den Lehmwänden. Wie hört man hier unter der Erde Musik! Suiten von Bach und Händel, Sätze aus dem Klavierkonzert in A-Dur von Mozart, aus Beethovens Pathétique-Sonate, von Chopin und Schumann. Und wie gut spielt der Kommandeur. Man ist ganz hingegenommen von dieser Musik. Man wird solche musischen Stunden nie vergessen! Da kommt Hauptmann Str. mitten aus dem Kampf eben mal zu uns hereingesprungen. Er berichtet von traurigem und leidvollem Erleben seiner Kampfgruppe. Das Gespräch geht wie Wellental und -berg auf und ab. Der Kommandeur spielt wieder, dabei dröhnen die Wände wider vom Geschützfeuer und Bombenhagel, dabei fällt der Sand über uns. Man zuckt und horcht eine Weile, dann hat die Musik wieder ihr Wort.

Uns trennt jetzt ein so weites Feld – und ich bin Euch so nahe. Die Sonne strahlt über die weite, weisse Steppe, bald geht sie zwar unter, aber «sie tönt nach alter Weise». Gestern Abend kam es mir blitzartig, dass ich diese Kraft, die mich trägt, dem Zusammensein mit Dir, mit Euch, verdanke. So lebe ich hier von Euch.

Festung Stalingrad, 29. Dezember 1942

Was liegt alles hinter uns – jene ersten Tage, in denen keiner ein und aus wusste, Angriff auf Angriff, von allen Seiten, Granaten, Panzer, Maschinengewehre, die furchtbare Stalinorgel, Bomben und alle Waffen und alles Auge in Auge. – Aber die Kraft wächst an der

Gegenkraft. Man wird auch an den Zustand gewöhnt. Das Krachen lässt nicht mehr so sehr aufschrecken, man weiss sich in dieser Lage zu benehmen. Man hat das Notwendige zu seiner Sicherheit getan und lässt sich ruhig in seinem Bunker den Sand über den Kopf regnen und arbeitet oder liest oder unterhält sich weiter . . . Die Transportflugzeuge schaffen Tag und Nacht. Was heisst Hunger? Man kann mit Wenigem und noch Wenigerem auskommen. Die Lage der Kranken und Verwundeten ist wieder erträglich, ich habe wieder Medikamente.

Als ich heute Nacht über den Schnee schlich, stand frierend und vor Hunger Holz nagend ein kleines Russenpferd an unserer Feldküche angebunden. Ich habe einen Augenblick bei dieser armen Kreatur geweilt. Mich ergreift immer wieder das Elend dieser armen Tiere. Heute diente es uns als Nahrung. Dieses ewige Gesetz von Zeugung und Tötung zur Lebenserhaltung, auch in dieser weiten, weissen Steppe der Lebensverlassenheit und Stummheit. Über sie ging heute Abend der Halbmond seltsam ergreifend auf, wie ich ihn nie sah. Und dieser Sternenhimmel, zu dem man, ungeachtet alles ununterbrochenen, vernichtenden Motorengeräuschs, aufsehen muss! Diese prächtigen Sonnentage milder, klarer Winterkälte über der unermesslichen Weite. Wie ergreift einen der Glanz dieser Tage, und man vergisst, was ringsum am Horizont steht. Wie götig ist das Wetter dieser Tage zu uns, für unser äusseres Schicksal und inneres Wohlergehen. Und schon sieht man noch um 15.30 Uhr den letzten gründurchleuchteten Schimmer des vergangenen Tages im Westen.* Schon werden die Tage länger, denn es war Sonnenwende, und das grüngelbe, lichtschnürrige Gras an meinen Bunkerwänden wächst von Tag zu Tag. Das Leben geht weiter.

Festung Stalingrad, 6. Januar 1943

. . . Stündliches Warten auf Abruf. In diesem Hangen und Würgen ist es mir doch gelungen, Dir ein Bild von mir zu zeichnen. Vielleicht siehst Du es ihm an, unter welchen Umständen es entstanden ist, teils tags, teils nachts, zwischen ärztlicher Arbeit, Schlachtenlärm, Bomben, Schneesturm, Deckungnehmen und allem Durcheinander – und bei meiner Schau der inneren und äusseren Dinge. Ich wollte noch weiterarbeiten. Da plötzlich Abruf, Abbruch der Arbeit. Junkers-Flugzeuge sind gekommen, der Kommandeur nimmt die Sachen mit. W. schreibt

heute von einem Kessel, der nur noch nach oben offen ist. Ja, nach oben, innere und äussere Rettung!

Stalingrad, 7. Januar 1943

Kaum eine irdische Hoffnung mehr, den sicheren Tod vor Augen oder ein Schrecken ohne Ende in Gefangenschaft, irgendwo im Raum aller Unbarmherzigkeit. – Wir wissen nun, was sich um uns ereignet hat. Anfängliche Hoffnung auf eine baldige Wende hat sich zerschlagen, wir wissen, dass wir noch lange aushalten müssen. Soweit es menschenmöglich ist, ist es mir bisher gelungen, innerlich aufrecht zu bleiben und nicht drohenden Verzweiflungsgedanken zu verfallen. – Wir haben uns tief in die Erde eingegraben, die wir so unendlich lieben. Alles andere weiss ich im ewigen Schicksalswillen eingeschlossen. Du ahnst nicht, was diese dunkelste Zeit für ein Menschenleben bedeutet, diese Prüfungen müssen sich segnend an uns auswirken.

Brief an seine Frau, geschrieben in russischer Gefangenschaft in Jelabuga, nach Kriessende durch einen Mitgefangenen überbracht:

Russland, Advent 1943

Wir wollen davon schweigen, wie bergeschwer das gegenseitige Mischen gerade in diesem Jahr als Leid auf uns lastet, und auf Dir am allerschwersten. Wenn auch im Dasein eines Kriegsgefangenen – ich weiss ja, dass ich noch lebe. Aber Dir hat man nüchtern mitgeteilt, ich sei vermisst. Wie nagt das Leid Deiner Ungewissheit an mir, gerade jetzt in der Weihnachtszeit. Ob Du mich unter den Hunderttausenden Toten von Stalingrad suchst oder bang hoffend unter seinen Überlebenden? Ob Du Dir sagst, dass Euer bisheriges Weihnachtswarten auf mich nun endgültig «vergeblich» sei? – Ach, wenn Dich doch irgendeine Botschaft erreicht hätte, ich sei noch da, für Euch da! –

Wenn Dich mein vorjähriger Weihnachtsgruss aus dem Kessel erreicht hat, fandest Du dabei eine Zeichnung für unseren Gefechtsstand, in dem wir die ergreifendste Weihnachtsfeier angesichts des Todes durchlebten – jene Mutter, die im dunklen Trauerkleid ihr licht-

volles Kind birgt. Um den Rand schrieb ich die Symbolworte alter Mystik: Licht – Liebe – Leben. Schau in dem Kind das Erstgeborene einer neuen Menschheit an, das, unter Schmerzen geboren, alle Dunkelheit und Trauer überstrahlt. Es sei uns Sinnbild sieghaften, zukunfts-frohen Lebens, das wir nach aller Todeserfahrung umso heisser und echter lieben wollen, ein Leben, das nur lebenswert ist, wenn es licht-strahlend rein und liebewarm ist. So erfüllen wir den tiefen Sinn unseres alten Weihnachtsliedes:

Das ewige Licht geht da hinein,
gibt der Welt ein' neuen Schein.
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
und uns des Lichtes Kinder macht.

Ich will jetzt nicht von den ganz grossen Weihnachtswünschen sprechen, die die Welt bewegen; Kriegsende, gerechter Friede, bessere Gerechtigkeit unter Klassen und Völkern. Ich denke dabei an das Wort des im vorigen Krieg gefallenen Malers Franz Marc, das Du mir aus seinen Feldbriefen in den Kessel schriebst: «Jeder von uns hat grosse Sehnsucht nach Frieden. Aber was stellen sich die meisten unter Frieden vor? Wiederaufnahme des friedenswidrigen Lebens!» Eine bittere Wahrheit – damals wie heute! Wie viele sind da, die, obschon der jetzige grauenvolle Krieg noch nicht vorüber ist, in ihrer Gesinnung auf kriegerischer Auseinandersetzung als dem einzigen Mittel des Sich-durchsetzens beharren.

Die erste Voraussetzung einer wahren Befriedung der Welt liegt im Abstellen des Friedenswidrigen im allerpersönlichsten Leben. Wenn wir ehrlich sind, in dieser prüfungsreichen Kriegszeit, die uns Zeit kritischer Selbstbesinnung und Sehnsucht nach der grossen Weihnacht des Friedens, der Sonnenwende aller Schrecken, ist, ist jedem von uns klarer als sonst geworden, was er als Friedenswidrigkeit und Entzweiung des Lebens zunächst in seinem engsten Kreis abzustellen hat.

Bei uns Gefangenen, deren Lebensumstände zur Einkehr zwingen, meldet sich oft die Stimme des Gewissens. Ob wir ihr alle zukünftig folgen werden, oder ob wir ungewandelt in die Heimat zurückkehren? Im letzteren Falle, so sagte mir ein sterbender Kamerad, wären wir nach aller Tiefenerfahrung des weiteren Lebens nicht mehr wert.

Ohne viel Worte darüber zu machen, ahnst Du, liebste Frau, was dies für mich, uns beide und unsere Kinder zu sagen hat.

Ich will den Blick der Tiefe nicht verlieren für alles Menschliche, aber auch für das, was daraus erhebt. – Diese Bilder! Es wird einmal die Zeit kommen, in der ich die Augen schliessen muss, lange und schweigsam, um mit diesen Bildern im Inneren fertig zu werden. Aber in allem weiss ich um die letzte stillende Macht. Wie eine grosse Plastik stehen die Worte des Psalms vor mir, die mir jetzt so bedeutungsvoll werden, wie ich es nie ahnte: «Bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist Du auch da.» In einer ernsten Stunde der Einkehr sagte ich sie meinen Kameraden und dazu jenes andere Wort: «Dennoch bleibe ich stets an Dir.»

JEWGENIJ ABROSIMOW, Sowjetunion

geboren am 2. November 1911 in Moskau, gefallen in den Kämpfen des Jahres 1942

Die Liebenden

Blätter bebten über uns und blauten.
Sanft schlummerten Stadt und Scholle.
Mit Welch zarten Lauten
Habe ich reden wollen!
Doch vor diesem dummen Gefühl, als ob
Es uns im Herzen bohrte,
Erschienen mir rau und grob
Alle
Worte.
Der Wind ging durchs Blätterwerk des Blaus,
Aus der Tiefe dämmerte der Morgen.
Du sagtest:
«Wir müssen nach Haus,

Morgen früh
 unsre Arbeit
 besorgen.»
Und nahtest deine Lippen den meinen,
Und dann,
 als ich ging, leicht und schwer,
Flog ein Duft, wollte mir scheinen,
Lange noch
 hinter mir her.
Die Welt im blauen Licht
War herrliche,
 grosse Natur . . .
Schwieg ich auch,
 ich konnte es nicht,
Wär's für eine Minute nur . . .
Die Zeche war so sonntäglich, blau,
Die Maschinen im Sonnenkleid.
Alle Leute
 eine fröhliche Schau,
Verliebt
 und
 voll Zärtlichkeit.
Die Arbeit musste wohlgeraten,
Ich lachte zu mir vor Entzücken.
Ich fühlte
 deinen Atem
Auf meinem
 Rücken.

GEOFFREY APLEYARD, Grossbritannien
Kommandant einer Sondereinheit
geboren 1909, gefallen im Juli 1943 bei Sizilien

In westafrikanischen Gewässern, Dezember 1941

Es hat mich überrascht, vom plötzlichen Kriegseintritt der Japaner zu hören, wir alle warten nun mit grösstem Interesse auf die Nachrichten. Erstaunlich ist, dass die Japaner von sich aus einen unprovokierten Angriff auf Grossbritannien und die Vereinigten Staaten unternommen haben sollen. Nach den anfänglichen Katastrophen sah ich die Lage zuerst recht düster an, aber da nun die Vereinigten Staaten beteiligt sind, denke ich, dass der Krieg dadurch abgekürzt wird. Die Japaner scheinen den Angriff von langer Hand vorbereitet zu haben. Die Schutzlosigkeit von Schlachtschiffen gegen entschlossene Luftangriffe zeigt die Sache mit ‚Repulse‘ und ‚Prince of Wales‘ – sie ist schlimm. Ich hoffe, dass der ‚Swordfish‘, den Ihr mitherstellt, und andere Wasserflugzeuge hier sehr gut beschäftigt sein werden. Die ‚Prince of Wales‘ war vor etwa sechs oder sieben Wochen auf ihrem Weg nach Singapur in Freetown. Einige ihrer Offiziere und Besatzungsmitglieder lernte ich kennen, und ich sah mir das Schiff sehr genau an. Es ist schrecklich, dass es nun versenkt sein soll. Die Dinge in Russland und Libyen scheinen sich grossartig zu entwickeln. Eine gute Nachricht, dass die Deutschen zurückweichen.

Wir mussten unsere Uhren in den letzten zwei Wochen ein paarmal umstellen und haben nun britische Sommerzeit wie Ihr. Die Entfernungen sind hier so gewaltig, dass sich die Zeit fast sichtbar ändert, wenn man sich fortbewegt. Morgen- und Abenddämmerung sind jeden Tag deutlich früher oder später, je nachdem, ob man nach Osten oder Westen fährt.

In Dorsetshire, Juni 1942

In diesem Augenblick den Zweifrontenkrieg zu eröffnen, wäre nach meiner Ansicht reine Tollheit; ein solches Unternehmen würde zum Scheitern verurteilt sein und niederschmetternde Wirkungen haben. Ich kann nicht verstehen, dass die Idee einer zweiten Front zur Zeit

so sehr propagiert wird. Wenn wir daran dächten, das Unternehmen in der nächsten Zukunft durchzuführen, würden wir gewiss der Welt nichts davon sagen, wenn wir es aber nicht ernsthaft ins Auge fassen, schaden wir durch diesen Bluff uns selbst mehr als den Deutschen; bei uns ruft das Mangel an Vertrauen hervor, die Deutschen veranlasst es nur dazu, Vorkehrungen gegen solche Eventualitäten zu treffen. Nein, ich kann das wirklich nicht einsehen.

Ich glaube, dass im Augenblick unser Beitrag zur Lage in Europa darin bestehen sollte, eine riesige Anzahl kleiner Überfälle entlang der ganzen europäischen Küste durchzuführen. Dabei denke ich nicht an einen einzelnen Überfall je Monat wie jetzt, da er vom strategischen Gesichtspunkt aus keinerlei Wert hat, und der Feind im Wissen um die geringe Zahl und die Seltenheit es sich leisten kann, ihn unbeachtet zu lassen – sondern an kleine Angriffe in jeder Nacht (möglichst mehrere jede Nacht), die nur von wenigen britischen Truppen ausgeführt würden und sich auf die ganze Länge der besetzten Küste erstreckten. Dann würde der Feind gezwungen sein, die Küstenverteidigung zu verstärken und nachhaltige Änderungen in der Verteilung seiner Kräfte in Europa vorzunehmen.

An der Küste, Juni 1942

[In Südengland]

Ich denke, Ihr werdet Euch freuen, dass wir in der vorletzten Nacht wieder eine erfolgreiche Unternehmung hatten, sieben Gefangene mitgebracht haben und all das ohne einen Schuss auf beiden Seiten! – Ihr erinnert Euch doch, dass ich vor einiger Zeit sagte, wir seien irgendwohin gefahren und im letzten Augenblick vom Nebel eingehüllt worden, so dass wir unser Ziel nicht finden konnten, obwohl wir wussten, dass wir nur einige hundert Yards davon entfernt waren? Nun, seither haben wir wiederholt versucht, dieses Unternehmen auszuführen, hatten jedoch immer entweder Pannen oder unmögliches Wetter; aber am vergangenen Mittwoch, in der neunten oder zehnten Nacht, in der wir diese besondere Aktion zu verrichten suchten, haben wir sie schliesslich fertiggebracht.

Die Aufgabe bestand darin, am Casquetsfelsen zu landen, den Leuchtturm und die Gebäude zu besetzen, alle Bewacher gefangen zu-

nehmen und gewisse Signalbücher, Dokumente und andere Schiffspapiere fortzuschafifen. Der Stützpunkt wurde als Schiffssignalstation benützt und war ausschliesslich von Leuten der deutschen Marine besetzt – es hiess, dass etwa sechs dort seien. Der Auftrag wurde mit vollem Erfolg durchgeführt, da wir ausser sieben Gefangenen auch noch die gewünschten Signalbücher usw. in unsere Hand bekamen. Zwei der Gefangenen waren führende Telegraphisten und einer hatte das Eiserne Kreuz. Wir waren eine Landetruppe von zwölf Männern, zwei davon hatten im Schiff zu bleiben, so dass wir mit zehn Mann angriffen.

Ich steuerte wieder während der ganzen Fahrt. Es war ziemlich nervenaufreibend, da es ein berüchtigt gefährlicher Platz ist und die Gezeiten gewaltig um die Felsen jagen. Alles ging jedoch gut, wir fanden die Stelle und stiessen mit unserem Landungsboot heran. Die Dünnung am Felsen war recht mächtig, das Dunkel ziemlich unheimlich, aber wir bekamen den ganzen Trupp sicher an Land.

Wir mussten durch einen Stacheldrahtverhau klettern, kamen aber schliesslich unbelästigt zum Hof und stürzten uns auf die vorher festgelegten Aufgaben. Mein Ziel war, mit Feldwebel Winter in den Leuchtturm zu gelangen. Die Tür stand offen, nach einem blitzschnellen Aufstieg von achtzig Fuss an einer Wendeltreppe fanden wir den Lichtraum leer. Das Licht war nicht an. Die ganze Besatzung wurde vollständig überrascht. Ich habe Männer nie so überrascht und erschreckt zugleich gesehen! Ich denke, die Deutschen erwarteten auf die Dauer eines Monats keine Besucher, und eine so rau aussehende Gesellschaft mitten in der Nacht muss sie wohl zu der Frage veranlasst haben, ob sie alles wirklich sahen. Drei lagen im Bett (es war ein Uhr nachts), zwei kamen gerade vom Wachdienst herein, und die zwei auf Wache verrichteten irgendwelche Arbeiten in den Hauptgebäuden, füllten Logbücher aus usw. Kein Schuss fiel, es bedurfte keiner Gewalt. Sie hatten ziemlich viel Waffen auf Lager, zwei Kisten voll Granaten waren offen und griffbereit. Ihre beste Waffe war ein Oerlikon-Granatwerfer, aber wir konnten die Waffen nicht mitnehmen, denn mit neunzehn Mann an Bord lag das Landungsboot schon recht tief im Wasser; so warfen wir ihre Waffen ins Meer. Wir hatten strenge Anweisungen, weder am Licht noch seinem Mechanismus etwas zu machen oder es zu zerstören, aber es war uns freigelassen worden, die

Funkanlage zu vernichten, mit der sie alle ihre Seemeldungen usw. ausstrahlten. Das taten wir dann auch wirkungsvoll!

Die Wiedereinschiffung erfolgte auf dieselbe Art und Weise und gelang ohne Missgeschick, ausser für mich. Ich blieb als letzter und hatte so niemanden, der mir das Schiff hielt, kein Seil, um hineinzugleiten. Etwa zwanzig Fuss musste ich zum Schiff hinausschwimmen, denn sobald das Bugseil gelockert wurde, wirbelte es vom Felsen weg; dabei brach ich mir meinen Fussknöchel, als ich den Fels hinunter ins Wasser glitt – mein Bein schwoll aufs Doppelte an. Es ist aber nichts Ernsthaftes, mein Fuss dürfte in einer Woche oder zehn Tagen wieder gesund sein. Die Heimfahrt verlief ohne Zwischenfälle, obwohl sie durch den aufkommenden Wind und die See sehr feucht wurde. Wir waren um vier Uhr morgens zurück. Alles ist sehr zufrieden mit der geleisteten Arbeit – der Chef der Kombinierten Aktionen schickte uns ein persönliches Telegramm –, und die Gefangenen sagen augenscheinlich ganz gut aus.

Portsmouth teilt uns gerade mit, dass Cherbourg gestern den ganzen Tag bis um Mitternacht verzweifelt den Casquetsfeisen anzurufen versuchte, und alle anderen Stationen wurden gefragt, ob sie irgendwelche Signale vom Casquets bekommen hätten!

An der Küste [Juni 1942]

Montagnacht fuhren wir wieder hinaus, aber es war nur eine kleine und unscheinbare Gruppe, die lediglich die Aufgabe hatte, für bestimmte Zwecke eine Aufklärungsfahrt zu machen. Wir trafen keinen Menschen, und niemand von der anderen Seite, davon bin ich überzeugt, wird je erfahren, dass wir dort waren. Es führte in die gleiche Gegend wie kürzlich, als wir das Nest ausräuberten und die sieben Eier mitnahmen! Nebenbei gesagt sind diese «Eier» ganz gut «ausgebrütet» worden und haben sehr viele, äusserst nützliche Angaben gemacht.

Die Unternehmung verlief erfolgreich, wir bekamen alle Informationen, die wir haben wollten. Ich konnte natürlich wegen meines Fusses nicht an Land gehen, aber ich steuerte die Gruppe, und in dieser Hinsicht war es das weitaus Interessanteste, was wir je gemacht haben. Es war ein grosser Spass, weil ziemlich viel Dreistigkeit dazugehörte.

Hab Dank für Deine Gebete, Vater, Dank auch für Mutters Gebete! Ich weiss, sie sind eine grosse Hilfe, viele von uns beten sehr ernst für den Erfolg dieser Unternehmungen und für die Zukunft dieser Art von Aktionen, die, davon bin ich überzeugt, wirklich dazu beitragen können, dass wir den Krieg gewinnen, wenn sie in wirkungsvollem Umfang durchgeführt werden. –

Die «Schlacht von Whitehall» läuft jetzt natürlich viel besser. Nie hat sich das alte Sprichwort «Nichts macht erfolgreicher als Erfolg» besser bewahrheitet, unsere wenigen geringen Erfolge haben in London ungeheuer geholfen. Jetzt ist man dort nur zu gewillt, uns alles zu geben, was wir wollen.

London, im Juli 1942

Gestern war ein sehr aufregender Tag – ich verbrachte ihn zum Teil im Privatzimmer des Premierministers. Er beglückwünschte mich ganz unerwartet! Der Chef des Generalstabs, General Sir Alan Brooke, schüttelte mir die Hand und sagte: «Es war grossartig!» General Sir Ronald Adam war auch anwesend (wie auch Pound, Anthony Eden und sonst noch einige bekannte Leute), und er sagte fast genau das gleiche . . .

Der Chef des Generalstabs hat den Chef der Kombinierten Aktionen angewiesen, die kleinen Überfälle zu einem Hauptteil seiner Strategie zu machen, und erklärt, dass man uns jede Hilfe und Erleichterung gewähren solle.

Nordafrika, Ende Mai 1943

Nachdem ich hier zu Lande und in der Luft einige tausend Meilen zurücklegte, habe ich nun wirklich ein Stück dieses Landes erlebt. Ich lernte Constantine näher kennen, das ein recht fesselnder Ort ist und zu beiden Seiten einer ungeheuren Schlucht erbaut wurde, wie Cheddar, nur viel grösser. Darüber hinaus ein geschichtlich bedeutsamer Platz. Ich sah auch Plätze, die in den Kriegsnachrichten erwähnt werden, so Kap Serrât, Sedjenane, Jebel Abiod (Jebel oder Djebel bedeutet Berg), südwärts war ich bis Tebessa usw. In der nächsten Zukunft werde ich wohl meine Grenzen noch erheblich erweitern. In Motortorpedobooten, wie wir sie zu Hause haben, bin ich auch viel draussen auf See gewesen, wo ich viele nützliche Erfahrungen sammeln konnte.

Nun bin ich wieder für kurze Zeit in Algier – kein angenehmer Platz, übervölkert und knapp an Lebensmitteln, keine Gasthäuser oder so etwas ähnliches (und keine Hedy Lamarrs, aber ziemlich viele Anwärterinnen dafür unter den einheimischen französischen Mädchen, von denen ich jedoch keine kenne!). Wunderschön sind die Blumen – Bougainvilleen, Rosen, Nelken, Alpenveilchen und Lilien gibt es im Überfluss. Im Lager unseres Stützpunktes draussen beginnen die Fliegen und Moskitos allmählich lästig zu werden.

Auf Malta, 27. Juni 1943

Malta finde ich, in kleinen Mengen genossen, sehr interessant, doch lange könnte ich es dort nicht aushalten, ein schrecklich trockener, steiniger Boden – Steinwege, Steinhäuser und Steinböden überall –, nirgendwo auf der Insel Bäume oder grüner Pflanzenwuchs. Da ja nun die Episoden beendet sind, denke ich, es schadet nichts, wenn ich Euch erzähle, dass Pantelleria und Lampedusa die Hauptgründe für meine Besuche in Malta waren.

Wahrscheinlich habt Ihr in den Zeitungen Berichte von unserem Überfall auf ‚Lampy‘ gelesen. Als Informationsquellen hatten dafür Meldungen des Feindes gedient, die Anzahl der Beteiligten und der Verluste auf beiden Seiten waren übertrieben. Von unserer kleinen Gruppe hiess es, es seien fünf Kompanien Sondereinheiten! Der Platz, der mich besonders interessierte, war ‚Pants‘, ihm galt meine meiste Zeit. Ein recht aufregender kleiner Platz mit seinen dreizehntausend Soldaten auf wenigen Quadratmeilen. So wurde es ein bemerkenswerter Prüfstein für unsere Angriffstechnik mit kleinen Verbänden. Ich hielt mich lange in nächster Nähe auf, etwa zwei oder drei Wochen, und glaube, dort nun jeden Felsen, jeden Stein, jedes Haus und das Vorgebirge ganz genau bis in alle Einzelheiten zu kennen.

6. Juli 1943

Vier Tage lang unternahm ich vom Stützpunkt aus eine längere Rundreise. Ich sah Tunis, aber war nicht beeindruckt, auch an Karthago fuhren wir vorbei. Dann ging es nach Sousse, dem zerbombtesten Ort, den ich je besuchte (nicht ein einziges bewohnbares Haus im Haupt-

teil der Stadt), und auch nach Hammamet und Monastir, einem hochinteressanten Platz (an der Küste südlich von Sousse wie Salé bei Rabat, erinnert Ihr Euch?), sehr hübsch, arabisch aussehend – bis man es roch! –, an einem ziemlich schönen Teil der Küste gelegen. Auch sah ich einige recht erstaunliche Luftspiegelungen auf den Schlammboden südlich von Sousse. Man glaubte schwören zu können, auf Teiche und Seen zu blicken. Der Weg Tunis–Sousse ist übersät mit Überresten des Feldzugs, ausgebrannten oder explodierten Panzertrümmern, Fahrzeugen, Geschützen usw., überall finden sich Warnschilder gegen Minen und Panzerfallen und gesäuberte Bezirke. Panzergräben, Draht, Bunker (meist gesprengt) sieht man häufig, besonders in Enfidaville, ebenso deutsche, italienische und britische Gräber zu zweien und dreien mit rohen Holzkreuzen. Morgen verlasse ich den Stützpunkt wieder, vielleicht für zwei oder drei Wochen, ich bekomme Post aber nachgeschickt. Gott segne Euch. Meine herzlichsten Grüsse...

Aus einem früheren Brief:

[Nach Kriegsbeginn]

Ihr kennt die grosse Hymne «Einmal kommt für jeden Menschen und jede Nation der Augenblick, sich zu entscheiden.» Nun, jetzt ist er für mich eingetreten: als ich unser Heim verliess, fasste ich in der Nacht, die ich in London verbrachte, den grossen Entschluss, mein Leben Christus zu weihen. Ich weiss, dass ich diesen Entschluss nie bereuen werde. Ich bin der Oxfordgruppe nicht unmittelbar beigetreten, obwohl ich glaube, dass ich mich einmal ganz zu ihr bekennen muss. Aber ich bin zu der Erkenntnis gekommen, dass ich lange genug versucht habe, mein Leben nach meinen eigenen Grundsätzen und Massstäben zu gestalten und nicht sehr erfolgreich damit gewesen bin. Von nun an werde ich mein Leben nach Gottes Massstäben führen, so wie er wünscht, dass ich es tue. Ich will versuchen, etwas zur Neugestaltung und moralischen Wiederaufrüstung der Welt beizutragen.

Damit sind auch viele Änderungen in meinem Leben verbunden. Ich übersehe nicht, wie sehr ich Euch beide darüber getäuscht habe, was für ein Bursche ich eigentlich bin, aber ich weiss, dass ich in der Vergangenheit erfolgreich schauspielerte und mich viele Leute für einen

vernünftigen Jungen halten, der offensichtlich bis jetzt recht erfolgreich war. In Wirklichkeit waren grosse Strecken meines Lebens eine gewaltige Irreführung, und sehr wenige Menschen wissen, wie völlig egoistisch mein Leben bis jetzt gewesen ist. Nach christlichen Massstäben der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe habe ich ständig und jämmerlich versagt. So werde ich nun alle meine Gedanken und Tage Gott überantworten in der Gewissheit, dass ich unter seiner Leitung etwas viel Besseres aus meinem Leben machen kann, als je ohne sie möglich wäre. -----

Wenn ich dazu beitragen kann, den Geist der moralischen Aufrüstung zu verbreiten, um gegen das moralische Verfaulen, das gegenwärtig herrscht, anzugehen, so mag es noch zeitig genug sein, eine Lösung für die Probleme der Welt zu finden oder wenigstens eine neue Welt aufzubauen, wenn der Frieden kommt.

S. M. König Georg VI. schrieb nach dem Tode des Verfassers an die Eltern 1943:

Buckingham Palace

Die Königin und ich versichern Sie unseres herzlichen Mitgeföhls in Ihrem grossen Schmerz.

Wir hoffen, dass Ihnen die Dankbarkeit Ihres Landes für ein Leben, das in seinem Dienst so edel hingegeben wurde, einen gewissen Grad des Trostes gewähren möge.

Georg (Rex)

WALTER BÄHR, Deutschland
Student der Geschichte
geboren am 20. Mai 1919, als Flugzeugführer gefallen am 15. Mai
1943 bei Armavir in Südrussland

1942/1943

Das Ideal ist etwas, was zugleich ist und nicht ist. Es lebt im tiefsten Wesen des Menschen als leuchtende Sonne, um die unsere Gedanken, Kräfte und alle Mittelpunkte schwingen, sie umkreist unser Leben: eine Sonne, deren Schein fahl und bleich wird, wenn sie aus der Tiefe der Seele an das Tageslicht emportaucht. Ideale sind Kräfte, die nicht gewogen, geschaut oder beschrieben werden können, sie sind da und wirken.

Die Glut des Ätna brennt unter dem Schnee!

Wer fehlt beim Rückmarsch in die Heimat? Keiner! Die geblieben sind, haben den zeitlichen Tod in das ewige Leben eingetauscht, nur der Leib wird fallen ...

Der Wettlauf mit dem Leben führt jeden über ein Dorf Marathon, wo die Sieger in die Knie müssen.

Ein Mensch liess Säure auf Gold träufeln, und siehe, welche Überraschung, das Gold verfärbte und zersetzte sich. Gold ist nun kein Gold mehr. Wir müssen auf die Suche nach neuen, unzersetzlichen Stoffen gehen.

Gegen geistige Trägheit sollte es auch heute noch die Selbstpeinigung geben.

Bruchteile von Sekunden entscheiden für uns über Leben oder Tod. Man muss dann in einer einzigen Sekunde ruhiger denken als sonst in Jahren.

Nichts trennt Menschen so wenig wie die Entfernungen.

Das wahrhaft Grosse wächst durch seine Einfachheit auch nach seinem Vergehen.

Der Tod ist nichts Grässliches, nur die Gewänder, die ihn umgeben, wirken abstossend.

Herrlich die gesenkte Fackel als Symbol ausgelöschten Lebens!

Kerze mit ausgelöschtem Docht, strahlend hell der letzte Tropfen zur Erde fallend.

«Es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel» (Ev. Matth. 7, 21).

Wenn ich einen Baum mit meinen Händen schütteln wollte, ich würde es nicht vermögen. Aber der Sturm beugt ihn, wohin er will. Wir alle werden am schlimmsten von unsichtbaren Händen gebogen und gequält.

Es ist dunkel am Fusse des Leuchtturms.

Ich glaube nicht, dass mein Schicksal eine Brücke zu friedlichen Zeiten baut. Mir ist, als stände ich am Ufer eines grossen Stromes. Ich erschau das jenseitige Ufer, ich liebe die Wellen, die unsere Seele über das weite Meer tragen.

JULIUSZ KADEN BANDROWSKI, Polen

geboren 1885, während des Warschauer Aufstandes durch ein Geschoss am 8. Juli 1944 getötet

Im Kriege

Ich sitze über einem Blatt Papier, tue so, als hörte ich nicht, wie die Vögel in den Bäumen zwitschern, wie unten jemand geht und lärmt in dem gestern geweissten Korridor, ich tu so, als sähe ich nicht, wie der Wind den Staub der Akazie, die am Hause blüht, über den Tisch fegt – und murmele vor mich hin. Als tauchten meine Gedanken tiefer und tiefer, und irgendetwas bewirkte, dass mich das geheimnisvolle Wasser der Vergangenheit nach oben werfe, bis auf die Oberfläche des heutigen Tages.

Nimm keinen Anstoss, bitte, an dem seltsamen Gleichnis. Ich schrieb «geheimnisvolles Wasser», damit die Sache kühle Tiefe gewinne, durch die ich scheinbar schwimmen könnte bis an den ersten Anfang des Gedächtnisses von meinem Leben. Ich möchte von ersten Erinnerungen berichten, von den allerersten, die man behält, bevor man überhaupt etwas begreift. Tausend kleine, flüchtige Begebenheiten tauchen aus den verschiedenen Seiten und Zeiten meines Lebens auf, und es sind so viele, sie kommen in solchem Gedränge, dass man verwirrt ist!

Da sehe ich endlich überdeutlich: Eine goldene Lampe hängt unter einem weissen Schirm in der Mitte des Zimmers. Über mir, hinter dem dichten Netz des Bettes, hebt sich an der Wand nach oben etwas, wie eine grüne, gelbe und rote Wiese. Es ist der grosse neue Wollgarn-teppich. Es hängt an ihm etwas, was ich haben, berühren und am liebsten in den Mund nehmen möchte. Ein kleiner Säbel in einer Scheide aus rotem Samt. Ich fuchtele mit den Armen, falle zurück, recke mich wieder nach oben.

Inzwischen holt die grosse Hand meines Vaters den Säbel von dem Teppich und beginnt unter der Lampe von einer Wand zur anderen nachdenklich zu schreiten. Nicht die Hand, selbstverständlich, sondern mein Vater im grauen, gesprenkelten Anzug, mit einem Schnurrbart und einem Bart im Gesicht. Wenn er mich ansieht, fange ich an zu lachen. Wenn er die Hand auf meine Stirn legt, könnte ich sofort einschlafen. Er schwenkt den Säbel, stampt dazu fest mit den Füßen

und spricht zu mir. Ich verstehe natürlich nichts, aber sein Sprechen wirkt auf mich unsagbar angenehm. An der Wand und hinter der Teppichecke sitzen die lachenden Tanten.

Der Vater nähert sich meinem Bett und klingelt mit einem Schlüsselbund. Heute weiss ich, dass Schlüssel in den Taschen getragen werden, woher sollte ich es aber damals wissen?! Ich nahm nur wahr, dass die Schritte meines Vaters wie feines Metall klangen. Und so habe ich schon für immer uns beide in der Erinnerung: den Vater, wie er gegenüber steht, die eine Hand auf meinem Kopf ruhen lässt und mit der anderen mir die kalten, blitzenden Schlüssel reicht.

Es zeigte sich später, dass dies in unserem Leben ein sehr wichtiger Augenblick gewesen war. Als grosser Vielfrass hatte ich einmal eine rohe Kartoffel gegessen und war schwer krank geworden. Jener Tag mit dem Säbel und den Schlüsseln war der erste Tag meiner Genesung. Während meiner Krankheit hatten die Eltern gemeinsam in den langen durchwachten Nächten den Teppich gewoben. Zusammen mit dem kleinen Säbel hatten sie ihn über mein Bettchen gehängt.

Das alles ereignete sich in der Stadt Rzeszow, wohin ich später einmal, bereits als erwachsener Mann, gefahren bin. Es gab damals Schnee, Winter und Krieg zugleich.

Mir war, als habe mich etwas an der Hand geführt durch die Strassen der betäubten Stadt und als ginge ich einen Weg in Richtung meines Elternhauses, wo mich vielleicht die alten, freundlichen Wände erwarteten. Schon schien es mir, als sähe ich unsere Fenster, schon war ich auch bereit, ihnen meine Dankbarkeit zu schenken, doch stimmte hier die Hausnummer nicht, und dort war wieder der Name des Besitzers ein ganz anderer. Das eine nur stimmte genau, dass die Glocke der Schlitten im Nebel genauso klangen wie die kalten, glatten, lustigen Schlüssel meines Vaters. In meiner Kindheit waren wir aus Rzeszow nach Krakau gekommen – wie das da alles voring, weiss ich nun nicht mehr.

Ich weiss nur – und das ist die nächste, zweite Erinnerung meines Lebens –, dass wir angekommen waren und dass ich in einem länglichen, hohen Zimmer gestanden bin. Alle Türen waren offen, der Durchzug wirbelte im Dunkel. Ich stand am Ofen, daneben sass meine Mutter. Ihr loses goldbraunes Haar floss über ihren Rücken zu den Knien bis auf den Fussboden.

Immer, wenn sie Kopfweg hatte, flocht sie ihre Zöpfe auseinander.

Auf dem Tisch brannten ein paar Kerzen, und durch die dunklen Zimmer gingen die Arbeiter hin und her. Sie gingen schwer, dumpf und laut. Mit behaarten Händen trugen sie Tische und Schränke herein, deren verstaubtes Holz ein heiseres Klirren von sich gab. Danach blieben sie an der Schwelle stehen, reckten ihre Bäuche vor, glotzten in den zitternden Kerzenschein und sprachen sehr laut zu meiner Mutter.

Sie hob den Kopf von ihren Händen und antwortete, während sie die Arbeiter mit traurigen Augen ansah.

Ich konnte es nicht verstehen, warum sie ihr zuhörten; sie war so klein, dass sie mir sogar winzig erschien.

Nachdem sie sich, in einen Haufen zusammengedrängt, langsam herumgedreht hatten, gingen sie wieder zusammen hinaus.

In den Zimmern wuchsen ganze Berge von Gegenständen, mit den Rückseiten mir zugekehrt, als wären sie fremd und beschämt.

Die Arbeiter brachten den Flügel auf Traggurten herein. Er stand in der Mitte des Fussbodens, wie ein «buckliger Geist». Ich lief ihnen nach, um zu sehen, woher sie kamen. Aber schon in dem zweiten Zimmer wurde mir bange. Ich kehrte langsam zurück zwischen herumstehenden Stühlen und Sesseln, mit ganzer Kraft nach dem beleuchteten Esszimmer blickend, wo am Ofen gebückt meine Mutter sass. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, nur die breite Haarflechte, die aus den stützenden Händen mit lebendigem Licht in das unsichere, graue Dunkel floss.

Viele Jahre sind seit jener Zeit vergangen, aber wie oft sehe ich irgendein Haus, in dessen Grau Menschen Möbel hineintragen. Ich sage Dir noch mehr: sooft ich grosse, schwere Arbeiten sehe und selbst in ihnen stecke und in ihnen schaffen soll, so oft sehe ich über mir und über uns allen hoch im Dunkel den leuchtenden Streifen lebendigen Lichtes.

Soviel wollte ich Dir von meinen ersten Erinnerungen erzählen: wie ich den Vater zum erstenmal im Leben sah, und wie meine Mutter. Ich werde jetzt meine Feder beiseitelegen, meine Jungen rufen, und wir werden gemeinsam in den Wald gehen. Und weisst Du, worauf ich meine Feder legen werde? Auf den «Teppich meiner Gesundheit», auf das kleine Quadrat des alten, grauen Gewebes, das aus den

ersten Tagen meiner Kindheit erhalten geblieben ist und jetzt geduldig bei meinem Tintenfass liegt. Denn so viel nur ist von der grünen, gelben und roten Wiese übriggeblieben, die meine Eltern gemeinsam gewoben und einst über mein Bettchen gehängt hatten. Doch ich gäbe es für nichts in der Welt hin.

Für mich ist nämlich jenes brüchige Kreuzgewebe wie ein kleines, buntes Fenster, wodurch noch heute die «klingenden Schlüssel meines Glückes» zu hören und die flüssige «Strähne meiner grössten Liebe» zu sehen ist.

G. Louis CARPENTIERI, USA

geboren am 31. März 1916 in Middletown, Conn., gefallen am 19. Juli 1943 auf Munda im Südpazifik

Amerika: eine Vision

[1943]

Ich sehe Städte, wo starke Menschen wohnen, und als Brüder preise ich sie, und ihre Stimmen sind das Echo des Rufes meiner Seele: laut loben sie die Liebe, die gleichmacht; und ihre von Pol zu Pol greifende Kraft errichtet unsterbliche Kreuze im Herzen der Staaten, die die Erde als blühender Gürtel des Lebens umschliessen.

Hier ist Liebe gleich, und hier ist Liebe alles!

Hier verkauft kein Bürger seine Stimme, noch fragt er händlerisch nach dem höchsten Gebot; frei und stolz wirft er sein Votum in die Urne wie einen Tropfen des kostbaren Blutes, gespeichert in Lexington, der grossen Brunnenstube für den Strom der Freiheit – Blutbank des freien Lebens in Amerika!

Ich sehe Kapital und Arbeit verschwistert, wie Liebende sich brauchend und ergänzend, wissend um ihren Wert.

Ich sehe den Franzosen, den Italiener, den Deutschen, den Polen, den
Juden; jeder besucht die Kirche des andern und wünscht ihm Glück
zu seiner Religion.

Den Maler seh' ich, den Dichter, den Musiker, den Lehrer, Sänger der
Zukunft, Missionar der Sprache –
Naturforscher, Chemiker, Bauern, Zimmerleute, Maschinisten, Kauf-
leute – Preis ihrer edlen Leistung!
Preis allen, die Amerika helfen, zu wachsen, zu reifen!

Ich sehe den jungen Mann, hochgewachsen, schlank, ein Spross im
Frühling, bereit und begierig teilzuhaben am Schönen und Guten
des Lebens, glaubend an die Zukunft Amerikas.

Ich sehe die junge Frau, rank und flott, lebensstüchtig und klug, die beste
Gattin dem Mann und Mutter dem Sohn, der neben dem Paar ins Le-
ben springt: eifrig, zu mehren und zu verewigen die Freiheit des Lan-
des.

Ich höre Amerika singen das Lied seiner Vergangenheit, aber auch die
Balladen und Hymnen seiner Zukunft: Overtüren für die neue
Menschheit Amerikas, die dem Lande erstehen wird.

(Gewaltig wird sie sein wie die Dünung der See: singend, umarmend,
umschlingend, beharrlich, ewig flutend und ebbend . . .)

Näher der Schönheit, näher der ganzen entbundenen Wahrheit: ein Volk
von Sehern der Liebe, eine Nation von Propheten einer neuen, ganz
befreiten Welt.

Guadalcanal im Pazifik

[Während der Kämpfe 1943]

Oh, nie über diese Buchten hinaus reisen zu müssen!
Nie über die Gestade hinaus, als nur zu Träumen!
Aber ihr sagt, euer Herz habe Sehnsucht nach unentdeckten, fernen
Ländern: es wolle die Lieder lernen verwandter Rassen!

Gut: hier erklingt ihre Stimme neben euch!
Geht doch auf Tuchfühlung und findet Erfüllung:
Dies ist alles, was ihr sehen und wissen werdet.

Überschreitet, durchquert die Wüsten der Verschwendung;
Nie führt der Weg euch zu weit...

Wenn die Sonne auf geht,
Wenn die Sonne sinkt...

dann ist Guadalcanal gleich wie New York, Chicago, London, Rom!
Impuls auf Impuls: tausendfach gesteigert!

Aufwächst Guadalcanal – weltbürgerlicher noch und pflichtbewusster
als du und ich,

wachsend und wirkend überall!

Blinder «Christus»

[1943]

Mit der ersten aufblühenden Frucht, in die sich auftuende Welt kommt
der Prophet mit tastendem Schritt –

Er ist blind!

Aber er setzte den Webstuhl der Schönheit in Gang:

Denn im Gewebe der Welt ist er selber der Faden, der Einschlag,
das blutende Muster, starke, lebendige Faser.

Gold war er, aber das Sandkorn auch, das durch Finger rinnt!

Erde war er! Gras auch! Er war in allem, was je welkte.

Alles ist er, was je keimen wird.

Vom ersten Staunen des Erwachens der Welt schiesst er, Weberschiff
Gottes, die Fäden zusammen: Myriaden von Sand, Legenden und
Mustern.

(Aber wir sind auch im Gewebe: ohne uns hielte es nicht...)

Und wie er der Schönheit gebot, den Teppich des Daseins zu knüpfen,
Sahen wir ihm, dem Meister zu;
Ihm, dem Meister, mit Freude,
Ahnend das Wunder . . .

Eingewoben selbst ins Muster,
Wellengleich im Ozean,
Durften wir doch weben helfen,
Fehler bessern, Sterbende aus Gräbern retten,
Klares Wasser ihnen reichen,
Nahrung ihrem Hunger geben:
Denn vom Wohlstand mitzuteilen,
Half uns Lindigkeit und Liebe!

Sehen konnten wir, wo der Prophet, der blinde, zauderte und hielt –

Da stand er, stockend, strauchelnd.
Aber in den Augen glänzte
Ungesprochenes Wort –
Ungesprochen, doch wir hörten's,

Während Narren närrisch lachten,
Der Tyrann das Schwert entblösste,
Und der Pharisäer lockte,
Und der Wucherer Schätze barg.

Und wir nahmen, tief begeistert, seine Hand –
Und wir führten, Lieder singend, Christus durch das Land!

Schlaflied für einen Neffen

[Sommer 1943]

Schlafe, kleine Schwalbe nun:
Hast dich heut zu hoch geschwungen;
Wirst nun sanft in Schlaf gesungen,
Musst im runden Nestchen ruhn.

Grösser als man je ihn sah,
Geht der Mond einher, und sacht. . .
Blätter wispern in der Nacht.
Und der sanfte Schlaf ist da ...

Von der neuen Welt

[1943]

Macht Bahn für uns! Bereitet euch!
Strafft euch uns entgegen, neu!

Bürger der weiten Welt! Uns!

Wir komponieren die Lieder der neuen Welt!
Kommt zum weltweiten Konzert!

Ich sage euch: Zeugen werden wir sein schönerer Dämmerung als je
zuvor; sanfterer Wind wird wehen über uns alle als je zuvor –

Tiefer wird Liebe schürfen und immer tiefer in uns: tiefer als je zuvor,
bis die letzte bittre Ader des Hasses abgebaut ist im Bergwerk der
Menschheit!

HARRY CROCKETT, USA

geboren am 16. Juni 1911 in Lowell, Massachusetts, gefallen Anfang
Februar 1943 im Mittelmeergebiet

Im Mittelmeer
An Bord, 23. Januar 1943

Als Höhepunkt einer fünf Tage währenden Erfolgssträhne schossen gestern Nacht und heute am frühen Morgen leichte, aber hart zuschlagende britische Seestreitkräfte eine Bahn aus geborstenem Stahl und blendenden Flammen über das mondhelle Mittelmeer und versenkten 11 Schiffe der Achse.

Zahlenmässig war es die grösste Jagdbeute einer einzigen Nacht, seit vor mehr als einem Jahr H.M.S. ‚Aurora‘ und ‚Penelope‘ einen aus 10 Schiffen bestehenden Konvoi auf der Höhe von Malta vernichteten.

Dieser Erfolg erhöht das Ergebnis einer fünf Tage dauernden Offensive auf insgesamt 14 versenkte Schiffe. Das grosse Finale der letzten Nacht begann bei hellem Mondschein ungefähr gegen 23 Uhr; wir waren der Küste auf der Höhe von Sidi Ali, nordwestlich von Tripolis, so nahe, dass man die an Land abgefeuerten Salven genau erkennen konnte. Der Himmel war kilometerweit vom Feuer der Küstenflak, von «Christbäumen» und Explosionen erhellt.

Beim Kreuzen südlich des Golfs von Gabes entdeckten Offiziere und Mannschaften der englischen Kriegsschiffe ihr erstes Opfer, dessen Silhouette sich auf fünf Meilen Entfernung klar im Mondlicht abzeichnete.

Mit Kurs direkt aufs Ufer feuerten die Schiffe die erste Breitseite, die genau im Ziel, einem bewaffneten Fischdampfer, sass. Mehr war nicht nötig, denn das Boot – offenbar mit einer Ladung Treibstoff an Bord – ging in einer gewaltigen Explosion und einem Flammenmeer in die Luft.

Kaum eine Meile weiter stiessen die Marineeinheiten auf zwei andere, schwer beladene Schiffe, wieder einen bewaffneten Fischdampfer und einen Schoner. Diesmal brauchte es einen Hagel von explosiven Leuchtpurgeschossen und einen blendenden Feuerschlag aus der Hauptbatterie jeden Kriegsschiffs. Dem Fischdampfer gelang es noch, eine Salve aus seinen ziemlich schweren Geschützen zu feuern, bevor

er und sein Begleiter getroffen wurden und in weniger als einer Minute absackten.

Leuchtbomben feindlicher Flugzeuge überstrahlten sogar den Mondschein, nachdem diese Sache erledigt war. Aber der Angriff selbst blieb aus, die Kriegsschiffe gingen jetzt auf nördlichen Kurs und entfernten sich unter häufigem Kurswechsel.

Bei allgemein nördlichem Kurs entdeckten unsere Schiffe die Silhouetten von drei Fahrzeugen auf Steuerbord und von drei weiteren auf Backbord. Offenbar handelte es sich um einen Geleitzug aus Tripolis, der sich aufzulösen versuchte. Er bestand aus zwei bewaffneten Fischkuttern, zwei schwer beladenen Handelsschiffen von 2'000 Tonnen, einer italienischen Barkasse und einem Kanonenboot.

In den nächsten Minuten flammte der Himmel vom Mündungsfeuer der Abschüsse und vom Heulen der Granaten. Die Kutter schossen was das Zeug hielt, aber innerhalb weniger Minuten waren sie erledigt. Nun kamen die Handelsschiffe an die Reihe. Noch brannten die Kutter lichterloh, da fuhr bereits Schuss um Schuss in das eine der beiden Frachtschiffe; zwei Torpedos machten ihm vollends den Garaus, gerade als die Besatzung in das kalte Wasser sprang. Das andere war schon verlassen, als die ersten zwölf Lagen hineinjagten und es zum Sinken brachten. Wie die meisten andern explodierte auch dieses Schiff, noch bevor es unter Wasser verschwand. Dann machten wir Jagd auf zwei kleinere Fahrzeuge, von denen eines nach mehreren Treffern in einer Qualmwolke verschwand. Zuletzt verfolgten wir ein Hilfsfahrzeug der italienischen Kriegsmarine, dessen Nationalflagge im Scheinwerfer aufleuchtete und im Winde wehte. Die Kanoniere hatten sich bald eingeschossen, und nach einigen Treffern im Heck ging auch dieses Boot in einer Wolke von Rauch und zischendem Dampf in die Luft.

So endete eine Aktion, bei der britische Einheiten schon vorher binnen fünf Tagen zwei grosse Handelsschiffe und zwei Hilfsfahrzeuge versenkt und einen Zerstörer beschädigt hatten.

HENRI FERTET, Frankreich

geboren am 27. Oktober 1926 in Seloncourt, als Mitglied einer Widerstandsgruppe hingerichtet am 26. September 1943 in Besançon

An die Eltern:

[26. September 1943]

. . . Sagt allen Leuten, die sich für mich interessieren, Dank und besonders meinen nächsten Verwandten und Freunden; erzählt ihnen von meinem ewigen Glauben an Frankreich. Umarmt sehr fest meine Grosseltern, meine Onkel und Tanten und Kusinen. Sagt dem Herrn Pfarrer, dass ich besonders an ihn und die Seinen denke; ich danke Monseigneur für die grosse Ehre, die er mir erwiesen hat, eine Ehre, der ich mich, glaube ich, würdig gezeigt habe. Ich grüsse auch, während ich falle, meine Kameraden vom Lyzeum. Ich vermache meine kleine Bibliothek Pierre, meine Schulbücher Papa, meine Sammlungen meiner liebsten Mama. Ich sterbe für mein Vaterland, ich will ein freies Frankreich und glückliche Franzosen, nicht ein stolzes Frankreich, erste Nation der Welt, aber ein arbeitsames Frankreich, arbeitsam und ehrenvoll; mögen die Franzosen glücklich sein, das ist die Hauptsache; man muss verstehen, im Leben das Gute zu ergreifen.

Meinetwegen macht Euch keine Sorgen, ich bewahre meinen Mut und meinen guten Humor bis zum Ende; ich werde singen «Sambret-Meuse», denn Du, meine liebe Mama, hast es mich gelehrt.

Mit Pierre seid streng und lieb, prüft seine Arbeit nach und zwingt ihn, zu arbeiten. Erlaubt keine Nachlässigkeit, er soll sich meiner würdig zeigen. Die Soldaten kommen, mich zu holen, meine Schrift ist vielleicht ein wenig zittrig, aber nur, weil ich einen kleinen Bleistift habe; ich habe keine Angst vor dem Tod, ich habe ein sehr ruhiges Gewissen.

Papa, ich bitte Dich sehr darum, bete; denke daran, dass ich, wenn ich nun sterbe, dies für uns alle tue. Welcher Tod könnte für mich ehrenvoller sein? Ich sterbe freiwillig für mein Vaterland, wir vier werden uns im Himmel wiederfinden. Die Rächer werden nach ihrem Tod ihre Nachfolger finden. Lebet wohl, der Tod ruft mich, ich will

keine Augenbinde, noch soll man mich anbinden. Ich umarme Euch alle. Trotzdem ist es hart, sterben zu müssen. Tausend Küsse.

Es lebe Frankreich.

Ein zum Tode Verurteilter von 16 Jahren.

H. Fertet

Verzeiht Fehler und Schrift, es ist keine Zeit zum Wiederlesen. Absender: Henri Fertet, im Himmel, neben Gott.

JULIUS FUCIK, Tschechoslowakei

geboren am 23. Februar 1903 in Prag, hingerichtet am 8. September

1943 in Berlin-Plötzensee

Im Kriege

Eines Tages wird das Heute Vergangenheit sein, wird man von der grossen Zeit und von den namenlosen Helden sprechen, die Geschichte gemacht haben. Ich möchte, dass man weiss: dass es keine namenlosen Helden gegeben hat, dass es Menschen waren, die ihren Namen, ihr Gesicht, ihre Sehnsucht und ihre Hoffnungen hatten, und dass deshalb der Schmerz auch des letzten unter ihnen nicht kleiner war als der Schmerz des ersten, dessen Name erhalten bleibt. Ich möchte, dass sie Euch alle immer nahebleiben, wie Bekannte, wie Verwandte, wie Ihr selbst.

Ja, ich möchte, dass man jene nicht vergesse, die treu und standhaft gekämpft haben, draussen und hier, und die gefallen sind. Aber ich möchte auch, dass die Lebenden nicht vergessen werden, die uns nicht weniger treu und nicht weniger standhaft unter den schwersten Bedingungen geholfen haben. Nicht zu ihrem Ruhm. Aber als Beispiel für andere. Denn die Menschenpflicht endet nicht mit diesem Kampf, und ein Mensch zu sein wird auch weiterhin ein heldenhaftes Herz erfordern, solange die Menschen nicht ganz Menschen sind.

Berlin, September 1943

Meine Lieben! Wie ihr wohl schon wisst, änderte ich meinen Wohnort. Am 23. August in Bautzen erwartete ich gerade Euren Brief und erhielt stattdessen eine Einladung nach Berlin. Am 24. August früh war die Gerichtsverhandlung, und zu Mittag war schon alles fertig. Es fiel nach Erwarten aus. Jetzt sitze ich noch mit einem Kameraden in der Zelle in Plötzensee, wir kleben Tüten, singen uns eins und warten, wann die Reihe an uns kommt. Es bleiben uns noch einige Wochen, manchmal sind es auch Monate. Die Hoffnungen fallen leise und weich ab, wie welke Blätter. Lyrische Seelen, die das anschauen, verfallen manchmal der Sehnsucht. Der Winter bereitet sich den Menschen vor wie einen Baum. Glaubt mir: Nichts, gar nichts hat mir das von meiner Freude genommen, die in mir ist und sich täglich mit irgendeinem Motiv von Beethoven meldet. Der Mensch wird nicht kleiner, auch wenn er um einen Kopf kürzer ist. Und ich wünsche mir brennend, dass Ihr, wenn alles vorbei ist, Euch meiner nicht in Trauer erinnert, sondern mit der gleichen Freude, mit der ich immer lebte.

IVAN GORAN-KOVACIC, Jugoslawien
geboren 1913, gefallen als Partisan in Jugoslawien 1943

Das Herz

Kein Himmel ist's, kein Sternenreigen:
ein Bienenkorb durchsummt von Immen,
der Mond ein Wabenstück, sein Glimmen
verklärt der Lippen herbes Schweigen.

Kein Himmel ist's, kein Sternenflimmern:
ein lichter Glanz von bitteren Tränen,
aus holdem Antlitz strahlt ein Sehnen,
wie Tau in meinem Blick zu schimmern.

Herz, du Bienenstock, du Himmelsweise!
Freude seufzt und Wehmut lächelt leise.

Ernte

In jeder Frucht reift eine kleine Sonne
und gibt durch süßen Duft sich zu erkennen,
wenn glutentfacht in letzter Lebenswonne
Birkenlaub und Brombeerranken brennen.

Ein Kürbis loht am Hang in gelber Fülle,
durchs Blattwerk prasseln Nüsse wie ein Regen.
Der Bergwald flammt, dass Herbst den Sinn enthülle,
und Wagen knarren, schwer vom Erntesegen.

Die Finger kleben mir von satter Süsse.
Mein Herz empfängt der müden Sonne Grüße
und duftet lind wie Obst mit reifem Samen,
verbunden noch dem Wunderbaum der Gnaden.
Schau'! mächtig ruft, die Kräfte zu entladen,
mein heitrer Mund der Liebsten holden Namen.

PERCY GOTHEIN, Deutschland

geboren am 22. Mai 1896, gestorben in Lagerhaft in Neuengamme
am 22. Dezember 1944

Florenz, 22. Mai 1943

Es werden nun im Herbst sechs Jahre, seit ich mich in Florenz niederliess, nachdem ich vorher manches Jahr schon mit meiner historischen Arbeit zugebracht hatte. Vier Jahre währt der zweite Weltkrieg. Schmerzlich empfinde ich die lange Trennung von den mir Nahestehenden. Das Schwungrad des fast alle erfassenden Kriegsgetriebes will, so scheint es, mich nicht ergreifen. Frühere Sehnsucht nach einer *vita activa*, nach einem Leben in tätigem Getümmel, ist allmählich erloschen. Mir ward immer nur die *vita contemplativa* zugemessen. Sie gilt es zu nutzen.

In meinem Studier- und Bücherzimmer entfaltet ein grosses Fenster neben dem Schreibtisch einen weiten herrlichen Blick: über die Ölbaumhänge hinab ins quer sich hinziehende Arno-Tal und auf die Apenninenkette vom Monte Morello über Fiesole, Settignano bis zum höchsten dieser Berge, dem Falterona, wo der Arno entspringt. Nach vielen weiten Fahrten, die mich kreuz und quer vom einen Ende Europas zum andern führten, bin ich nun seit Jahr und Tag an diesem schönsten stillsten Platz der Welt haften geblieben.

Florenz, 12. Juli 1943

Es hat den Anschein, dass der Feind auch einen Luftangriff auf Florenz beabsichtigt, denn gestern früh beim Morgengrauen wagte sich ein englischer Kundschafter über das Stadtgebiet und machte offenbar photographische Aufnahmen. Er wurde nur wenig beschossen, aber die Bevölkerung weiss jetzt, was ihr droht. Im Übrigen lastet auf der ganzen Welt die bange Erwartung dessen, was weiterhin geschehen wird.

Ich bin davon überzeugt, dass meines Bleibens hier nicht mehr lange sein kann. Mein Ausreisevisum ist fertig. Doch will ich einige Zeit hier warten, bis man klar sieht, wohin die Entwicklung der Kriegseignisse zielt. Meinen Garten pflege ich jetzt mehr um seiner selbst willen als für mich. Feigen und Trauben werde ich vielleicht noch ern-

ten, auch die Auberginen oder Melanzanen, wie man sie hier nennt; wenn aber die Winterastern am 1. Dezember aufblühen, werde ich schon weit weg sein.

Florenz, 28. Juli

Während ich am Schreibtisch sitze, höre ich soeben unter meinem Fenster Rufe: *armistizio* – Waffenstillstand! Und nun beginnt die Glocke des Bargello zu läuten. Seit dem 13. Jahrhundert wird sie nur geläutet, wenn der Krieg beginnt oder endet. Das sind erregte Augenblicke! Nun schreit eine Stimme durch den italienischen Sender: «Achtung, Achtung! Gerüchte von bevorstehendem Waffenstillstand sind falsch. Friedensdemonstrationen der Bevölkerung werden von der Militärmacht unmittelbar unterdrückt.» Nun hallen aus dem Arno-Tal Gewehrschüsse herauf. Bald erzählt man mir, es habe Tote gegeben. Das Volk glaubt fest an die Meldung vom Waffenstillstand: der englische Sender hat es gesagt. Obwohl es verboten ist, hört ihn ein jeder und schwört auf ihn ...

29. Juli

Das Dilemma, vor das Italien durch die Alliierten gestellt wird, ergibt sich durch die Forderung: Entweder ihr verjagt die Deutschen sofort aus eurem Lande, oder die Bombardierung eurer Städte geht weiter. Wie wird man sich aus diesem schlimmen Wirrsal herausfinden? Die Bevölkerung greift nach jedem Strohalm, wenn mit dem Wort Frieden gewinkt wird. So war es auch mit dem gestrigen Gerücht vom Waffenstillstand. Die erregte Menge holte den Küster des Bargello heraus und zwang ihn, die historische Glocke zu läuten: «Denn wenn diese Glocke läutet, dann ist doch Friede!» Hier auf dem Land fällt nirgends ein gereiztes Wort gegen Deutschland. Die Leute meinen, man solle sich gütlich vereinbaren und am besten möglichst rasch Frieden schliessen. Dass und warum das vorläufig eine Utopie ist, können sie freilich nicht erkennen.

Stuttgart, im Winter 1943/44

Ich geriet mitten in den Strom der Menschen im leidvollen Deutschland, liess Bombenangriffe über mich ergehen und räumte unter tausend Glas- und Holzsplittern die Habseligkeiten einer Wohnung zusammen. Dabei reichen sich alle Menschen unbesehen die Hände zu wechselseitiger Hilfe. Im Trieb, das Leben zu erhalten, vergessen sie, gemäss der alten orientalischen Legende, gern und so schnell wie möglich, dass eben noch droben «die Lebensnot» und drunten der «Drache Tod» ihnen gewinkt haben, und haschen nach den süssen Beerlein, die in Reichweite ihrer Hand wachsen. Das Leben ist hier nicht freudlos, doch nie verklingt der schmerzliche Unterton.

Ich kehrte in eine leidgebeugte Heimat voller Ruinen zurück, die sich durch die nächtlichen Luftangriffe unaufhaltsam mehrten. Meine nächsten Freunde waren durch den Krieg in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Wenn der eine oder andere in Urlaub kam, war es nur ein Aufblinken ehemaliger Lebensglut, das davon Kunde gab, dass in ihnen das Feuer unter der Asche noch nicht verglommen war und des künftigen Anhauchs harrete, um aus verborgenem Glimmen wieder zu reiner Flamme emporzusteigen. Es ergab sich für mich, nach einigen Bemühungen, die Reise in ein besetztes Land [Holland] mit dem nächsten Ziel, eines meiner Venedig-Bücher in Verlag zu geben, was auch nach Wunsch gelang. Wie Goethe zum Abschluss der ‚Lehrjahre‘ seinen Wilhelm Meister mit Saul, dem Sohne Kis, vergleicht, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand, so fand ich in jenem Land, wohin ich aus praktischen Überlegungen auf gebrochen war, wieder das so lang vermisste gemeinsame Leben in geistiger Sammlung.

Während tagsüber die Marschlieder der vorbeiziehenden Soldaten heraufklangen und nachts der Himmel über der Stadt vom unheimlichen Ton der von Westen kommenden Bombengeschwader dröhnte, wurde hier mit Fleiss und strenger Hingabe gezeichnet und gemalt, übersetzt und gedichtet, geschrieben und auswendig gelernt – und all dies geschah unter den hegenden Fittichen des Dichterwortes.

In der Rückschau seh ich meine Lebensstrasse während der vergangenen Monate wie einen hellen Lichtstreifen durch nächtig dunkles Land ziehen. Rechts und links fielen die Bomben, sogar in Florenz, wo ein mir befreundeter deutscher Gelehrter, mit dem ich im Sommer

Seite an Seite manche Stunde verbracht hatte, bei einem Angriff den Tod fand. Auch an Berlin hat sich das lang erwartete Schicksal der Zerstörung nun vollzogen. Kaum verliess ich das Weichbild dieser Stadt, so tobten sich die rasenden Gewalten an seinem Himmel aus.

SEMEN GUDSENKO, Sowjetunion
geboren 1922, an einer Kriegsverwundung 1953 gestorben

Mai 1942

Zwanzig Jahre lebten wir,
Erst in dem Jahr des Kriegs
Sahen wir Blut und sahen den Tod –
Einfach, wie man Träume sieht.
Nichts geht meinem Gedächtnis verloren:
Der erste Tod im Krieg,
Die erste Nacht im Schnee, als wir verfahren
Rücken an Rücken schliefen.
Den Sohn will ich zur Freundschaft leiten –
Möge er niemals Krieg führen müssen –
Er soll wie wir über die Erde schreiten,
Schulter an Schulter mit dem Kameraden.
Er soll wissen: Redlich geteilt
Wird das letzte Stück Brot.
. . . Moskauer Herbst, Smolensker Januar,
Viele von uns sind tot.
Aber vom Sturm der Heere, vom Sturm des Frühlings
ist neu der April erfüllt.
So wurden durch den grossen Krieg
Die Herzen tapferer,
Die Hände fester, die Worte gewichtiger.
Und vieles wurde klar.
. . . aber du hast noch immer unrecht –
Ich wurde dennoch zärtlicher als ich war.

Stalingrad, Mai–November 1943

Ende Februar.

Blauer Himmel klafft
statt der Vorhänge in den Löchern der Mauern.
An Kreuzungen weisen Pfeile den Deutschen
den Weg in die Gefangenschaft.
Das ist Geschichte.

Das ist Erinnerung.

Der Lärm der Schlacht

hat sich vom Wolgagebiet verzogen.

Die Frage des Schulbaus wird nächtelang
in den Bezirksämtern erwogen.

Und die Kinder bringen eine heile Schulbank
vorsichtig – als ob es Glas wär.

. . . Doch aus dem Keller,

geblendet vom Licht,

Kroch ein Deutscher hervor, der Atem ging schwer.

Wie er zitterte, sich an die Mauer gedrückt hat!

In zerschlissenem Mantel,

auf wankenden Füßen –

der letzte

deutsche Soldat

in Stalingrad.

Einst ist es Berlin, wo er so hervorkriecht!

JAMES HARGEST, Neuseeland

Brigadegeneral

geboren 1891 in Southland, gefallen am 12. August 1944, wenige Monate nach seinem Sohn Geoffrey, bei der Invasion in Frankreich

Nordafrika, November 1941

Seit 1940 ein neuseeländisches Expeditionsheer in Ägypten landete, waren nun gerade ein Jahr und neun Monate vergangen. Drei Tagesreisen vor Ceylon wurde damals die zweite von unseren drei Staffeln nach England abgezogen, ich war ihr Befehlshaber. Sechs Monate lang erlebten wir die Schlacht in Grossbritannien mit; dann vereinigten wir uns erneut mit der Division in Ägypten, wo ich meine eigene Infanteriebrigade – es war die fünfte – wieder übernahm. Zu ihr gehörte auch ein Maori-Bataillon.

Inzwischen hatten wir die unglücklichen Feldzüge in Griechenland und Kreta [1941] überstanden, in denen ich mehr als siebenzig Prozent meiner Leute verlor. Die jungen Soldaten, die England im Januar verlassen hatten, waren nun Mitte November zu Veteranen geworden. Nachdem wir wieder in Ägypten waren, stellten wir uns auf die bevorstehenden Wüstenkämpfe ein. Die britischen Streitkräfte in Ägypten waren inzwischen recht ansehnlich geworden, und der Kampf gegen die deutsch-italienischen Streitkräfte im Westen war beschlossene Sache.

Der Angriff begann am 18. November 1941. General Rommels Panzerstreitkräfte sollten westlich der ägyptisch-libyschen Grenze vernichtet, Sollum und Capuzzo erobert, Tobruk entsetzt werden, um westwärts nach Bengasi und noch weiter vorzustossen. Die Truppen für die erste Kampfphase waren das Panzerkorps, die 4. Indische, die 1. Südafrikanische und die Neuseeländische Division. Später, nach dem Entsatz von Tobruk, würde ausserdem noch die dortige Besatzung zur Verfügung stehen. Es hiess, dass unsere Überlegenheit zu Lande und in der Luft fünf zu vier sei. Die Schlacht wurde eröffnet, als wir den Drahtverhau der Grenze durchbrachen, nachdem wir mehrere Nächte lang in getrennten Kolonnen durch die Wüste marschiert waren.

Am ersten Tag nahm Rommel mit seinen Panzertruppen den

Kampf an. Mehrere Tage lang wurde die Schlacht immer heftiger und endete schliesslich nicht mit unserem Erfolg, sondern einer Kampfpause, die nur Rommel zum Vorteil gereichte. Er war von seinem Standort im Norden mit allen schlagkräftigen Kampftruppen gekommen, hatte unsere noch weit zerstreuten Panzerbrigaden angegriffen und eine nach der anderen geschlagen. Am vierten Tag hatte er sie alle vernichtet. Was uns noch an kampfkraftigen Truppen blieb, war die vortreffliche 4. Indische Division, die Neuseeländische Division, eine Brigade der Südafrikanischen Division und die Überreste der drei Panzerbrigaden.

Unsere Division wusste wenig von dem, was vorging. Um die Mittagszeit des 21. kam der Marschbefehl. Wir dachten, die Panzerschlacht sei gewonnen und wir hätten nun unsere festgelegten Aufgaben anzupacken. Unsere Pläne für die erste Phase waren gut ausgearbeitet und brauchten nur den Befehl zur Ausführung. Als er kam, eilte die Divisionskavallerie nach Norden vor der Division her und griff Sidi Aziz an, einen Knotenpunkt etwa sechzehn Meilen östlich von Bardia, nur durch die Kreuzung und durch eine zerstörte Steinmauer erkennbar, den Überrest eines italienischen Forts aus den Tagen, in denen Italien die Eingeborenen dieses Gebiets unterwarf. –

Ich stand in der Wüste, sah das 21. Bataillon vorbeiziehen und ahnte nichts Gutes. Schon einmal hatte man diese Einheit von mir abkommandiert – damals in Griechenland [1941] –, sie war dann unter die Hammerschläge einer ganzen Panzerdivision gekommen und fast bis zur völligen Vernichtung getroffen worden.

Die Nachrichten, die am Dienstag, dem 25., kamen, überraschten mich. Rommel hatte sich von der Westfront abgesetzt und die südliche Flanke des britischen Heeres umgangen. Er war nun auf dem Weg nach Osten entlang der Trig el Abd genannten Strasse und näherte sich der britischen Nachhut.

Der Mittwoch dämmerte mit dem Einschlag eines Achtzehnpfünders ereignisreich herauf. Die ersten Luftmeldungen besagten, dass sich Rommel in der Mitte des Nachschubdepots befinde, und später hiess es, dass er bei Halfaya sei. Am frühen Nachmittag begannen grosse Züge von Lastkraftwagen, Panzern und Geschützen an uns vorbei ostwärts nach Bardia zu ziehen; ich wusste durch die Meldungen, dass es Rommel war. Er hatte seine Panzer mit britischem Benzin aus dem Depot

aufgefüllt und schwenkte nun, nachdem er durch die Lücke hinter den Indern durchgestossen war, östlich auf Bardia zu.

Den ganzen Nachmittag waren wir im Einsatz gegen diese Kolonnen, obwohl wir selbst nicht angegriffen wurden. Sie zogen zu beiden Seiten an uns vorbei und ergossen sich wie eine Sturzflut; meine kleine Besatzung aber liessen sie als einsamen Felsen in der Mitte eines angeschwollenen Flusses. Die Nacht brach schnell herein, und mit ihr begann eine Ruhepause.

Ich wusste, dass mich Rommel am nächsten oder übernächsten Tag angreifen würde, sobald er die Kräfte, die er brauchte, von Bardia abgezogen hatte. Ich wusste auch, dass meine kleine Streitmacht keine Möglichkeit hatte, seinen Angriff abzuschlagen, und dass wir überwältigt werden würden, wenn er uns nicht links liegen liess. Aber mein Befehl hiess «Aushalten», und so gab es keinen Kompromiss. Wir mussten da ausharren, wo wir waren, falls nicht noch neue Befehle in der Nacht kämen; aber sie kamen nicht.

Um 6.45 Uhr morgens, gerade als die Männer zu den Feldküchen stapften, um ihr Frühstück zu fassen, kam die unvermeidliche Nachricht:

«Grosser Verband feindlicher Panzer von Osten her näherkommend – Entfernung drei Meilen.»

Rommel hatte seine Zeit gut gewählt. Er griff mit der aufgehenden Sonne an, die unsere Stellungen deutlich sichtbar gemacht haben muss, während unsere Schützen gezwungen waren, ins blendende Licht hineinzuschiessen. Seine Panzer brachte er bis auf 2'500 Yards Heran und eröffnete, nachdem er sie in halbmondförmigem Bogen aufgestellt hatte, das Feuer. Bald wurde der Einsatz der Granaten durch Artillerie verstärkt, die nun eingriff; sie hatte sich unter dem Schutze der Panzer herangemacht und begann einen mörderischen Beschuss auf das so kleine Gebiet unseres Lagers. Dann kamen noch die Maschinengewehre ins Treffen, und die Wirkung zeigte sich bald. Einer unserer Lastkraftwagen nach dem anderen wurde in Brand geschossen, eine Ladung Landminen explodierte und verursachte ein kleines Erdbeben, ein Munitionswagen flog in die Luft. In meiner ganzen Kriegszeit hatte ich nie zuvor ein so dichtes Feuer lebt.

Eines meiner Geschütze nach dem andern wurde zerstört und musste verstummen. Unser Feuer hörte allmählich auf.

Schliesslich kam das Ende. Plötzlich hörten alle feindlichen Geschütze ausser den Maschinengewehren auf zu schiessen. Ich rannte hinüber zu dem halbzerstörten Nachrichten wagen, um mit Straker, meinem Brigademajor, zu sprechen: «Können wir einige Leute auf treiben, um einen Gegenangriff gegen diese Maschinengewehre zu machen und sie zu verjagen?» Er wies nach Osten. Dort sah ich, nicht einmal hundert Yards entfernt, durch den Rauch der brennenden Wagen eine Reihe feindlicher Panzer zügig herankommen. Sie feuerten nicht; aber ich sah, wie von den Panzern auf der linken Flanke in fast ununterbrochenem Strom Handgranaten herausgeschleudert wurden, die dann dahinter explodierten – eine Art Terrortaktik.

Nach einer Weile fuhr ein Panzer zu mir her, ein bebrillter deutscher Offizier, der im Geschützturm stand, redete mich an.

«Sind Sie der Kommandeur?» – «Ja.»

«Ich bin General Kramer und spreche englisch. Wollen Sie bitte herkommen?»

Ich sagte ihm, dass ich durch eine Granate an der Hüfte verwundet sei und nicht hochklettern könne. Jemand half mir jedoch, und ich kam irgendwie hinauf. Er war höflich und sehr darauf bedacht, gefällig zu sein.

«Ihre Leute kämpfen gut», sagte er, «und sie kämpfen ritterlich wie Gentlemen. Das tun wir auch.»

Bald darauf gab es eine kleine Bewegung unter den Deutschen, und ein anderer Offizier erschien. Es war Rommel. Er schickte nach mir. Ich verbeugte mich. Er schaute mich kühl an. Durch einen Dolmetscher liess er sein Missfallen darüber ausdrücken, dass ich ihn nicht gegrüsst hatte. Ich antwortete, dass ich nicht unhöflich sein wolle, dass ich aber nur die Vorgesetzten unserer eigenen oder der alliierten Armeen zu grüssen pflegte. Ich hatte natürlich unrecht, musste aber doch auf meinem Standpunkt beharren. Es hinderte ihn nicht, mich zu der Kampftüchtigkeit meiner Leute zu beglückwünschen.

«Sie kämpfen gut», sagte er.

«Ja, meine Soldaten kämpfen gut», antwortete ich, «aber Ihre Panzer waren zu mächtig für uns.»

«Sie haben doch auch Panzer.»

«Ja, aber nicht hier, wie Sie sehen können.»

«Vielleicht sind meine Männer besser als die Ihrigen.»

«Sie wissen, dass das nicht stimmt.»

Es war keine belangvolle Unterhaltung. Er fragte mich, ob er etwas für mich tun könne, ich antwortete, dass ich gerne an mein Gepäck herankäme, um einige Kleidungsstücke zu holen. Rommel stimmte zu und schien die nötigen Befehle zu geben. Aber nichts erfolgte, und ich sah keinen einzigen Teil meines Gepäcks wieder. Er ging weg. Und einige Minuten später setzte sich, anscheinend nur auf Grund mündlicher Befehle, die ganze Wagenkolonne nach Westen mit grosser Geschwindigkeit in Bewegung. Rommel war, ausser seiner augenblicklichen Verärgerung zu Beginn unserer Unterhaltung, sehr höflich zu mir. Obwohl er seit mehr als einer Woche im Kampf stand und in einem Panzer fuhr, sah er ordentlich und sauber aus, ich bemerkte, dass er sich vor Beginn der Schlacht rasiert hatte.

Allmählich kam mir zum Bewusstsein, was die Katastrophe dieses Tages bedeutete. Niederlage, Verlust, Kummer und die Aussicht, Monate, vielleicht sogar Jahre in Gefangenschaft zu verbringen. Das ist ein so überwältigendes Unglück, dass ich seine Bedeutung nicht sogleich erfassen konnte. Es scheint einfach unmöglich zu sein, dass Befehlsgewalt, Freiheit und das Recht, für sich selbst zu denken, einem genommen sind und man nun den Anordnungen derer folgen muss, die das verkörpern, was man am meisten in der Welt bekämpft. Wie jeder Soldat, der in die Schlacht geht, hatte ich Tod oder Verwundung als Möglichkeit ins Auge gefasst, aber keinen Augenblick daran gedacht, dass ich gefangengenommen würde. Aber nun war ich Gefangener. In dem Augenblick, in dem mir das voll zum Bewusstsein kam, reifte in mir auch schon der Entschluss zur Flucht.

Auf der Fahrt zum Kriegsgefangenenlager in Florenz an Bord eines italienischen Schiffes:

Dezember 1941

Diese Nacht erlebte ich in der Offiziersmesse nach dem Abendessen ein kleines Drama. Wir waren zu acht, der italienische Kapitän, der Luftwaffenoberst, fünf Schiffsoffiziere und ich. Einer schaltete das Radio ein. Sobald der Ansager zu sprechen begann, wurden ihre Gesichter starr. Ich fragte den Chefindenieur, der Englisch konnte, was

denn los sei. Die Meldung vom japanischen Angriff auf Pearl Harbour war gerade durchgegeben worden. Die Amerikaner und die Achsenmächte standen nun im Krieg miteinander. Dies erfüllte die Italiener mit trüben Gedanken. Sie hatten sich mit dem Kampf gegen das britische Weltreich abgefunden – das war unvermeidlich –, aber Amerika war Italiens traditioneller Freund, mit dem es durch viele Verbindungen verknüpft war. Fast jede italienische Familie hatte Verwandte in Amerika, und zu Hause gab es unzählige Italiener, die in ihrer Jugend in die Vereinigten Staaten gegangen und wohlhabend zurückgekehrt waren. Für alle diese Menschen konnte der neue Krieg nur schmerzlich sein. Die Italiener erkannten im Grunde in dieser neuen Phalanx der englischsprechenden Mächte ihre sichere Niederlage; das merkte ich ganz deutlich. Eigenartig berührte es mich, dass ihnen der so feierlich verkündete japanische Sieg über die amerikanische Flotte keine Befriedigung gab.

Mir erschien diese Nachricht katastrophal, so entmutigt wie ich schon durch meine eigene neueste Erfahrung war. Meine Heimat lag im Pazifik, und wenn die amerikanische Flotte so vollständig zerstört war, wie es behauptet wurde, und unsere eigene Flotte andernorts so stark gebunden, dann schien es keine Möglichkeit zu geben, die Japaner vom Marsch nach Süden abzuhalten. Neuseeland und sein Volk schienen in grösster Gefahr zu sein. Ich habe mich nie so vollkommen hilflos gefühlt wie in diesem Augenblick und war froh, als es an der Zeit war, in meine Kabine zurückzugehen.

[Im Kriegsgefangenenlager in Florenz war es sechs gefangenen Generalen, darunter dem Autor, gelungen, heimlich einen unterirdischen Gang ins Freie zu graben. Am 29. März 1943 ergab sich dann die Gelegenheit zur Flucht.]

[Frühjahr 1943]

Es war ein überwältigendes Erlebnis. Nicht einmal die Notwendigkeit, zu handeln, konnte die Welle der inneren Erregung unterdrücken, die mich durchströmte. Ein Jahr Planung und sieben Monate harter Arbeit waren nun von Erfolg gekrönt.

Wir gingen in völliger Dunkelheit durch die nassen Wälder und

dann über einen Zaun in einen Olivenhain. Dickes Dornengestrüpp erschwerte es uns, das Gelände auszukundschaften, aber irgendwie gelangten wir ohne Geräusch hinunter. Der Regen hatte nun aufgehört, und wir konnten unseren Weg mühelos sehen. Er führte den Berg hinunter zu einer Brücke oberhalb einer Mühle, dann kamen wir auf eine geteerte Strasse.

Um 22.35 Uhr betraten wir den Bahnhof von Florenz. Nach kurzer, sorgfältiger Erkundung gingen wir mutig in die riesige Bahnhofshalle hinein.

Dann begann eine lange Wartezeit; denn der Zug, der um 0.35 Uhr hätte abfahren sollen, kam erst um 1.45 Uhr. Entgegen den Berichten war der Faschismus nicht einmal in der Lage, die Züge pünktlich für uns fahren zu lassen. Als der Zug eintraf, war er bis zu den Türen überfüllt, und wir hatten nur geringe Hoffnung, hineinzukommen. Ich weiss nicht, wie ich es fertigbrachte, aber schliesslich bekam ich einen Fuss auf den Tritt, und die Menge hinter mir tat das übrige und schob mich tief in den Gang hinein.

Die Italiener sind wunderbare Menschen. Kaum haben sie sich Sticheleien ins Gesicht gesagt, lächeln sie im nächsten Augenblick und sind voller Höflichkeit. In fünf Minuten scherzten sie schon mit uns und machten einander Platz wie glückliche Kinder. Das einzige, was mir Missbehagen bereitete, war die Tatsache, dass der Mann neben mir, knapp von mir entfernt, der diensthabende Carabinieri des Wagens war. Nach einer Weile begann er mit mir zu sprechen. Ich beachtete ihn nicht, aber er sprach wieder. Ich beugte mich vor und sagte flüsternd, wie ich es oft bei tauben Leuten beobachtet hatte: «Es tut mir leid, aber ich bin ganz taub.» Ich sagte es auf Italienisch und vermutlich in sehr schlechtem Italienisch, obwohl ich mich darin unentwegt geübt hatte; der Spruch tat jedoch seine Wirkung, und er liess mich in Ruhe.

In Mailand trafen wir um 8.20 Uhr ein, genau um die Zeit, zu der der Zug nach Como fahrplanmässig abfahren sollte. Beachtlich war, dass er tatsächlich pünktlich abfuhr. Bis wir schliesslich alle beisammen waren und uns in dem riesigen Bahnhof zurechtgefunden hatten, waren einige Minuten verstrichen, und wir mussten einen anderen Plan machen, was sehr schwierig war, da wir nicht wagten, längere Zeit beisammen zu stehen.

John drängte darauf, dass wir es mit einem Bahnhof im Norden versuchen sollten, der Endstation einer privaten Eisenbahnlinie nach Como. Die Mehrzahl stimmte zu, und Boyd und Combe gingen los. Wir warteten einige Minuten und stiegen dann an verschiedenen Ecken in eine andere Strassenbahn ein.

Einige Minuten vor 10.30 Uhr gingen wir durch die Sperre und bestiegen den wackeligen, kleinen Zug, der aus fünf oder sechs halbgefüllten Wagen bestand. Pünktlich um Halb verliessen wir den Bahnhof. Es war immer noch nichts von Boyd und Combe zu sehen. Wir erreichten Como fünf Minuten vor Zwölf, gerade zu der Zeit, zu der unserer Schätzung nach die Jagd auf uns richtig einsetzen würde. Es hätte mich nicht überrascht, wenn der Bahnhof mit Polizisten gespickt gewesen wäre, aber alles blieb ruhig und friedlich.

Reg begab sich zum Ausgang, während ich am Zugende wartete. Doch da Boyd und Combe nicht erschienen, ging ich zu ihm hin, und wir gaben unsere Fahrkarten ab. Alle Hoffnung, sie noch zu treffen, schwand, und wir beschlossen, eben allein unser Bestes zu tun. So liefen wir zum Seeufer und hielten uns links vom Wasser.

Der Weg von Como nach Chiasso, der etwa fünf Meilen entfernten Grenzstadt, stieg einige Kilometer stetig und führt dann steil nach oben. An diesem heissen Tag war die Landstrasse wie ein Backofen. Gerade als wir Como verliessen, begegnete uns an der engsten Stelle der Strasse ein Trupp von Polizisten und Soldaten und ging vorbei. Miles wollte unbedingt die Strasse nach Chiasso nehmen, sie dann so früh wie möglich verlassen, hinauf zum San-Fermo-Pass gehen, anstatt am Seeufer zu bleiben, und dann, wie beabsichtigt, nach Westen vorzustossen. Ich stimmte zu; im Süden hörten die Häuser früher auf, und es schien dringend notwendig, die Hauptstrasse so schnell wie möglich zu verlassen. So mühten wir uns bergauf, bis uns ein Kilometerstein sagte, dass wir nahe bei Chiasso waren; darauf nahmen wir eine Strasse, die in unserer Richtung führte, und liessen zu unserer grossen Erleichterung die bewohnten Gebiete hinter uns.

Kein Sonnenuntergang war je zuvor so langsam. Er mag schön gewesen sein, aber wir waren nicht in der Lage, dies festzustellen. Die zögernde Sonne hing im Himmel, ein Feuerball, der nicht untergehen wollte. Endlich kam die Dämmerung, und mit ihr wurden die Lichter der Schweiz sichtbar. Die strahlende Beleuchtung der Bahnstation und

der Städte und Dörfer unterschied das neutrale Land vom Nachbargebiet. Wir hatten seit Kapstadt im Jahre 1940 keine beleuchtete Stadt mehr gesehen, es war wie eine Offenbarung. Als es fast dunkel war, wollte ich gleich vorstossen, aber Reg bestand klugerweise darauf, noch eine Stunde zu warten.

Wir krochen dann durch sehr felsiges Gelände hinauf und warteten, ob eine Patrouille über uns zu sehen oder zu hören sei; aber niemand tauchte auf. Plötzlich schien ein Wachhäuschen ein paar Yards vor uns aus dem Boden zu wachsen. Langsam pirschte ich mich heran, aber da ich nichts sah noch hörte, ging ich hinein. Niemand war dort, auch kein Telefon. Wir sahen einen viereckigen Stein einige Fuss über dem Boden, und Reg ging hin, um nachzusehen. Im nächsten Augenblick war alles erfüllt von Glockengeklingel. Wir flohen. Dreissig Yards bergab krochen wir in eine kleine Höhle unter einem Felsen und zogen unsere Mäntel zur Deckung über uns. Aber nichts geschah.

Immer waren wir noch der Meinung, dass die Grenze jenseits des Berges verlaufe. Wir krochen zurück, vorbei an dem Wachhäuschen. Während Reg hinaufging, um eine lange Stange zu untersuchen, die im Winkel gegen einen dicken Pfahl gesetzt war, lag ich da und schaute hinauf, um trotz des Lichterscheins etwas vom Himmel zu sehen. Plötzlich dämmerte mir die Wahrheit auf – hier war die Grenze. Der Zaun war kein Stacheldraht, sondern hohes Netzwerk, gut und gern zwölf Fuss hoch und von schwerer Sorte, fest im Boden verankert und von den Bäumen durch straff gespannte Drähte ferngehalten, so dass die geringste Berührung die oben befestigten Glöckchen in Bewegung setzen konnte. Ich rief nach Miles, aber er war ausser Sicht. So versetzte ich dem Zaun einen schwachen Stoss, und Miles kam im Galopp zurück: «Um Gottes willen!»

Ich sagte: «Schnell die Drahtschere.» Während ich den Zaun so straff wie möglich hielt, schnitt er ein Viereck heraus; ich bog die zackigen Ränder um und vergrösserte so das Loch.

«Los», sagte Reg. Ich kroch durch. Er reichte mir die Mäntel und Taschen und sauste dann wie ein Hase nach. Wir jagten den Hügel hinunter in den dichten Wald.

«Jim, wir sind in der Schweiz!»

Ich weiss nicht, wie mir zumute war. Ich erinnere mich nur, dass ich ein kleines Dankgebet sprach. Mein Herz war zum Bersten voll von

Dankbarkeit. Dann wühlte ich in meinem Koffer und holte die Dreizenzenflasche mit Rum heraus. Wir tranken auf unsere Freiheit. Einer alten Gewohnheit folgend, schaute ich auf meine Uhr. Es war halb elf Uhr.

In der Schweiz, April 1943

Dass unsere Flucht den Deutschen einige Sorge bereitete, zeigt eine Meldung, die am 1. April 1943 vom Nachrichtendienst der deutschen Luftwaffe durchgegeben wurde:

«Am Abend des 31. März 1943 entkamen sechs gefangene britische Generale aus einem Kriegsgefangenenlager bei Florenz. Sie sprechen gut deutsch. Es ist möglich, dass sie während ihrer Flucht Sabotageakte versuchen und zu diesem Zweck in deutschen oder italienischen Uniformen oder in Zivilkleidung erscheinen. Es ist daher besonderes Augenmerk auf unbekannte Personen in deutschen oder italienischen Uniformen oder in Zivil zu richten. Betreten solche Personen militärische Einrichtungen oder Hauptquartiere, müssen sie unter allen Umständen ihre Ausweise vorzeigen. Die vorgewiesenen Papiere sind sorgfältig zu prüfen, um Täuschung durch Fälschungen zu vermeiden.»

Dies wurde von der Royal Air Force in Italien aufgefangen und in einem Mitteilungsblatt des Geheimen Nachrichtendienstes veröffentlicht. Wir Armen! Wir waren weit entfernt davon, etwas so Verwegenes und Farbenprächtiges zu planen; unser einziges Ziel war vielmehr, militärischen Einrichtungen so fern wie möglich zu bleiben. Der Feind verwechselte uns mit Helden.

[Durch das besetzte Frankreich gelangte der Verfasser nach Spanien.]

Herbst 1943

Barcelona war wie eine Offenbarung für mich. Die hell erleuchteten Strassen, in denen Soldaten und andere Zeichen des Krieges fast völlig fehlten, erinnerten mich an eine Welt, die ich vergessen hatte. Wie ich mit Mr. Francis (dem stellvertretenden britischen Generalkonsul) entlang der Küste zur Stadt fuhr, kam etwas von diesem Frieden der

alten Welt wieder zu mir. Es war bezaubernd, in kleine Buchten zu kommen, wo Dörfer mit erleuchteten Fenstern behaglich lagen und die Strassenlampen auf das stille Mittelmeer leuchteten.

Aber ich war begierig, weiterzukommen, und plagte die Leute auf dem Konsulat täglich, die Erlaubnis für die Abreise zu beschaffen. Das war nicht leicht. In Spanien scheint nichts leicht zu sein, wenn die Bürokratie eingeschaltet werden muss. Mr. Francis veranlasste mich, den kommandierenden General von Katalonien, General Moscardo, zu besuchen, da er vielleicht durch seinen persönlichen Einfluss förderlich sein könne. Ich freute mich, diesen Nationalhelden Spaniens kennenzulernen. Er war es gewesen, der die Verteidiger des Alcazar während vieler Wochen heldenhaften Kampfes gegen die Roten Streitmächte geführt hatte. Zu Beginn, ehe die Telefonverbindung abgerissen war, hatten die Belagerer seinen Sohn gefangengenommen und diesem befohlen, seinem Vater telefonisch zu sagen, dass er erschossen würde, wenn der Vater die Festung nicht übergäbe. Er wankte nicht einen Augenblick. Er sagte dem Jungen, wenn er schon sterben müsse, so sei es gut, dass er für Spanien sterbe, sein Vater würde weiterkämpfen. Der Sohn wurde erschossen. Später wurde Moscardo einer der Helden Spaniens.

Als ich den vor der Zeit gealterten, aber aufrechten und soldatischen Mann sah, wurde mir bewusst, dass er mehr gelitten hatte als die meisten Menschen. Ich sagte ihm, dass selbst in meinem Lande seine Geschichte wohlbekannt sei und dass die Bewunderung der Menschen für sein Opfer ihre politischen Meinungen übertreffe.

Er versprach, mir zu helfen und sofort nach Madrid zu schicken, um bei der Regierung meine baldige Freilassung zu erwirken. Ich könne mit einer zustimmenden Antwort in ein oder zwei Tagen rechnen. Aber die Zeit verstrich, und nichts geschah. Wie konnte das auch sein, da Samstag ein Ruhetag ist, an Sonntagen nicht gearbeitet wird und es dann an den Montagen nicht leicht ist, mit der aufgelaufenen Arbeit der vergangenen Tage fertigzuwerden. Schliesslich kam die Genehmigung doch, und der Konsul reservierte sofort einen Platz für mich in einem Flugzeug, das Barcelona am nächsten Tag um zehn Uhr verliess.

Als wir uns dann dem vor Madrid gelegenen Flugplatz näherten, war ich einen Augenblick lang verzweifelt, denn ich sah eine grosse

Zahl deutscher Flugzeuge auf dem Boden. Es waren offensichtlich Militärmaschinen, beredte Zeugnisse von Spaniens «Neutralität». Ich war froh, dass mich Mr. Haslam von der Botschaft dort abholen wollte.

Zwei Tage verbrachte ich in Madrid und sah mir an, was ich nur konnte. Vor allem ging ich zum Eskorial, diesem herrlichen Palast, den Philipp II. im Schutz der Guadarramaberge erbaut hatte, die Grabstätte der letzten Könige Spaniens und ihrer Frauen. Die Goya-Wandteppiche waren ein Grossteil der Mühe wert, die ich aufgewandt hatte, um zu ihnen zu gelangen.

Ich kam zur Stadt auf der Strasse zurück, die Francos Heer bei seinem Vormarsch auf Madrid hinuntergezogen war. Man konnte die Geschichte dieses Vormarschs Schritt für Schritt ablesen. Alle Bergkuppen hatten Schützengräben, alle Brücken waren gesprengt. Als wir näher herankamen, zeigten die Häuser starke Spuren des Krieges, und viele Dörfer waren fast völlig zerstört. Noch jetzt, nach fünf Jahren, war wenig für ihren Wiederaufbau getan.

Das Universitätsgelände erinnerte mich an Ypern nach dem vorigen Krieg. Die grossen Säle, die die Roten Streitkräfte fast drei Jahre lang hartnäckig und erfolgreich verteidigt hatten, waren eine Masse zusammengestürzter Ruinen. Ich konnte die Löcher sehen, die die Verteidiger in die Strassenböschungen gegraben hatten, um weiterkämpfen zu können, wenn die Wände keinen Schutz mehr bieten sollten. Keine Seite hatte die Tapferkeit für sich gepachtet, und beide schienen eine ausserordentliche Fähigkeit im Ertragen von Leiden zu haben.

An einem sonnigen Sonntagnachmittag rollte mein Zug über den Rand der spanischen Hochebene und wand sich eine Schlucht hinunter ins Tiefland. In San Rocque holte mich ein Offizier aus Gibraltar ab, der mich die letzten zwanzig Meilen zum Felsen hinüberfuhr. Ich war auf britischem Boden.

RUDOLF HÄUSSLER, Deutschland

geboren am 11. Juni 1913 in Ulm/Donau, gefallen am 25. Januar
1944 in Britzkoje bei Winniza (Russland)

6. April 1943 [Russland]

Wir haben die Stellung nördlich des Kuban bis zwanzig Kilometer vor Temrjuk aufgegeben. In unsere Flanke, in das weite Sumpfgebiet zwischen Kuban und Adagud, gegen das unsere Division die Front mit dünnen Linien zu halten hat, drang der Russe in den letzten Wochen und Tagen mit drei frischen Divisionen ein. Das Artillerief Feuer, das auf unserem ganzen Divisionsabschnitt liegt, hat bis jetzt noch nicht nachgelassen.

In einer wichtigen Sache war ich vorgestern beim rumänischen Regiment, das unserer Division seit einigen Wochen unterstellt ist. Um acht Uhr morgens schwang ich mich in den Sattel; in übermütigen Sprüngen setzte «Ursula» über Gräben und Bachläufe. Der Ort Sodowoj, in dem sich der rumänische Gefechtsstand befindet, liegt seit etwa sechs Tagen unter dem Feuer von einem Dutzend russischer Batterien.

Über dem Dorf, in das wir hineinritten, geht ein breiter Feuerüberfall von Salvengeschützen mit unheimlichem Getöse nieder. Die Pferde scheuen. Aus dem bläulichen Rauchvorhang der Salvengeschosse steigen die schwarzen dicken Wolken der schweren Artillerieeinschläge. Auf der trostlosen Strasse, an der kein Baum und keine Hecke steht, bewegt sich ein einziges Panjefahrzeug mit einem kleinen, buckligen Rumänen frontwärts; ein deutscher Meldefahrer ist zu sehen. Wir setzen uns in Galopp, erreichen die Behelfsbrücke am Südausgang des Dörfchens, parieren zum Schritt durch. Mitten auf der Brücke scheuen die beiden Tiere wegen einer schweren Wurfgranate, deren Geschossherben weit über den Acker hinspritzen. Die Pferde gehen hinten und vorne hoch und reissen sich an den schlechten Planken fast die Eisen von den Hufen. Es kommt ein Wagen mit Verwundeten; einige sind schon mit Zeltbahnen zugedeckt. Bei den ersten Häusern springe ich aus dem Sattel. Der Gefechtsstand der Rumänen ist tief, sehr tief unter eines der Häuser eingegraben. Kein Fenster, keine Lampe; nichts als der Tagesschein vom Einstieg her. Drei Telefonapparate

auf einem kleinen Tischchen. Geöffnete Karten liegen auf dem bescheidenen Lager umher, das aus einem dickbauschigen Federbett besteht. Oberst Florescu trägt seinen dicken Pelzmantel.

Er begrüsst mich warm. Wir kennen uns schon einige Zeit. Wider meinen Willen werde ich von ihm, seinem Adjutanten und einem Battaillonsführer in ein langes Gespräch gezogen, das wir auf Französisch führen. Sehr bald begreife ich, dass ich zum Überbringer vieler, meist berechtigter Fragen und ernster Sorgen ausersehen werde.

Die Rumänen, die sich in unserem Divisionsverband immer tapfer geschlagen haben, leisten ihr Äusserstes. Wenn man ihnen aber mehr aufbürdet, als sie zu tragen vermögen, so ist das ein deutscher Führungsfehler (Stalingrad!).

Seit Monaten steht das rumänische Regiment im Kampf, seit Wochen im Schwerpunkt der Kämpfe, seit Tagen in ununterbrochenem schwerstem Artilleriefeuer. Die Truppe, die bisher im Gebirge eingesetzt war, ist diesem Inferno ebenso wenig gewachsen, wie ein bayrischer oder schwäbischer Jäger in den ersten Wochen die russischen Panzer gewöhnt ist. Während unseres Gespräches rüttelt und schüttelt die feindliche Artillerie, dass die Erde auf die Karten niederbröckelt. Ich verabschiede mich, obgleich man mich zum Essen eingeladen hatte; ich will meine alte Abteilung besuchen, die gemeinsam mit rumänischen Batterien das ungleiche Duell an diesem Brennpunkt der Front bestreitet. Die alten Kameraden sitzen aufrecht in der Hütte. Der neue Kommandeur nimmt mich mit herzlichen Worten auf. Allein in den letzten Tagen sind fünf Artillerie-Offiziere, die ich gut kenne, verwundet worden. Solange ich bei ihnen sitze, bange ich um mein schönes Pferd. ‚Ursula‘ spitzt aufgeregt hinter der zerfallenen Scheune, an der sie kurz angebunden ist, ihre kleinen schwarzen Ohren und stampft mit zitternden Flanken bei jedem Krach den Boden.

Wir reiten wieder in hoher Gangart zum Dörfchen hinaus bis zu einem Sowchos. Philipp H., der Kommandeur der schweren Abteilung, spricht über die spanische Hofreitschule und den alten Reitergeist. Er ist ein alter Kavallerist, und ausgerechnet ihn hat man zum Kommandeur einer motorisierten Abteilung bestimmt; aber immer noch stehen zwei Pferde in seinem Stall. Wie schön waren seine letzten Worte: dass er später auf jeden Luxus verzichten wolle, wenn er nur ein schönes Pferd reiten könne; auf einem Pferd vergässe er allen Schwindel der Welt.

Je mehr ich über den Ausgang dieses Krieges, über den möglichen Zusammensturz, nachdenke, desto mehr komme ich darauf, dass es in jedem Fall schrecklich sein wird. Was noch bleibt, ist lediglich, sich einen eigenen Kreis zu schaffen – in der Familie und im eigenen Heim, in dem noch die alte Kultur gepflegt werden soll. Hier hinein muss man an äusseren und inneren Werten der temps passé bringen, was nur möglich ist. Ich kenne so viele gute Menschen im Offiziersrock und unter den Soldaten, die mit mir die gleiche Skepsis herumtragen. Mir scheint, dass noch zu keiner Zeit die Menschenverachtung so weit getrieben worden wäre.

Eine letzte Feuerzone ist zu durchreiten. Es regnet jetzt heftig; ein dichter, lauer Regen fällt wie ein Schleier nieder. Durch die Nebelschwaden sieht man die Einschläge nicht mehr. Die letzten Störschüsse begleiten uns bis zum Stall.

Das ist, alles in allem, ein sehr ergiebiger Tag gewesen. – Gestern nun ein neuer Fang: vier russische Fallschirmspringer mit Funkgeräten! Sie hatten Auftrag, unsere Verteidigungsverhältnisse zu erkundigen; ausserdem führten sie Sprengmittel bei sich, die sie an Brücken und dergleichen Objekten ansetzen sollten. Es sind achtzehnjährige Burschen mit verfilztem, dichtem Blondhaar und breiten Backenknochen in zerschlissenen, schlammgetränkten Wattekleidern; in den Taschen haben sie noch Ersatzbatterien für das Funkgerät, Spezialzündhölzer für die Zündschnüre, ein Stück magnetischen Eisens und einen deutschen Fahrplan neuester Ausgabe über Urlauberzüge auf der Krim und in der Ukraine. –

Es gibt nun hier keine Kuh mehr im ganzen Dorfe, das mehrere hundert Häuschen hat. Die verborgenen Zwiebeln, die jetzt in den feuchten Boden gesteckt werden, die verheimlichten Kartoffeln, die jetzt ausgegraben werden, ein Sack voll Sonnenblumenkerne und etwas Mais – das ist wohl das einzige, was den armen, geschundenen Leuten noch geblieben ist. Es tut einem weh, Kinder mit einem scheusslich groben, undefinierbaren Brot und einem verbeulten Emailschüsselchen voll Wasser zu sehen. Sie sprechen nicht, sie lachen nicht, sie schauen nur stumm aus ihren gelblich-blassen Gesichtern.

TADEUSZ HÜLLENDER, Polen
geboren am 30. Mai 1910, gefallen in Warschau, am 31. Mai 1943

Die fünfte Jahreszeit

Im Frühling
— lebe ich nicht mich selbst – die Blumen wachsen für mich.
Im Sommer
— atme ich tief und schwer durch die purpurne Blüte.
Im Herbst
— verwandle ich welke Gedanken in vergilbte Blätter.
Im Winter
— fürchte ich den Tod in weissen Schneegestöbern.
Und nur im Dämmer
— schweb' ich mit leichten Flügeln zur fünften Jahreszeit.
Denk nicht
— dass ich etwas von ihr weiss. Sie ist nicht auf dieser Erde.

NAPOLEON LAPATHIOTIS, Griechenland
geboren 1893, gestorben 1942 durch die Entbehrungen der Kriegszeit

Am Morgen

Wie nun das erste Morgengrauen auf ging
und die Nachtschatten langsam zu den Sternen flohen,
sang süß das Feld, wie eine Harfe Aeoliens,
und lösten sich die Beete in samtene Rosen . . .
Dann trillerten die Spatzen, und die Pinien rauschten,
und auch sie tranken diese blaue Hoffnung wie die Schwämme,
und die Salbeien stark und andere Blumen taufrisch,
sie öffneten ihr Herz und waren Geigen, alle! . . .

(Dann flohen die Nachtschatten langsam zu den Sternen.)
... Kühl rauscht Kristallen gleich der Bach zwischen den Pinien,
Küsse und Silbertropfen strudelt er und zwitschert,
wie er die Beete umfließt und in die Schlucht herabfällt. . .
Da brach die Nacht die Sterne, als es graute,
in Tränen brach sie aus, in Tau und Glitzersteinen
und die glanzlosen Pflanzen wachten auf als Könige.
Dennoch tief in der Schlucht die Nebelschleier bleiben,
auch wenn die Hähne sie mit Morgenkrähn durchstossen . . .

Dann tropfte tief in mich hinein nur Heiterkeit.
Ich sagte, alles ist gut an diesem klaren Morgen,
das viele klare Wasser mit dem blauen Lachen,
– Küsse und Lilien, Strudel und der blaue Friede,
(Irgendwo auch die samtene Rosen in der Nähe
öffneten weit ihr Herz – und alle waren Geigen! . . .)
Gut auch die sanfte Quelle, die so tröpfelte,
und auch die Brisen, die so lieblich wehten,
und nur ich bin voll Wunden – Liebesleiden . . .

ALUN LEWIS, Grossbritannien

geboren am 1. Juli 1915 in Aberdare, gefallen im März 1944 in Burma

An Bord, Herbst 1942

[Im Indischen Ozean]

Zwei Nachmittage und Abende an Land in Südafrika zu verbringen, war für mich ein bedeutsames Erlebnis. Eine grosse Stadt mit Wolkenkratzern und pseudo-amerikanischen Geschäften, verkommenen Nippesläden, vielen Kinos und Hotels, und eine bewusst westliche Lebensweise, vervollständigt durch unechte einheimische Gebräuche. Rikschas, gezogen von Jungen in Lendentüchern oder Hosen aus grobem Drillich, alle barfuss, Züge, Kinos und Konzerte, für Europäer reserviert; schwarze Jungen, die mit ihren Flanelljackets und Pfeifen und den Schimpfworten, die sie von Tommies auf gegabelt haben, die Weissen nachäffen; ein Eingeborenenbasar mit allem Gestank und aller Farbigkeit, die Du Dir nur vorstellen kannst, grosse, olivenbraune Frauen, die nichts weiter als einen Bastrock und einen hohen Stammeshut tragen, der mit Glasperlen bestickt ist, Säuglinge auf den Rücken gebunden, kleine, runzlige Eingeborene, die in ihren Buden voll trockener Häute und Tang auf dem Boden hocken. Indische Frauen mit zarten Profilen in hellblau und rosa Saris gekleidet, verkaufen Kartoffeln auf den Bürgersteigen.

Ich ging mit Jack an Land, und ein älteres Ehepaar, ein Bankbeamter und seine Frau, deren Gesichter ich schon vergessen habe, luden uns zu einem kühlen Trunk in ihre Wohnung ein. Am nächsten Nachmittag haben wir einen Ausflug in ihrem kleinen Austin gemacht, um die Gegend zu sehen.

Die Weissen sind alle sehr besorgt um ihre Zukunft, zunächst wegen der schwarzen Stämme, die störrisch gegenüber den Einschränkungen der Gesellschaft werden und in ihrer Erziehung so schnell voranschreiten, aber auch im Hinblick auf die indische Gemeinde, deren Mitglieder ursprünglich als Kulis kamen, jetzt ausserordentlich gedeihen und allgemein abgelehnt werden; von der Gesellschaft, von Busfahrten, Kinobesuchen und Tanzveranstaltungen sind sie ausgeschlossen. Als Folge bauen sie ihre eigenen Kinos, kaufen ihre eigenen Wagen und siedeln sich in Dorfgemeinden an, wo sie Gemüse, Bananen und Mais bauen, um sie in der Stadt zu verkaufen.

Es ist ein erstaunliches Beispiel der friedlichen Durchdringung, die einer neuen Bevölkerung gelingt, welche schwerer arbeitet und billiger lebt als die ursprünglichen Einwohner und dadurch zu ihrem wirtschaftlichen Konkurrenten wird. Ich kann manchen meiner Freunde nicht beipflichten, die sich nach dem Kriege in Südafrika niederlassen möchten. Ich glaube, dass das Land viel grausamere Probleme hat als Europa, und ich zweifle, ob es auf eine Lösung der Probleme lossteuert. Es ist nicht möglich, ein Volk gleichzeitig zu erziehen und zu unterdrücken – wenn man dies versucht, wiederholt man den Kampf um Indien.

9. Mai 1943 [In Indien]

In Bombay besteht der Cricket Club aus einem grossen Cricketplatz mit riesigen Tribünen aus Beton wie in einem Fussballstadion. Wir sitzen hier in einer Art Gehege mit Teestuben und Klubräumen. Der Klub gehört den Indern, und sie erlauben den Weissen, ihn zu besuchen.

Ich könnte hier in Indien glücklich sein, aber nur, wenn Grossbritannien und Indien gute Freunde wären. Wenn Indien wirklich in eine Reife wie bei uns zu Hause hineinwüchse, dann könnte ich alles geniessen, was hier zu geniessen ist. Im Augenblick durchlebe ich alle Vergnügungen und tue nichts, als die Zeit totschiessen. Da wir heute frei haben, blieb ich im Bett liegen, statt zum Frühstück zu gehen, und dann bummelte ich den staubigen Pfad entlang, der vom Strande landeinwärts führt. Eigentlich ist die Gegend dort sehr hässlich. Wenn man sie als Ganzes sieht, bietet sich ein herrlicher Anblick von Binnenflüssen, palmenbewachsenen Hügeln und Dörfern auf jeder trockenen Anhöhe. Aber spaziert man herum und prüft diese Gegend genauer, so findet man Schlamm, schlüpfrige Chamäleons und Krebse, die im Schlamm leben, verfallene Häuser und üblen Gestank, dreckige Abfallhügel mit lärmenden schwarzen Krähen.

Nach dem Mittagessen fuhren wir mit dem Taxi zum Crawford Markt, um uns dort nach Seide für Dich umzusehen, doch die Läden waren alle zu. Nachdem wir unsere Schuhe auf der Treppe zurückgelassen hatten, gingen wir in die grosse Moschee. Sie war schlicht, sauber und kühl. Heute stehe ich der Religion überaus gleichgültig gegenüber,

weil ich gegen mich selbst recht hart bin, und weil jeder meiner Wünsche ein egoistischer ist: – der Wunsch zu überleben, zu existieren. Ich glaube nicht, dass Gott sich dafür interessiert. Daher habe ich die Mosesche nicht mit den Augen eines Gläubigen gesehen, sondern wie ein Fremder, der die Sitten anderer Leute betrachtet.

Karatschi, 12. August 1943

Erzähle mir von London; hast Du in St. James's Park gesessen, die Enten beobachtet und mit den spielenden Kindern gesprochen, oder warst Du in den Gemälde-Galerien? Ich bin eigentlich noch immer mit uns beiden böse, weil wir vergangenes Jahr jenen herrlichen Toulouse-Lautrec nicht gekauft haben – er wäre uns eine ständige Freude gewesen, und wir haben ihn einfach dort gelassen. Ach ja! Ich wünschte, wir wären jetzt in Christophers kleiner Kornkammer verborgen und nicht hinausgeschleudert in den Wettstreit grosser Reiche, die sich um Blut, Öl und Kokosnüsse raufen. Der Friede ist manchmal schwer zu finden. Aber Du darfst diese schrecklichen Befürchtungen nicht haben, Du machst mich nervös, und ich müsste Dir eigentlich einen Klaps geben. Ich sage Dir, wir können es uns nicht leisten, der Phantasie freien Lauf zu lassen – wenn man erst nachzudenken beginnt, ist alles aus. Ich werde hart, auch Du musst es werden . . .

Karatschi, 21. September 1943

Ich bin an dem Krieg im Osten jetzt sehr interessiert, sowohl wegen des militärischen Problems, als auch, weil diese Länder und Völker mir eine ständige Quelle des Staunens sind; so fremd und eigentümlich und verschieden von unserer kleinen, geschlossenen, hastigen westlichen Welt. Jedesmal wenn ich einen indischen Bauern betrachte – besonders wenn wir gerade irgendeine phantastisch anstrengende Übung durchführen –, fühle ich mich ganz friedlich, denn der Bauer ist so völlig anders, ruhig und gelassen, dass ich weiss, meine kleinen vorübergehenden Aufregungen und Sorgen existieren in seiner Welt gar nicht und werden daher verschwinden, weil sie nicht allgemeingültig sind. Ich glaube nicht, dass ich dieselbe Gelassenheit in den verhungerten Dörfern von Bengalen verspüren würde, wo es entsetzliche

Anblicke menschlicher Armut gibt; aber hier in Karatschi, wo jetzt die Berge und Dörfer durch den köstlichen Regen schön und festlich sind, sind auch die Bewohner schön.

Es ist wirklich ein wunderbares, phantastisches Land, aber etwas scheint an den Wurzeln faul geworden zu sein. Ich verspüre im Volke eine verborgene, spöttische, feindselige Strömung gegen uns. Ich lese gerade ein gutes Buch über Indien von Edward Thompson, ein gründliches, vorsichtiges und beunruhigendes Buch, welches bei mir den Gedanken hervorgerufen hat, wir kämen zu keinem Frieden mit den Indern, bis wir mit ihnen gekämpft hätten – ich bin darüber sehr niedergeschlagen, denn mein Herz ist doch am rechten Fleck ... Ich glaube, dieses Problem ist für uns zu gewaltig. Ich wünschte, ich wäre nach Indien als Arzt oder Lehrer oder Fürsorger gekommen – alles, bloss nicht als Soldat. Es ist nicht schön, Soldat in Indien zu sein.

22. Dezember 1943

Ich fühle mich Dir ganz nahe, wenn Du so ausführlich von Deinem Tagesablauf und von Deinen Gedanken schreibst. Dieser Tatsache werde ich mir immer wieder bewusst. Deine Gedanken stehen stets in sehr enger Beziehung zu dem, was Du beschreibst. Und obwohl Du Dich weigerst, den Sprung ins Metaphysische und Tiefsinnige zu tun, wie ich es tue, erreichst Du einen tiefen Eindruck, da Deine Gedanken immer Deinem Tun entsprechen; ähnlich der überwältigenden Wirkung, wie sie Rilke in seinen «kleinen» Gedichten erzielt. . .

Vergangene Woche habe ich eine Reise von dreihundert Meilen gemacht, um mir den Dschungel anzusehen. Es war ein einmaliges Erlebnis. Man betritt eine andere abgeschlossene Welt, entrückt, ruhig, gleichgültig, friedlich: Die eigenen Sorgen und Ängste treten dadurch in den Hintergrund und bleiben draussen in der Welt der Strassen und Plätze. Die Bauern sind anders in den Dschungeldörfern. Kleine Lehmhütten und Bananenplantagen, ein eingetretenes Stückchen Erde, um das Getreide zu dreschen, ein kleiner Tempel, darin Garben in einem wiegenartigen Gestell aufgehängt, wie beim Erntedankfest, kräftige Mädchen, dürre, lächelnde, argwöhnische Männer. Die ganze Unterhaltung als Pantomime. Wie die Schlangen, denen wir begegneten, greifen auch sie nicht an, solange man sie nicht bedroht. Und sie

wollen es auch nicht. Wir töteten eine herrliche Kreuzotter, so schön, zu kalt am frühen Morgen, um sich schnell genug wegzuschlängeln: der Tau glitzerte auf der herrlichen, diamantenen Haut.

An die Eltern:

Burma, 19. Februar 1944

Tausend Dank für Eure Neujahrgrüsse. Eure Wünsche für meine Sicherheit und mein Wohlergehen werden mich auf allen Wegen schützen. Ich werde dieses Bewusstsein mit mir tragen, wohin auch die kommenden Monate mich führen werden. Und Ihr beiden Lieben, passt gut auf Euch und auch auf Mair und Gweno auf – ich vermisse Euch alle sehr: mehr als ich jemals sagen oder Euch fühlen lassen kann. Ihr habt mich mit Glück und Liebe überschüttet, habt mich all die Jahre, die wir zusammen waren, so sicher geführt. Die Welt härtet einen Menschen ab, er wird kleinlicher, argwöhnischer und vorsichtiger, aber der Junge, dem Ihr das Leben schenktet, ist tief im Innersten unter der äusseren Schale des Artillerieoffiziers immer noch wie er war: und was auch diesem Offizier geschehen mag, meine Liebe und mein innerstes Selbst werden nicht geringer werden, denn sie waren von Anfang an rein und echt.

Verzeiht mir, wenn ich Euch mit diesen Zeilen weh tue. Ich sage es nur, weil es unbedingt einmal gesagt werden muss. Ich sage es eigentlich mehr mir selbst als Euch.

AMBIKACHARAN MAJUMDAR, Indien

geboren am 31. Mai 1905 in Kalkutta, umgekommen bei einem Luftangriff im März 1945

Sommer 1943

Viele Ortschaften und viele Gebiete auf unserem Erdboden, deren Existenz für die Allgemeinheit ohne jede Bedeutung war, und deren Erwähnung vor Kurzem leises Erstaunen hervorgerufen hätte, sind durch den gegenwärtigen Krieg plötzlich in den Vordergrund der Ereignisse gerückt.

Imphal und Manipur sind Namen, die auf dem heutigen indo-burmesischen Kriegsschauplatz zu einer hervorragenden Bedeutung gelangten. Mehrmals ist in den vergangenen Tagen der Name Imphal erwähnt worden, und man wird sich gefragt haben, warum die japanischen und die national-indischen Streitkräfte unter der Führung Subhas Chandra Boses diesem Orte eine derartige Bedeutung beimessen. Imphal ist der neue Name der früheren Stadt Manipur an der indo-burmesischen Grenze. Als wichtiger, strategischer Punkt und eine der hauptsächlichsten Operationsbasen ist diese kleine Stadt Imphal für die Engländer von grosser Bedeutung. Die japanischen Streitkräfte und die indische Nationalarmee rücken aus drei Richtungen auf die Stadt vor, und das britische Oberkommando in Indien unter Lord Louis Mountbatten sah sich gezwungen, auf den möglichen Verlust des für die Briten wichtigen Stützpunktes hinzuweisen. Die Eroberung Imphals und damit auch des Staates Manipur wird für die Freiheitsarmee ein Ereignis von weittragender Bedeutung sein.

Das soziale Leben dieses kultivierten kleinen Volkes ist äusserst interessant. Im Gegensatz zu den vom Islam beeinflussten nordindischen Gebieten erfreuen sich die Frauen von Manipur einer ausserordentlichen Freiheit, die altindische Sitte, sich den Lebensgefährten selbst zu wählen, gilt dort heute noch. Die Schönheit der Frauen Manipurs ist in ganz Indien berühmt. Von ihrem Zauber weiss auch das alte Epos Mahabharata zu erzählen, und es geht die Sage, dass der grosse Held Arjuna, als er während seiner Exiljahre nach Manipur kam, von der unbeschreiblichen Schönheit der Prinzessin Tschitrangada so entzückt war, dass er sie zu seiner Gemahlin nahm. Diese Ge-

schichte beweist, dass Manipur auch in der altindischen Welt ein bekannter Name war und zwischen ihm und dem alten Indien eine Verbindung bestand.

Das Volk von Manipur ist künstlerisch hochbegabt; die regierende Fürstenfamilie übt selbst alle Künste aus und gewährt dem Volke jede Unterstützung. Die Tanzkunst hat sich zu so hoher künstlerischer Blüte entwickelt, dass sie unter den Kennern und Liebhabern in Indien gebührende Anerkennung gefunden hat. Der verstorbene Dichter Rabindranath Tagore hat in seiner Schule diesen Tanz eingeführt, und heute besitzt diese Schule ein eigenes Ballett, das diesen Tanz besonders pflegt. In allen Jahreszeiten feiert das Volk Feste, von denen das Frühlingsfest das schönste und ersehnteste ist. In den Vollmondnächten des März, wenn das ganze Tal von klarem silberartem Mondschein erfüllt ist, ertönt aus der Ferne die sagenhafte Flöte Manipurs: das Zeichen ist gegeben. Die Frauen und Männer in ihren wunderbaren farbenprächtigen Festgewändern sammeln sich auf dem freien Platz; mit Musik und Tanz beginnt das Rasalitifest, das die uralte Liebesgeschichte Krischnas und Radhas in symbolischer Form darstellt. Das ganze Volk nimmt daran teil, und das Fest setzt sich tagelang fort.

Heute, wo die nationalindische Befreiungsarmee in ihrem siegreichen Vormarsch sich den Toren Manipurs nähert, wird jedes Herz vor Freude und Erwartung höher schlagen. Die Befreiung Manipurs von dem britischen Ausbeutungssystem bedeutet für die Engländer nicht nur den Verlust einer wichtigen Operationsbasis, sondern auch die Bedrohung der Ebenen Bengalens und Assams. Mit Erreichung der Strasse, die Manipur mit den Hauptverkehrsstrassen Assams und Bengalens verbindet, wird die Überwindung des gebirgigen Terrains erleichtert, und es ist anzunehmen, dass schon vor dem Einsetzen der Regenzeit die national-indischen und japanischen Streitkräfte einerseits nach Tschittagong und andererseits über Siltschar nach dem Brahmaputra eine grosse Strecke zurückgelegt haben werden. Nach den neuesten Berichten zu urteilen, haben die japanisch-indischen Kräfte Manipur umgangen und sind nach Siltschar vorgerückt. Was für gewaltige revolutionäre Kräfte der siegreiche Einzug Boses mit seinen Verbündeten, den Japanern, in Bengalen auszulösen vermag, kann keiner ermessen, der den politischen Einfluss Boses auf die Bengalen nicht kennt.

Aus einer späteren Aufzeichnung:

Die Ausgrabungen in Mohenjo-Daro in Sind und in Harappa im Punjab haben die Reste einer längst vergessenen Kultur zutage gefördert, die in ihrer Ausdehnung, Grösse und in ihrem Alter in mancher Hinsicht der sumerischen und der ägyptischen Kultur des alten Reiches gleichstand, ja in vieler Hinsicht sie auch übertraf. Die Funde an diesen beiden Stätten, die mehr als 650 Kilometer voneinander entfernt sind, beweisen, dass vor Jahrtausenden über das riesige Gebiet vom Punjab bis Sind dieselbe Kultur herrschte. Diese Kultur, die man heute die Indus-Kultur nennt, muss sich weit östlich von Harappa ausgedehnt haben, denn Spuren der Ansiedlung des Indus-Volkes sind in der Nähe von Simla, dem Wintersitz der heutigen Regierung, entdeckt worden, und Sachverständige sind beinahe überzeugt, dass das Volk sogar bis zum Gangestal vorgedrungen sein muss. Weitere Spuren seiner Ausdehnung, 280 Kilometer westlich von Mohenjo-Daro, liefern einen Beweis dafür, dass diese Kultur ein Gesamtgebiet umschloss, das ungeheuer grösser war als Ägypten oder Sumer.

Kulturell gehörte das Indus-Volk zu der Epoche, die glänzende Zentren kultivierten Lebens überall in der Welt, besonders im Orient, geschaffen hatte. Zu dieser Epoche gehörten Elam, Mesopotamien, Ägypten, Turkestan. Merkwürdig ist, dass wir, je mehr wir in die Vergangenheit zurückgehen, desto näher auf einen gemeinsamen Kulturtypus stossen, während die Verschiedenheit immer grösser wird, je mehr wir uns von der Vergangenheit entfernen. Man muss sich vergegenwärtigen, dass sich diese Kultur einst vom Mittelmeer bis zum Gangestal ausdehnte und dass nicht nur der alte, sondern auch der heutige Orient dieses gemeinsame Erbe hinter sich haben.

FALCO MARIN, Italien

geboren am 3. Mai 1919 in Florenz, gefallen am 25. Juli 1943 in
Trebnje, Jugoslawien

Brà, 13. November 1942 [Jugoslawien]

Die Geschichte unserer Zeit ist seltsam, wie eine nordische Sage von Trollen, wie Peer Gynts Erlebnisse im Reiche der Trolle mit all ihrer Gier. Man versteht nicht recht, was die Völker veranlasst, einander ununterbrochen seit Jahren abzuschlachten. Es gibt anscheinend keinen Grund dafür, auch die Wirtschaftsberechnungen liefern keinerlei Vorwand. Reform der Besitzverhältnisse, Machtwille, Ausdehnungsdrang und «Lebensraum» sind in aller Munde, aber nur wenige sehen deren Notwendigkeit ein, und sehr wenige machen praktische Erfahrungen damit. Vielleicht spricht man auf der Gegenseite von Idealen wie Freiheit, Menschlichkeit und gesellschaftlichem Fortschritt mit mehr Begeisterung?

Unterdessen bezahlt unsere Generation, eine bleiche und leidende Generation, unaufhörlich mit dem Opfer ihrer besten Tage für das materialistische Ideal des Wohlergehens. Jeder will sich einsetzen für ein Prinzip, das jedem nützt, aber je mehr er es tut, umso mehr muss er hingeben für eine Sache, die von seiner Person beinahe abstrahiert. Meine Welt war anders gedacht.

15. Dezember 1942

Am Abend, wenn ich in den tiefen Himmel schaue und fühle, wie sich meine Person im Unermesslichen verliert und mein kleines Ich vergeht, zittere ich vor Furcht und sage mir: Glücklicherweise werde ich mich nie so entgrenzen, und immer wird etwas von mir übrigbleiben, etwas wesentlich mir Eigenes, hoch über all dem, was ich jetzt besitze.

In Slowenien, Kommando 59, 4. Februar 1943

Ich habe mich sehr für die Menschen in Slowenien interessiert. Die Häuser liegen verstreut in den Wäldern und auf den Hügeln zwischen

den Weinbergen. Dörfer sind selten und winzig: ein paar Häuser um eine Kirche und ein Gemeindehaus. Die Landschaft ist melancholisch: Hügel, soweit das Auge reicht, wie Wellen auf dem Meer, und gleichförmige Wälder, Weiden und Weinberge.

Es ist keine Landschaft wie bei uns, wo das Gelände unaufhörlich belebt wird durch Veränderungen und harmonisiert durch einen hohen Himmel, ein helles Licht, das mit seinem Wechselspiel alle Flächen belebt. Hier liegt keine Helligkeit in der Luft, im Gegenteil, der Himmel scheint auf uns zu lasten, und die Hügel im Vordergrund sind denen im Mittel- und Hintergrund sehr ähnlich. Es gibt hier nur das Gefühl der Weite. Krähen, Wildenten und Spatzen kreisen scharenweise langsam am Himmel, Schweine wühlen im Schlamm an den Strassen. Es ist ein fruchtbares, sehr fruchtbares Land. Ursprünglich stellte ich es mir als eine Art Karst vor, nur viel weiträumiger. Aber es gibt hier nur lehmige Erde, soweit das Auge reicht, Hügel aus Lehm, Ebenen aus Lehm und schlammige, sehr schlammige Flüsse.

Allgemein bleiben uns die Menschen, die wir an den Strassen, in den Türen und in den Fenstern sehen, fern; wir können nicht mit ihnen reden, in ihren Gesichtern wird nicht einmal der Hass sichtbar. Wenn man ihnen fest in die Augen sieht, werden sie plötzlich verwirrt und grüssen mit dem römischen Gruss, mit weit geöffneter Hand. Aber im Grunde kann man nicht einmal sicher sagen, wie sie es meinen.

17. Februar 1943

Für uns Italiener gibt es ein schweres Problem, das sich so formulieren lässt: entweder wir stärken unser «moralisches» Bewusstsein, oder wir werden aus der Geschichte ausgelöscht. Achte auf das Wort «moralisch». Es ist nicht das moralische Bewusstsein der Pietisten, und, leider, auch nicht das unserer Katholiken. Unser Zeitalter besitzt eine bestimmte Art von Bewusstsein, die den Einzelnen in die Notwendigkeit stellt, sich zu den Werten seiner Umwelt und der Geschichte, auf die sie wartet, zu bekennen. Diese Art zu leben ist so beherrschend, dass das Leben ausserhalb ihrer Grenzen nicht schön ist. Den Beweis hierfür liefern die Deutschen, die für ihre Welt kämpfen, jeder Einzelne von ihnen fühlt diese Welt so gegenwärtig, dass er mit allem einverstanden ist, was sie ihm näherbringt. Und was soll man

von den Russen sagen? Und gar von den Engländern und Amerikanern mit ihren riesenhaften Übertreibungen?

Wir allein kennen diesen Imperativ nicht; wir leben ohne diesen Reichtum. Wüsstest Du, wie traurig die italienischen Soldaten sind! Wenn sie sich klarwerden über den elenden Zustand, in dem sie leben, so suchen sie denen die Schuld zu geben, die zu Hause geblieben sind und ihnen nicht genügend moralische Unterstützung geben. Doch es ist Zeit, dass wir aufwachen, wenn wir nicht wollen, dass unser Land in den Fluten des Mittelmeeres und unsere Sprache in den Wogen der Barbaren untergehe. «Ausser der Erinnerung ist nichts geblieben» – sagt Foscolo, und, leider, bleibt auch uns wenig mehr als die Erinnerung.

An der slowenischen Front, 11. März 1943

Wenn die Seele sich einem Problem gegenüber sieht, das sie nicht lösen kann, empfindet sie eine Bestürzung wie vor den grossen kosmischen Phänomenen. Hunger und Schmerz erregen mich weniger als die geistige Unordnung, die mir schlaflose Nächte bereitet, wenn sie in mir wach wird. Stelle ich die Unordnung bei anderen fest, so erzittere ich und trete in Gedanken vor das Bild eines grossen griechischen Tempels mit seinen riesigen, stumpf kegeligen, dorischen Säulen aus Sand. Ich sehe dann den Sand langsam in der Sonne austrocknen, die Säulen zerbröckeln, unter ihnen aber erblicke ich eine Menge gefesselter Menschen, die wissen, was auf sie zukommt, und zitternd auf den riesigen Giebel schauen. Ich leide, und ich litte noch mehr, wenn ich unsere Zivilisation und unser Vaterland zusammenbrechen sähe wie jenen Tempel. Ein Sturm, die Geschichte, weht uns an, und wir begreifen nicht, dass es nötig ist, zu unseren Säulen zu eilen. Du weisst nicht, wie zerbrechlich unsere Säulen sind, durch meine, Deine und aller Italiener Schuld. Unsere moralische Kraft ist geschwächt, es mangelt am Sinn für die Pflicht. Während noch ein natürliches Zusammengehörigkeitsgefühl uns vereint, fehlt der präzise Wille, in irgendeiner Richtung etwas zu unternehmen, fehlt eine führende Gesellschaftsschicht, fehlen die Offiziere. Es fehlt nicht an mutigen und sogar kühnen Einzelnen, auch nicht an Tüchtigen, aber es fehlt an Verantwortlichen. Die Mannschaften beklagen sich, und auch sie ha-

ben recht, denn, sollte es im Leben eine Hierarchie geben, dann auch eine fundamentale Gleichheit, die nun vernachlässigt wird, vor der Pflicht aber sind wir gleich, alle miteinander!

Novo Mesto (Slowenien), 3. Mai 1943

Von all den Mauleseln, die hier, als wir ankamen, an einem Bretterzaun angebunden waren, hielt sich nur ein einziger noch auf den Beinen. Das Halfter war nicht mehr angeknötet, hing aber dennoch unbeweglich wie ein Stock über den Kopf herunter, als sei es von der Seele des Maulesels durchtränkt.

Ein Ohr leicht aufgerichtet, das andere ganz nach rückwärts gelegt, stand Laurino regungslos da, den Kopf schräg nach links unten geneigt. Sein Leib schien wie ein Sack auf Stützen zu sein; nur ein leichtes Pulsieren der Fontanellen über den halbgeschlossenen Augen zeigte noch Leben an. Von Zeit zu Zeit hoben die Soldaten in ihren Löchern den Kopf und sahen den Maulesel an. Einer, der in einem Schützenloch gerade unter dem Zaun hockte, sagte: «Jetzt jage ich ihn fort; wenn er hier getroffen wird, fällt er mir auf den Rücken.» Aber der Treiber empörte sich: «Lass ihn stehen, er war auch schon so lange beim Kommiss; er war in Afrika, und immer an der Front.» Die Splitter, die ein Geräusch verursachen wie eine Fliege im Glas, flogen summend vorbei und krachten mit trockenem Knall gegen den Putz des Hauses. Gegen Mittag kam die Meldung durch, Verstärkung sei unterwegs, und wir würden entsetzt. «In zwei Stunden kommen sie, hat der Funk durchgegeben.» Allgemeine Unruhe verbreitete sich in den Löchern. Erst jetzt wurde man sich bewusst, dass man im Schlamm gelegen hatte, im Wasser, dass man verdreht war von Blut, und dass man Verluste gehabt hatte . . . Die Soldaten fingen an, sich immer weniger vorsichtig zu bewegen.

Laurino blieb unbeweglich, immer noch auf den Beinen, und hielt den Kopf so tief, dass er dem Zusammenbruch nahe schien. Der Treiber, der sich auch ein bisschen bewegen wollte, ging auf ihn zu, und Laurino, der Drache des Regiments, mit dem sonst nur der Sizilianer Galatola fertigwerden konnte, liess sich streicheln und betasten von einem Treiber, der ihn erst seit vier Tagen an der Hand führte.

Gegen zwei Uhr hörte man die Mörser, gegen vier fing die ‚Breda‘ auf den Höhen gegenüber an zu tönen, und der Befehl kam durch: «Bereithalten zum Ausbruch, sobald die Verbindung hergestellt ist.» Man konnte die Leute nicht mehr zurückhalten. Plötzlich wurde ein höllisches Feuer über unseren Köpfen entfesselt. «Sie kommen!» hörte man, der Feuerüberfall war kurz und heftig gewesen. Der Feind hatte seine letzte Karte auszuspielen versucht, bevor die Verstärkungen eintrafen. Ich sah die Soldaten an und drehte mich auch nach der anderen Seite.

Laurino stand da mit fast erhobenem Haupt, die Ohren flach auf dem Nacken, und das Halfter war vom Zaun abgetrennt. Aus der linken Schulter quoll und sprudelte ein Quell dunklen Blutes. Dieses rote Blut war das herausfliessende Leben; alle standen wir still vor dem Geheimnis dieses roten Lebens, das so lange Leben ist, wie es in einem Sack aus Haut eingeschlossen bleibt. Draussen aber schien es Wasser, und es tränkte den Lehm gerade da, wo das Halfter den Boden berührte. Ich war geblendet, blieb stehen und betrachtete diesen roten Strahl. Es dauerte lange. Dann fing Laurino an zu zittern, und ich erhielt den Befehl, die Verwundeten zu sammeln und ging fort. Bevor ich aufbrach, kehrte ich zu unserer Stellung zurück. Niemand war mehr in den Löchern, es war nun fast Nacht. Verirrte Kugeln schwirrten durch die Luft, ich suchte Laurino und erkannte ihn unter den anderen, er schlug noch mit den Hufen. Dann wurde er still.

5. Mai 1943

Du sagst oft: Gib Dich nicht auf, verliere Dich nicht ins Nichts; aber ich fühle, wie der Boden unter den Füßen nachgibt. Ich bin stolz und glücklich, nicht ohne Gewissen und Pflichtgefühl auf die Welt gekommen zu sein, obgleich mich das unendlich viel Schmerzen kostet. Vielleicht wäre es bequemer, alles über Bord zu werfen und in der Vergessenheit zu leben, aber mir gelingt das nicht. Wenn ich an den Abgrund denke, auf den das ganze Volk zugeht – aber vielleicht irre ich mich, vielleicht gehen nur wenige auf diesen Abgrund zu. Lucia, in dieser Welt gibt es eine göttliche Gerechtigkeit und ein bestimmtes, menschliches Gleichgewicht, wir müssen für dieses Zeitalter zahlen.

Die Versager zählen nicht mit; wir haften auch für sie. Und düstere Tage ballen sich zusammen.

An der slowenischen Front, 11. Juli 1943

Die unwiderstehliche Woge der Geschichte schlägt gegen unsere Deiche. Und ich, der ich den Zorn der Elemente kenne, sehe sie mit Schrecken. Sie ist blind wie alle Phänomene der Natur, und was noch schlimmer ist, sie dürstet nach Blut. Wie ich als Kind zitterte, wenn ich, an die Fensterbretter geklammert, die Sturzwellen gegen den Deich branden sah, so zittere ich jetzt. Damals dachte ich, der Deich sei zu schwach gegen die Berge von Wasser, die sich darauf stürzten. Heute denke ich dasselbe und habe den Eindruck, alles Schöne, das uns noch auf Erden geblieben sein mag, werde untergehen. Ich bin zur Unbeweglichkeit verurteilt, ich stehe gleichsam auf einem Posten, wo es nichts mehr zu tun gibt, weil niemand mehr da ist und sogar die Erde völlig erschöpft scheint. Wenn aber diese Katastrophe hereinbräche, würde niemand sich retten, nichts würde mir noch der Mühe wert scheinen, gelebt zu werden.

14. Juli 1943

Das Schicksal unserer Generation vollendet sich ... Die Generation, die uns voraufging, hat alles niedergebrannt, und uns, denen wenigstens genügte, wird vielleicht alles genommen werden. Ich glaube aber, in einer so veränderten Welt könnte ich nicht leben. Vielleicht muss ich auf mein Haus, meine Heimat, meine See verzichten? Vielleicht! Und dann wird das einzige, was übrigbleibt, die Notwendigkeit sein, alles auf einem anderen Boden zu versuchen, wo Verrohung und Mühsal mich schliesslich diese Werte vergessen lassen, bis ich nicht mehr daran denke. Jolanda, ich habe Dich sehr gern, und leide wirklich darunter, von Dir getrennt zu sein, aber dennoch vergesse ich Dich und die schönen gemeinsamen Tage oft völlig, vor lauter Sorge um die Zukunft. Wenn ich, als einzelner Mensch, sterben müsste, täte mir das vielleicht leid, weil nichts übrigbliebe und nichts bestätigte, dass auch ich vorübergegangen bin. Ich habe oft in diesem Sinne an eine Frau gedacht, obgleich Du begreifen wirst, dass das ein allzu einfaches Verfahren

wäre, das Problem zu lösen. Dass ich derart daran denke, zeigt Dir, dass ich ganz stark am Leben hänge, aber ich gäbe es gerne hin, wenn die Rettung der Heimat von mir abhinge.

14. Juli 1943

Einst war ich überzeugt, dass jede menschliche Erfahrung von den anderen mitgeföhlt werden kann, und dass dieses gemeinsame Mitföhlen die Bedeutung des Erfahrenen hebt und steigert. Heute bin ich mir darüber klar, dass der, der leidet, allein ist, und dass die anderen sich in ihn nicht hineinversetzen wollen oder können. Auch in der Freude ist man allein, wie damals, als ich im Boot auf hoher See war. Könnte ich doch diesen Erdball zertrümmern, der immer nur das Nebeneinander, und niemals die Verschmelzung schafft!

An der slowenischen Front bei Trebnje, 23. Juli 1943

Die Nachrichten von den derzeitigen Ereignissen versetzen mich in einen eigenartigen Seelenzustand. Stell Dir vor, Du würdest am obersten Fenster eines Wolkenkratzers stehen und hieltest einen heissgeliebten Gegenstand, der Dir plötzlich aus der Hand fiel. Im ersten Augenblick erstarrst Du, möchtest etwas tun, und dann spürst Du allmählich, dass man nichts mehr tun kann. Bald sagen Dir die Augen, dass der Moment der völligen Vernichtung näherkommt. Deine Spannung lässt nach, aber in Dir fängst Du an, den Verlust und das Gefühl der Verantwortung zu spüren. Du denkst: «Es war meine Schuld», und der Aufprall macht Dich frei.

Man sage mir nicht, es gebe einen Almosen spendenden Gott, der mir die milde Gabe beschert hat, die Dinge zu ändern. Der da oben hat zu viel Aufrichtigkeit! Sein grosses Gesetz, das Christus ausdrückte, probieren wir jetzt aus: «Wem gegeben ist, dem wird gegeben werden, und wem genommen ist, dem wird genommen werden . . .» Ich als Einzelner werde dieses Schicksal nicht erleiden, denn ich besitze so viel, dass es genügt, um mich freikommen zu lassen. Gott hat uns das Recht darauf gegeben (entschuldige die revolutionäre Sprache), es ist sein eigenes Gesetz. Dass auch mir ein Schmerzenskelch und die Dornenkrone gereicht werden, bedeutet nicht, dass mir alles genommen werde.

Sicher verbinden sich mit den grossen Schmerzen grosse Freuden, und mit dem grossen Unglück grosser Trost; darum fürchte ich mich nicht, sondern bereite mich nur vor.

Sei ruhig, es passiert nichts. Nur das Vergangene kehrt nicht wieder. Es klingt in uns nach, und vielleicht wird es als Vergleichsmassstab für die Zukunft dienen, bestimmt werden wir wieder in Grado auf der Terrasse stehen. Aber ich hoffe, nächstes Mal ist es die Terrasse im oberen Stock, meine eigene, die so viel geräumiger ist. Du musst die Einsamkeit überwinden. Wir sind zu jung, um auf das Leben zu verzichten.

Ich weiss nicht, was Du unter Einsamkeit verstehst, aber da ich sie zu Zeiten spürte, oder zumindest das, was ich so bezeichne, will ich nicht, dass Du sie auch erlebst. Wenn ich allein bin, habe ich den Eindruck, alles sei fern von mir, alles sei ungreifbar wie das Wasser und fern wie das Blau des Himmels.

Im Gegenteil, man muss sich in Gemeinschaft fühlen und spüren, wie das vibriert, was vielleicht das Leben ist. Ich weiss genau um Deine Gefühle, Du hast mich in einem besonders glücklichen Augenblick kennengelernt; aber ich bin, wie Du gemerkt hast, nicht immer in dieser Stimmung. Vielleicht ergibt es sich, dass ich in den nächsten vierzehn Tagen in Deine Gegend komme . . .

RUTH METZ, Deutschland,
geboren am 13. Januar 1922 in Pirmasens, mit ihrer Schwester Hannelore Metz durch einen Luftangriff am 1. November 1944 im Elternhaus zu Pirmasens getötet

November 1943

Ich aber nenne Dich Erlöser – Tod! Weissst Du noch, wie ich Sturm gelaufen bin mit Dir um das Leid, die Freude und die Liebe? Mit beiden Fäusten habe ich mir die Augen zugepresst, damit ich Dich nicht sehe, den Todbringer. Du hast das Weinen meines Herzens genommen, hast die Angst gespürt, die immer in mir war, damals, als

mir die Welt zum Rätsel wurde und ich keinen Ausweg mehr wusste; als mir die Lehre vom guten Gott und seiner Liebe ein Hohn war. Da hast Du das Kreuz hoch aufgerichtet in meinem Leben.

Da ich mein Herz vernichtet, in die äusserste Finsternis gegangen und im Dunkel tappte, bin ich, Herr, mit Händen und Füßen, mit blinden Augen an Dein Kreuz gerannt. Seitdem hat mein wahnsinniges Denken auf gehört. Alle zertretene Liebe hat neu das Weinen begonnen, tränenlos. Nun, da Du mir begegnet bist, hat die Sinnlosigkeit meiner Not aufgehört, und der tote kleine Mensch, dessen Leib noch lebt, hebt seine erblichene Hand. Noch einmal setzt der kranke Fuss den gebückten Körper auf die Erde. Meine erloschenen Augen folgen Dir hinauf zu den Holzbalken, möchten sich hineinlieben in Dein Leid.

Zuerst wusste ich nicht, dass Deine Liebe verschiedene Gesichter haben kann; dass meine Tränen aus Deiner Liebe kommen sollten, sah mein Herz nicht ein und wollte deshalb Dein Kreuz nicht sehen. Nun mir aber innewurde, wie Deine Liebe jeden Tag ein anderes Gesicht trägt, weiss ich es sicher und tief, dass die verweinten Augen, der daran krankgewordene Leib und der fahle Schein des Gesichtes aus der Liebe kommen. Es ist ein Leid, Herr, unser aller Leid, dass wir zu wenig begreifen, viel zu spät erkennen, wer Du bist. Dass Dein Kreuz eine Gnade ist, die uns Dir ähnlicher macht, will uns oft nicht einleuchten.

Da Du es aber so oft auf den Weg stellst, lass es geschehen, dass wir es nicht mit geballten Fäusten, mit törichten Herzen umgehen, sondern es umfassen mit unserer ganzen warmen menschlichen Liebe.

Auf dass es werde ein Siegeszeichen in unser aller Leben.

1943/1944

Man muss daran glauben, dass alles einen ganz tiefen Sinn hat, und muss versuchen, treu zu bleiben, wenn ich auch so oft die Flinte ins Korn werfen möchte. Wenn man es einmal durchdacht hat, dass es Wirklichkeit, sichere Wirklichkeit ist, dass Er es ist, der hinter allem steht, und dass alle Not, Armut, alle Tränen nicht Selbstzweck und ein Wert in sich selbst sind, sondern nur Hilfe zur grösseren Freude, Weg zur grössten, letzten Erfüllung, ja, wenn man das einmal bewusst weiss, dann muss man das alles packen.

Aber wie oft wissen wir es gar nicht tief und fest, der Herrgott ist schon da, aber wir leben nicht mit letzter Konsequenz. Der Christ müsste doch der ganz andere sein, und das heisst, wirklich gar nichts in dieser Welt mit einer gewissen Verliebtheit betrachten. Christliches Leben in letzter Konsequenz durchdacht, ist so gross, dass man sich gerne vor der Verantwortung verkriechen möchte. Wenn einmal das Erkennen auf einem lastet, dann gibt es keine Entschuldigung mehr und da könnte man manchmal feige werden und lieber umkehren wollen. Aber dann gibt es noch ein Wort, das wenigstens kleinen Mut lässt: Ich kann alles – im Herrn-----

HARRY MIELERT, Deutschland

geboren am 27. Dezember 1912 in Sprottau/Schlesien, gefallen am 15. Dezember 1943 nordwestlich Shlobin

Lemberg, 14. November 1942

In der Bahn las ich etwas Gogol ‚Abends auf dem Vorwerke Solche Geschichten und die von Maxim Gorki führen eigentlich näher an den russischen Menschen heran als Dostojewskij, der doch viel mehr ein ausserordentlicher, *einsamer* Russe war, während Gogol höchstens ein einsamer *Russe* war. Besonders ergriffen hat mich die Erzählung ‚Schreckliche Rache‘, die bei Kiew spielt. Die Quintessenz scheint die zu sein, dass es eine Strafe für einen Menschen ist, dazu verdammt zu sein, anderen Böses zu tun.

Charkow, 17. November 1942

Als ich heute früh meine Dienststelle aufsuchte, kam ich zum ‚Roten Platz‘, wo ein monumentales Lenin-Denkmal steht; davor eine riesige gepflasterte Fläche, auf der wohl die Massenaufmärsche der Proletarier stattfinden mochten; an der einen Seite dann ein riesiger Mammutkasten mit den Parteibehörden, auch im Aufbau etwas stark kubistisch gemeint. Das Eigenartige und vielleicht typisch Russische ist

nun, dass das Erdgeschoss des Hauses ein einziges langgestrecktes Proletarier-Café ist. Mich erinnert das an Wallfahrtsgegenden, wo rund um die wunderschöne Barockkirche herum, ja möglichst davor, die Jahrmarktsbuden aufgeschlagen sind, wo es unter geweihten Kerzen und Rosenkränzen auch Pfefferkuchen, Witzpostkarten und Schmuck gibt; auch kleine Cafés und Eisbuden kann man da sehen. Der Russe hat im Grunde auch diese Seele, und der Bolschewismus ist typisch russisch; die ins Unendliche schweifende russische Frömmigkeit ist nach Wegnahme der Transzendenz zu einer ins Endlose des Irdischen (Internationalismus) schweifenden Weltanschauung geworden.

27. November 1942 [An der Front]

Das alte Erlebnis jedes ernsthafteren Soldaten hier draussen wurde wieder in mir wach: wie ganz allein auf eine höhere göttliche Macht der Mann hier unmittelbar an der Front gestellt ist. Es ist hier kein Verlass mehr auf eigene Kraft oder die Kraft der Waffen. Ich habe es diese Nacht wieder erfahren müssen. Plötzlich fehlt ein Mann in unserer Kampfgemeinschaft. Niemand in der Heimat wird später dem Frontsoldaten einen «Lohn» für sein Opfer geben können. Diese riesige Masse an Furcht, Grauen und anderen unnennbaren Gefühlen und das Gegengewicht an Tapferkeit und Überwindung, das die Männer hier täglich und stündlich aufbringen müssen, kann ihnen niemand vergelten. –

Manchmal erzählt ein Gefangener, dass die Russen auch ziemlich dürftig leben in ihren Löchern, genau wie wir, und dass die guten Sachen immer hinter der Front bleiben. Da haben wir es wahrscheinlich noch etwas besser. Aber der Russe ist auch wieder natürlicher und lebt viel emsiger und gewohnter in der Erde als wir . . . Jeder hat seine Stärken und Schwächen, und für den Soldaten beider Seiten ist der Krieg weniger ein Hass als eine Auseinandersetzung der obersten Regierenden.

14. Februar 1943

Der Russe brach mit den furchtbaren Schneestürmen in unsere Stellungen ein. Er war nicht mehr hinauszuwerfen. Freilich liess er viele

Tote, aber wir haben auch wieder eine Reihe Gefallener und Verwundeter. Bei uns ist es besonders schlimm, wir wissen nicht, wie wir unsere armen Kameraden transportieren sollen. Es sind schreckliche Bilder zu sehen. Wir haben nur noch wenige Pferde, die ein paar Schlitten mit dem Notwendigsten an Munition, Waffen und Verpflegung ziehen. Alle motorisierten Fahrzeuge, Geschütze, riesige Mengen von Munition, die für den Stellungskrieg aufgestapelt waren, mussten gesprengt und verbrannt werden. Auch unsere Wäsche, Mäntel, Privatsachen ausser dem Wenigen, das jeder in seinem Brotbeutel mitführen kann, sind dahin. Hinter uns operieren Panzer, neben uns sind die Russen schon weiter vorgedrungen. Wir stecken wieder richtig in der Klemme. Haben uns auf den Ort B. zurückgezogen, den wir nun in eisigen Stürmen gegen die von allen Seiten zäh anstürmenden Russen verteidigen. Es sind ganz frische russische Truppen.

1. März 1943

Irgendein grosses, mir unfassbares Wunder hat mich gestern gerettet. Etwa 150 Meter vor oder besser hinter unseren Stellungen tauchten plötzlich etwa 800 Mongolen auf, mit zahllosen schweren automatischen Waffen ausgerüstet. Sie waren an einer schwachen Stelle lautlos durch die Hauptkampflinie gekommen, haben die dort stehenden Posten überwältigt und sich von hinten unseren Stellungen genähert. Im Ganzen haben zwei russische Regimenter uns im Abschnitt einer Kompanie angegriffen. Wie wir damit fertig geworden sind, weiss ich nicht. 600 Tote liegen vor unseren Stellungen, in den Gräben, den Löchern. Wir verloren 30 Mann, davon etwa 13 tot. Ein Offizier fiel. Ich übernahm die führerlose Kompanie, machte hinter den fliehenden Russen her einen Gegenstoss und besetzte noch ein Dorf, in dem ich bis nach Mitternacht blieb. Dann wurden wir abgelöst. Was ich gestern gesehen habe, ist das Grässlichste, was mir bisher begegnet ist.

23. März 1943

Über die kahle Höhe jagen ein paar feurige Garben des russischen Maschinengewehrs, das da drüben an dem Muldenrand eingebaut ist. Was mag der Iwan denken, der da am Gewehr sitzt und schiesst. Ist

er mit seinen Gedanken wirklich bei der Sache, oder denkt er auch an andere Dinge, an den Sommer in der friedlichen Heimat, wo die Steppengräser silbern blühen und die grossen Sonnenblumen im Garten leuchten? Wir denken ja alle mehr an den Frieden oder besser an das Friedliche, alle mit der gleichen Sehnsucht. Möchte es bald sein!

29. März 1943

Bei dem letzten grossen Massenangriff auf unsere Stellung am 28. Februar wurde ein Dorf vor unserer Hauptkampflinie völlig zerstört und sämtliche Keller, in denen sich die Russen hartnäckig verteidigten, gesprengt. Es herrschten damals grosse Schneestürme, die innerhalb kurzer Zeit viele der Gefallenen verwehten, so dass sie erst jetzt in den Tagen, wo der Schnee durch Tauwetter in sich zusammensackt, teilweise zum Vorschein kamen. In dem besagten Dorf sitzen nun unsere Gefechtsvorposten. Sie durchsuchen dort aus Neugierde alle Ruinen und graben auch in allen Häusern nach, weil die Russen überall noch etwas vergraben. Vor dem Dorf kam durch den tauenden Schnee ein Kellereingang zum Vorschein, und ein Landser, neugierig, was in dem bisher noch nicht bemerkten Keller sein möge, macht den Eingang frei, steigt ein und findet vier tote Russen darin. Indem er sie berührt, um zwei etwas an die Seite zu rücken, weil sie auf einer weiteren Falltür liegen, erheben sich die zwei Toten und sind lebendig. Der Landser erschrickt und will schiessen, aber die beiden Toten erheben mühsam und stöhnend die Hände. Sie werden ans Tageslicht gebracht, wo sie sofort wie betrunken taumeln und fallen. Auf einem Schlitten werden sie zu unserem Gefechtsstand gebracht. Wir verhören sie, nachdem wir sie etwas gespeist haben, und es ergibt sich Folgendes: Nach dem Angriff verkrochen sich diese vier in den Keller. Deutsche Soldaten warfen Handgranaten hinein, seitdem wagten sie nicht, sich sehen zu lassen. Sie hatten Brot für zwei Tage mit sich, zwei Mann waren durch die Handgranaten getötet, diese beiden verwundet. Von den Kartoffeln, die da zentnerweise lagen, haben sie sich ernährt. Sie haben es auf diese Weise vier Wochen ausgehalten, zusammen mit zwei Leichen, ihrem eigenen Auswurf, haben sich die Füsse bis zum dritten Grad erfroren und wagten doch nicht herauszukommen. Es war ein Mongole und ein Sibirier. Wir haben sie verbinden und weiter rückwärts schaffen lassen . . . Kann das ein Mensch ertragen?

26. April 1943

Heute habe ich die ersten Veilchen gefunden, und zwar in einem öden Heidegebiet. Es ist ein seltsames Erlebnis fürs Auge, in der gewöhnlichen gelbbraunen und grauen Landschaftsöde, in die sich höchstens etwas Grün mischt, nun ganz plötzlich diese völlige andere Farbe zu sehen, diese Blüte, wie eine kleine, lieblich-anmutige Offenbarung: «Da müssen Worte wie Blumen entstehen . . .» Kann man das einzigartige dichterische Wort besser kennzeichnen als so? Ich habe das Veilchen nicht gepflückt. In dem Augenblick, wo ich es erblickte, überkam mich doch eine heimliche Ehrfurcht davor, wie vor etwas Heiligem.

8. Juli 1943

Es ist eine seltsame Situation. Um uns im Halbkreis herrschen wütende Artilleriekämpfe, nur bei uns ist es ruhig. Wir sind so weit vorgestossen, dass alles in unserem Raum zerstört, aber alles Überlebende bei Freund und Feind auch völlig erschöpft ist. Munition und Waffen haben gelitten, man muss mit Wenigem haushalten.

Unser Bataillon hat seit der Zeit, wo ich ihm angehöre, am schwersten in der Division bluten müssen. Bald sind nur noch ganz wenige Männer von denen da, die am Anfang da waren. Auch die Russen haben tapfer gekämpft. Vor allem die Kommissare. Einzelne standen hochaufgerichtet auf dem Grabenrand und leiteten die Bewegungen zum Gegenangriff, der uns viel Opfer gekostet hat. Das sind auch zum Äussersten entschlossene Männer, vor denen man Achtung haben muss. Sie fallen in solchen Kämpfen in grosser Zahl, aber sie sind das Rückgrat der russischen Armee. Es wäre schlecht, das nicht anzuerkennen ... Ich war nicht leichtsinnig, und mein letzter Gedanke vor jedem neuen Entschluss warst immer Du. Diese Tage sind mir ein neues, festes, eisernes Band unserer Treue geworden. Treue ist ja für uns nicht nur, dass wir nicht zu einem anderen gehen, sondern das innige' Bewusstsein des im Namen Gottes unverbrüchlichen Bandes unserer Liebe. Mir wird immer mehr klar, dass wir auch in unseren Gedanken noch mehr über das Nur-Moralische zum Ethischen kommen müssen. Nur im Ethischen liegt ein tiefer religiöser Grund, auf dem wir etwas Ewiges in unseren Herzen aufbauen können. Es ist klar, dass wir unser Sein nicht nur für die kurze Spanne unserer Lebenszeit begründen, sondern über den Tod hinaus auf ein Ewiges.

24. August 1943

Ich kann an nichts denken, was ausser unserer Liebe ist. Alles begegnet schon nach kurzem Weg dem reissenden Strom meiner Sehnsucht nach Dir. Es ist furchtbar schwer, das Blut und die Seele den Gesetzen des Schicksals zu unterwerfen und sich binden zu lassen wie einen Sklaven, wo es doch so gewiss ist, dass Freiheit, Schönheit, Sinn und Leben nur in der Liebe sein kann! Diesem elenden «Muss» immer wieder zu folgen, kann auf die Dauer nicht zu ertragen sein. Und doch ist es ja die grosse Leistung aller Liebenden, die Trennung durchzuhalten und aus ihr die schöpferische Kraft sich bilden zu lassen, die uns wieder «auf morgenroten Flügeln» zueinander zwingt. So lange müssen wir warten, immer den Mächten anheimgegeben und unterworfen. Feiern und ehren wollen wir die hohe Macht der Liebe, die uns immer wieder aus diesem Jammertal einer Knechtschaft die Freiheit bringt. . .

20. September 1943

P. ist ein grösserer Ort. Der Russe schiesst mit Artillerie herein, beinahe alle Häuser brennen, dazwischen detonieren grosse Munitionslager oder durch Pioniere gesprengte Gebäude und Anlagen. Alles dröhnt, flammt, zittert, Vieh schreit, Soldaten durchsuchen alle Gebäude, Fässer mit Rotwein werden auf kleinen Panjefahrzeugen abgefahren, hier und da wird getrunken und gesungen, dazwischen wieder die Explosionen und die neu auf rauschenden Brände. Unsere Männer liegen in der Stellung, es schiesst etwas. Aber das Seltsame ist das bunte Durcheinander hinter der ernsten ruhigen Kampflinie . . . Wieder wurde ich unterbrochen. Nun brennt wieder alles um uns her. Alle Bande sind zerrissen. Wo ist der Mensch! Der Zorn brüllt durch alle Fugen der Welt. Es ist kein Ende, es ist die Welt selbst in ihrem Sein. Jedes ‚Jüngste Gericht‘ ist die Welt selbst.

9. Dezember 1943

Das Schlachtfeld erregt stets von Neuem ein Schaudern in mir. Ich mag die Toten und das spritzende, strömende Blut nicht mehr sehen. Aber ich muss daneben ausharren wie einer, dem man dies zur Auf-

gäbe gemacht hat. . . Du hast einmal wunderbar gesagt, dass uns das beiderseitige Alleinsein ja wiederum zu Gemeinsamen macht. Das ist ein tiefes Erleben, dies Über-die-Ferne-hinweg-einander-Zuneigen und -Suchen. Der Ring ist offen in zwei Teilen, aber beide Hälften sind einander so zugeneigt, dass es die Ferne ist, die ihn trennt und schliesst. Wir werden ihn wieder schliessen, wenn die nächste prüfende Zeit über uns hinweggegangen sein wird.

AKITOSHI MOORI, Japan
umgekommen bei einem Flugzeugabsturz 1944

An seine Kinder:

Auf Formosa, 14. Dezember 1943

Lernt Ihr, meine Kinder, auch alle beständig? Da ich bis zur nächsten Fluggelegenheit eine Weile auf Formosa zu warten habe, fuhr ich heute in die grosse Stadt Tainan im südlichen Formosa. Du könntest, Keiko, wenn Du die Landkarte zur Hand nimmst, Deinen Geschwistern Yayoi, Takeko, Toshiyuki und Takeshi eine genaue Erklärung über die Lage dieser Stadt geben. Wenn man am Morgen um 9.55 Uhr von Taipei abfährt, trifft man mit dem Eilzug um halb fünf nachmittags hier ein. Da ich bis zum Sonnenuntergang noch etwas Zeit hatte, besichtigte ich das Kirschblüten-Turmhaus, das die Holländer vor 280 Jahren hier gebaut haben sollen. Ich schicke Dir das Bild noch zu.

Morgen möchte ich den Shintotempel besuchen, das Konfuzius-Mausoleum besichtigen und dann bis zu der Hafenstadt an der südlichen Spitze Formosas, Kaohsiung, fahren. Wenn ich in Kaohsiung war, kenne ich das japanische Territorium von Sachalin im hohen Norden bis zu seinem Ende hier im südlichen Formosa. Anschliessend möchte ich Formosas Grenztor im Norden, die Stadt Keelung, besuchen und dann nach Taipei zurückkehren. Sieht man vom Fenster des Zuges auf die Landschaft, so sind überall einheimische Bauern mit Büffelmühlen

zu erkennen. Der Blick fällt auch auf weit ausgedehnte Zuckerrohrfelder und viele Bananenbäume. Häufig zeigen sich in diesem Lande weisse Reihern, die in der Nähe spielen. Auch gibt es hier viele Hausenten, die gerne, wie ich wiederholt sah, sich zu den Reihern gesellen.

Die Häuser auf Formosa sind ungefähr bis Hsinchu meist in chinesischer Bauart errichtet, weiter südlich gleichen sie den Wohnungen, die man auch in Japan auf dem Lande sieht. Manchmal ist ein buntemaltes Torhaus zu erkennen, immer herrschen Bauten mit niedrigen Dächern vor. Ich hatte gefürchtet, dass die Einheimischen gegen die Japaner Hass hegen, stellte aber bald fest, dass meine Sorge völlig unnötig war.

Gerade bekam ich in der Gaststätte Papaya zu essen, unserer Melone ähnlich, nur mit anderem Geschmack. Aus Taipei liess ich Euch ein Päckchen schicken, und ich hoffe, es kommt wohl erhalten zu Euch.

Ihr sollt Euch alle gut vertragen!

GIAIME PINTOR, Italien

geboren am 30. Oktober 1919 in Rom, gefallen am 1. Dezember 1943 durch eine Mine bei Castelnuovo am Volturno

Turin, 1941

Hinter dem von der Propaganda angebotenen universellen Schema sucht die Jugend Europas auf beiden Seiten nach Grund und Zweck des gegenwärtig geführten Krieges. Sie kann den Sinn nicht in Statistiken und Reden, in Wirtschaftsfakten und diplomatischen Entwicklungen finden, weil dieses Suchen in Wirklichkeit ein inneres Forschen ist, ein Erforschen der eigenen Möglichkeiten, der eigenen Mittel und des eigenen persönlichen Masses in der Begegnung mit dem Krieg.

Wie alle wahren Handlungen der Jugend ist dieses Suchen von ihrem besten eigenen Wollen getragen, aber es besitzt auch einen unmittelbaren politischen Wert, und zwar als Hinweis auf künftige Erfahrungen. Sobald diese Generation einmal an die Herrschaft gelangt,

wird der Sinn ihrer gegenwärtigen Erlebnisse die von ihr zu treffenden Entscheidungen bestimmen . . .

Zum ersten Male seit Napoleon ist in Europa folgendes Phänomen zu beobachten: Die Herausbildung nicht einer Militärkaste, sondern einer Gesellschaftsschicht, der eine langwährende, gemeinschaftlich erlebte Kampferfahrung unauslöschliche Merkmale einprägt. Was bedeutete im Grunde der Bonapartismus in den wirbelnden Jahren nach 1815? Als politische Idee: nichts. Grundsatztreue Doktrinäre wie die Theoretiker der Restauration und die Erben des unversöhnlichsten republikanischen Dogmatismus stiessen nur auf schwachen Widerstand bei den alten Obersten und Baronen des Kaiserreiches. Aber hinter den materiellen Interessen, die nur einige wenige Familien miteinander verbanden, blieb als gemeinsamer Besitz vieler Menschen der Mythos des Soldaten, und die vergangene Zeit kehrte in das persönliche Bewusstsein zurück auf dem Wege über die Erinnerung an ununterbrochene Heldentaten, die in den Reden der Soldaten und den Klagen der Zuspätgekommenen gegenwärtig blieben.

Januar 1943

Im Hinblick auf die Zeiten und die Umstände, auf das Schicksal eines Landes oder einer Klasse, auf diesen oder jenen Menschen, kann man Pessimist sein, aber man kann nicht Pessimist sein in Bezug auf «den» Menschen. Das kann man nicht, zumindest dann nicht, wenn man ernsthafte Politik treiben, das heisst, in erster Linie Mensch sein will. Eine pessimistische Haltung in diesem Punkt, die eine Verfallsmode hartnäckig für männlich hält, ist stupide. Sicher, wir haben die optimistische Lehre Rousseaus überwunden (was jene Leute unermüdlich wiederholen), aber wir haben nicht vergessen, dass alle grossen Revolutionen von Menschen gemacht wurden, die an den Menschen glaubten, die ihn ändern und zwingen, im Grunde aber ihm helfen wollten. Zu welchem Zwecke sollte man sonst wohl eine Revolution auslösen, anstatt sich einen Stein an den Hals zu binden und sich ins Meer zu stürzen? So erscheint das wirkliche Merkmal für die Unterscheidung zwischen Revolution und Reaktion (ein genaues Mittel geschichtlicher Urteilsfindung) für unser Gewissen in der einfachsten Formulierung: In der Frage nach dem Schicksal des Menschen unter seinesgleichen.

Die Tage nach dem 18. September 1943 waren die schwersten, die Italien durchlebte, seit es als geeintes Land bestand. Nach dem Sturz Mussolinis hatte Badoglio aus Furcht vor Entwicklungen, die er nicht hätte beherrschen können, nicht weiter gehen und das Bündnis mit den Nazis nicht brechen wollen. Seine Anhänger stellten ihm die schrecklichen Folgen einer derart kühnen Tat vor Augen: Turin und Mailand zerstört. Norditalien besetzt, rachedurstige Faschisten zurückgekehrt. Um diese schlimme Entwicklung zu vermeiden, hatte die Regierung die Italiener gezwungen, ihren ersten revolutionären Elan zu unterdrücken und das, was eine echte Volksexplosion gewesen wäre, in ein zweideutiges diplomatisches Manöver verwandelt. Die militärischen Führer besaßen vierzig Tage Zeit, um den Widerstand vorzubereiten, und noch fünf Tage hatten sie, um nach dem Abschluss des Waffenstillstandes letzte Verbesserungen an dem Werk ihrer Weisheit anzubringen. Und das Resultat dieser ganzen Vorsicht: Turin und Mailand wirklich zerstört, allerdings nicht durch deutsche, sondern durch alliierte Luftangriffe, Italien besetzt, und zwar nicht nur bis zum Po, sondern bis zum Süden, Mussolini befreit und die Faschisten wieder an der Macht.

In diesem Krieg, der die Tragödie Polens, den Zusammenbruch Frankreichs und Jugoslawiens gesehen hatte, gab es kein tragischeres Schauspiel als die Auflösung Italiens. Von den Streitkräften führte nur die Marine die Befehle präzise aus und erreichte gossenteils die alliierten Häfen; die Luftwaffe bestand praktisch nicht mehr; das Heer stürzte ins Chaos. In drei Tagen wurde der organisierte Widerstand fast überall erstickt. Rom, in dessen Umgebung Badoglio fünf Divisionen konzentriert hatte, ergab sich zwei deutschen Divisionen. Der Willkür der Militärbefehlshaber preisgegeben, ohne einen verantwortlichen Politiker und ohne eine Stimme, die sie aufrechterhalten hätte, durchlebte die Stadt drei Tage der Angst und der Begeisterung, aber der Widerstandswille der Bevölkerung setzte sich gegen die Intrigen der Generale nicht durch. In den anderen Städten sabotierten Unfähigkeit, Feigheit und offener Verrat der Offiziere den Widerstand. Die fast dreissig Divisionen starke Balkanarmee brach wie eine faulige Frucht auseinander. Unter dem Schutz jugoslawischer Patrioten, die sich damit begnügten, ihnen Waffen und Uniformen abzunehmen, gelangten unabsehbare Kolonnen von Flüchtenden an die Küste.

Alle Strassen Italiens füllten sich mit zerstreuten Truppen, die von einem Ende der Halbinsel bis zum anderen das Bild der Demütigung und der Niederlage verbreiteten. Die direkte Verantwortung für diese Ereignisse und die Gründe für die einzelnen Episoden werden noch lange diskutiert werden. Sicherlich trugen der König und die militärischen Führer die Hauptschuld: Ihre Feigheit und Unfähigkeit haben Italien ebensoviel gekostet wie die Verbrechen der Faschisten. Sicherlich hätte ein grosszügigeres und vor allem vertrauensvolleres Eingreifen der Alliierten die Situation beträchtlich verändert: Rom hätte sich zum Beispiel halten und damit den Eindruck einer totalen Katastrophe verhindern können. Aber die historische Verantwortung, die sich in dieser, nur wenige Tage dauernden Krise konzentrierte, übertrug die kleine Gruppe von Männern, die sich momentan im Vordergrund befand, bei Weitem, und die unmittelbare Lehre, die wir, abgesehen von der allgemeinen Verachtung, daraus ziehen können, ist die Gewissheit des Versagens der führenden Gesellschaftsschicht Italiens. Diese Tatsache, die jahrelang hinter jeder Art von Schaukelspiel versteckt wurde, liegt heute wie eine unheilbare Wunde offen und klar zutage.

Die Soldaten, die im vergangenen September hungernd und halbnackt durch Italien zogen, wollten vor allem nach Hause zurückkehren und nichts mehr von Krieg und Anstrengung hören. Sie waren ein besiegtes Volk; doch sie trugen in sich den Keim eines noch unklaren Wiederaufstiegs: das Gefühl der zugefügten und erduldeten Kränkungen und den Ekel vor der Ungerechtigkeit, in der sie gelebt hatten. Offiziere aber, die selbst jahrelang befehligt und geführt hatten, die Nutzniesser und Helfer des Faschismus, daran gewöhnt, dienstbar zu sein und sich bedienen zu lassen, aber unfähig, eine Verantwortung zu übernehmen, waren nicht nur besiegt, sondern wie tot. Der Zusammenbruch des staatlichen Gerüsts enthüllte das Elend, das uns bedrückt hatte. Er zeigte offen, dass der Faschismus nicht etwas Vorübergehendes, sondern eine schwere Krankheit gewesen war, die fast überall die Konstitution des Volkes angegriffen hat.

Es wäre auch möglich gewesen, dass er auf friedlichem Wege verschwunden und seine überlebende Anhängerschaft geheilt worden wäre. Doch die Septembertage schlossen diese Möglichkeit aus und stürzten das Land in äusserste Qual. Der Terror kehrte in die Städte

Italiens zurück und stürzte sich auf die dahinsterbende Macht Hitlers.

Nun wird Italien nur durch härteste Prüfungen diese Krise überwinden: Zerstörung seiner Städte, Deportation seiner Jugend, Leiden und Hunger. Diese Prüfung kann nur dann der Beginn einer nationalen Erhebung sein, wenn man den Mut hat, sie hinzunehmen als Anstoss zu einer umfassenden Regeneration – wenn man sich klar macht, dass ein durch eine vorgetäuschte Revolution ruiniertes Volk nur durch eine wirkliche Revolution gerettet und erlöst werden kann.

Neapel, 28. November 1943

Ich habe mich bereit erklärt, mit einer Gruppe von Freunden zu entflohenen Soldaten in der Nähe von Rom zu stossen, um ihnen Waffen und Instruktionen zu bringen. Das ist die natürliche Konsequenz einer Erfahrung, die unsere ganze Jugend gemacht hat. Der Krieg, die letzte Phase des triumphierenden Faschismus, hat auf uns tatsächlich tiefer eingewirkt, als man zunächst annahm. Der Krieg hat die Menschen materiell von ihren Gewohnheiten losgerissen, sie gezwungen, mit Augen und Händen die Gefahren zur Kenntnis zu nehmen, die die Voraussetzungen jeglichen individuellen Lebens bedrohen, und sie davon überzeugt, dass Neutralismus und Isolationismus keine Möglichkeit der Rettung bieten. Bei den Schwachen hat diese Gewalt als Zusammenbruch der äusseren Lebensverhältnisse gewirkt: Sie werden die «verlorene Generation», die ihre eigene «Karriere» zerbrechen sah. Den Starken dagegen hat sie eine Menge Rohstoff und neue Gegebenheiten gebracht, aus denen die neue Hoffnung erwachsen wird. Ohne den Krieg wäre ich ein Intellektueller mit vorwiegend literarischen Interessen geblieben.

Ich hätte zwar politische Probleme diskutiert, aber vor allem hätte ich in der Geschichte des Menschen an sich die Gründe tieferen Interesses gesucht, und die Begegnung mit einem Mädchen oder irgendein Impuls der Phantasie hätten für mich mehr bedeutet als jede Partei oder Doktrin. Einige Freunde, die begabter waren als ich, unmittelbar das politische Faktum zu spüren, hatten sich schon vor Jahren dem Kampf gegen den Faschismus verschrieben. Obgleich ich mich ihnen immer mehr verbunden fühle, weiss ich nicht, ob ich mich entschlossen hätte, mich total auf jenen Weg zu verpflichten: In mir war eine zu

starke Veranlagung zu individuellem Geschmack, Gleichgültigkeit und Kritiklust, als dass ich all dies einem kollektiven Glauben geopfert hätte. Lediglich der Krieg hat die Situation geklärt, bestimmte Hindernisse hinweggefegt, das Gelände von vielen bequemen Zufluchtsstätten geräumt und mich brutal mit einer unversöhnlichen Welt konfrontiert.

Ich glaube, dieser Übergang war für die Mehrzahl meiner Altersgenossen natürlich: Der Drang zur Politik ist ein Phänomen, das ich bei vielen der Besten festgestellt habe. Es ähnelt dem, was in Deutschland geschah, als die letzte Generation der Romantiker sich erschöpfte. Phänomene dieser Art wiederholen sich jedesmal, wenn die Politik aufhört, normale Verwaltung zu sein und alle Kräfte einer Gesellschaft in Anspruch nimmt, um sie von einer schweren Krankheit zu erretten und einer äussersten Gefahr gegenüber widerstandsfähig zu machen.

Eine moderne Gesellschaft gründet sich auf eine grosse Mannigfaltigkeit spezifischer Tätigkeiten, aber bestehen kann sie nur, wenn sie die Fähigkeit bewahrt, im gegebenen Augenblick alles für einen revolutionären Anspruch hinzugeben. Das ist der moralische, nicht technische Sinn der Mobilmachung. Eine Jugend, die sich nicht «verfügbar» hält, die sich völlig an ihre verschiedenen technischen Aufgaben verliert, ist kompromittiert. In einem bestimmten Augenblick müssen die Intellektuellen imstande sein, ihre Erfahrung in den Bereich des allgemeinen Nutzens zu verlagern, und jeder Einzelne muss fähig sein, seinen Posten in einer Kampfgemeinschaft einzunehmen.

Das gilt vor allem für Italien. Die Italiener sind ein überanstrengtes, durch seine jüngste Geschichte korrumpiertes Volk, stets bereit, der Feigheit oder Schwäche nachzugeben. Aber sie hören nicht auf, revolutionäre Minderheiten erster Ordnung hervorzubringen: Philosophen und Arbeiter, die in der Avantgarde Europas stehen. In keiner anderen Nation ist heute der Abgrund zwischen den normalen Lebensmöglichkeiten und den gegenwärtigen Bedingungen derart gross. Uns obliegt es, diesen Abgrund aufzufüllen und den Notstand zu proklamieren. Als Musiker und Schriftsteller müssen wir auf unsere Vorrechte verzichten, um zur Befreiung aller beizutragen. Im Gegensatz zu dem, was ein berühmter Satz behauptet, sind Revolutionen erfolgreich, wenn Dichter und Maler sie vorbereiten, vorausgesetzt, dass

Dichter und Maler wissen, was ihre Aufgabe ist. Vor zwanzig Jahren war eine alls beherrschende Verwirrung die Ursache, dass man das Unternehmen von Fiume ernst nahm. Heute stehen den Italienern alle Möglichkeiten der nationalen Erhebung wieder offen. Keine Tat ist nutzlos, wenn sie nicht Selbstzweck ist.

Zu meinem Entschluss kann ich Dir versichern, dass der Gedanke, in dieser Jahreszeit unter die Partisanen zu gehen, mich äusserst wenig verlockt. Nie habe ich so wie jetzt die Vorzüge des bürgerlichen Lebens geschätzt und so bewusst gefühlt, dass ich zwar ein sehr guter Übersetzer und ein guter Diplomat, aber aller Wahrscheinlichkeit nach ein mässiger Partisan bin. Doch dies ist die einzige, noch offene Möglichkeit, und so ergreife ich sie.

WLADIMIR PETROWITSCH STAWSKIJ, Sowjetunion
geboren am 30. Juli 1900 in Pensa, gefallen 1943

Aus dem Tagebuch:

Moskau, 19. Januar 1943

Morgen. Mein Gemütszustand ist unerträglich gespannt. Ich weiss, es sind schliesslich die erregten Nerven. Aber – was tun? Der gestrige Frontbericht – ein glänzender Sieg. Unsere Truppen haben die deutsche Blockade Leningrads – bei Schlüsselburg, am Ladogasee – durchbrochen. Endlich werden unsere Leningrader Brüder aufatmen.

Das ganze Land wird erleichtert auf atmen! Gegen drei Uhr. Der Jahreszeit nach ist dieser Nebel eigentlich ungewöhnlich. Und die Sonne scheint zum Fenster herein – ein roter Feuerball. Ein dichter, märchenhafter Reif liegt seit dem 13. Januar auf den Bäumen.

24. Januar 1943

Immer noch Frost. Sonne. Schräge, fast parallel zu meinem Fussboden fallende Strahlen – um drei Uhr mittags.

Wieviel Freude bringt jetzt jeder Frontbericht! Unsere Truppen haben schon Armawir genommen. Die Deutschen räumen den Kuban, offensichtlich auf der ganzen Linie.

10. Februar 1943

Klares Wetter, Sonnenschein. Der Rauch bleibt unten. Der Frühling der Welt hat begonnen. Gestern Abend war ich draussen. Der Mond schien. Hell – hell. Im Garten, auf dem Schnee – deutliche Schatten der Häuser, der Bäume. Und die Sterne leuchteten. Man atmete so leicht. Leben!

15. Februar 1943

Heute wurde gemeldet – Rostow ist in unserer Hand. Wie wunderbar! Der Atem bleibt einem einfach weg. Bald wird das Donbass ganz und gar befreit.

Und bald wird der Frühling da sein. Heute Morgen war es wolzig. Dafür scheint jetzt die Sonne. Und sie scheint, scheint richtig frühlingsmässig. Und die Tropfen klopfen und klopfen auf das Blech des Fensterbrettes.

1. März 1943

Da ist er, der Frühling! Bald haben wir zwei Jahre Krieg. Mit schrecklicher Gewalt spürst du, was das bedeutet: zwei Jahre Krieg! Seit drei Tagen fehlt «die letzte Meldung» des Infobüros. Unsere Zeitungsleser, Rundfunkhörer fragen schon einer den anderen: Ist etwas Besonderes passiert? Gespannt verfolgt jeder alles, was an der Front geschieht. Warum bleiben die Nachrichten aus? Ich verstehe es folgendermassen: Es gibt dafür hauptsächlich zwei Gründe: 1. Unser Hinterland, die Nachschubwege, sind sehr auseinandergezogen. Es ist nicht so einfach, die Front mit Kriegsgerät, Brennstoff und Verpflegung zu versorgen. Und die Vorwärtsbewegung war so rasch, dass sogar der Ersatz seine Einheiten nicht einholen konnte. Der Lufttransport gewinnt in diesem Zusammenhang eine gewaltige Bedeutung. Und wie viele Ladungen sind da zu bewältigen! 2. Die Deutschen zo-

gen neue frische Divisionen heran und verstärken den Widerstand. Und jetzt begreife ich, dass bis zum Frühling, koste es, was es wolle, der Aufmarschraum hinter dem Dnjepr befestigt sein muss.

YUN TONG-JU, Korea

geboren 1917 in Yongjong, Kando, im Juli 1943 wegen Agitation für die Unabhängigkeit Koreas in Kyötö verhaftet; im Januar 1945 im Fukuoka-Gefängnis zu Kyüshü gestorben

Im Kriege

Die Jahreszeiten ziehen über mir hin, Herbst überflutet die Buchten des Himmels.

Mir ist, als könnte ich mühelos alle Sterne am Herbsthimmel zählen.

Aber warum glückt es mir nicht, einen oder zwei der Sterne zu zählen, die mir ins Herz gebrannt sind? Vielleicht, weil die Dämmerung bald anbricht, vielleicht, weil mir morgen noch eine Nacht aufbewahrt ist, vielleicht, weil mir die Tage der Jugend noch nicht gezählt sind . . .

Einen Stern nenne ich Erinnerung, den zweiten Liebe, den dritten Einsamkeit, den vierten Sehnsucht, Dichtung den fünften, Mutter den sechsten. Mutter, ich taufe die Sterne mit schönen Namen, wenn ich sie zähle: Mit Namen von Schulfreunden, die mit mir am Schreibpult saßen; mit Namen fremder Mädchen: P'ae, Kyong und Ok; mit Namen armer Nachbarn; mit Namen von Dichtern wie Francis Jammes und Rainer Maria Rilke. Allzu fern sind sie alle wie Sterne, und auch Du, Mutter, wohnst weit im nördlichen Kando.

Nach dem Unsagbaren sehne ich mich; meinen Namen schreibe ich auf den sternbeglänzten Hügel, dann bedecke ich ihn mit Sand. Mit Sand: weil die Zikaden, die die Nachtwache halten, über meinem bescheidenen Namen wehmütig zirpen . . .

Im Kriege

Ich umschreite den Fuss des Hügels; eine einsame Quelle am Feld
suche ich; wortlos schau ich in ihren Spiegel.

Hell zittert der Mond im Quellenspiegel, weit ist der Himmel auf das
Wasser gebreitet, die Wolken ziehn, der blaue Wind bläst, der Herbst
sieht mich an.

Ein junger Mann blickt aus dem Wasser her. Ich hasse ihn und wende
mich ab. Gehen will ich, aber ich habe Mitleid mit ihm.

So kehr' ich zur Spiegelquelle zurück; und der junge Mann ist immer
noch da. Wieder wende ich mich: ich hasse ihn. Wieder kehre ich um:
ich habe Sehnsucht nach ihm.

Hell zittert der Mond im Quellenspiegel, weit ist der Himmel auf das
Wasser gebreitet, die Wolken ziehn, der blaue Wind bläst, der
Herbst setzt den Sommer matt, und ein junger Mann steht da...

UNBEKANNTER CHINESISCHER VERFASSER
getötet in Kischu als Opfer der Kämpfe in China 1943

Trost

Kischu, 1943

Einen schweren, langen Weg hab ich hinter mir;
ich wollte helfen, die Gefahr zu dämmen.
Einsam blüht die Chrysantheme im Gefängnishof,
dichter Nebel verhüllt die alte Burg.

Duldend suchen wir uns Mut zu machen,
sprechen Trost uns zu in treuer Freundschaft,
ermuntern uns, hinblickend auf das Licht.
Dies beruhigt das Herz und steigert die Kraft.

Josif UTKIN, Sowjetunion
geboren 1903 in Irkutsk, umgekommen an der russischen Front am
13. November 1944 bei einem Flugzeugabsturz

Russische Landschaft

1943

Vorabendlicher Feldernebel,
Des Feldzugs monotoner Trott;
Wie endlos sich zum Himmel heben
Die Schlachtenbrände, blutig rot.

Es blinkt die weisse Dorfkapelle
Am friedlichen und stillen Bach,
Es löscht allmählich seine Helle
Das Spätrot in der Steppennacht.

Doch wie ein Schatten arger Zeiten
Im Widerspruch zu der Natur,
Erheben sich die Menschenleiden
Als Dörferasche, schwarze Flur.

Sie starren schwarz von allen Enden . . .
Und hören kann man weiter vorn
Die Waffen donnern zwischen Bränden,
Wie Russlands Herz, das bebt im Zorn.

IVAN VLADKOW, Bulgarien
geboren am 1. Januar 1915 in Drjanovo, hingerichtet von bulgarischer
Polizei am 22. November 1943

21. November 1943

Der einzige Wunsch, den ich habe, ist: zu leben. Etwas verschlägt dir
den Atem, etwas trägt dich davon, raubt dir langsam das Bewusstsein;

der Raum der Zelle wird eng, die Zelle immer ohne Luft. Und gleichwohl ein so starkes Verlangen haben nach dem Leben!

Und das Kind! Mein lieber Sohn, der jetzt das Fehlen seines Vaters spürt. Ich bin noch bewegt über seine Worte: «Papa, wenn Du kommst, kaufst Du mir eine Strassenbahn, den kleinen Zug und die Schuhe.»

Mein Sohn empfindet meine Abwesenheit, er hat Heimweh nach mir, nach der Zärtlichkeit und den Gedanken seines Vaters. Als ich ihm erwiderte, dass sie mich nicht zu ihm gehen lassen, hat er mir gesagt: «Aber wenn Du nicht kommen willst, willst Du damit sagen, dass Du mich nicht gerne magst, Papa.» Welch reine kindliche Liebe, welch grosse Liebe schliesst seine Seele ein!

Aber haben diese, die uns zum Tode verurteilt haben, vielleicht keine Kinder? Verstehen sie ihre Irrtümer nicht, kennen sie das Mitleid nicht? Gewiss finden sie für sich immer eine Rechtfertigung, aber dann, wenn sie, und sei es nur um unserer Söhne willen, das Verdammungsurteil mildern sollten, sagen sie, dass das Gesetz es nicht erlaubt. Welche Dummheiten! Aber vielleicht fühlen sie keine ebenso starke Liebe für ihre eigenen Kinder? Denn, wenn sie sie fühlten, würden sie anders handeln. Ich erinnere mich an die Worte des Generals Koco Stojanov, der mir gesagt hat: «Die Richter denken an die Kinder.» Und jetzt kann ich es nicht verstehen, vielleicht werde ich es nie verstehen; wie kann man sagen, sie denken an die Kinder, wenn sie solche Urteile fällen?

«Die Regierung ist stark und kann allem trotzen.» Aber wenn das wahr ist, warum erschossen sie mich?

21. November 1943

Die Ungewissheit vor allem macht einen so unruhig, aber der Lebenswunsch ist so gross. Ich möchte wieder bei meiner Arbeit sein, ich habe das Verlangen nach Arbeit, nach körperlicher Müdigkeit, nach neuem Nachdenken am Abend, ausgestreckt auf dem sauberen Bett, nach getaner Arbeit. Wie gut fühlst du dich, wenn du siehst, dass die Arbeit dir gut glückt. Mir steigt die Arbeit in den Kopf wie der Wohlgeruch der Lilien.

An den Sohn:

21. November 1943

... Ich weiss, dass es für Dich schwer sein wird, ohne Vater zu leben, und dass Du Dich wirst quälen müssen. Aber der Sozialismus, in dessen Namen ich sterbe, wird kommen und wird Euch in beste Lebensverhältnisse versetzen.

Sei auch Du ein Kämpfer und liebe die Gerechtigkeit. Liebe Deine Mutter, lieber Sohn, sie wird Dir im Leben eine Beschützerin sein.

SIMONE WEIL, Frankreich

geboren am 3. Februar 1909 in Paris, im Dienste der französischen Widerstandsbewegung am 24. August 1943 in Ashford (England) gestorben

An Maurice Schuman:

New York, 30. Juli 1942

Lieber Freund! Wie ich höre, befassen Sie sich besonders mit der Herstellung von Verbindungen zur illegalen Tätigkeit in Frankreich. Diese Verbindung ist zweifellos unzureichend. Ganz gleich, welcher Art die an oberster Stelle ausgearbeiteten strategischen Pläne sein mögen, so ist es doch unerlässlich, zwischen ihnen und den illegalen Aktionen in Frankreich Übereinstimmung herzustellen und aufrechtzuerhalten. Unter den Gesichtspunkten der moralischen Kraft ist das sehr wesentlich. Das Gefühl, dass es an Koordinierung fehlt, hat zur Zeit bedauerliche Rückwirkungen auf die moralische Haltung. Der Augenblick wird aber kommen, da die Haltung des französischen Volkes ein wesentlicher Faktor des Sieges sein wird.

Zu diesem Zweck muss man von Zeit zu Zeit Leute nach Frankreich schicken. (Natürlich geschieht das bereits, aber ich glaube, es wäre gut, noch mehr auf diesem Gebiet zu tun.) Die anderen Verbindungsmöglichkeiten können diese nicht völlig ersetzen, so gut sie auch sein mögen.

Eine Frau kann ebenso gut auf eine solche Mission geschickt wer-

den wie ein Mann, sogar noch besser, vorausgesetzt, sie besitzt genügend Entschlusskraft, Kaltblütigkeit und Opfergeist.

Ich glaube bestimmt, dass ich auf diese Weise nützlich sein könnte. Ich würde jede Art von Risiko auf mich nehmen (einschliesslich das eines sicheren Todes, wenn das Objekt genügend wichtig wäre). Ich brauche das nicht weiter zu betonen. Sie kennen mich, glaube ich, hinreichend, um zu wissen, dass ich, wenn ich so spreche, lange und reiflich nachgedacht und alles abgewogen habe und zu einem kühlen Entschluss gelangt bin, der nicht widerrufen wird (wie ich glauben möchte), sondern sich eindeutig zeigt, sobald man mir die Gelegenheit dazu gibt. Mehrere Male hatte ich Gelegenheit, meine Kaltblütigkeit angesichts unmittelbarer Lebensgefahr zu erproben, und ich stellte fest, dass ich sie besass. Sie kennen mich genügend, um zu wissen, dass ich das nicht sagen würde, wenn es nicht wahr wäre.

Gerne würde ich einen Auftrag bei einer Sabotage-Aktion übernehmen. Die Übermittlung allgemeiner Instruktionen könnte mir umso eher übertragen werden, als ich Frankreich erst am 14. Mai verlassen habe und über Kontakte mit der Untergrundbewegung verfüge . . .

Ich bitte Sie herzlich, lassen Sie mich nach London kommen. Lassen Sie mich hier nicht vor Kummer vergehen. Ich appelliere an Sie als Kamerad.

An die Eltern:

London, 4. August 1943

Bei Shakespeare sind die Narren die einzigen Personen, die die Wahrheit sagen.

Als ich gestern Abend den ‚Lear‘ sah, fragte ich mich, wieso der unerträglich tragische Charakter dieser Narren den Leuten (und mir selber) nicht schon längst in die Augen gesprungen ist. Ihre Tragik liegt nicht in den sentimentalen Dingen, die man zuweilen von ihnen behauptet, sondern im Folgenden:

In dieser Welt sind nur Wesen auf der niedersten Stufe der Demütigung, weit unter der des Bettlertums – also Menschen, die nicht nur kein soziales Ansehen geniessen, sondern nach Ansicht aller nicht einmal die Grundwürde des Menschen, die Vernunft besitzen – wirklich inmunde, die Wahrheit zu sagen. Alle anderen lügen.

Im ‚Lear‘ ist das frappierend. Selbst Kent und Cordelia mildern, schwächen ab, besänftigen, verschleiern die Wahrheit und lavieren mit ihr, solange sie nicht gezwungen sind, entweder die Wahrheit auszusprechen oder rundweg zu lügen.

Die äusserste Tragik ist, dass die Narren, da sie weder Professorentitel noch Bischofsmützen tragen, bei ihrer Aussage der Wahrheit nicht einmal gehört werden, niemand wird darauf hingewiesen, dass man dem Sinn ihrer Worte Aufmerksamkeit widmen müsste (jeder war ja von vornherein vom Gegenteil überzeugt, da es sich um Narren handelt!). Niemand, einschliesslich der Leser und Zuschauer Shakespeares seit vier Jahrhunderten, weiss, dass sie die Wahrheit sagen. Keine satirische oder humoristische Wahrheit, sondern Wahrheit schlechthin. Reine, unverminderte, lichtvolle, tiefe, wesentliche Wahrheit.

Liegt hier auch das Geheimnis der Narren des Velasquez? Beruht die Traurigkeit ihrer Augen auf der Bitternis, die Wahrheit zu besitzen und (um den Preis einer namenlosen Erniedrigung) imstande zu sein, die Wahrheit zu sagen, aber von niemandem (ausser Velasquez) gehört zu werden? Es wäre der Mühe wert, sie unter dieser Fragestellung erneut zu betrachten.

Liebste M., spürst Du die Verwandtschaft, die wesenhafte Analogie zwischen mir und diesen Narren – trotz Schule, Aggregation und Lobsprüchen über meine «Intelligenz»?

Dies ist eine weitere Antwort auf die Frage, «was ich zu geben habe».

London, 1943

Heute muss eine Elite die Tugend der Armut im Geiste in den verelendeten Massen entzünden. Dazu ist es erforderlich, dass die Angehörigen dieser Elite nicht nur im Geiste, sondern in Wirklichkeit arm sind. Sie müssen alle Tage mit Seele und Leib die Schmerzen und Demütigungen des Elends erdulden. Wir brauchen keinen neuen Franziskanerorden. Mönchsgewand und Kloster bedeuten Absonderung. Die neue Elite muss in der Masse leben und sie anrühren, ohne dass irgendetwas dazwischen steht. Und, was noch schwieriger zu ertragen ist als das Elend, sie darf sich keinerlei Entschädigung erlauben; sie muss in ihre Beziehungen zu der sie umgebenden Masse dieselbe De-

mut hineinlegen, die ein Eingebürgerter den Bürgern des Landes entgegenbringt, das ihn aufgenommen hat.

Hätte man begriffen, dass dieser Krieg ein religiöses Drama werden würde, so hätte man seit vielen Jahren voraussehen können, welche Nationen die aktiven und welche die passiven Opfer sein würden. Die Nationen, die nicht aus eifer Religion lebten, konnten nichts anderes sein als passive Opfer. Das galt fast für ganz Europa. Aber Deutschland lebt aus einem Götzendienst – Russland aus einem anderen –, und es mag sein, dass unter dieser Abgötterei noch einige Reste einer verleugneten Vergangenheit nachzittern. Obgleich auch England von der Krankheit unserer Zeit angegriffen ist, besteht doch eine solche Kontinuität in der Geschichte dieses Landes, eine so grosse Lebenskraft in seiner Tradition, dass einige Wurzeln noch Säfte aus einer Vergangenheit heben, die vom Licht der Mystik durchtränkt ist.

Es gab einen Augenblick, da England Deutschland allein gegenüberstand wie ein Kind mit leeren Händen vor einem Rohling, der in jeder Hand einen Revolver schwenkt. In solcher Situation vermag ein Kind nicht viel zu tun. Wenn es aber dem Rohling kühl in die Augen blickt, wird er mit Sicherheit einige Augenblicke innehalten.

Und das ist geschehen. Deutschland hat, um sich dieses Zögern selbst zu verheimlichen und sich ein Alibi zu verschaffen, Russland angegriffen und dort seine besten Kräfte erschöpft. Die Ströme des vergossenen Blutes der russischen Soldaten haben fast vergessen lassen, was vorausgegangen war. Dennoch verdient jener Augenblick der Stille und Unbeweglichkeit Englands noch viel mehr ein unvergängliches Gedächtnis. Dieses Anhalten der deutschen Truppen am Ärmelkanal ist der Anteil des Übernatürlichen an diesem Krieg. Wie stets, ein negativer, unmerklich geringer, unendlich kleiner und doch entscheidender Anteil. Die Fluten des Meeres reichen weit, aber irgendetwas hält sie auf. Das Altertum wusste, Gott ist das, was Grenzen setzt. Es gab eine Zeit, da waren alle Wände in Frankreich mit Anschlägen bedeckt, auf denen stand: «Wir siegen, weil wir die Stärkeren sind.» Das war das törichteste Wort des Krieges. Der entscheidende Augenblick war der, in dem unsere Kraft fast gleich Null war. Die Kraft des Feindes wurde angehalten, weil die Kraft, wenn sie nicht göttlich ist, der Begrenzung unterworfen ist.

Der Krieg hat sich auf andere Erdteile ausgedehnt. Der Götz-

dienst, der Japan beseelt, ist vielleicht noch wilder als der irgend-eines anderen Volkes. In den Vereinigten Staaten ist die demokratische Überzeugung noch lebendig, während sie zum Beispiel in Frankreich vor dem Krieg, selbst noch vor München, fast erloschen war. Unsere Epoche ist eine Zeit des Götzendienstes und des Glaubens, aber nicht der blossen Überzeugung. Für Amerika ist der Krieg noch jungen Datums und gedämpft durch die Entfernung. Aber unter seiner Erschütterung werden sich, sofern er nur andauert, fast mit Sicherheit tiefgreifende Umwandlungen vollziehen.

Europa bleibt im Mittelpunkt des Dramas. Von dem Feuer, das Christus auf die Erde warf – vielleicht das gleiche wie das Feuer des Prometheus –, waren noch einige glühende Kohlen in England übrig-geblieben. Das genügte, das Schlimmste zu verhindern. Aber wir haben nur einen Aufschub erreicht. Wir bleiben verloren, wenn aus diesen Kohlen und den Funken, die über den Erdteil knistern, keine Flamme hervorbricht, die Europa zu entzünden vermag.

Wenn wir nur durch das Geld und die Fabriken Amerikas befreit werden, fallen wir auf irgendeine Weise in eine andere Sklaverei, die gleichbedeutend ist mit der, die wir erdulden. Man darf nicht vergessen, dass Europa nicht von Horden unterjocht wurde, die von einem anderen Erdteil oder vom Planeten Mars kamen, Horden, die man nur vertreiben müsste. Europa leidet an einer inneren Krankheit. Es bedarf der Heilung.

Europa kann nur leben, wenn es sich grossenteils selbst befreit. Glücklicherweise vermag es seine Zuflucht nicht zu einem Götzendienst zu nehmen, den es dem Kult der Sieger entgegensetzt, weil geknechtete Nationen keine Götzenbilder werden. Unterjochte Länder können dem Sieger nur eine Religion entgegensetzen.

Wenn auf diesem elenden Erdteil ein Glaube auf wüchse, wäre der Sieg rasch, sicher und von Dauer. Das ist selbst im Bereiche der Strategie wichtig. Unsere Verbindungslinien erstrecken sich über das Meer, und wir müssen sie gegen Unterseeboote verteidigen. Die feindlichen Verbindungslinien aber verlaufen durch die unterdrückten Völker und würden unterbrochen, wenn sich der Brand eines wirklichen Glaubens über dieses ganze Gebiet ausbreitete.

Aber weder die Beschreibung der neuesten Bombenflugzeuge, noch Produktionsstatistiken, noch Aussichten auf Bekleidung und Lebens-

mittel vermögen das Emporschiessen eines neuen Glaubens vorzubereiten. Für die Unglücklichen gibt es nur einen einzigen Weg zum Glauben, das ist die Armut im Geiste. Doch diese Wahrheit ist verborgen. Denn die Armut im Geiste ähnelt scheinbar der Hinnahme der Knechtschaft. Sie ist sogar damit identisch, bis auf einen unendlich kleinen Unterschied. Es ist immer dasselbe Unendlich-Kleine, das unendlich viel mehr ist als alles andere. Das Unglück ist nicht aus sich allein eine Schule der Armut im Geiste. Es ist nur die fast einzige Gelegenheit, sie zu erlernen. Obgleich es viel weniger flüchtig ist als das Glück, geht es doch vorüber, und wir müssen uns beeilen.

Wird die gegenwärtige Gelegenheit genutzt werden? Dieses Problem ist militärisch vielleicht wichtiger als strategische Pläne, wirtschaftlich wichtiger als Statistiken und Verteilungspläne. Hitler hat uns darüber belehrt – falls wir fähig sind, zu lernen –, dass die wahrhaft realistische Politik vor allem die Ideen berücksichtigt.

Er setzt sich ein für das Böse; sein Stoff, sein Teig ist die Masse. Wir setzen uns ein für das Gute; unser Stoff ist die Hefe. Die Verfahren müssen sich durch ihre Ergebnisse voneinander unterscheiden.

BERTRAM WARR, Kanada
Sergeant der kanadischen Luftwaffe
geboren 1917, gefallen 1943

Arbeiter werden Neues bauen

Uns haben keine Nachtigallen gesungen
In kühlen, dämmerigen Alleen, wo der Abend
Einzieht wie eine Prozession ins Kirchenschiff zur Fastenzeit,
Und alle Dome füllt mit leisem Beten ganz in Weiss.
Wir standen nie auf Hügeln, wo der Meerwind Thymianhauch
Uns in die Nüstern wehte, und wir: lässig lehnend an knorrige
Bäume . . .

Weidenblätter haben uns nie scheu und seidig berührt,
Wie man sie spürt, wenn man auf flauen Flüssen gleitet:
Ein Silberkuss, ein Hauch – wie Liebende, die nur gehauchte Küsse
wagen.

Versagt auch blieben uns liebliche Worte: Blüten vom Baum der Liebe.
Wir hören sie nicht; unsere Sinne sind stumpf.
Denn wir sind die Asphaltgänger,
Wanderer in den Strassenschluchten: graugesichtig, resignierend im
Regen.

Unsre Krägen: zweimal gewendet, zerknittert und schmutzig;
Flicken und Flecken bauschen sich im Schritt unsrer schlechtsitzenden
Kleider.

Was suchen wir denn? Und ist der Fortschritt nicht unser?
Blickt sie doch nur an, unsre gewaltigen Städte!

Ach! Mit den Messern der Städte haben sie das Land verwundet,
Und mit Schrecken sich abgewandt, als die Wunden brandig wurden.
Verkrochen hat sich die Schönheit in die Regale geduckter Gebäude:
Da schaut sie verstört und fremd aus den Seiten von Keats uns an,
Und aus den blassen Heimwehblättern der Georgischen Dichter vor
neunzehnhundertvierzehn.

Unser Erstgeburtsrecht aber liegt in Qualm und zornigem Stahl,
In Mietskasernen, Steinstrassen, wirbelnden Rädern.
Kirchen zwar erben wir auch, und auch die specknackigen Redner
(Austern täglich und Sekt!), die zu uns sprechen nach Tisch und im
bewährten Jargon:

«Wir appellieren an euer Gewissen, Arbeiter der Stirn und der Faust!»
Politiker haben wir auch, die wenig nur von uns halten:
Müde Leute, zu alt, schnell erschreckt und sogleich auf dem
Rückzug,

Wimmernd: «Das wollten wir nicht. Nein,
Das geht zu weit. So dürft' es nicht kommen!»
Greise sind sie, aber unentbehrlich noch immer:
Denn wir waren zu Tode krank und brauchen sie noch.

Aber es gibt doch noch Welt, wirklich und kraftvoll und wichtig:
Schöpfung bebt noch in uns.

Nächte begeisterter Liebe; kräftiges Brot, unsre Kinder,
Und die Wange der Nachbarin (nächste Tür, rechts . . .)
Und Gedanken auch, aufblitzend wie Rubine im Dreck;
Träume, die wogen und weben, tief in den Brunnenstuben des
Blutes.. .

Die Städte zwingen das Land, sie halten es nieder wie Riesen,
Und sie versagen es uns.
Aber ihr Fall wird kommen:
Hingestürzt über das Land, zerschmettert werden sie liegen,
Und verfallen, verfaulen, verwesen.
Aufspringen wird Wind und den Aasdunst verwehen,
Erde wird totes Fleisch und Blut in sich lösen und wandeln,
Und auf dem blanken, gebleichten Skelett,
Im klaren Licht der Sonne, werden wir Neues erbauen.

HARUO YOSHIKAWA, Japan
geboren 1906, gefallen im März 1944 im Atlantik beim Untergang des
U-Bootes Satsuki II auf der Rückfahrt nach Japan

An seine Frau Kikuko:

Helsinki, 27. Juli 1940

Heute früh bin ich von Stockholm nach Helsinki geflogen. Von oben hat man eine wunderschöne Aussicht auf Stockholm und den berühmten Fjord. Von den einfachen Bergen und Feldern Mitteleuropas hierher an die Wasser von Nordeuropa versetzt, genieße ich den herrlichen Anblick. Die Luftreise nach Finnland war fast zu kurz, nach anderthalb Stunden traf ich schon in der Hauptstadt von Finnland, in Helsinki, ein. Das Land ist ganz anders, als ich es mir in Gedanken vorgestellt hatte: eine grossartige kultivierte Landschaft, die Menschen schlicht, einfach und tapfer. Da man mit Japan sympathisiert, sind die Japaner hier alle wohlauf und zufrieden. Nun erledige ich meine Ge-

schäfte beim japanischen Attaché, und morgen will ich unsere Gesandtschaft besuchen.

An seine Kinder Takeo, Shizuko, Ayako und Toshio:

Süddeutschland, Januar 1943

Wie alt seid Ihr denn? Kennt Ihr noch das Alter Eures Vaters? Welches Alter wäre grösser, mein Alter oder die Summe der Jahre von Euch vier? Wie würde das Verhältnis im nächsten Jahr werden? Das Bild auf der Vorderseite ist das Gebirge von Tirol in Süddeutschland, wo Euer Vater sich kürzlich aufhielt. Im Hause rechts, in einem Zimmer im ersten Stock, verbrachte ich zehn Tage in 1750 Meter Höhe. Täglich badete ich im Sonnenlicht und machte im Skifahren tüchtige Fortschritte.

Wollen wir es alle so halten, wenn ich nach Japan zurückkomme?

Treibt viel Leibesübungen, haltet Euch gesund und arbeitet für den Kaiser! Ich bin gesund und frisch, wie steht es mit Euch? Wenn ich heimkehre, wetteifern wir, ja? Auf Wiedersehn!

Yi YUK-SA, Korea

geboren 1903 in Wönch'ôn, Provinz Nord-Kyongsang, gestorben 1944 im japanischen Gefängnis zu Peking

Die purpurne Traube

Im Juli reifen die blauen Trauben
In meiner Heimat unter der Sonne.

An den Reben ranken sich Dorfsagen hoch,
In die Beeren schmelzen die weiten, verträumten Himmel ein.

Unter dem Himmel öffnet das blaue Meer seine Buchten:
Ein weisses Segel, wogengetragen, kreuzt küstenwärts.

Es bringt den Wanderer, den ich ersehne:
Er tritt ans Land. Ein blauer Mantel hüllt den wegemüden Leib.

Mit ihm die Traube, diese Traube hier zu teilen!
Was tut's, wenn da der Saft die Finger netzt. . .

«Kind, nimm dein weisses Seidentaschentuch
Und breit' es sauber über diese Silberplatte auf dem Tisch!»

Weite Ebene

Zu undenklicher Zeit,
Als der Himmel zum erstenmal aufbrach,
Krächte irgendwo fern ein Hahn.

Sogar die Bergketten, die davonlaufen,
Sich sehnd nach dem Donner der Meeresbrandung,
Konnten die Ebene nicht zwingen noch fesseln.

Freilich: die Uhr der Jahreszeiten
Zwang auch die endlose Zeit in den Kreislauf des Blühens und Welkens:
Aber nur der gewaltige Fluss vermochte hier eine Strasse zu bahnen.

Nun, da der Schnee leise herabsilbert, und nur
Die Pflaumenblüte ihren Duft haucht,
Will ich auswerfen die Saat meines ersten Liedes.

Und wenn, nach tausend Jahren,
Einmal der Gewaltige, der Übermensch auf weissem Ross in die Ebene
einreitet,
Soll er mein Lied laut in die Welt singen.

ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY, Frankreich
geboren am 29. Juni 1900, gefallen am 31. Juli 1944 im Mittelmeer-
gebiet

La Marsa bei Tunis, Juli 1943

Ich habe einige Flüge auf der ‚P-38‘ hinter mir. Es ist eine schöne Maschine. Ich wäre glücklich gewesen, hätte ich mit zwanzig Jahren über solch ein Geschenk verfügen können. Heute, mit dreiundvierzig, nachdem ich an die sechstausendfünfhundert Stunden an allen Himmeln der Welt geflogen bin, stelle ich melancholisch fest, dass ich an diesem Spielzeug keinen grossen Gefallen mehr finden kann. Es ist nur noch ein Instrument der Fortbewegung – in diesem Falle ein Kriegsinstrument. Wenn ich mich, in einem für solch ein Geschäft patriarchalischen Alter, der Schnelligkeit und der Höhe unterwerfe, so tue ich das mehr, um den Plackereien meiner Generation nichts zu versagen, als in der Hoffnung, ich könnte die Freuden von ehemals wiederfinden.

Das ist vielleicht melancholisch, aber vielleicht auch nicht. Zweifellos täuschte ich mich, als ich zwanzig war. Im Oktober 1940, als ich von Nordafrika heimkam, wohin die Gruppe 2/33 ausgewandert war, und mein Wagen blutleer in irgendeiner staubigen Garage stand, da entdeckte ich Dogcart und Pferd. Und durch sie das Gras auf den Wegen. Schafe und Ölbäume. Diese Ölbäume erfüllten eine andere Aufgabe als hinter Glasscheiben bei hundertdreissig Stundenkilometern den Takt zu schlagen. Sie zeigten sich in ihrem wahren Rhythmus, der darin besteht, langsam Oliven hervorzubringen. Die Schafe waren nicht ausschliesslich zu dem Zweck da, die Durchschnittsgeschwindigkeit zu mindern. Sie wurden wieder lebendig. Sie produzierten wirklichen Kot und brachten wirkliche Wolle hervor. Und auch das Gras hatte einen Sinn, denn sie weideten es ab.

Und so fühlte ich, wie ich wieder auflebte in diesem einzigen Erdenwinkel, in dem der Staub parfümiert ist (ich bin ungerecht, er ist das ebenso in Griechenland wie in der Provence). Und es kam mir so vor, als sei ich mein Leben lang ein Dummkopf gewesen.

All das, um Ihnen deutlich zu machen, dass dieses Herdendasein auf einer amerikanischen Flugbasis, diese Mahlzeiten, die man stehend in zehn Minuten herschlingt, dieses Hin und Her zwischen den

Eindeckern mit ihren 2'600 PS in einer Art abstrakten Gebäudes, in dem wir zu dritt in einer Stube eingepfercht sind, mit einem Wort: dass diese schreckliche Menschenwüste nichts an sich hat, was meinem Herzen schmeichelt. Auch dies, wie die nutzlosen Aufklärungsflüge ohne Hoffnung auf Rückkehr im Juni 1940, ist eine Krankheit, durch die man hindurch muss. Ich bin «krank» für unbestimmte Zeit. Doch ich billige mir nicht das Recht zu, diese Krankheit nicht durchzumachen. Das ist alles. Heute bin ich tieftraurig – es geht sehr tief.

Ich bin traurig für meine Generation, die jeder menschlichen Substanz entleert ist. Die nur Bars, Mathematik und Rennwagen als Form des geistigen Lebens kennengelernt hat und gegenwärtig in eine ausgesprochene Herdenaktion eingespannt ist – eine Aktion, die keinerlei Farbe mehr hat. –

Ach, Herr General, es gibt nur ein Problem, ein einziges in der Welt. Wie kann man den Menschen eine geistige Bedeutung, eine geistige Unruhe wiedergeben; etwas auf sie herniedertauen lassen, was einem Gregorianischen Gesang gleicht! Hätte ich den Glauben, stünde es fest, dass ich, sobald diese Zeit des «notwendigen und undankbaren Job» vorüber ist, nur noch Solesmes ertragen könnte.

Sehn Sie, man kann nicht mehr leben von Eisschränken, von Politik, von Bilanzen und Kreuzworträtseln. Man kann es nicht mehr. Man kann nicht mehr leben ohne Poesie, ohne Farbe, ohne Liebe. Wenn man bloss ein Dorf lied aus dem 15. Jahrhundert hört, ermisst man den ganzen Abstieg. Es bleibt nur die Stimme des Propagandaroboters (verzeihen Sie). Zwei Milliarden Menschen hören nur noch auf den Roboter, werden selber zu Robotern. Alle Erschütterungen der letzten dreissig Jahre haben lediglich zwei Ursachen: die Sackgassen, in die das Wirtschaftssystem des 19. Jahrhunderts führt, die geistige Verzweiflung . . . Die Menschen haben die Cartesianischen Werte ausserhalb der Naturwissenschaften hatten sie kaum Erfolg damit. Es gibt nur ein Problem, ein einziges: es gilt wieder zu entdecken, dass es ein Leben des Geistes gibt, das noch höher steht als das Leben der Vernunft und das allein den Menschen zu befriedigen vermag. Das übersteigt noch das Problem des religiösen Lebens, das nur eine seiner Erscheinungsformen ist – wenn auch das Leben des Geistes vielleicht notwendig zu dem anderen hinführt. Und das Leben des Geistes beginnt dort, wo man ein «einziges» Wesen oberhalb der

Stoffe anerkennt, aus denen es sich zusammensetzt. Die Liebe zum Hause – diese Liebe, von der man in den Vereinigten Staaten nichts weiss – gehört schon zum Leben des Geistes. Und auch das Dorffest und der Totenkult (ich komme darauf, da hier nach meiner Ankunft zwei oder drei Fallschirmspringer den Tod fanden, aber man hat sie beiseitegeschafft: sie waren nicht mehr von Nutzen). Das gehört zur Epoche, nicht zu Amerika: der Mensch hat keinen Sinn mehr. Man muss unbedingt zu den Menschen sprechen . . .

Doch was wird aus den Vereinigten Staaten und aus uns, ja auch aus uns in dieser Epoche eines allgemeinen Funktionärturns? Der Epoche des Robotermentchen, des Termitenmentchen, des Menschen, der hin und herpendelt zwischen der Fliessbandarbeit nach dem Baudaux-System und Skatspielen? Des Menschen, der seiner ganzen Schöpfungskraft beraubt wurde und der nicht einmal mehr in seinem Dorf einen Tanz oder ein Lied hervorzubringen vermag. Des Menschen, den man mit Konfektionskultur, mit Standardkultur versorgt, so wie man das Rindvieh mit Heu versorgt. So sieht er aus, der Mensch von heute.

Es geht um den Sinn des Menschen, und es ist keinerlei Antwort angeboten; so habe ich den Eindruck, dass wir den schwärzesten Zeiten der Weltgeschichte entgegengehen. –

Es ist mir ganz gleich, ob ich im Krieg umkomme. Was wird denn von dem bleiben, was ich liebte? Ich spreche nicht nur von den Menschen, sondern auch von den Bräuchen, den unersetzlichen Akzenten, von einem gewissen geistigen Licht. Vom Frühstück in einem provenzalischen Bauernhof unter Ölbäumen, aber auch von Händel. Die Dinge, die erhalten bleiben, die sind mir ganz gleichgültig. Worauf es ankommt, das ist eine gewisse Anordnung der Dinge. Die Kultur ist ein unsichtbares Gut, da sie ja nicht die Dinge betrifft, sondern die unsichtbaren Bande, die die Dinge miteinander verknüpfen: so und nicht anders. Man wird vollkommene Musikinstrumente in grossen Serien an uns verteilen, doch wo wird der Musiker bleiben? Wenn ich im Krieg umkommen sollte, kümmert mich das wenig. Oder wenn ich der Raserei jener fliegenden Torpedos zum Opfer fallen sollte, die nichts mehr mit Fliegerei zu tun haben und den Piloten inmitten seiner Knöpfe und Zifferblätter zu einer Art Buchhalter machen (auch die Fliegerei ist eine gewisse Anordnung von Verknüpfungen). Doch

falls ich lebendig heimkehre von diesem «notwendigen und undankbaren Job», dann wird sich für mich nur ein Problem stellen: was kann man, was soll man den Menschen sagen?

Ich weiss immer weniger, weshalb ich Ihnen dies alles eigentlich erzähle. Offenbar, um es jemandem mitzuteilen, denn es geht nicht darum, dass ich das Recht hätte, zu erzählen. Man muss zum Frieden der anderen beitragen und nicht die Probleme verwirren. Im Augenblick ist es gut, dass wir an Bord unserer Kriegsflugzeuge den Buchhalter spielen.

Seit ich zu schreiben begann, sind in meiner Stube zwei Kameraden vor mir eingeschlafen. Ich werde nun auch schlafen gehen müssen, denn ich nehme an, dass mein Licht sie stört (das fehlt mir sehr, ein Winkel, in dem ich mein eigener Herr bin)! Diese beiden Kameraden sind prächtige Kerle in ihrer Art. Ehrlich, anständig, sauber, treu. Und ich weiss nicht, weshalb ich ein gewissermassen ohnmächtiges Mitleid empfinde, wenn ich sie so schlafen sehe. Denn mögen sie auch nichts von ihrer eigenen Unruhe wissen – ich spüre sie deutlich. Ehrlich, anständig, sauber, treu – gewiss, aber auch schrecklich arm. Sie hätten einen Gott so bitter nötig. Verzeihen Sie mir, wenn diese schlechte elektrische Lampe, die ich nun auslöschten werde, auch Sie am Schlafen hinderte, und glauben Sie an meine Freundschaft. –

Im Kriege

.. . Unser Gedeihen, unser Behagen, sie würden nicht genügen, uns glücklich zu machen. Für uns, die wir im Kult der Ehrfurcht vor dem Menschen aufgewachsen sind, wiegen die einfachen Begegnungen schwer, die sich manchmal in wunderbare Feste verwandeln.

Ehrfurcht vor dem Menschen! Ehrfurcht vor dem Menschen! Wenn der Nazist ausschliesslich den respektiert, der ihm gleicht, dann respektiert er nur sich selbst. Er verneint die schöpferischen Gegensätze, zerstört jede Hoffnung auf einen Aufstieg und begründet für tausend Jahre an Stelle des Menschen den Robot eines Termitenhaufens. Ordnung um der Ordnung willen beschneidet den Menschen seiner wesentlichen Kraft, nämlich, die Welt und sich selber umzuformen. Das Leben schafft Ordnung. Aber die Ordnung bringt kein Leben hervor.

Es scheint uns im Gegenteil, dass unser Aufstieg noch nicht vollendet ist, dass die morgige Wahrheit sich vom gestrigen Irrtum nährt, und dass die zu überwindenden Gegensätze für unser Wachstum der rechte Humus sind. Wir zählen auch die zu den unsrigen, die anders sind als wir. Aber welche merkwürdige Verwandtschaft! Sie gründet sich auf das Künftige, nicht auf das Vergangene. Auf das Endziel, nicht auf den Ausgangspunkt. Wir sind einer für den anderen Pilger, die auf verschiedenen Wegen einem gemeinsamen Treffpunkt zuwandern.

Aber heute ist der Respekt vor dem Menschen, diese Voraussetzung unserer Entwicklung, in Gefahr. Der Zerfall der modernen Welt hat uns ins Finstre geschleudert. Die Probleme hängen nicht mehr zusammen, die Lösungen widersprechen sich. Die Wahrheit von gestern ist tot, die von morgen erst zu gebären. Noch ist keine gültige Synthese vor auszusehen, und jeder von uns hält nur ein Teilchen der Wahrheit in Händen. In Ermangelung zwingender Evidenz nehmen die politischen Religionen ihre Zuflucht zur Gewalt. Und während wir uns so über die Methoden streiten, laufen wir Gefahr, nicht mehr zu erkennen, dass wir auf dem Wege zum gleichen Ziele sind . . .

Wir wollen die Ehrfurcht vor dem Menschen begründen. Warum sollen wir uns innerhalb ein und desselben Lagers hassen? Keiner von uns besitzt das Monopol auf die Reinheit der Absichten. Ich kann im Namen meines Weges den Weg bekämpfen, den ein anderer gewählt hat. Ich kann die Schritte seines Verstandes kritisieren, das Verfahren des Verstandes ist unsicher. Aber ich muss auf der Ebene des Geistes den Mann achten, der nach dem gleichen Stern strebt.

Ehrfurcht vor dem Menschen! Ehrfurcht vor dem Menschen! Wenn die Ehrfurcht vor dem Menschen in den Herzen der Menschen wurzelt, werden die Menschen einmal so weit kommen, ihrerseits wieder das soziale, politische oder ökonomische System zu begründen, das diese Ehrfurcht für immer gewährleistet. Eine Zivilisation bildet sich zuerst im Kern. Sie ist im Menschen zuerst das blinde Verlangen nach einer gewissen Wärme. Von Irrtum zu Irrtum findet der Mensch den Weg zum Feuer . . .

Mein Freund, ich brauche Dich wie eine Höhe, in der man anders atmet! Ich möchte mich noch einmal neben Dir mit den Ellbogen auf den Tisch stützen, an den Ufern der Saône, auf den Tisch einer kleinen, wackeligen Bretterbude, und zwei Matrosen einladen, in deren

Gesellschaft wir einander zutrinken würden, im Frieden eines Lächelns, das wie der Tag ist. Wenn ich noch kämpfe, werde ich ein wenig auch für Dich kämpfen . . .

Frühere Niederschrift:

Alle drücken wir mit widersprechenden Worten die gleichen Bestrebungen aus. Menschenwürde, Brot unserer Brüder. Wir sind uneins über die Methoden, die das Ergebnis unserer Überlegungen sind, nicht über die Ziele. Und wir ziehen gegeneinander in den Krieg, dem gleichen gelobten Land entgegen . . .

Begreift ihr denn nicht, dass wir irgendwo vom rechten Wege abkamen? Der menschliche Termitenhaufen ist reicher als zuvor, wir verfügen über mehr Güter und mehr Musse, und doch fehlt uns etwas Entscheidendes, das wir schlecht umschreiben können. Wir fühlen uns weniger als Menschen, wir haben irgendwo geheimnisvolle Vorrechte eingebüsst.

Ich habe in Juby Gazellen aufgezogen. Wir alle zogen dort Gazellen auf. Wir sperrten sie im Freien in ein vergittertes Häuschen ein, denn die Gazellen brauchen den freien Durchzug der Winde, und es gibt nichts Empfindlicheres als sie. Wenn du sie aber jung einfügst, bleiben sie am Leben und fressen dir aus der Hand. Sie lassen sich streicheln und bohren dir die feuchte Schnauze in die Hand. So hältst du sie für gezähmt. So glaubst du, sie vor dem unbekanntem Kummer gefeit zu haben, der die Gazellen geräuschlos dahinrafft und ihnen den sanftesten Tod schenkt. . . Doch es kommt der Tag, an dem sie ihre kleinen Hörner gegen das Gitter pressen, zur Wüste hin. Sie werden magnetisch angezogen. Sie wissen nicht, dass sie dich fliehen; sie trinken die Milch, die du ihnen bringst, sie lassen sich weiter streicheln, sie bohren noch zärtlicher als bisher ihre Schnauze in deine offene Hand . . . Doch kaum lässt du sie los, so wirst du gewahr, dass sie, nach einem anscheinend glücklichen Galopp, wieder zum Gitter zurückkehrten. Und wenn du nicht eingreifst, bleiben sie dort, versuchen nicht einmal, gegen das Hindernis anzukämpfen, sondern drücken bloss mit gesenktem Nacken ihre kleinen Hörner dagegen, so lange, bis sie sterben. Ist die Jahreszeit für die Liebe erschienen, oder ist es bloss

das Bedürfnis nach einem langen Galopp, bis sie von Atem kommen? Sie wissen es nicht. Ihre Augen waren noch nicht geöffnet, als du sie einfingst. Die Freiheit in der Wüste wie auch die Witterung des Bocks blieb ihnen unbekannt. -----

Und uns, was fehlt uns?

Wo sind denn die Weiten, die wir eröffnet haben möchten?

Wir suchen uns von den Mauern eines Gefängnisses zu befreien, das sich undurchdringlich rings um uns aufbaut. Man glaubte, um uns wachsen zu lassen, genüge es, uns zu kleiden, uns zu ernähren, unseren Bedürfnissen zu entsprechen. Und nach und nach hat man uns dadurch zum Kleinbürger Courtelines gemacht, zum Dorfpolitiker, zum Techniker, der sich jedem inneren Leben verschliesst. «Man belehrt uns», werdet ihr mir erwidern, «man klärt uns auf, man versorgt uns besser als früher mit den Errungenschaften unserer Vernunft.» Doch der macht sich eine armselige Vorstellung von der Kultur des Geistes, der meint, sie beruhe auf der Kenntnis von Formeln, auf der Erinnerung an erworbene Ergebnisse. ----

Es genügt ja, um uns zu befreien, dass man uns hilft, ein Ziel zu erkennen, das uns miteinander verbindet; daher können wir es ebenso gut im Universalen finden. Der Chirurg beachtet beim Krankenbesuch nicht die Klagen des Patienten, den er abhorcht: er sucht durch ihn hindurch den Menschen zu heilen. Der Chirurg spricht eine universale Sprache. Mit seinem muskulösen Handgelenk bezwingt der Linienflieger die Luftwirbel, und das ist eine Sträflingsarbeit. Doch er dient mit seinem Kampf den menschlichen Beziehungen; die Kraft seiner Hand bringt andere Menschen einander näher, die sich lieben und die zusammenkommen möchten: auch der Flieger hat teil am Universalen. Und selbst der einfache Hirte, der seine Schafe unter den Sternen hütet, gewahrt, wenn er sich seiner Aufgabe bewusst wird, dass er mehr als ein Hirte ist. Er ist ein Wachtposten. Und jeder Wachtposten ist verantwortlich für das ganze Reich . . .

Wenn wir nach diesem Bewusstsein des Universalen streben, haben wir teil an der eigentlichen Bestimmung des Menschen. Nur die Ladenbesitzer wissen nichts davon, die sich friedlich am Ufer niedergelassen haben und nicht den Fluss vorbeiströmen sehen. Doch die Welt entwickelt sich. Aus einer zerfließenden Lava, aus einer Sternenmasse ist das Leben entstanden. Nach und nach stiegen wir auf, bis wir Kantaten

schreiben und Nebelflecken abschätzen konnten. Und der Zeugmeister weiss inmitten der Granaten, dass die Genese noch nicht vollendet ist und dass er seinen Aufstieg fortsetzen muss. Das Leben strebt der Bewusstwerdung zu. Die Sternenmasse nährt ihre schönste Blume und bildet sie langsam heran.

Doch schon jener Hirte ist gross, der sich bewusst wird, dass er auf Wache steht. Nur dann werden wir glücklich, wenn wir in der guten Richtung marschieren: der gleichen, die wir von Anbeginn einschlugen, als wir aus dem Lehm erwachten. Nur dann werden wir in Frieden leben können; denn was dem Leben seinen Sinn verleiht, gibt seinen Sinn auch dem Tod.

*Im Mittelmeergebiet
Sommer 1944*

Meine amerikanischen Freunde: Ich möchte euch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eines Tages werden vielleicht mehr oder weniger ernste Meinungsverschiedenheiten zwischen uns entstehen. Alle Nationen sind selbstsüchtig. Alle Nationen betrachten ihre Selbstsucht als geheiligt. Es kann sein, dass euer Wissen um eure materielle Macht euch eines Tages bestimmen wird, Vorteile in Anspruch zu nehmen, die uns unbillig erscheinen. Es kann sein, dass es daher eines Tages zwischen uns zu mehr oder weniger schwerwiegenden Auseinandersetzungen kommt.

Wenn der Krieg auch stets durch Gläubige gewonnen wird, so werden doch Friedens Verträge zuweilen von Geschäftsleuten diktiert. Doch selbst wenn eines Tages Vorwürfe gegen die Entscheidungen dieser Männer in mir aufsteigen sollten, werden mich solche Vorwürfe nie vergessen lassen, wie edel die Kriegsziele eures Volkes gewesen sind. Euren tiefsten Gefühlen werde ich stets die gleiche Anerkennung entgegenbringen.

Schaut, meine amerikanischen Freunde, ich habe den Eindruck, dass etwas Neues auf unserem Planeten im Werden ist. Der materielle Fortschritt der Neuzeit hat in der Tat alle Menschen durch eine Art Nervensystem miteinander verbunden. Es gibt unzählige Kontakte, sofortige Verbindungen. Wir sind körperlich zusammengefügt wie die Zellen des gleichen Leibes. Doch dieser Leib hat noch keine Seele. Dieser Organismus ist noch nicht zum Bewusstsein seiner selbst erwacht..

DIETRICH BONHOEFFER, Deutschland

Hochschullehrer

geboren am 4. Februar 1906 in Breslau, nach zweijähriger Haft

hingerichtet am 9. April 1945 in Flossenbürg

An der Wende zum Jahr 1943

[Berlin]

Verloren wäre die Zeit, in der wir nicht als Menschen gelebt, Erfahrungen gemacht, gelernt, geschaffen, genossen und gelitten hätten. Verlorene Zeit ist unausgefüllte, leere Zeit. Das sind die vergangenen Jahre gewiss nicht gewesen. Vieles, Unermessliches haben wir verloren, aber die Zeit war nicht verloren. Zwar sind gewonnene Erkenntnisse und Erfahrungen, deren man sich nachträglich bewusst wird, nur Abstraktionen vom Eigentlichen, vom gelebten Leben selbst. Aber wie Vergessenkönnen wohl eine Gnade ist, so gehört doch das Gedächtnis, das Wiederholen empfangener Lehren, zum verantwortlichen Leben . . .

Es gibt gewiss auch einen dummen, feigen Optimismus, der verpönt werden muss. Aber den Optimismus als Willen zur Zukunft soll niemand verächtlich machen, auch wenn er hundertmal irrt; es ist die Gesundheit des Lebens, die der Kranke nicht anstecken soll. Es gibt Menschen, die es für unernst, Christen, die es für unfromm halten, auf eine bessere irdische Zukunft zu hoffen, und sich auf sie vorzubereiten. Sie glauben an das Chaos, die Unordnung, die Katastrophe, als den Sinn des gegenwärtigen Geschehens und entziehen sich in Resignation oder frommer Weltflucht der Verantwortung für das Weiterleben, für den neuen Aufbau, für die kommenden Geschlechter. Mag sein, dass der Jüngste Tag morgen anbricht, dann wollen wir gern die Arbeit für eine bessere Zukunft aus der Hand legen, vorher aber nicht.

Berlin, 1943/1944

Es ist wahr, die Geschichte der Erfolge ist mehr oder weniger vollständig geschrieben worden, und es ist wohl nicht allzuviel Wichtiges

mehr nachzutragen. Aber es wäre nun an der Zeit – und das ist eine viel schwierigere Aufgabe –, die Geschichte der Erfolglosigkeiten und die Geschichte der Opfer der Erfolge zu schreiben, also – um mit Deinem Lehrer zu reden – nicht die Geschichte der Riesen und Halbgötter, sondern der Menschen. Ich meine nicht die Geschichte der ewig unruhigen und aufständischen Massen, der Zusammenballungen und Explosionen – auch das sind übermenschliche, wenn auch unterirdische, mythische Mächte, die mit den grossen Erfolgreichen der Geschichte in irgendeiner geheimnisvollen Verbindung stehen.

Nein, ich meine die Geschichte der Menschen, die zwischen diesen Mächten hin- und hergeworfen ihr Leben in Arbeit, Familie, Leid und Glück zu führen versuchen. Ich habe Euch von Hans und mir erzählt. Wir hatten uns beide auch für Halbgötter gehalten, bis wir erkannten – oder jedenfalls spürten –, dass wir Menschen sind, die aufeinander angewiesen, miteinander und nebeneinander leben müssen; und das war unser Glück. Wir wurden Freunde. Halbgötter haben keine Freunde, nur Werkzeuge, die sie nach Willkür gebrauchen oder wegwerfen.

Ich bin misstrauisch gegen jeden Menschen, der keinen Freund hat. Entweder ist er ein Halbgott oder – was viel schlimmer ist – er bildet sich ein, einer zu sein. Für mich ist die Hauptsache an Menschen und Völkern nämlich, ob sie gelernt haben, mit anderen Menschen und Völkern zu leben oder nicht. Das ist mir wichtiger als alle ihre Ideen, Gedanken, Überzeugungen, und etwas ähnliches hat wohl auch Dein Geschichtslehrer gemeint. Dass das Resultat der Geschichte und des Lebens der Kompromiss sei, würde ich so allerdings nicht sagen. Wer so spricht, richtet seinen Blick noch ganz auf die Idee und muss darum immer wieder feststellen, dass sich keine Idee im Leben in ihrer Reinheit durchsetzt; das nennt er dann den Kompromiss und sieht darin nur das Zeichen der Unvollkommenheit und Schlechtigkeit der Welt. Ich sehe allein auf den Menschen und auf seine Aufgabe, mit anderen Menschen zu leben, und erblicke in dem Gelingen dieser Aufgabe gerade die Erfüllung des menschlichen Lebens und der Geschichte. Was Deinem Lehrer ein Unglück scheint, ist in meinen Augen das einzige Glück der Menschen. Sie brauchen nicht mit Ideen und Prinzipien und Glaubenssätzen und Moralen zu leben, sondern sie dürfen miteinander leben, einander beugend und gerade darin einander

ihre eigentlichen Aufgaben zuweisend. Nur dieses Leben ist fruchtbar und menschlich.

Berlin, 29. und 30. Januar 1944

[Nach Luftangriffen auf Berlin]

Wenn die Bomben so um das Haus herum einschlagen, kann ich gar nicht anders, als an Gott, an sein Gericht, an den «ausgestreckten Arm» seines Zornes (Jes. 5, 25 und 9, 11-10, 4), an meine mangelnde Bereitschaft zu denken; ich spüre, wie so etwas wie Gelübde ausgesprochen werden, und dann denke ich an Euch alle und sage: lieber mich als einen von ihnen – und spüre dabei, wie ich an Euch hänge. Ich will nicht mehr darüber sagen, das geht nur mündlich – aber es ist eben doch so, dass die Not kommen muss, um uns aufzurütteln und ins Gebet zu treiben, und ich empfinde das jedesmal als beschämend, und es ist es auch. Vielleicht liegt es daran, dass es mir in einem solchen Augenblick bisher unmöglich gewesen ist, den anderen ein christliches Wort zu sagen. Als wir gestern Abend wieder auf dem Fussboden lagen und einer vernehmlich: «Ach Gott, ach Gott!» rief – sonst ein sehr leichtfertiger Geselle –, brachte ich es nicht über mich, ihn irgendwie christlich zu ermutigen und zu trösten, sondern ich weiss, dass ich nach der Uhr sah und nur sagte: es dauert höchstens noch zehn Minuten. Das geschah nicht mit Überlegung, sondern von selbst und wohl aus dem Gefühl heraus, diesen Augenblick nicht zu religiösen Erpressungen benutzen zu dürfen. (Übrigens hat ja Jesus am Kreuz auch nicht auf die beiden Schwächer eingeredet, sondern einer von ihnen hat sich an ihn gewandt!)

Leider hat mich vorgestern Nacht ein grosser Verlust getroffen. Der für mein Gefühl bei Weitem intelligenteste und menschlich sympathischste Mann aus dem hiesigen Haus ist in der Stadt durch einen Volltreffer getötet worden. Ich hätte ihn später bestimmt mit Dir zusammengebracht, und wir hatten schon manche Pläne für die Zukunft. Wir hatten viele gute Gespräche, kürzlich brachte er mir noch «Daumier und die Justiz» mit, und ich habe es noch bei mir; ein aus dem Arbeiterstand hervorgegangener wirklich gebildeter Mann, Philosoph, Vater von drei Kindern. Das hat mich sehr erschüttert.

An einen Freund in Italien:

23. Februar 1944 [Berlin]

Wie weit magst Du wohl mit den kriegerischen Ereignissen dort unten in Berührung kommen? Ich nehme an, hauptsächlich mit Luftangriffen so wie wir hier. Die Intensivierung des Luftkrieges in den letzten zirka zehn Tagen, besonders die starken Tagesangriffe, geben einem zu denken. Ob die Engländer jetzt bewusst die Luftschlacht herausfordern als Vorbereitung zur Invasion und um unsere Abwehr stärker an den innerdeutschen Raum zu binden?

Je länger wir aus unserem eigentlichen beruflichen und persönlichen Lebensbereich herausgerissen sind, desto mehr empfinden wir, dass unser Leben – im Unterschied zu dem unserer Eltern – fragmentarischen Charakter hat. Die Darstellung der grossen Gelehrten gestalten in Harnacks «Geschichte der Akademie» macht mir das besonders deutlich und stimmt einen fast etwas wehmütig. Wo gibt es heute noch ein geistiges «Lebenswerk»? Wo gibt es das Sammeln, Verarbeiten und Entfalten, aus dem ein solches entsteht? Wo gibt es noch die schöne Zwecklosigkeit und doch die grosse Planung, die zu einem solchen Leben gehört? Ich glaube, auch bei Technikern und Naturwissenschaftlern, die als einzige noch frei arbeiten können, existiert so etwas nicht mehr. Wenn mit dem Ende des 18. Jahrhunderts der «Universalgelehrte» zu Ende geht und im 19. Jahrhundert an die Stelle der extensiven Bildung die intensive tritt, wenn schliesslich aus ihr sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der «Spezialist» entwickelt, so ist heute eigentlich jeder nur noch «Techniker» selbst in der Kunst (in der Musik von gutem Format, in Malerei und Dichtung nur von höchst mässigem!). Unsere geistige Existenz aber bleibt dabei ein Torso.

Es kommt wohl nur darauf an, ob man dem Fragment unseres Lebens noch ansieht, wie das Ganze eigentlich angelegt und gedacht war und aus welchem Material es besteht. Es gibt schliesslich Fragmente, die nur noch auf den Kehrthauften gehören (selbst eine anständige «Hölle» ist noch zu gut für sie), und solche, die bedeutsam sind auf Jahrhunderte hinaus, weil ihre Vollendung nur eine göttliche Sache sein kann, also Fragmente, die Fragmente sein müssen – ich denke z.B. an die Kunst der Fuge. Wenn unser Leben auch nur ein entfernte-

ster Abglanz eines solchen Fragmentes ist, in dem wenigstens eine kurze Zeit lang die sich immer stärker häufenden verschiedenen Thematika zusammenstimmen und in dem der grosse Kontrapunkt von Anfang bis zum Ende durchgehalten wird, so dass schliesslich nach dem Abbrechen – höchstens noch der Choral: «Vor Deinen Thron tret' ich allhier –» intoniert werden kann, dann wollen wir uns auch über unser fragmentarisches Leben nicht beklagen, sondern daran sogar froh werden . . .

An Eltern zur Taufe ihres Kindes:

21. Mai 1944

[Berlin]

Eben habe ich das Datum des Briefes geschrieben, um die Stunden der Vorbereitung zur Taufe und der Taufe selbst in Gedanken mit Euch zu erleben. In demselben Augenblick ging die Sirene. Nun sitze ich im Revier und hoffe, dass Euch heute wenigstens ein Luftangriff erspart bleibt. Was für Zeiten! Was für eine Taufe! Und was für Erinnerungen in kommenden Jahren! Es kommt nur darauf an, dass man alle diese Eindrücke gewissermassen in die richtigen seelischen Kanäle leitet; dann machen sie nur trotziger, härter, klarer, und das ist gut. Weiche Stimmungen können an einem solchen Tauftag nicht aufkommen.

Wenn Gott mitten in den Bedrohungen eines Fliegeralarms den Ruf des Evangeliums zu seinem Reich in der Taufe ergehen lässt, dann wird es merkwürdig klar, was dieses Reich ist und will. Ein Reich, stärker als Krieg und Gefahr, ein Reich der Macht und Gewalt, ein Reich, das für die einen ewiger Schrecken und Gericht, für die anderen ewige Freude und Gerechtigkeit ist, nicht ein Reich des Herzens, sondern über die Erde und alle Welt, nicht vergänglich, sondern ewig, ein Reich, das sich selbst seinen Weg schafft und sich Menschen ruft, die ihm den Weg bereiten, ein Reich, für das sich der Einsatz des Lebens lohnt. – Eben fängt es an zu schiessen, es scheint aber heute nicht sehr schlimm zu werden. –

Wenn Du in Gedanken an den Krieg manchmal nur den Tod siehst, so unterschätzt Du wohl die Mannigfaltigkeit der Wege Gottes. Die

Stunde des Todes ist dem Menschen bestimmt, und sie wird ihn überall finden, wo sich der Mensch auch hinwendet. Und wir müssen dafür bereit sein. Aber «er weiss viel tausend Weisen, zu retten aus dem Tod, ernährt und gibet Speisen zur Zeit der Hungersnot». Das wollen wir doch nicht vergessen. – Wieder Alarm . . .

Mai 1944 [Berlin]

Gehen wir einer Zeit der kolossalen Organisationen und Kollektivgebilde entgegen oder wird das Verlangen unzähliger Menschen nach kleinen, übersehbaren, persönlichen Verhältnissen erfüllt? Muss sich beides ausschliessen? Wäre es nicht denkbar, dass gerade die Weltorganisationen in ihrer Weitmaschigkeit mehr Raum für das persönliche Leben hergeben? Ähnlich steht es mit der Frage, ob wir einer Zeit der Auslese der Besten, also einer aristokratischen Ordnung entgegengehen oder einer Gleichförmigkeit aller äusseren und inneren Lebensbedingungen der Menschen? Mitten in einer sehr weitgehenden Angleichung der materiellen und ideellen Lebensbedingungen unter den Menschen könnte das heute quer durch alle sozialen Schichten hindurchgehende Qualitätsgefühl für die menschlichen Werte der Gerechtigkeit, der Leistung und der Tapferkeit eine neue Auslese von solchen schaffen, denen auch das Recht auf starke Führung zugebilligt wird. Auf unsere Privilegien werden wir gelassen und in der Erkenntnis einer geschichtlichen Gerechtigkeit verzichten können. Es mögen Ereignisse und Verhältnisse eintreten, die über unsere Wünsche und Rechte hinweggehen. Dann werden wir uns nicht in verbittertem und unfruchtbarem Stolz, sondern in bewusster Beugung unter ein göttliches Gericht und in weitherziger und selbstloser Teilnahme am Ganzen und an den Leiden unserer Mitmenschen als lebensstark erweisen . . .

Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorauszusagen – aber der Tag wird kommen –, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, dass sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden, die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit, die Sprache,

die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Nahen seines Reiches verkündigt.

30. Mai 1944, abends

. . . Vorhin hörte ich zufällig im Revier Solveigs Lied im Radio. Es hat mich richtig ergriffen. Treues Warten durch ein ganzes Leben hindurch, das ist der Triumph über die Feindseligkeit des Raumes, d.h. über die Trennung, und der Zeit, d.h. über die Vergänglichkeit. Glaubst Du nicht, dass solche Treue allein glücklich macht und Untreue unglücklich? –

Sommer 1944

Was ist Gott? Nicht zuerst ein allgemeiner Gottesglaube an Gottes Allmacht usw. Das ist keine echte Gotteserfahrung, sondern ein Stück prolongierter Welt. Begegnung mit Jesus Christus. Erfahrung, dass hier eine Umkehrung alles menschlichen Seins gegeben ist, darin, dass Jesus nur «für andere da ist». Das «Für-andere-da-Sein» Jesu ist die Transzendenzenerfahrung! Aus der Freiheit von sich selbst, aus dem «Für-andere-da-Sein» bis zum Tod entspringt erst die Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart. Glaube ist das Teilnehmen an diesem Sein Jesu. (Menschwerdung, Kreuz, Auferstehung.) Unser Verhältnis zu Gott ist kein «religiöses» zu einem denkbar höchsten, mächtigsten, besten Wesen – dies ist keine echte Transzendenz –, sondern unser Verhältnis zu Gott ist ein neues Leben im «Dasein-für-Andere», in der Teilnahme am Sein Jesu. Nicht die unendlichen, unerreichbaren Aufgaben, sondern der jeweils gegebene erreichbare Nächste ist das Transzendente. Gott in Menschengestalt!, nicht wie bei orientalischen Religionen in Tiergestalten als das Ungeheure, Chaotische, Ferne, Schauerliche; aber auch nicht in den Begriffsgestalten des Absoluten, Metaphysischen, Unendlichen usw., aber auch nicht die griechische Gott-Menschengestalt des «Menschen an sich», sondern «der Mensch für andere»!, darum der Gekreuzigte. Der aus dem Transzendenten lebende Mensch.

14. August 1944 [Berlin]

Es gibt aber kaum ein beglückenderes Gefühl, als zu spüren, dass man für andere Menschen etwas sein kann. Dabei kommt es gar nicht auf die Zahl, sondern auf die Intensität an. Schliesslich sind eben die menschlichen Beziehungen doch einfach das Wichtigste im Leben; daran kann auch der moderne «Leistungsmensch» nichts ändern, aber auch nicht die Halbgötter oder die Irrsinnigen, die von menschlichen Beziehungen nichts wissen. Gott selbst lässt sich von uns im Menschlichen dienen. Alles andere ist der Hybris sehr nahe.

Gewiss kann eine allzu bewusste Pflege der menschlichen Beziehungen und des Einander-etwas-Bedeutens, wie ich sie jetzt gelegentlich in den Briefen der Gabriele von Bülow-Humboldt empfunden habe, zu einem Kult des Menschen führen, der der Wirklichkeit unangemessen ist. Ich meine demgegenüber hier die schlichte Tatsache, dass die Menschen uns wichtiger im Leben sind als alles andere . . .

21. August 1944 [Berlin]

Alles, was wir mit Recht von Gott erwarten, erbitten dürfen, ist in Jesus Christus zu finden. Was ein Gott, so wie wir ihn uns denken, alles tun müsste und könnte, damit hat der Gott Jesu Christi nichts zu tun. Wir müssen uns immer wieder sehr lange und sehr ruhig in das Leben, Sprechen, Handeln, Leiden und Sterben Jesu versenken, um zu erkennen, was Gott verheisst und was er erfüllt. Gewiss ist, dass wir immer in der Nähe und unter der Gegenwart Gottes leben dürfen und dass dieses Leben für uns ein ganz neues Leben ist; dass es für uns nichts Unmögliches mehr gibt, weil es für Gott nichts Unmögliches gibt; dass keine irdische Macht uns anrühren kann ohne Gottes Willen, und dass Gefahr und Not uns nur näher zu Gott treiben; gewiss ist, dass wir nichts zu beanspruchen haben und doch alles erbitten dürfen; gewiss ist, dass im Leiden unsere Freude, im Sterben unser Leben verborgen ist; gewiss ist, dass wir in dem allen in einer Gemeinschaft stehen, die uns trägt. Zu all dem hat Gott in Jesus Ja und Amen gesagt. Dieses Ja und Amen ist der feste Boden, auf dem wir stehen.

VICTOR J. BRUNCLAIR, Belgien

Dichter

geboren am 18. Oktober 1899, gestorben während des Krieges im
Lager Oranienburg

Der Knecht der Infantin

Die Stirne weiss, den Rücken recht,
Die Hände müd – so steht der Knecht.
Er streicht des Herren Peitschenleder,
Geputzte Stiefel sind sein Spiegel.
An Fräuleins Hut kämmt er die Feder,
Und gibt dem Schlosshund heimlich Prügel.
Steif steht er da wie ein Lakai,
Beim Ehebruch spielt er den Blinden,
Tanzt die Infantin zur Schalmei,
Schlürft er entzückt den Duft der Hindin.
Kennt aus dem Kupferkabinett
Den morschen Stammbaum, alle Ahnen,
Durchwühlt vorm frischbezognen Bett
Ein Blutstrom seine Aderbahnen.
Und gehen heim die hohen Gäste,
Löscht er das allerletzte Licht;
Er rafft das Trinkgeld nach dem Feste
Und gähnt mit einem Hundsgesicht.

INIGO CAMPIONI, Italien

Admiral, Befehlshaber und Gouverneur auf Rhodos

geboren am 14. November 1878 in Viareggio, erschossen am 24. Mai 1944 in Parma

1944

«Es gibt viel Licht, wenn einer nur den Wunsch hat, zu sehen, aber viel Finsternis für den, der das Gegenteil sucht»: In diesem Wort Pascals liegt die ganze Geschichte des Menschen beschlossen. Licht und Finsternis liegen im Kampf miteinander. Aber für den Menschen ist alles nur eine Frage der «Wahl»: Es genügt, dass er das Licht begehrt, damit die Wahrheit über den Irrtum triumphiere und das Gute über das Böse siege. Man muss in Konzentrationslagern gelebt und gesehen haben, was dort geschieht, um mit Recht behaupten zu können, dass wir den lebenswichtigsten und kostbarsten Teil unserer Zivilisation verloren haben: Die Liebe und die Achtung vor dem Menschen. Foltern, grausame Vergeltungsmassnahmen, Verbrennungsöfen, Gaskammern, Hinrichtungen durch den Strang und Blutbäder sind keine Erfindungen der Propaganda. Es ist die furchtbarste und unmenschlichste Wirklichkeit, von der die Geschichte berichtet. Alles ist heute möglich, selbst die schlimmste Infamie. Heute ist die Stunde der Diktaturen. Und die Diktaturen würden immer, auch wenn es ihnen gelänge, Wunder zu wirken, Strassen und Brücken zu bauen, Sümpfe trockenulegen, siegreiche Kriege zu führen und neue Reiche zu gründen, gleich verachtenswert bleiben, weil sie den Menschen ignorieren, seine Würde demütigen und seine wesentlichen Werte leugnen.

Der Mensch als einziger und unersetzlicher Wert, als Gipfel der Schöpfung und Mittelpunkt der kosmischen Wirklichkeit (so wie Pascal fühlte und glaubte), existiert nicht mehr. Das ist die wahrhaft tragische Seite unserer Zeit. Wer weiss? Vielleicht begreift die Gesellschaft dereinst, nach so viel vergossenem Blut, so viel Unglück und Trauer, die Notwendigkeit, in sich zu gehen? Inzwischen aber muss man den Preis bezahlen.

WILLIAM GHICKERING, USA

geboren 1917 in San Francisco, gefallen am 6. Januar 1945 im Süd-Pazifik

Kwajalein (Pazifik), Herbst 1944

Der Panzer ‚Baby Satan‘ stand mit laufenden Motoren bereit, eingehüllt in einen Schleier blauen Auspuffqualms. Fünf von uns krochen durch die Luken in die Sitze, setzten die Sturzhelme auf und schlossen die Kopfhörer an. Von diesem Augenblick an waren wir in einer neuen Welt.

‚Baby Satan‘ schwankte und rumpelte auf dem Weg ins Gefecht. Die Luken liessen wir offen, um noch etwas heisse, frische Luft zu atmen. Am Ende der Landebahn begann eine Zone, die aussah, als sei ein Hurrikan darüber hinweggefegt. Der Lärm von Gewehr- und Maschinengewehrfeuer wurde lauter und kam näher. Im Staub lagen Gefallene; Ärzte beugten sich über sie. Am Wegrand sah man die ersten toten Japaner; vielen waren die Kleider weggerissen. Über den Sprechfunk forderte man uns auf, dichtzumachen.

Wir schlossen die Luken. Von jetzt an war die Welt auf den Schlitzen unserer Periskope eingeengt. Der Gefechtslärm klang schwächer in den Ohren, war aber noch immer deutlich vernehmbar. Der Schweiß ätzte Rinnen in staubbedeckte Gesichter und sammelte sich in den Stoppeln von Drei-Tage-Bärten. Die Brauen gegen das Gummikissen vor dem Periskop gepresst, beobachteten wir, wie das Schlachtenpanorama sich entfaltete. Der Geruch von Pulver und toten Körpern kam durch die Ritzen von draussen herein und schien uns in die Poren zu dringen. «Rechts dort drüben – einer von uns!» Die Periskope drehten sich, rückten. Wir erblickten ihn: zusammengekauert lag er auf dem Bauch, den Kopf seitwärts nach unten gekrümmt. Rechts von uns arbeitete sich eine Gruppe Infanterie an ein zeretztes Gebüsch heran. Wir fuhren so dicht vorbei, dass wir den Männern ins Auge blicken konnten wie bei einer Grossaufnahme im Kino. Da die Periskope für sie unsichtbar waren, blieb ihnen unser beobachtender Blick verborgen.

Infanteristen umkreisten einen grossen Erdhügel, rannten und warfen sich hin. Drei oder vier kletterten auf die grasbewachsene Böschung und sprangen auf der anderen Seite hinunter. Handgranaten kreprierten, gefolgt von einem Feuerstoss. Im Vordergrund sprang ein

Soldat mit Brille und einer unangezündeten Zigarette zwischen den Lippen aus dem bergenden Gebüsch auf und lief gemächlich auf eine Palme zu. Er landete hinter ihr in sitzender Haltung, die Füße voraus, drehte mechanisch den Kopf und warf einen Blick zurück. Nach zwei oder drei Sekunden zündete er sich die Zigarette an. –

„Baby Satan“ rumpelte weiter. Der Sprechfunk schwieg keine Sekunde. Es war, als höre man gleichzeitig die Übertragung eines Fussballspiels und eines Boxkampfes . . .

Dazwischen vernahm man die ruhige Stimme eines Besatzungsmitglieds aus „Baby Satan“: «Hallo, Jack, hier Louis. Hallo Jack, hier Louis. Panzer rechts von euch, Jack. Geht ein wenig auf die Seite. Noch ein bisschen. Ich probiere einmal eine Sprenggranate gegen diesen Bunker.» Das Maschinengewehr im Turm schoss sich mit ein paar Garben ein und tastete sich an das Ziel heran. Ein ölverschmierter, schwitzender Kanonier rampte die 75-mm-Granate in den Lauf. Der Tank stiess zurück, und die Hülse klirrte zu Boden. Die Granate explodierte auf dem Beton, ein gezackter Riss erschien.

«Ich versuche es noch einmal, Jack.» Wieder ein hohler Stoss, gefolgt von metallischem Scheppern. Dichter Rauch hing im Tankinnern, und die Jungs husteten, liessen aber die Augen nicht vom Periskop. Wir sahen den Beton in Stücke fallen.

Ich kurbelte das Periskop eben noch rechtzeitig genug herum, um zu sehen, wie unser Tank einen sechs Meter hohen Pandanusbaum umfuhr und flachlegte. Ungefähr fünfzehn Meter hinter uns stand eine Reihe grün gekleideter Infanteristen und schoss. Schüsse prallten von der Panzerung ab. Die Infanterie war die ganze Zeit über hinter uns geblieben und hatte verstreute, uns unsichtbare Japaner bekämpft. Es war ein seltsames Gefühl, genau in das Mündungsfeuer der Gewehre zu blicken. Man kam sich unsichtbar vor. Die Augen der Soldaten waren konzentriert; sie schienen durch den Panzer zu blicken, als sei er gar nicht da.

Vierzig Meter vor uns ragte etwas auf, das wie ein zweistöckiger Betonbau aussah, getarnt mit den Blättern der Kokospalme. Grasbewachsene Böschungen stützten ihn seitlich ab. Im Vordergrund lag ein zerschossener Lastwagen, seine Reifen brannten. Rechts stand ein längliches Bauwerk – ein Luftschutzbunker; links ein rundes Haus aus Beton voll gezackter Einschusslöcher; daneben ein geduckter, vierecki-

ger Bunker. Der Boden war bedeckt mit geschwärztem Wellblech, das vom Dach eines zerstörten Hauses stammte. Balkensplitter lagen herum, eine eiserne Bettstelle, zerbrochene Munitionskästen, zwei oder drei zerfetzte Körper, aus denen schwarzes Blut quoll.

Der Tank rechts von uns eröffnete das Feuer mit einer 75 mm. Unser Turmgewehr begann wieder seine Erkundigung, schlug einen Funkenpfad aus dem Wellblech, kletterte über den Lkw, über die Betonmauer und dann die Grasböschungen hinauf. Andere MGs woben Muster in das gleiche Gelände. Brände flammten hoch. Eine Art Gerüst brach zusammen. In den Betonfundamenten des Hauses richtete sich ein Japaner auf. ‚Baby Satans‘ Turmgewehr schwenkte auf ihn ein. ‚Baby Satan‘ stand hinter dem grossen Luftschutzbunker, der uns der Infanterie verbarg. Das Bauwerk wurde gesprengt; ein Schauer von Sand und Betonbrocken prallte vom Tank ab. Vor uns lag ein riesiger Trichter voll Matten, Stoffen, japanischer Verpflegung und einer Unzahl anderer Dinge. Dicht daneben stand noch ein Bunker, vor dem ein toter Japaner lag. Sein Gesicht trug einen schwarzen Stoppelbart, aber die elfenbeinfarbene Stirn war ruhig . . .

TIMOTHY CORSELLS, Grossbritannien
Pilot der englischen Luftwaffe
geboren 1921, gefallen 1941

Die Drossel

Ich pflückte eine Drossel vom Liederbaum Gottes.
In ihre pulsend punktierte Vogelbrust
Jagte ich mutwillig Tod.
Kühn und frei sass sie auf ihrem Zweig,
Herrlich schmetterte sie ihr Freudenlied,
Furchtlos hielt sie den Ton.

Ich zielte (ich, der Sadist) auf diesen
Heilig pulsenden Punkt – und schoss.

Unsterbliche Saiten riss ich von der Harfe des Lebens.
Den Sang der Drossel machte ich stumm und stahl
Ihre Unsterblichkeit.

Welch eine Silhouette war sie vor dem Himmel:
Ein Klang der Wirklichkeit, Kontur der Schöpfung
Vor dem Chaos, dem Abgrund menschlicher Schuld.

Herr, sehr geliebt hast Du ihr vollkehliges Lied.
Herr, vergib mir. Ich habe gesündigt.

HAROLD DENNY, USA

als amerikanischer Kriegskorrespondent im Januar 1945 einem Herz-
schlag erlegen

Madrid, den 12. Januar 1944

Unter all den Faktoren, die zum Abfall Spaniens von den Achsen-
mächten führten, war der wirksamste ohne Zweifel der militärische
Niedergang der Deutschen und der Aufstieg der Alliierten. Die poli-
tischen Stellungswechsel General Francos fielen oft mit den Rück-
schlägen der deutschen Waffen zusammen. Die Auswirkungen unseres
Sieges in Nordafrika waren so offenkundig, dass es einen Witz dar-
über gab: «Die grössten spanischen Staatsmänner sind Eisenhower und
Montgomery.»

Das grosse Wunder ist natürlich, dass General Franco nach dem Fall
Frankreichs, als ein deutscher Sieg gerade um die Ecke zu liegen
schien, es vermied, Spanien auf die Seite der Achse zu stellen – aber
Franco ist ein Gallego, ein Einheimischer der Provinz Galicia, und die
Gallegos sind als hartnäckig, verschlagen, vorsichtig, geduldig und
dickköpfig bekannt. Und dazu gibt es in General Francos Charakter
noch einen deutlichen Einschlag von Unentschlossenheit.

Jedenfalls schloss Franco sich nicht der Achse an und leistete ihr – ausser Lippendienst – auch wenig Hilfe. In Madrid vermutet man, dass General Franco nicht sicher war, ob die Deutschen wirklich gewinnen würden, und auch im Falle eines Endsiegs fürchtete, auf die Dauer an Adolf Hitlers Triumphwagen gekettet zu werden. Man munkelt weiterhin, dass General Franco am deutschen Sieg zu zweifeln begann, als die Deutschen ihrer Eroberung Frankreichs nicht eine Invasion Englands folgen liessen, und Hitler stattdessen unter grossem Gepränge einen persönlichen Triumphzug nach Paris unternahm und zuließ, dass seine Armeen in den capuanischen Quartieren Frankreichs bequem wurden.

Die anglo-amerikanische Politik der Wirtschaftshilfe für Spanien ist von einigen Kreisen Amerikas und Englands als «Befriedung» angegriffen worden. Eines der Motive für unsere wirtschaftliche Unterstützung Spaniens war aber, als Gegengabe von Spanien Zugeständnisse zu bekommen. Das ist freilich nur eine Seite des Ganzen. Neben dem Bemühen um eine günstige Handelsposition ging es darum, Deutschland als Handelspartner Spaniens zu verdrängen, lebenswichtiges Kriegsmaterial aufzukaufen und es so den Deutschen zu entziehen. Weiter war unsere Absicht, den Zusammenbruch der spanischen Wirtschaft zu verhindern, da sonst ein Chaos entstanden und womöglich der Bürgerkrieg neu entfacht worden wäre. Von der einen Seite her gesehen hat unsere Politik tatsächlich dazu beigetragen, eine faschistisch gefärbte Regierung an der Macht zu halten. Andererseits glauben die für eine solche Politik verantwortlichen amerikanischen und britischen Beamten, dass die Deutschen ein derartiges Chaos ausgenutzt hätten und in Spanien einmarschiert wären – mit verheerenden Folgen für unsere Strategie im Mittelmeer und in Nordafrika. Ihrer Meinung nach wären die Einsätze für ein solches Risiko zu hoch gewesen.

Der Botschafter der Vereinigten Staaten, Dr. Carlton J. H. Hayes, ist ein Gelehrter mit ausgesprochen liberalen politischen Ansichten. Keiner, der ihn kennt, würde ihn auch nur für einen Augenblick der Sympathie mit dem Faschismus zeihen. Er betrachtet es als seine Aufgabe, den Krieg auf einem Gebiet mitgewinnen zu helfen, wo wir ernstlich in Gefahr geschwebt hatten. An diesem Punkt der Geschichte hat die siegreiche Beendigung des Krieges Vorrang vor allem andern.

Nach Abschluss des Bürgerkriegs war es General Francos Absicht gewesen, sein Land auf autarker Basis zu entwickeln. Er traf deshalb bilaterale Handelsabkommen mit Deutschland und anderen Staaten des Kontinents unter Ausschluss Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten. Heute hat diese Entwicklung einen anderen Gang genommen, denn Spanien unterhält Handelsbeziehungen hauptsächlich mit den USA, Grossbritannien und Südamerika. Die wichtigste, von den USA und Grossbritannien an Spanien gelieferte Ware sind Erdölprodukte.

Am Ende des Bürgerkrieges hatten die Deutschen ganze Lager von Flugzeugtreibstoff hinterlassen, der von der privaten Luftfahrtgesellschaft Spaniens, der Iberia-Linie, verwendet wurde. Diese Linie verband die wichtigsten spanischen Städte miteinander und unterhielt einen Flugdienst nach den Kanarischen Inseln. Im März letzten Jahres waren diese Treibstoffvorräte aufgebraucht, und die Fluglinie wurde stillgelegt.

Im November 1942 hatten die USA mit der Lieferung einer kleinen Menge von Flugzeugbenzin an diese Linie begonnen, genehmigten ihr aber jeweils nur die für einen Monat nötigen Reserven. Wir veranlassten die Iberia-Linie, ihre Flüge nach den Kanarischen Inseln einzustellen, weil dabei unsere Geleitzugsrouten überflogen wurden.

Seit Frühjahr 1942 gelangen amerikanisches Benzin, Heizöl, Kerosin und andere Erdölprodukte durch ein neues Erdölabkommen nach Spanien. Der Umfang dieser Lieferungen entspricht bei Weitem nicht den Einfuhren und dem Verbrauch Spaniens an solchen Produkten in der Zeit vor dem Bürgerkrieg. Eine unter der Aufsicht des State Department stehende Expertengruppe überwacht jede Stelle, wo Erdöl an den Feind durchsickern könnte; aber Beamte der amerikanischen und britischen Botschaft sind fest überzeugt, dass dies in den zwei Jahren seit Errichtung der Kontrollinstanz nicht vorgekommen ist. Spanien kauft dieses Öl von britischen und amerikanischen Gesellschaften auf der Insel Aruba, die in der Karibischen See vor der Küste Venezuelas liegt, und transportiert es in eigenen Tankern. Unsere Experten messen den Ölstand in Aruba und dann wieder bei der Ankunft der Tanker in Spanien, um sich zu vergewissern, dass die Ladung unterwegs nicht angezapft wurde – zum Beispiel von feindlichen Unterseebooten.

So spielt unsere Handelspolitik ihre dramatische Rolle im Wirtschaftskrieg. Spanien und Portugal gehören zu den grössten Wolfram-

erzeugern der Welt – einem Erz, aus dem der für die Herstellung von Werkzeugstahl erforderliche Grundstoff gewonnen wird. Wir Amerikaner und die Engländer beteiligen uns ausserordentlich stark am Wolframmarkt und überbieten die Deutschen. Unsere Beamten schätzen, dass Grossbritannien und die USA 70 bis 75 Prozent der gesamten spanischen Wolframproduktion und den Löwenanteil der portugiesischen bekommen. Wir haben sogar mehr Wolfram aufgekauft, als wir brauchen, nur damit es den Deutschen nicht in die Hände fällt und ihre Rüstung gehemmt wird. Unsere Beamten glauben, dass in Deutschland jetzt grosse Knappheit an dem wichtigen Grundstoff herrscht, denn es wurden deutsche Schiffe abgefangen, die heimlich Wolfram aus dem Fernen Osten einführen wollten.

MUSA DSHALIL, Sowjetunion
Tatarischer Dichter
hingerichtet 1944 in Berlin-Moabit

Der Traum

Ohne Freiheit gehe ich zugrunde,
Diese Dunkelheit des Raumes
Lässt nicht Tag und Nacht mehr unterscheiden,
Lähmt die Hoffnung, Sehnsucht meines Traumes.

Feucht und finster ist die Kasematte,
Husten plagt mich, macht mich zittern.
Gehe ich zur Tür – sie ist verschlossen,
Das Fenster mit schwarzen Kreuzen vergittert.

Jeden Tag droht näher mir der Galgen,
Näher rückt er mir mit jedem Morgen,
Schwerer Schlaf bedrückt mein ganzes Leben,
Nur in meinem Traum bin ich geborgen.

Selten dringen durch das Fenstergitter
Strahl und Wärmehauch der Morgenröte,
Doch mir scheint in diesen Augenblicken,
Dass ein rotes Tuch des Glücks sich böte.

Und mir ist, als sei es die Geliebte,
Deren Flammenküsse mich berühren,
Und sie wird mit ihrer Liebe
Mich in die ersehnte Freiheit führen.

«Nicht vergeblich», sagt sie, «hast du gewartet,
In Gefängnisqual und Sehnsucht gebunden,
Ich zünde an die Morgenröte der Freiheit
Zu neuem Leuchten der Lebensstunden!»

Traum, Traum! Wie süß ist deine Gegenwart!
Du kommst zu mir noch durch die Steine,
Was wäre ich ohne dich in der Dunkelheit,
Bleib mir gewärtig für das Meine!

Ich weiss: Der Traum vergeht mit meinem Leben,
Doch wird er Glück und Wirklichkeit in meinem Lande.
Denn diese Kraft der Morgenröte aufzuhalten,
Ist keine Macht der Welt imstande.

HERBERT DUCKSTEIN, Deutschland

geboren am 23. Februar 1909 in Magdeburg, gefallen am 2. Juni 1944
bei Joannina, Griechenland

Athen, Juli 1942

Gegen Abend versuchte ich kürzlich, dem Wirbel des Athener Straßenlebens zu entrinnen. Aus einem Stimmkreis heraus war ich in den nächsten getaumelt, und die Ausrufer hatten mit ihren Stakkatos auf mein Trommelfell gehämmert. Der Blick war vom Flitter eines Warenstandes über den Tand des nächsten gegliedert, aber nirgends hielt es ihn an. Ich hatte mich mit festen Armen durch das Knäuel von anpreisenden und feilschenden Händlern, durch das Gewirr von immer erregten Gesprächsgruppen hindurchgerudert, und nun brauchte ich Stille. Ich ging, sie auf der Akropolis, in den ruhevollen Säulenhainen, zu suchen.

Mir zur Rechten erhob sich der Hügel der ‚Hohen Städte. Parthenon und Nike-Tempel standen hoheitsvoll gegen den Himmel. Während ich aber die Augen zu den Wundern wandte, fand ich mich in einer strömenden Flut von Menschen eingefangen, in deren Sog ich unausweichlich mitgezogen wurde. Der Strom, in dem ich trieb, lenkte die Schritte vor ein Kassenhäuschen. Dann stand ich, eine grüne Eintrittskarte in der Hand, vor dem Eingang zum Theater des Herodes Atticus, erfuhr, dass eine deutsche Oper in Szene ginge und sah mich im Begriff, statt im Säulenhain des Parthenons zu weilen, in neue Ewigkeitsbezirke einzutreten. Ich ging durch einen schmalen steinernen Pass, der in das hochumhegte Rund des antiken Theaters führte. Auf einer Marmorstufe setzte ich mich nieder.

Die Oper war ein Kind unseres Jahrhunderts, ihre Handlung dagegen gehörte der Antike an. Sophokles', des Künders, und Hofmannsthals Namen waren an sie geknüpft, von Richard Strauss war die Musik: ‚Elektra'. Die Mauern des Königspalastes von Mykene, um die Jahrtausende sich schlossen, waren angesichts der Elektra, die Hass und Hoffnung in den Schalen ihrer Schicksalswaage trug, wie eine blutende Wand. Pflanzen im Mauerriss, die ihre Blütenköpfe beugten, schienen blass und fahl. Aus einem mykenischen Tonkrug von edler Form, der sein offenes Gehäuse den Zuschauern entgegenhielt, startete uns die Finsternis des Ungewissen an.

Breit und tief dehnte sich der Palast: Raum den guten wie den bösen Mächten, den Hoffenden und Schuldgequälten. Klein und einsam blieb Elektra vor seiner bedrückenden Grösse. Aus verhängten Hintergründen rief sie der Mord an ihrem königlichen Vater zur Tat. Die Steine fingen an zu sprechen: als wirkliche Kronzeugen einer versunkenen Zeit, als Eideshelfer alter, längst verwehter, nun glaubhaft wiederholter Aussagen, Bürgen für die Wahrheit jener Geschichte, die, im Gefäss der Worte bewahrt und durch Musik geläutert, das Schicksal des Atridenhauses kündet. Duster war die Atmosphäre, verlassen schien der Mensch Elektra, wie damals vor so viel tausend Jahren, bis Orest erschien. Die Nacht hatte sich tief gesenkt. Ein kühler Wind war da. Hin und wieder klapperten eilige Schuhe über den Steinboden der Orchestra; es waren Schritte von Frauen, welchen ein unheimliches Gefühl im Nacken sass. Das ganze Theater schien in die Tiefen einer zweiten Welt getaucht, aus der es kein Entrinnen gab. Die Menschen rückten dicht zusammen. Das lange Totgegläubte war erwacht. Jenseits dieser eisigkalten Welt war manchmal ein Signal zu hören: der Schreckruf eines hupenden Autos, das Gebimmel einer Strassenbahn, doch es klang seltsam fern und weit entrückt.

Als ich endlich, nachdem das Finale den Bann gebrochen, das Theater verliess, sah ich noch eine letzte brennende Fackel von den vielen, die vor den Verliesen des mykenischen Palastes angezündet waren. Sie war in eine Steinfuge gestellt und schien versehentlich zurückgelassen: ein Lichtklecks, eine Fussspur auf dem dunklen Fluchtweg der Erscheinungen. Die Flamme irrte im Winde: die zuckende, suchende Seele der Klytämnestra.

Ich fühlte mich erst wieder an die Zeit zurückgegeben, als ich mich am Handgriff der Strassenbahn hielt. Der Wagen musste das Gleis wechseln, was nicht ohne Schwierigkeit geschah. Der Wagenführer begleitete den Vorgang – wie mit einem Bezug auf das Überwechseln aus einer Welt in die andere – mit den Worten: «Siga, siga, poli siga!» Ja, langsam, langsam, ganz langsam ...

Im Sommer 1944

Oswald Spengler hat den Mut gehabt, das kühne Wort auszusprechen: «Optimismus ist Feigheit.» Ich habe die Optimisten nie benei-

det, weil ich sie um ihre Enttäuschungen nicht beneide. Sie sind die legitimen Brüder der Dilettanten in dem Sinne, wie Goethe sie gemeint hat. Sie glauben den Himmel noch in einem rosigen Licht zu sehen, wenn schwere Gewitterwolken ihn schon verdunkelt haben. Sie sehen das schwere Wetter nicht, weil sie es nicht sehen wollen. Sie verschliessen, wenn die Wolken sich schon öffnen, noch die Augen davor, nur um als Optimisten recht zu behalten – oder weil es sehr schwer ist, wieder umzukehren. Nein, wir wollen die Augen weit geöffnet halten, wollen die Dinge nicht so sehen, wie wir wünschen, dass sie wären, sondern wollen sie sehen, wie sie unsere Sinne und der wache Verstand wahrnehmen.

Sommer 1944

An Dietmar oder Monika, mein ungeborenes Kind

Noch hat die Reise nicht begonnen, Deine nicht und meine nicht. Noch stehen wir vor dem grossen Ereignis, Du vor dem Deinen, dem Leben, ich vor dem meinen, in das Krieg und Zeitverhältnisse mich führen. Dieser Brief an Dich ist darum zunächst ein Brief an Deine Mutter, die als die Mittlerin mit ihrem eigenen Leben zwischen Dir und mir steht. Ich liebe Dich, solange Dein Herzschlag die Bahn bezeichnet, die zu gehen Dir bestimmt ist. Mit der ganzen Liebe, zu der er fähig ist, und die nur nicht ganz auszureichen scheint, um Zeuge Deines ersten Schrittes in Dein grosses Abenteuer zu sein, grüsst Deine Mutter, Dein Bestes auf Erden, und Dich

Dein Dir noch unbekannter Vater.

DONALD ALBERT DUNCAN, Kanada

Student

gefallen Ende Juli 1944 bei der Invasion in der Normandie

England, 14. Mai 1944

Hier bin ich also, gleich vor Hitlers Tür, und beobachte die Bomber, die über uns hinweg zu ihren zahlreichen Zielen auf dem Kontinent fliegen ...

Beim Überqueren des Atlantiks herrschte grosses Gedränge, aber das Meer war uns freundlich gesinnt, und ich konnte es immer kaum erwarten, in den Speisesaal zu gelangen. Zwei Mahlzeiten am Tag reichten nicht aus. Ein schwieriges Problem, mehrere tausend Soldaten und zweihundert Krankenschwestern zu ernähren! In Liverpool gingen wir an Land und fuhren noch am Abend weiter nach London. Nach einem wunderbaren Nachmittag und Abend in der Stadt befanden wir uns am folgenden Tage auf dem Wege zu unseren Einheiten.

London gehört nicht mehr den Engländern, sondern ist vollständig von den Amerikanern eingenommen worden. Vier Baseball-Spiele fanden zu gleicher Zeit im Hyde Park statt! Die Engländer, ziemlich tolerante Burschen, sind ganz gewiss nicht Hals über Kopf in die Yankees verliebt, die über das Geld, die Mädchen und die besten Hotels verfügen. Jedoch: sie brauchen die Yankees, wenn es losgeht. Jack und ich wanderten durch London und starrten mit ungläubigen Augen auf die Gebäude, die es nicht mehr gibt. Vorsichtigerweise fuhren wir mit der Untergrundbahn schnell wieder zurück, bevor es durch die Verdunkelung tatsächlich völlig finster wurde. Die Nazis verdarben uns den Abend nicht und liessen keine Eier fallen.

England, 20. Juni 1944

Vorhin unterbrachen wir unser Gespräch, um uns einen von Görings Robotern [die V-1-Raketen] anzusehen, der gerade mit fürchterlichem Getöse über unseren Köpfen hinwegzog und unweit niederging. Mehrere dieser verdammten Dinger sind schon über mich weggeflogen, aber ich habe mir noch nicht eines richtig ansehen können. Das sind

unangenehme Sachen, die aber unsere militärischen Anstrengungen nicht ernsthaft beeinflussen können, solange die Nazis sie nicht in wirklich grossem Umfang einsetzen.

Wie man den Zeitungen entnehmen kann, ist zwischen Montgomery und Rommel-Rundstedt ein Wettrennen im Gange, wer wohl als erster seine Streitkräfte für die Schlacht von Caën aufgestellt haben wird. Wer weiss, was ich Dir demnächst von Caën schreiben kann!

Während des Abendessens, das ich gerade eingenommen habe, stürzten nicht weit von hier drei Raketen herunter, wahrscheinlich durch Spitfires erledigt. Das Unangenehme dabei ist, dass sie noch nicht explodiert sind, ob sie nun abgeschossen wurden oder von selbst herunterkamen. Ja, ein bisschen scheusslich!

England, 24. Juni 1944

Gerade aus dem Kino zurück. Auf der Leinwand explodierten Massen von Granaten und Bomben, während nicht weit von meinem Lager wieder Raketen niedergingen, so dass ich zeitweilig nicht wusste, wo es nun wirklich knallte. Mach Dir aber keine Sorgen! Gleich neben meinem Zelt läuft ein Schützengraben, und ich werde da hineinspringen, sobald ich eine Rakete entdecke, die auf mich zufliegt.

Kürzlich habe ich einen polnischen Flugplatz besichtigt und zugehört, wie die Kampfmaschinen von der Normandie zurückkamen. Ein grossartiger Anblick. Diese Polen hämmern nun schon vier Jahre lang auf den Nazis herum. Der Bursche, mit dem ich mich unterhielt, hätte mit 150 Kameraden seine Fliegerausbildung in Polen abgeschlossen. Davon leben ausser ihm nur noch neunzehn.

Gestern sah ich gerade, wie eine Tempest eine Roboter-Rakete abschoss; geradezu aufregend. Die Rakete tötete bei ihrer Explosion drei Schafe (kein schwerer Schlag für die militärischen Anstrengungen der Alliierten), und der Luftdruck setzte meine Socken auf der Wäscheleine in Bewegung. Ich hoffe, dass die Dinger den Deutschen bald ausgehen; sie sind schon recht unangenehm, weil man niemals genau weiss, wann und wo sie herunterkommen werden. «Fliegende Konservendosen nennen meine Leute sie.

Nun denn, altes Mädchen, grüss die Kleinen und sage ihnen, dass ich ihnen etwas Schönes von Europa mitbringen werde, wenn in der ganzen Welt die Lichter wieder angehen.

Hsü FAN-TING, China
geboren 1893, in den Wirren der Kämpfe in China erkrankt und 1947
gestorben

Gedicht

Unser Blut in den Adern
Mag fließen, wie es will-----
Was verlangt der Held von der Welt?
Im Innern fürchtet er nur,
Dass der Geist des Volkes ermatte,
Nicht aber verlangt er,
Dass der eigene Leib die Freiheit genieße!

MARIO FINZI, Italien
Jurist, Pianist aus der Schule von Alfred Cortot
geboren am 15. Juli 1913 in Bologna, am 31. März 1944 verhaftet,
umgekommen in Auschwitz

1940

Jeder von uns hat die Illusion, nur sein eigenes Leben zu leben,
doch in Wahrheit lebt er von so vielen Leben, als es Menschen gibt, zu
denen er in Beziehung tritt. Jede Beziehung, die wir aufnehmen,
hinterlässt, sofern sie nicht völlig oberflächlich ist (und zwischen Men-
schen von Intelligenz und Feingefühl gibt es keine Oberflächlichkeiten),
im Geiste des anderen etwas von uns selbst und bewirkt, dass
sein Leben unser Leben wird.

Bologna, 3. März 1940

Spiele, und wirf in die Seele dessen, der Dir zuhört, den Keim der
Liebe zur Kunst; lehre und vermittele Deine Begeisterung. So wirst Du,
vielleicht ohne es zu bemerken, dazu beitragen, aus dem, der Dir näher-
tritt, einen besseren Menschen zu machen; auf diese Weise wirst Du

mit Deinen Mitteln in der Gesellschaft wirken. Wer vermag zu ermessen, wie weit Deine Macht reicht, Gutes zu tun . . . Hast nicht gerade Du mir die Worte Schuberts wiederholt: «Lebt wie die Vögel, die nicht an morgen denken»? Liegt nicht im Leben des «allzeit Gegenwärtigen» (das heisst: des Geistes) auch die Kraft beschlossen, unabhängig von den äusseren Bedingungen und vom moralisch Bösen dieser Welt zu leben? Und was vermögen wir gegen das moralisch Schlechte zu tun, wenn nicht dies, den anderen das wenige – oder vielleicht auch viele – Gute weiterzugeben, das wir erreicht haben? Bemühen wir uns also, heiter zu bleiben, damit wir unsere Pflicht nicht versäumen.

Bologna, 9. April 1941

Sehr viel Arbeit macht mir mein Amt als Vertreter der Hilfsaktion für jüdische Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich und Polen, die zu uns gekommen sind, um vor rassischer Verfolgung sicher zu sein. So bleibt mir keine Zeit, mich mit Musik zu befassen. Immerhin habe ich ein paar gute Konzerte gehört. Doch vermag ich nicht meine Lage zu fixieren, das heisst: Dir zu sagen, was ich bereits abgeschlossen habe, und was ich mir im Einzelnen für die nächste Zukunft vornehme. Doch, wenn man es sich genau überlegt, ist das auch nicht das Wichtigste. Es wäre egoistisch, wollte man heutzutage an seine Karriere denken, und es ist ein grosses Glück, eine Tätigkeit zu haben, die man mit Überzeugung ausüben kann, und frei über den Tag zu verfügen. Ich denke an das Wort von Schubert. . . und in der Fabel von der Grille und der Ameise gehören alle meine Sympathien der Grille. Heute aber ist die Ameise noch unsympathischer als zu der Zeit, da die Fabel entstand. Es gibt Leute, die ihr ganzes Leben lang nur daran gedacht haben, zu kalkulieren und etwas auf die Seite zu bringen; und heute, da viele andere in Not geraten sind (nicht, weil sie sangen, sondern weil sie Opfer eines Schicksals wurden, an dem sie keine Schuld trifft), fühlen sie nicht das Bedürfnis, etwas zu tun, um ihnen zu helfen. Ich schreibe Dir das, weil ich als Unterstützungs-Beauftragter mit allen Arten von Leuten Berührung habe . . . Glücklicherweise sind diese Leute nicht zahlreich. Das ist vielleicht der einzige Trost in den grossen, gemeinsam erduldeten Schmerzen: dass in vielen Menschen die Instinkte

menschlicher Solidarität wieder erweckt werden, die die Seele für etwas öffnen, was weiter reicht als ihr persönlicher Egoismus. Werde ich Dich wohl im Frühling in Bologna sehen? Ich bin hier durch meine Arbeit gebunden.

Bologna, 31. Juli 1942

Wenn das Leben es auch nicht zulässt, dass man in dieser Zeit harten Kampfes Schritt für Schritt die Entwicklung der Menschen verfolgt, die man gern hat und wertschätzt, so tröstet uns doch die Gewissheit, dass kein moralischer Wert verlorengehen kann, sobald er einmal wirklich errungen wurde.

Die Erfahrung des Guten und die Freude, die man über das Gute empfindet, sind so gross, dass jeder Schritt, den man im Leben vorwärts tut, ein Anstoss und eine Kraft zu neuen Eroberungen wird. Wie ich Dir schrieb, kann ich mich nicht von Bologna entfernen. Das heisst: was ich hier zu tun habe, liegt mir so am Herzen, dass es mich stärker anzieht als die – wenn auch verlockende – Aussicht, eine Reise oder eine Fahrt zur Erholung zu unternehmen. Ich arbeite für mich und für meine Flüchtlinge und habe keine Zeit, den Vergnügungen nachzutruern, für die ich noch viele Jahre Zeit vor mir zu haben hoffe... Die Arbeit dieses Jahres war eine reine Freude für mich, weil ich mich ihr spontan, in voller Freiheit des Geistes, gewidmet habe ... Ich hoffe, Ihr haltet Euch vor Augen, dass ich jetzt für eine Arbeit mobilisiert bin, die mir keine Atempause lässt, und schreibt mein Versagen in anderen Dingen nicht einem Mangel an Zuneigung und Bereitwilligkeit zu.

Florenz, im Januar 1944

Ich meine, man sollte weder Furcht haben, noch sich dem Kampfe entziehen, denn Menschen, die nur an Flucht und eigene Rettung denken, überlegen nicht, dass sie siebzimal am Tage Böses tun, indem sie ihre eigene Haut in Sicherheit bringen. Wer sich der Gefahr nicht entzieht, ist weder tollkühn noch gedankenlos. Was ihm wirklich am Herzen liegt, ist nicht die Dauer des Lebens, sondern die Gewissheit, in jedem Augenblick und mit jedem Gedanken recht gelebt zu haben.

Nie kann der Mensch so kämpfen und über den Tod des Geistes siegen wie in den Augenblicken der Krise und des Schmerzes. Wenn dann andere ihn etwa totschiagen, so ist das Böse, das er erleidet, etwas Kreatürliches und Animalisches; es ist wie ein Erdbeben; aber es ist nicht jenes Böse, dem er Bedeutung beizumessen vermöchte, weil für ihn nur das Böse wichtig ist, das in einer Degradierung des Geistes besteht, und der höchsten Vision des Guten angetan wird. Im Übrigen mag es sein, dass ich mich meiner Familie wegen mit meinen Angehörigen dem Sturm entziehen könnte, aber der Sturm ist schön, denn in ihm erklingt die wundersame Musik der Liebe, und was man hier erblickt, kann man dort nicht sehen, wo Ruhe herrscht.

Ich habe hier Menschen kennengelernt von glühender Nächstenliebe, Selbstverleugnung und wunderbarem Mut, die wahre Christen, wahre Apostel sind. Auch das wollte ich Dir schreiben, weil man manchmal nicht daran denkt und nur die düsteren Seiten des Lebens sieht, also mehr an das denkt, was fehlt, als an das, was vorhanden ist.

Ich wünschte, ich könnte Dir den Frieden geben, den ich bei diesen Menschen und mit ihnen zusammen gefunden habe. Wer ihn erfahren hat, fürchtet den Tod nicht mehr, wie auch sie ihn nicht fürchten. Mir scheint, es ist unsere Bestimmung, durch diese Dinge zu leben, und alles Übrige ist niedrig und armselig, nicht wert, dass man es fürchtet und hasst. Wir sollen es in seiner unvermeidlichen Unvollkommenheit bemitleiden, wenn es bereits geschehen ist, oder fliehen, wenn es noch nicht eingetreten ist. Diese Erkenntnisse bedürfen keiner Bestätigung; sie sind wahr in sich selbst und Teil der absoluten Wahrheit.

Vermächtnis, in San Martino di Minerbio hinterlegt:

23. März 1944

Mein Gott, ich bin geboren, um Dich schauend zu betrachten, um aus Dir zu leben, für Dich zu wirken; allein das Bewusstsein, Dir treu zu dienen, kann mir Frieden geben. Ich zittre bei dem Gedanken, dass ich Deiner nicht würdig sein möchte. Das ist die wahre Gottesfurcht.

Mein Gott, da ich heranwuchs, musste ich es ertragen, dass die Menschen Dich verkannt und gelästert haben, nicht allein mit ihren Hand-

lungen, sondern auch in Gedanken und Worten. Da habe ich in mir beschlossen, die Beleidigungen zu sühnen, indem ich zu Deinem Ritter ohne Furcht und Tadel würde.

Ich habe gegen Dich geirrt, gesündigt; ich habe Dir nicht alle meine Kräfte gewidmet, habe mich ablenken lassen; auch habe ich Dich beleidigt. Ich hatte Angst, Deinen Willen zu verteidigen, da es mir vorlaut und tölpelhaft vorkam, von Deinem Willen zu denen zu sprechen, die ihn nicht hören wollten. Aber die Gewalt, die in Deinem Namen, oder besser: der Widerstand, der in Deinem Namen gegen das Übel geleistet wird, ist heilig, auch wenn er jemand einen Schmerz zufügt.

Du, mein Gott, willst, dass ich bei einem anderen Menschen bleibe. Jener andere aber, wer immer es sei, ist trügerisch und schwach, vielleicht nicht so sehr wie ich, vielleicht aber noch mehr. Und ich möchte im Grunde nur bei den Starken bleiben, damit sie mir von ihrer Kraft abgeben. Doch dann erkenne ich, dass hier eine Absicht waltet, die mich vielleicht an einen noch schwächeren Menschen bindet, der die Kraft benötigt, die ich ihm Voraus habe. Wenn es aber so ist, verliere ich dann nicht meine eigene Kraft? Wird sich dann nicht die Schwäche des anderen mir mitteilen? Vielleicht besteht dieses Risiko, aber die Rettung liegt darin, dass man die Einflüsse rasch auszugleichen und zu neutralisieren weiss, oder, noch besser, sie in einem solchen Gleichgewicht erhält, dass man anderen etwas zu geben vermag, ohne je mit fortgerissen zu werden.

KAREL FLEISCHMANN, Tschechoslowakei

Arzt

umgekommen im Herbst 1944 in Auschwitz

Ansprache an Blinde im Lager Theresienstadt:

Ein Sehender spricht zu Ihnen. Ein Mensch, der im Vorteil Ihnen gegenüber ist, ein Mensch, der gleichzeitig sehr im Nachteil ist, weil der Weg zu Ihnen ein schwieriger und fast ungangbarer ist, da an der Grenze zwischen Licht und ewigem Schatten ein Schlagbalken die Strasse versperrt. . .

Ich sehe die ganze Stadt, ich sehe sie noch in ihrem normalen Gesicht mit Geschäften, mit Ämtern, mit Kinos, wo man lebte, wie man eben in jeder anderen Stadt lebt mit Frau und Kind, mit Freud und Leid, mit Arbeit und Feierstunde. Ich sehe dann plötzlich das tote Gesicht der Stadt, die blutleere Stadt, als ihre Bevölkerung über Nacht wie ein Spukgespenst verschwand und die Häuser und die Gassen plötzlich leerstanden und wir in die leeren Wohnräume eindrangen Sie sahen das alles nicht. Sie sehen nicht die engen ausgetretenen Stiegenhäuser und Treppen.

Sie sehen nicht die engen Höfe, die Läden, die Werkstätten mit den blutenden, traurigen, wie tränenden Fensteraugen. Sie sehen nicht die verwahrlosten Gärten, in welchen das erste Obst zu reifen begann. Sie sehen auch nicht die vollgefüllten Lastautos mit Kranken und Siechen. Sie sehen nicht die traurigen Bataillone der Ankommenden, vertriebene, gebückte, gebeugte Gestalten, die blutroten verschwitzten Gesichter, die erschreckten, entsetzten, hoffnungslosen Augen. Sie sehen nicht die alten Mütter und Greise, welche ihr armseliges Hab und Gut im Staube der Strasse hinter sich herschleppten. Sie sahen nicht die durstigen Hände und hörten nicht die heiseren Kehlen, die nach Wasser schrien. Sie sehen nicht die wankenden Gestalten am heissen Dachboden, (beim) Schornstein, die wie Kegel plötzlich umgeworfen von Hirnschlag dahingerafft wurden. Sie sehen nicht das Elend der Schleusen. Sie sehen nicht die Greisinnen, wie sie den abschüssigen gewölbten Gang ohne Stiegen der Aussiger Kaserne hinunterkollerten, wie Marionetten, wie Puppen eines tragischen Kinderspiels sich be-

wegend, immer schneller in dem gruseligen Tanz und phantastischen Rhythmus, bis sie mit einem Aufschrei niederfielen, die Arme spreizend, die Taschen und Stöcke von sich werfend, auf den kalten Steinboden fielen, die Köpfe zerbrachen und den Boden rot färbten, noch früher, bevor helfende Menschen zur Hand waren.

Sie sehen auch nicht die elenden Quartiere in den Blocks. Sie sehen nicht die vollgepfropften Räume, die feuchten Wände und die löchri-gen Fussböden. Sie sehen nicht all diese Trauer, all dieses Unglück, all diese Verzweiflung. Sie sehen nicht die Krankenstuben, die Ambulanzen mit den endlosen Reihen der wartenden Patienten. Sie sehen nicht das Tempo der aufreibenden Arbeit und können nicht ermessen, welche Schwierigkeiten, welche Hindernisse zu überwinden waren, und wie die primitiven Stätten der ärztlichen Hilfeleistung nach und nach zu wirklichen Behandlungsräumen umgewandelt wurden. Es gehört schon eine gewisse geistige und moralische Kraft dazu, in einer so von Grund aus geänderten Situation seine Haltung nicht zu verlieren.

Ich schliesse jetzt die Augen und versenke mich in Ihre Lage. Sie wurden an der Hand genommen und geführt, einwaggoniert, eingepfercht, angeschrien und kamen nach einiger Zeit irgendwöhin und wurden wieder angeschrien und wurden irgendwo niedergesetzt und wurden irgendwo recht und schlecht gepflegt und betreut. Es änderten sich die Stimmen um Sie herum. Es änderte sich das Essen, es änderte sich die Bettstatt, es änderte sich der ruhige Rhythmus Ihrer Tage.

Ich frage Sie, die Nichtsehenden, die von soviel Unschönem, Hässlichem, Schmutzigem, Bösem, das wir durch unser Augenlicht erblicken müssen, verschont geblieben sind, denen es möglich war, schon dadurch, dass Sie mehr Zeit haben, darüber nachzudenken, wie haben Sie und wodurch das grosse Werk des Menschseinswollens zu verwirklichen versucht?

Wie haben Sie mitgeholfen, das Bild des höheren Menschentums zu formen und zu realisieren? Sie sind durch Ihr Leid diejenigen, welche den Weg zur besseren Menschheit zeigen sollen.

Zum Menschenglück bedarf es eines inneren Friedens, einer Harmonie, eines Einigseins mit sich selbst. Sie werden mir mit Recht einwenden: Das ist ja alles recht schön und gut, aber wenn man hungert und friert und von Insekten geplagt nicht schlafen kann, dann müsste

man ein Heiliger sein, um diesen Weg gehen zu können. Um die Grundeinstellung geht es, die Sorge um Ihre nackte Existenz wollen wir pflichtgemäss übernehmen, sie ernst und aufrichtig und gewissenhaft nach den vorhandenen Mitteln und Möglichkeiten erfüllen.

TADEUSZ GAJCY, Polen

geboren 1921 in Warschau, gefallen am 14. August 1944 im Warschauer Aufstand

Reinigung

Bin ich, hinabsteigend ins Bild, für dieses Lichtermeer
ein Baum oder des blinden Vogels Stimme?
Des Silberblitzes Spitzen kommen dichter,
rollen meinen Schatten über schlanke Himmel.
So leg ich also, wie zwei Ahornblätter,
mit dem bewegten Antlitz hingewendet
dahin, wo schon der ferne Donner schreitet,
die Hände auf die roten Himmelsbrände.

So will ich sein, halb Mensch, halb Baumsilhouette
auf dieser urgeduld'gen Weltraumwaage.
Wenn mich das frühergraute Herz hinbettet
ins Licht, wo Gott – der lächelt wie ein Knabe –
den blanken Knochen hinlegt wie ein Spielzeug,
werde ich nur ein blätterloser Baum sein;
das böse Feuer wird als sprödes Schäflein
vorübergehn in unschuldiger Reinheit.

Welch neues Eigentum erwartet mich im Hafen?
Ich werde tiefer steigen – Stein und Moder bilden
dort neue Himmelsräume –, um dann einzuschlafen.
Ich steige, kühl, betrübt, zu höheren Gefilden,

– ein grenzenloser Raum wird atmend mich umfassen
und plötzlich eine Helle vor mir offenbaren
so klein wie eines Fensters Flamme
mit traurigen und kühlen Flammenhaaren.

So werd ich sein, zum Trotz dem Himmelsbrande,
Erinnerung, barfuss ins Bild mich'stellen:
ich werde läuten laut im Ufersande,
im Wolkenblatt als Eichel – als Kapelle.
Die Taube wohnte dort aus Gips über dem Spiegel
des heiligen Gewässers, wo sie fallend sachte
auf meine Stirn, den Kindermund, wie spitze Igel,
das kleine Wort zu meiner Schwester machte.

STEVAN GALOGAZA, Jugoslawien
geboren am 20. Februar 1893 in Ponikve bei Topusko (Kroatien),
umgebracht durch das Ustascha-Regime in der Anstalt Vrapce bei
Agram in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober 1944

Im jugoslawischen Bergland
[Im Kriege]

Irgendwo in der Ferne verhallt ein Schuss. Instinktiv greift Dusan nach dem Gewehr. Aber nichts rührt sich. Im strengen Frost bleiben seine Finger am Metall des Gewehres kleben. – Das ist alles. Ringsum herrscht Stille – tote Stille, so oder ähnlich könnte man diese Stimmung bezeichnen. Die Gesichter der Soldaten sind von einer geradezu feierlichen Blässe, aber die Kälte, die ihre Körper erfasst hat, von einer noch weit feierlicheren Unerbittlichkeit. Ausgestossen sind sie alle, als gebe es auf der Welt keine Mütter mehr, als gebe es niemanden mehr, der um sie bangt, sie liebt. Ihre Gestalten lösen sich in der Dämmerung allmählich auf. Und doch scheint durch sie der Schützengraben zu einer gespenstischen Karikatur der Wirklichkeit zu werden.

Wirkt nicht jeder Soldat, der, zwei oder drei Schritte von seinem

Nachbarn entfernt, den Graben besetzt hält, wie ein Mahnmahl, wie eine Warnung? Da gibt es keine beschönigende Maske, jede dieser ausgemergelten Gestalten bezeugt die nackten Tatsachen, mit denen gerechnet werden muss. Eine grauerregende Wirklichkeit, die in sich erstarrt zu sein scheint. Gott steh uns bei, welch ein seltsames Spiel! Der Abend wird zu einer gespenstischen Bühne. Und kein Regisseur kann eingreifen, keiner ist in der Nähe. Dusan blickt unverwandt den jungen Kriegsfreiwilligen an, und dann spricht er. Seine Stimme durchbricht die Stille: «Du, Korporal, sicherlich hast du keine Angehörigen mehr, sonst hättest du dich wohl nicht freiwillig gemeldet.»
«Du irrst dich, die Meinen leben in Zagreb.»

«Was für ein Teufel hat dich denn geritten, dass du dich uns angeschlossen hast?»

«Ich wollte mitkämpfen.»

«Ha, du wolltest, wolltest!» staunt Dusan. «Na ja... du armer Teufel, und was sagst du jetzt? Jetzt ist's dir schwer ums Herz, nicht wahr? Wer hat es nicht schwer im Krieg? Ja, so schaut der Krieg aus! Du bist noch jung, zu jung fast, und weisst nicht, wie das in Wirklichkeit ist.

Uns Serben hat man schon seit jeher eingebläut, für irgendeine Freiheit zu kämpfen. Heut musst du kämpfen, hiess es immer, auch morgen musst du zum Kampf bereit sein. Und dabei mussten wir immer aufs Neue Menschenopfer bringen, und je länger wir Krieg führten, umso schlechter ging es uns. Da soll man sich noch für eine sogenannte Freiheit einsetzen! Mir kommt es fast schon vor, als gebe es überhaupt keine Freiheit. Aber auch wir werden bald vom Erdboden verschwinden. Niemand wird uns dann finden, ebenso wenig wie diese Freiheit. Wir alle werden zu Abfall, auch die Serben – trotz Stolz und Kriegsbegeisterung. Kalt ist es! Furchtbar kalt! Du, Korporal, hast du etwas gesagt?»

«Nichts hab' ich gesagt, Bruder, ich hör' dir nur zu ...»

«Ja, ja, du hörst mir zu ... Weisst du, es ist kalt, grauenhaft kalt... Du, Korporal, darf ich ein bisschen schlafen? ... Nicht lange. Nicht wahr, du weckst mich bald wieder?»

«Mir ist es recht, Dusan, leg dich nur nieder und schlaf ein wenig. Ich kann kein Aug' schliessen.»

Dusan ist eingeschlafen. Sein Kopf liegt auf seiner verkrampften

linken Hand. Der Korporal sieht zu ihm hinüber, auch der Nebenmann auf der anderen Seite schläft tief. Eine Weile betrachtet er die Reihe der Gestalten im Graben. Keine rührt sich, auch nicht der geringste Laut ist zu vernehmen. Der ganze Zug der dritten Kompanie liegt in tiefem Schlaf, vielleicht ist er erfroren . . . Und der Gegner? Der Korporal, der als einziger noch wach ist, erschauert, ihm läuft eine Gänsehaut über den Rücken.

In der Dunkelheit überkommt ihn ein geradezu lächerlicher Gedanke: Wie wäre es, wenn ich meine Kameraden im Stich liesse und mich geradewegs nach Zagreb durchschlüge? Dort habe ich wenigstens eine geheizte Wohnung, in Zagreb . . . Was fasle ich da? Mitten im Jablanik-Gebirge. Ja, er ist mutterseelenallein, hier zwischen den Bergen, auf dieser eisstarrenden Bühne des Grauens. Alle ringsum schlafen wie erschlagen.

Er blickt nach rechts, steil ragt die Silhouette des Medvednik in den Himmel, gespenstisch und geheimnisvoll in ihrem undurchdringlichen Dunkel. Und nun wendet der Kriegsfreiwillige seinen Blick nach links und starrt, von panischem Schrecken erfasst, auf eine Baumgruppe. Aufschreien möchte er, aber vor Entsetzen vermag er nicht den Mund zu öffnen: Ein beklemmender Anblick! Die Wipfel der Bäume neigen sich zueinander, sie flüstern, als hielten sie eine Geheimversammlung ab. Und dann verbeugen sie sich immer wieder, unzählige Male.

Da lösen sich die Stämme vom Boden und beginnen zu tanzen. Immer wilder wird der Tanz. Im Morgengrauen verdichten sich die Nebelschwaden. Dennoch kann der Korporal alles ganz genau sehen. Einer der Bäume wiegt sich im Takt von Verdi-Melodien, ja er scheint sogar weit ausholend eine Verdi-Oper zu dirigieren. Und zwar mit solcher Hingebung und mit solch einem Temperament, dass sich dieser Musikbesessene schliesslich überschlägt und niederfällt. Die gespenstischen Stämme schütteln sich vor Lachen. Da wird zwischen den Nebelschwaden ein Steilhang sichtbar, und nun stürzen alle Bäume in tollem Lauf den Hang hinab. Je weiter sie sich entfernen, umso mehr ähneln sie menschlichen Gestalten, furchterregenden Riesen. Vor ihnen tauchen ganz unten am Abhang schwarze Scharen auf, Kämpfer, die helle Fahnen schwingen. Jeder Fahne ist ein nackter Körper in Gold eingewoben. Die Riesen stürzen sich, von den Klängen der Marseillaise befeuert, auf die Gegner und entreissen ihnen die Fahnen. Die

schwarzen Heerscharen sind geschlagen. Und jetzt steigen diese teuflischen Riesen wieder den Steilhang empor, jauchzend und singend kommen sie immer näher und schwenken die Fahnen. Immer heller werden die Fahnen, sie schimmern ganz weiss, nichts anderes sind sie als grosse Nebeltücher . . . Und die teuflischen Riesen . . .

«Korporal, steh auf!» schreit Dusan und rüttelt den steifgefrorenen Kriegsfreiwilligen. «Steh auf, sie greifen an!»

«Lass ihn, er ist ohnehin schon erledigt!» ruft ihm ein Soldat zu. Aber Dusan schreit den Korporal immer wieder an und schüttelt ihn so lange, bis er die Augen aufschlägt und mit gebrochenem Blick vor sich hinstarrt. Ganz blau ist der arme Teufel, pflaumenblau. Dusan reibt ihn mit Schnee ab. Und der Korporal murmelt geistesabwesend vor sich hin: «Die Riesen, da sind sie! Verdi, weisse Fahnen!»

Vergebens versucht Dusan, ihn in die Wirklichkeit zurückzurufen. Noch während er sich darum bemüht, wankt er und bricht zusammen. Der Korporal beugt sich über ihn, stützt ihm den Kopf und blickt erstaut dem Kameraden ins Antlitz. Der Mund ist leicht geöffnet, als wolle Dusan ihm noch etwas Wichtiges sagen. Der Kriegsfreiwillige bemüht sich, bei der Betrachtung dieses Gesichtes wieder festen Grund unter den Füßen zu gewinnen. Eines nur fällt ihm auf: ein kleiner roter Fleck auf dem Antlitz des Freundes. Aber er kann und kann sich noch nicht zurechtfinden. Der Kopf schmerzt ihm zum Zerspringen. Wie gebannt stiert er auf den kleinen roten Fleck. Bewegt sich da nicht etwas? Ja, er glaubt da eine kleine winzige Gestalt zu sehen. Sie schwebt aus dem roten Fleck hervor, eine Ballerine in Miniatur-Format, und jetzt beginnt sie sich im Tanz zu drehen. Alles kreist vor seinen Augen, er sinkt zu Boden, da peitschen Schüsse über den Graben. Er horcht und horcht. . .

Ihn packt ein Schüttelfrost. Alles erscheint ihm völlig sinnlos, so unendlich traurig und schliesslich geradezu lächerlich. Er tastet nach seinem Gewehr, gibt sich einen Ruck und schreit mit dröhnender Stimme: «Vorwärts! Mir nach!» Rasch springt er aus dem Graben und stürmt in heldenhafter Begeisterung und mit romantischem Idealismus über den Hang, und die anderen folgen ihm. Zum Entsetzen des aufgestörten Gegners widerhallt das Jablanik-Gebirge von wilden Rufen.

Der Kampfärm verliert sich im Nebel. Dann nimmt er wieder zu.

Laute sind zu hören, die dem Geschrei von Wahnsinnigen gleichen. Und dann kann man einige Worte verstehen, wie etwa: «Mutter, meine Mutter!» Oder: «Ich ergebe mich!» Dieser Angstruf: «Ich ergebe mich!» ist immer häufiger zu vernehmen, während der Lärm verebbt . . . und schliesslich wird es in den winterlichen Bergen still, ganz still.

Dichter Nebel verhindert jede Sicht. Die Regisseure scheinen wirklich betrunken oder sehr schlecht aufgelegt zu sein. Wozu inszenieren sie dramatische Auftritte, die den Zuschauern verborgen bleiben? Um ein rasch entfachtetes Reisigfeuer sammeln sich die Überreste des Zuges, der Kompanien und des Regimentes. Die abgekämpften Soldaten halten, um sich zu erwärmen, die Hände über die züngelnden Flammen. Und dabei sprechen sie über die unerwartete Niederlage des Feindes, von den paar Gefangenen, die sie eingebracht haben, und vom Korporal, der als erster aus dem Graben sprang und jetzt so seltsam lächelt, wenn davon die Rede ist.

Und dann legt sich einer nach dem andern im Umkreis der Feuerstelle nieder und schläft ein. Der Korporal ist allein noch wach, er starrt in die Flammen. Die Wärme hat rings um den brennenden Reisighaufen den Schnee zum Schmelzen gebracht, die aufgeweichte Erde tritt zutage. Wohin der Kriegsfreiwillige blickt, glaubt er kleine, zerknitterte Herzen zu sehen, die zu Boden gleiten und sich in Fragezeichen verwandeln. Er fühlt sich am Ende seiner Kräfte, und doch kann er keinen Schlaf finden . . .

PAL GULYÁS, Ungarn

geboren am 27. Oktober 1899 in Debreczen, gestorben am 13. Mai
1944 durch Medikamentenmangel

Der Wunsch des Atoms

Herr Minister! Eure Exzellenz
Stehen mit der Peitsche über mir.
In Eurer Hand das Schwert des Staates,
Vor dem jeder zurückschreckt.
Herr Minister, ich beuge meinen Kopf,
Ich weiss, der Staat ist eine grosse Sache . . .
Wie aber wäre es, wenn aus den Gegenständen
Die Atome ausbrechen würden?
Herr Minister, der Staat zählt nur eins,
Und die Zahl der Atome ist millionenfach . . .

Aber wer könnte schon von jener Höhe
Zu jedem Atom sich niederbeugen?
Wer Atom ist, soll in die Tiefe
Stürzen, nicht wahr, Herr Minister,
Damit die Kutsche des Staates
Gegen die Höhen rollen kann!

Herr Minister, die Gegenstände glänzen
Von aussen, aber innen hockt eine Finsternis,
Die Atome träumen dort. . .

Nur ich kann nicht mehr schlafen!

ERNST VON HARNACK, Deutschland
Regierungspräsident

geboren am 15. Juli 1888 in Berlin, hingerichtet am 5. März 1945
in Berlin wegen seiner Verbindung mit der Erhebung des 20. Juli 1944

Berlin, 28. Oktober 1944

Die äusseren Umstände meines Lebens sind tragbar – einschliesslich der Alarme in der verschlossenen Zelle. Sie sind ein Nichts im Vergleich zu den seelischen Belastungen und Anfechtungen. Sie zu tragen und zu überwinden ist ein schweres, schweres Werk, dessen Leistung alle Kräfte der Seele, des Charakters und des Geistes erfordert. Gott hat mir bisher diese Kräfte geschenkt, und Ihr, meine Lieben, habt sie mir durch Eure Wünsche und Fürbitten, Eure Gänge und Gaben gestärkt. Nun nehmt mir noch eine grosse Last vom Herzen, indem Ihr mir versichert, dass Ihr Euch nicht um mich sorgt mit jener zermürbenden Sorge, die Jesus Christus uns für immer hat nehmen wollen . . . Ihr habt alle schwer zu tragen, und die kommenden Zeiten werden neue Prüfungen bringen.

Da wäre es mein Herzenswunsch, dass der Gedanke an mich nicht zur Verdunkelung Eures Lebens beiträgt, sondern dass von meiner stillen Zelle ein Strom der Beruhigung und der Kraft ausgeht, auf Euch und alle, die mir nahestehen. Nicht, dass ich die Welt schon überwunden hätte. Dieser grosse Abschluss wird noch manch bittere Arbeit und manche Geduld kosten. Auch mag es wohl sein, dass mir der Todesengel, der mich schon oft streifte, auch diesmal noch Zeit gibt. Aber es wäre töricht, und unmännlich, alle Hoffnungen auf den Eintritt irdischer Wunder zu setzen. Das Wunder der Gnade ist es, dem ich zustrebe. Ich habe schon einen Strahl von ihm verspürt – sonst könnte ich diesen Brief nicht schreiben – und hoffe zu Gott, dass mich Seine Gnade über alles Bangen über mein äusseres Schicksal hinwegtragen wird.

Apokalyptische Zeiten wie diese mit ihren ständigen Gefährdungen und Verlusten lassen den Wert des Lebens gering erscheinen, den der Seele aber hell aufleuchten. Wir wollen uns seelisch in einer Sphäre vereinen, in der es keine eisernen Gitter und Tore gibt. . .

Berlin, 10. November 1944

Die Abwesenheit W.s, die Luftgefahr, es ist schon so vieles, was auf Dir liegt. Da darfst Du Dich auf keinen Fall niederdrücken lassen, schon um der lieben Kinder willen nicht, die doch eine freudige, zuversichtliche Mutter brauchen. Und was mich angeht, so *darfst* Du zuversichtlich sein! Nicht im äusserlichen Sinne, sondern darin, dass ich das Leben *meistere*, das mir auferlegt ist – ganz gleich, was den Abschluss der gegenwärtigen Periode bildet. Das persönliche Glück ist in einem Zeitalter des Massen-Unglücks ja wirklich nicht mehr so wichtig, zumal für uns Ältere, die wir noch eine Portion Vor-Weltkriegs-Prosperity mitbekommen haben und vielleicht gar nicht mehr die Elastizität besitzen, um uns den Verhältnissen nach diesem Krieg anzupassen. Die *Aufgabe*, die uns bleibt, ist, dass wir eine würdige Haltung bewahren und dabei noch so viel Liebe in diese dunkle Welt ausstrahlen, wie irgendetwas möglich. Und die *Gnade*, die uns wird, ist, dass wir selbst noch Liebe empfangen – Liebe aus der Höhe und Liebe von denen, die uns nahestehen . . .

An seine Schwester:

Berlin-Moabit, den 7. Dezember 1944

Bei Deiner Prüfung legst Du gewiss Ehre ein – geprüft wird unsere Generation schon recht lange, und härter, als wir es uns träumen liessen, «als die Tage heiter glänzten». *Meine* Prüfung meisterte ich, indem ich den – nicht geringen – Spielraum, der dem Untersuchungsgefangenen überlassen ist, bis zum Rande ausfüllte mit Film-Gestaltung, Bastelarbeiten zu Weihnachten für hiesige praktische Zwecke, Schreiben und Lesen, ja Studieren. Aber alles ohne Krampf, so dass ich doch immer einmal ruhig die Augen erheben und ohne Grauen der Zukunft entgegenblicken kann. Zwischen dem Leben draussen und mir liegt infolge der Langsamkeit der Verbindungen eine Art von Isolierschicht, mit der ich mich aber abgefunden habe.

Später:

Es ist nicht entscheidend, dass man das Ziel erreicht, sondern dass man den rechten Weg geht.

HENDRIK PIETER HOS, Holland

Arzt

geboren am 1. Dezember 1906 in Haarlem, hingerichtet am 11. Mai 1944 in den Dünen von Scheveningen

10. Mai 1944

. . . Heute vor vier Jahren hat der Krieg für unser Land angefangen. Wieviel ist seither geschehen! Wie sehr haben wir gelitten! Aber alles geht vorbei. Es ist möglich, dass die Sonne bald wieder scheint. Wie gern würde ich den Tag miterleben, aber wir dürfen nie vergessen, dass nichts ohne Grund geschieht. Oft im Leben habe ich mich gefragt: Warum dies? Warum jenes? Aber das Leben selbst hat immer die Antwort gegeben. Ich habe meine Arbeit getan, vielleicht ist meine Aufgabe auf dieser Erde vollbracht. Falls Du Frau Ronhaar, Mientje oder Kees triffst, tu mir den Gefallen, sie herzlich zu grüssen wie auch meine andern Freunde und Bekannten. Ich will die Zeit, die mir noch bleibt, nutzen und noch einige Briefe schreiben . . . Nochmals – es ist schade, dass ich den Tag des Friedens nicht miterleben werde. Ich hatte immer gehofft, mit all meiner Kraft und Energie zum Wiederaufbau beitragen zu können, nicht nur in materieller Hinsicht, sondern auch geistig.

Gerade unsere Arbeit fängt ja erst nach dem Krieg an. Den Hass zwischen den Völkern auszulöschen, denn erst wenn es ihn nicht mehr gibt, kann der wahre Friede kommen.

Nur das Fundament des Friedens, das Vertrauen, kann ihm Eingang in die Welt verschaffen. Sieh zu, dass auch Du nach besten Kräften dazu beiträgst. Um die Welt zu verbessern, müssen wir bei uns selbst den Anfang machen . . . Vater, ich muss schliessen, noch einmal: nicht traurig sein. Wir müssen uns ins Unvermeidliche fügen lernen. Wir müssen sagen lernen: «Dein Wille geschehe». Und oft ist das sehr sehr schwer . . .

GUAN HSIANG-PANG, China
geboren 1923, gefallen im Kriege in China

Nächtliches Licht

Verschwommen scheint das Mondlicht
auf den Schlachtfeldstaub.
Unter den Hufen der Pferde
funkelt es wie Sterne.
Und überquert man Fluss und Bach,
so zerbricht der Widerschein
des silbernen Mondes.
Das Licht bricht sich
auf den Pferdehufen
und erbleicht im fahlen Lampenschein.

MAX JACOB, Frankreich
geboren 1876, umgebracht durch die Besatzungsmacht im März 1944

Brief an Jean Cocteau in Paris:

Saint-Benoit-sur-Loire, 5. April 1942

Lieber Jean,

geschwind Dein Brief, die Erinnerungen dieser letzten Monate. Ein Brief von 12 Seiten! . . . oder vielmehr ein Buch von 300 Seiten – allein schon meine Beziehungen zur Gestapo oder meine immer neuen Wege, meinen Personalausweis stempeln zu lassen, bei x Grad Kälte, ohne Eisenbahn, ohne Auto, ohne Fahrrad, um mir sagen zu lassen: «Wir haben noch keine Anweisung!» (worauf ich erwiderte: «weder mit noch ohne ‚An‘ – !»), oder «Jawohl, aber man braucht einen Stempel, und wir haben noch keinen!» Auf dem Stempel steht das Wort «Jude». Und so kommt es zu rührenden Szenen, die Beamten drücken

mir die Hand, wie auf dem Friedhof usw. Mit der Gestapo hat das im Juni 1940 angefangen.

Ich spielte den Fremdenführer in der Abteikirche. «Sie sind Jude!» – «Na, Sie werden sich wundern», sagte ein Priester, «das ist das beste Pfarrkind der Gemeinde.» – «Das tut nichts zur Sadie, es kommt auf die Rasse an, usw.» Daraufhin fragt die Gestapo den Pfarrer, warum er einen jüdischen Fremdenführer hat. Der Pfarrer antwortet, dass er keinen Fremdenführer hat, und dass man seinen Nächsten lieben müsse, wer er auch sei. Daraufhin wurde ich von diesem Pfarrer darauf aufmerksam gemacht, dass ein ‚Posten‘ am Portal der Basilika stehe, um «meine Umtriebe zu überwachen». Kindische Polizei! Drei Tage lang hat sie auf mich gewartet, und dann, als sie mich nicht mehr sah, wurde sie der Sache müde . . .

Am 4. November vergangenen Jahres kommt in mein Zimmer ein Herr mit Brille und runden Schultern (Typ: Edmond Jaloux), in Begleitung eines Soldaten: «Polizei» – «Sehr angenehm, bitte, kommen Sie doch ans Feuer! Es ist so kalt, nicht wahr?» – «Was schreiben Sie?» – «Schade, dass ich keines von meinen Büchern hier habe. Aber doch, ich habe ja noch eine Broschüre mit Gedichten. Erlauben Sie, dass ich sie Ihnen schenke? Möchten Sie eine Widmung? Sagen Sie mir Ihren Namen.» – «Danke. Was soll ich Ihnen hineinschreiben? Freundlichst überreicht? Warum nicht? Ich werde schreiben: ‚Souvenir‘.»

Dann fing er an, mich zu interviewen. Ich sagte: «Hier, Herr Kommissar, haben Sie ein kleines Buch, das Buch von Hubert Fabureau über mich, das im Voraus alles beantwortet: Geburtsurkunde, Biographie, Werk-Analyse. Ich möchte es Ihnen nicht schenken, denn ich habe nur ein Exemplar, und Sie sehen, wie nützlich das sein kann!!» – «So? Sie sind also bekannt?» – «Oh! Ich habe einige Freunde!» Daraufhin sieht er Briefe auf dem Tisch, die auf die Post gebracht werden sollen, reicht sie mir, damit ich sie öffne, liest sie, und bittet bei jeder Zeile um Erläuterungen. Er notiert die Anschriften, und kommt dann, ganz plötzlich, zum Zweck seines Besuches: «Sie hatten hier eine jüdische Dame?» «Aber ja, Mademoiselle Bernstein, aber sie ist keine Jüdin, sie heisst Martin.» – «Die ist es nicht.» – «Ja, dann sehe ich nicht recht. . . Ach, Sie meinen die Frau eines Juden, der bei der Weinlese geholfen hat. . . Aber das geht mich nichts an. Fragen

Sie die Hausbesitzerin!» Die Hausbesitzerin kommt heraus und fängt eine dumme Schwätzerei an. «Wollen Sie, dass ich Sie verhafte?» Ich versuche, einzugreifen, aber er macht mit den Fingern ein Zeichen, wie ein Schnabel, und das heisst: «Schnauze halten, Sie!» Er ging fort und nahm die Papiere meiner untröstlichen Hausbesitzerin mit. In diesem Monat war sie in Orleans, ging zur Gestapo und verlangte ihre Papiere zurück. Man gab sie ihr und warf ihr vor, jüdische Namen in ihrem Adressenbüchlein zu haben. Von mir war nicht die Rede. Angelegenheit erledigt.

Meine Familie ist weniger glücklich. Ein Schwager im Lager von Compiègne: Er ist dort gestorben! Einem Bruder hat man einen Laden in der Rue Legendre enteignet. Und der Rest der Familie ist bedroht. Ich sehe eine Zeit kommen, in der meine kümmerliche Malerei all diese Leute ernähren wird. Und warum auch nicht? Weisst Du, dass Paul Petit in Fresnes ist? Da übersetzt er einen deutschen Mystiker des XIII. Jahrhunderts, Meister Eckart, und scheint auch seine Erlebnisse mystisch zu nehmen.

Du täuschst Dich, lieber Jean; ich tue nichts, oder fast nichts. ‚Ewige Aktualitäten^ das war der Titel einer Sammlung Aufsätze von mir, die nie erschien und nie erscheinen wird, da ich kein Recht habe, etwas zu publizieren (Was für eine Chance!). Ich wusste nicht, dass Du so «unter den Augen der Barbaren» lebst. Man hatte mir nur erzählt, dass Dein letztes Stück verboten wurde. Du bist nicht der einzige, der mit Gerichtsvollziehern leben muss.

Sarah Bernhardt hat nie anders gelebt! «Schicken Sie mir den Gerichtsvollzieher», sagte sie meinem Vater, einem Antiquitätenhändler in Quimper, wenn sie hinkam und einkaufte, «ich zahle immer nur an Gerichtsvollzieher!» (sic) Ja, ich würde Dich gern sehen, aber es gibt keine Autos mehr, und Du fährst nicht im Omnibus. Zuweilen lese ich Deine bewundernswerte] Chroniken in ‚Comoedia‘, wenn Salmon mir diese Zeitung schickt. Audiberti hat glückliche Funde in seinem Plunder: «Der Surrealismus ist ein Donner in Gestalt einer Brücke.»

Die kommenden Jahre sind günstig für die Poesie, aber 42 ist ein schreckliches Jahr für alle Leute. Saturn ...

«Na ja, diese Geiseln! schliesslich sind es immer nur Kommunisten .oder Juden!»: ein in meiner Gegenwart von der *Frau Gemahlin* eines

Offiziers, eines meiner guten Freunde, ausgesprochener Satz. Ich bezeichne diesen Satz als «Beihilfe zum Mord».

Ich bete für Dich. Im Übrigen bringt das Unglück Glück.

Freundliches Gedenken an Jean Marais, auch an Picasso und an Lifar, den ich gern leiden mochte.

Im Kriege

Schöpfer der Meere und der Himmel, der Kontinente, des Unwägbareren, des Zählbaren und des Unzählbaren, ich wende mich zu Dir wegen des Guten, das mich erleichtert, und wegen des Bösen, das mich niederschlägt. Heute wende ich mich nicht zum Schöpfer des Unzählbaren, sondern zum Schöpfer des schuldigen Max Jacob, der ich bin. Ich danke Dir, dass Du mich aus dem leidenden Geschlecht der Juden hast geboren werden lassen, denn nur der wird gerettet, der leidet und der weiss, dass er leidet und Gott sein Leiden anbietet.

Du hast mich geboren werden lassen in dem Jahrhundert, das mir not tat, Du hast mich inspiriert, wie es für mein Jahrhundert erforderlich war, und Du hast mir eine Zeitlang Berühmtheit verliehen, Du hast mir reichlich Stützen gegeben, da ich mich nicht aufrecht zu halten vermochte. Du gabst mir die Pfähle sicherer Kenntnisse, um daran eine für mein Leben notwendige geistige Fruchtbarkeit auszurichten. Wo immer ich hinschaue, sehe ich Deine Hilfe, oder die von Menschen, die Du als Mittler gewählt hast, um meinem Ungeschick abzuhelpen. Verwirrt stehe ich vor der sichtbaren Spur Deines Wirkens und vor Deiner friedlichen Lenkung zu meinem Besten, denn Dein Plan für mein Leben ist verehrungswürdig.

Möge mein Glauben sich Tag für Tag beim Gedanken an den Gipfel meines armen Lebens stärken! Möge jener Tag im September 1909, da Dein Engel meine Behausung aufsuchte, um mir Dein Erbarmen kundzutun, als heiliger Jahrestag geehrt bleiben! Die Umwälzung in meiner Seele, die Du befreit hast, sei gesegnet. Möge diese Seele nie aufhören, Dein Lob zu wiederholen, o Gott, der Du so aufmerksam Deine Schöpfungen überwachst. Wer könnte von Dir nichts wissen, wer könnte Dich verkennen! Ich aber werde an jene Erscheinung denken, so lange Du mir ein Gedächtnis erhältst; ich verharre bei jenem gelben und blauen Engel. Jeder Argumentation, den Sticheleien der

Atheisten oder der Schwätzer und der getäuschten, täuschenden Denker halte ich den Text meiner Augen entgegen, die Trunkenheit meiner Brust und die Tränen meiner Freude. Mit der Überzeugung dessen, der sah, wünsche ich, dass auch andere sehen, um sich zu Dir zu bekehren, wie ich zu Dir bekehrt wurde.

Andere werden das vollendeter tun, da sie stärker und intelligenter sind als ich. Aber du, mein Glaube, führe mich zu einem Leben, das deiner Glut entspricht, und lasse mich nicht durch unheilvolle Berührungen schmutzig werden. So also ist es: Niemand muss Gott dankbarer sein als ich! -----

Im Kriege

Wenn es doch genügte, glühend die Nähe Gottes zu wünschen, um diesen Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen! Dann wünsche ich mir, fortgerissen zu werden von einer wirklichen Ekstase, auf unsichtbaren Flügeln der unerschöpflichen Zeit, um unbeweglich vor dem Angesicht des ewigen Sohnes zu bleiben. Ja, ja, möchte das mein unsterbliches Schicksal sein, meine endgültige Zuflucht: ein Auserkorener (ich selbst) im Lichte verharrend vor dem heiligen, wundersam Ewigen Antlitz des Herrn. Vielleicht werden andere mit mir in diese lichtvolle Schar eingeordnet sein: Was täte es, wenn ich mein Gut mit anderen zu teilen hätte, da es durch die Teilung nicht vermindert würde? Im Gegenteil! Wir werden uns zweifellos nicht nur dieser Sonnenwärme des strahlenden Gottes erfreuen, sondern wir alle, die wir erkoren sind, werden einander wechselseitig Freuden spenden, als Erleuchtete und Leuchtende.

Sollte dieser Wunsch schuldhaftige Anmassung sein, wegen unauslöschlicher Makel nicht erfüllbar (alle Sünden werden verziehen, ausser der Blasphemie gegen den Heiligen Geist), so verleihe mir Gott, im Paradies den Widerschein der in meiner glühenden Kindheit geliebten Landschaft zu sehen, den Widerschein des heissgeliebten bretonischen Landes, des Tals von Stangala, wo wir mit blossen Füßen in frisch geernteten Feldern und im Farnkraut der winzigen Wälder umherliefen, der Kirschbäume, der wilden Apfelbäume, der Weissdornhecken und der Haselnusssträucher, die im grünschimmernden Bach weichgrundige Inseln bilden. Ja, in diesen Landschaften möchte ich für im-

mer leben, unaufhörlich sie in Gegenwart der Engel und der Heiligen anschauen. Oder auch das blaue Meer zwischen den Bäumen oder am Ende der Felder wiedererblicken, oder den Strand von Plozevet, an den die alten Farmen und die Heideflächen grenzen. Geliebte Lande, in denen mein Herz seit sechzig Jahren unaufhörlich lebt.

Doch lassen wir Gott in seiner Güte und in seinem Scharfsinn die Sorge, uns nach dem Tode mit Wohltaten zu überhäufen, wie er uns während unseres Lebens gesegnet hat, und versuchen wir nur, seiner erhabenen Sorge nicht unwert zu werden. Freuen wir uns, schon auf Erden einen solchen Gott, einen solchen Vater zu haben, zu dem ich spreche: «In Dir ist meine Hoffnung». Lassen wir alle Traurigkeit, auch die berechnete, bei dem Gedanken, dass «alles, was da kommt, anbetungswürdig ist», wie irgendjemand, vielleicht Léon Bloy, gesagt hat. Ja, alles, was geschieht, ist verehrungswürdig, da das Unglück um unserer Verdienste willen da ist, und das Glück, um uns eine Probe des Paradieses zu geben.

Wie immer es auch sein mag, das Paradies wird Gegenstand höchster Verwunderung sein, da es die Erde, die zuweilen schon so schön ist, übersteigt. Werden wir uns dann nicht auch über uns selber wundern, da nun kein Mensch auf Erden die Vortrefflichkeit unseres Geistes zu erreichen vermag? Mein armer, beklagenswerter Geist, dessen Gedächtnis so viele Lücken aufweist! Wirst Du Dich einst wiedererkennen in jenem seraphischen Ariel? Schau! Du besitzt dann die Wissenschaft und alle Wörterbücher im Kopf und alle Arithmetiken mit ihrer Präzision und alle Erkenntnisse der Metaphysik! Ach, was für Gespräche!

An Jean Cocteau:

29. Februar 1944

Lieber Jean, ich schreibe Dir in einem Eisenbahnwagen, dank der Gefälligkeit der Polizisten, die um uns herumstehen.

Wir werden bald in Drancy sein. Das ist alles, was ich zu sagen habe.

Als man Sacha Guitry von meiner Schwester erzählte, sagte er: «Wenn *er* es wäre, könnte ich was tun!» Ja, nun bin ich es.

Lass Dich umarmen.

ERASMUS VON JAKIMOW, Deutschland

geboren am 15. März 1918 in Skopin, gefallen am 17. November 1944
bei Albertfalu a. d. Donau

Jugoslawien, Mai 1943

Ich kam nach Sarajewo: In einem auf drei Seiten abgeschlossenen Talkessel liegt dies Gewirr von Türkenhäusern und Moscheen und brüht in der Sonne. Auf allen Seiten hohe Berge, die Häuser klettern hoch hinauf. So viele Moscheen! In Sarajewo bekam ich Bescheid, dass mein Regiment in Banja Ilidza läge, einem schön angelegten Badeort, wo das Tal der Zeljesnizza und der Bosna sich zu einer Ebene weiten, die von hohen Bergen eingeschlossen ist.. .

So erlebte ich den Frühling in Bosnien, einen blühenden, wuchern- den Frühling in einem weiten Tal unter südlicher Sonne, umgeben von steilen, rauen Bergen, voller Schluchten und Felsen, inmitten von karstigen Hochflächen und feierlichen Urwäldern. Gegensätze stossen aufeinander, Gegensätze in der Landschaft, in der Bevölkerung, ja in den Menschen selber, suchen zu einer Harmonie zu gelangen und ergeben ein Bild der buntesten, leuchtendsten Farben.

Jugoslawien, Mai 1943

Tito hatte einen eigenen Staat hoch oben in der Crna Gora gegründet und herrschte dort mit 40'000 gut bewaffneten Partisanen. Wir fuhren die Cehotina hinauf in das Dorf Tvrdaci auf 1'400 Meter Höhe. Es regnete, war stürmisch und kalt. Nach rückwärts keine Verbindung. Man hatte uns anscheinend vergessen. Ich machte mit zehn Mann einen Spähtrupp durch die Schlucht, die immer enger wurde. Einige Male mussten wir durch den reissenden Skakavac. Die Pfade hörten ganz auf, wir kletterten längs der Felswand. Die Leute kamen nicht mehr mit, und ich führte das Unternehmen mit zwei Tirolern allein zu Ende .. .

Klärte es sich einmal auf, so bot sich uns ein grossartiges Bild: Wir lagen vor den Bergen der Crna Gora. Aber traurig, diese Berge, starre, mächtige Klötze, die die Menschen unerbittlich zu Mühsal und Leiden zwangen. Sie starteten von allen Seiten hernieder, Berge ohne Zahl und ohne Namen, sich aneinanderschiebend zu einer Halt heischenden Mauer, zu einem Labyrinth von Schluchten und Tälern.

Vor uns, auf der andern Seite der Sutjeskaschlucht, erhob sich ein steil aufragendes Massiv, auf dem Tito mit den Partisanen sass. Eine furchtbare, unangreifbare Festung. Man hatte schon versucht, anzugreifen – man war mit blutigen Köpfen wieder heruntergeworfen worden. Man wollte es noch einmal versuchen. Wir konnten die Partisanen gut beobachten, bald hatten wir erkannt, wo ihre Melder liefen, wo ihre Posten standen, wo ihre Gruppen lagen. Wir sahen, wie sie unbewegt durch das Feuer unserer schweren Granaten gingen, es nicht einmal für nötig hielten, sich zu ducken, bis sie weggerissen wurden. –

In Uvac, wieder nach einem Pass, der das Äusserste von Mensch und Tier verlangte, kamen wir durch rein serbisches Gebiet. Es war Festtag, auf den Dächern und an den Toren der sauberen weissen Häuser waren Kränze angebracht. Männer und Frauen gingen zu den kleinen Kirchen auf den Bergen. Sie waren festlich gekleidet, die Frauen hatten dunkle, schwarze Faltenröcke an, sauber gebügelt, helle Blusen und farbenreiche Kopftücher. Junge Mädchen trugen schwere goldene Ketten. Die Menschen waren hochgewachsen und stark, mit festen, energischen Gesichtern. Kam man in ihre Nähe, so erhoben sie sich gemessen und grüssten würdig und respektvoll. –

Als wir ermüdet ankamen, reichte man uns sofort Milch und Brot und war entgegenkommend beim Einrichten unsrer Biwakplätze. Dabei befanden wir uns in ausgesprochenem Cetnikgebiet! Überall umgab einen die Atmosphäre wohlgegründeten Bauerntums.

Nach einem Stellungswechsel kamen wir zurück nach Pljevlje, eben jener Stadt, die das Zentrum der Titobewegung war, die im Herzen der Crna Gora am Durmitormassiv lag. Anlässlich einiger Spähtruppenunternehmungen kam ich wieder höher in die Berge. Wieder diese Mondlandschaft, nur gelbliche, rötliche, graue Flächen boten sich dem Auge, Felsblöcke und Schluchten, über denen Adler kreisten – mächtige, schweigende, glühende Bilder. Man staunte immer wieder über diese trostlose Pracht. Und in diesem Land lebten Menschen! Sie lebten mit ihren Herden, mit den Ziegen und den Schafen. Das Land war hart und den Menschen feindlich, trotzdem liebten sie es, denn es hielt sie frei.

Tivat, 29. September 1943

Ein schönes Land ist dies Dalmatien, ein altes Kulturland, viel zu schön, um darin Krieg zu führen, wie geschaffen zur Kontemplation und zum Geniessen. Die weitverzweigte Bucht von Kotor [an der Adria] schiebt sich tief in die hohen Berge hinein, tief dunkelblau wie Enzian und meist ruhig ist das Wasser, die kahlen, wuchtigen Berge stechen fast weiss gegen den dunklen Himmel ab. Unzählige kleine Kirchen, Kapellen und Klöster auf den Höhen leuchten zwischen Zypressen und Oliven hervor. Unglaublich schön aber wurde es, nachdem der erste Regen seit Monaten gefallen war, der in Form einer Sintflut kam. Sturzbäche brausten von den Bergen ins Meer, und sogar die Adria hatte Wellengang und Schaumköpfe.

Man konnte glauben, ein zweiter Frühling sei angebrochen, alle Farben leuchteten wieder jungfräulich frisch. Kommt man auf das abgelegene steinige Küsten vorland, so trifft man unvermittelt zwischen den Bergen, die von einem schier undurchdringlichen Strauchwald bewachsen sind, auf einsame malerische Dörfer, auf Felder, die in den Talmulden oft unmittelbar bis ans Meer angelegt sind und noch mit dem Holzpflug gepflegt werden.

Hinter allem aber erhebt sich eine düstere Bergsilhouette oder schimmert das weite Meer. Diese Farben sind für das Auge, das an den europäischen Dunst gewöhnt ist – gewöhnt, die zartesten Farbtöne mehr zu ahnen und zu wissen als zu sehen –, etwas Unglaubliches, in ihrer selbstverständlichen Kraft und Klarheit Bestechendes.

31. Oktober 1943

Die Situation im Balkan scheint sich zu verändern, ob zu unserem Vor- oder Nachteil, wer weiss es? Noch weniger wie wir Verpflegung in dieses Land schaffen können, werden die Sowjets dies leisten. Die Engländer scheinen Dalmatien-Montenegro fallengelassen zu haben, die Cetniks laufen auseinander, ein Teil zu uns, die meisten aber wohl zu Tito. Die Fronten werden ganz klar: Weiss und Rot.

26. November 1943

In Belgrad hörten wir in einem Kaffeehaus eine Kapelle von Saiteninstrumenten und Sängern. Natürlich wurden alte serbische Helden- und Liebeslieder gesungen ... Welch ein lebendiges Volkstum lebt in

diesem kleinen Volk! Ist es nicht bemerkenswert, wenn ein Kaffeehaus nur mit Männern, jungen und reifen, bis auf den letzten Platz ausgefüllt ist, die dort hinkommen, um zusammensitzend und sich ihre Lieder anzuhören? Denn gesprochen wurde nicht viel und die Kapelle machte nur kleine Pausen. Die Lieder waren schön, voll Harmonie und voll starkem, oft wechselndem Rhythmus.

In jeder Kleinigkeit ist die den Serben eigene bäuerliche Würde zu spüren, ein Volk, das seine Form und Lebensart gefunden hat, mit grosser Kraft an dem Gefundenen festhält und mit einem echt bäuerlichen Hang zum Alten seine Art fast starrköpfig verteidigt. Ich sprach mit vielen Offizieren: Es gibt in der ganzen Wehrmacht kaum noch einen Soldaten, der nicht die Serben für das berufene Volk hält, den serbokroatischen Raum zu regieren, der nicht davon überzeugt ist, dass die Serben das Volk sind, das uns helfen könnte und dem wir gern helfen würden.

Höhe 447, 21. Juni 1944

Es wurde auf Brac gelandet, darauf rege Tätigkeit allerorten, nachts grosse Schiesserei. Es wurden 250 Anglopartisanen gekapert, darunter viele junge Mädchen, wie man erzählt. Sie grüssen mit militärischem Gruss und geben vor, sich von Tito und Moskau losgesagt zu haben und für «ein freies Jugoslawien vom Schwarzen Meer bis Albanien» unter englischer Fahne zu kämpfen. Gestern wurde Split, die schöne Stadt, viermal mit schwerem Kaliber bombardiert. Es sollen über tausend Zivilisten tot sein. Der unmittelbare Eindruck ist grausig. Diese hohle Menschheit schreckt vor nichts zurück!

Sv. Vid., 14. September 1944

[Jugoslawien]

Während hier alles zur Entscheidung drängt – während im Westen das Unglaubliche geschieht, dass eine ganze Menschheit ihr Mutterland Europa zertrümmern will –, sitze ich und schaue aufs Meer, über helleuchtende Höhen und intensiv blaue Inselberge, die aus dem Meer herauswachsen. Bei all diesen entsetzlichen Ereignissen kann ich immer nur sagen, dass meine Kümmernisse die gleichen sind wie am ersten Tage des Krieges – dass aber auch mein Optimismus der

gleiche ist. Sonst wäre alles, was ich bisher erfahren habe, sinnlos. Das ist mir undenkbar. Wir werden uns in irgendeiner Form behaupten, freilich nur in den Grenzen unserer inneren Kapazität. Wir müssen uns ja gegen alle geistlosen Mächte behaupten, da es das innerste Leben eines jeden von uns betrifft. . .

Im Übrigen denke ich viel über Dinge nach, die schon hundertmal durch meinen Kopf gingen und die man immer wieder in andern Farbharmonien sieht, ausgehend vom Farbton des eigenen Zustandes. Das stets gleichbleibende Element ist die Sehnsucht nach einer Erfüllung, die es nicht gibt – und die es nicht geben darf, denn sie bedeutet Stillstand –, und durch die alles Schöne und alles Elend der Welt geboren wird. Dass durch diese Sehnsucht aber so viel Schönes entsteht, das zu sehen, sind wenige Menschen in der Lage. Hierin aber liegt die positive Kraft.

JIROKU IWAGAYA, Japan

Lehrer

geboren 1923, mit dem Schiff auf der Fahrt nach den Philippinen 1944 untergegangen

Shizuoka, 12. Juni 1943

Heute berichtet die Zeitung über die Seeschlacht bei der Bougainville-Insel; es heisst, ein grosses Transportschiff sei schwer beschädigt worden, ein Kreuzer sank auf den Meeresgrund. Warum müssen Menschen auf solche Weise im Ozean untergehen und in seine Tiefen gerissen werden? Warum weinen über den Tod der Japaner nur die Japaner, über das Sterben der Ausländer nur die Fremden? Warum ist es nicht so, dass die Menschen als Menschen gemeinsam weinen und sich freuen? Wer den Frieden liebt, wird von diesem Gedanken tief bewegt. Weil es sich um Ausländer handelt, zeigen sich Japaner befriedigt über ihren Tod. Das wird mir immer unverständlich sein. Wie erbärmlich ist das Los eines Menschen, der drei, vier Tage lang auf dem Meere schwimmt, bis er endlich erschöpft untergeht. Würde der

Tod, wenn ich ihm auf dem Meere einmal begegnen sollte, mir wohl noch bewusst sein?

3. März 1944

Nun liess ich die Kinder meiner Schulklasse zum Abschied das Lied ‚Tajimamori‘ singen. Ich weiss nicht, aus welchem Grunde, aber ich war froh, es zu hören. Nie werde ich diesen Gesang vergessen, er soll mich immer daran erinnern, dass ich Lehrer war.

März 1944

Ich gehe in den Krieg, ohne den Krieg zu wollen. Dieses Wort mag niemand verstehen. Aber ich besitze nicht den Drang, Menschenleben zu zerstören. Mir ist, als würde ich nun in einen Wirbel hineingerissen.

JEN JUI, China

im Kriege 1943 verwundet, an den Verletzungen 1949 gestorben

Der Junge an der Front

Noch ein Kind – und schon an der Front!
Trotz tapfrer Gesinnung blutet das Herz.
Der Junge zählt’ erst fünf Herbste – der Vater fiel,
das Haus verarmt, es fehlen Speise, Kleidung und Spiel.

Dann ward der Junge vierzehn und musste zur Armee,
das Mutterherz brach vor Schmerz und Weh.
Die Sommer hindurch wüthen Feuer und Krieg,
fern bleibt die Nachricht, ob tot, ob Sieg?

Damals, beim Abschied, o bitteres Los,
trug der Junge die Kleidung noch wie ein Kind.
Jetzt kommt er heim – gleicht dem Vater, ist gross,
blickt der Mutter ins Auge, fällt ihr in den Schoss.

Und Tränen tropfen herab zum Gewand.
Wie kann man je das Gestern vergessen?
Was der Vater gewollt, der Sohn führt es fort,
nimmt nochmals Abschied, und spricht kein Wort.

GOROO KIKYOO, Japan
geboren 1910, gefallen bei den Kämpfen auf den Philippinen am
20. August 1945

An seine Frau Yaeko:

In der Mandschurei, 1943

Es ist noch nicht lange her, dass ich bei Dir war, und schon sehne ich mich so sehr nach Dir. Manche Züge und Bewegungen von Dir aus der kurzen Zeit, in der wir zusammenlebten, tauchen vor meinen Augen auf. Am stärksten bist Du in Deiner Zärtlichkeit vor mir lebendig. Nachdem Du unser Kind geboren hattest, wurdest Du noch schöner als früher. Die Herbheit war gemildert, Du bekamst eine neue, reine Schönheit, die Schönheit der Mutter. Ich erinnere mich daran, wie Du, als ich Tokio verliess, leicht geschminkt auf dem Bett sassst.

Wie frisch war da Dein Lachen! Als Du auf dem Hausflur mich zum Abschied grüsstest, schien es, als ob Du weinen wolltest. Nur um nicht zu schweigen, sagte ich zu Dir: «Schone Dich!» Dann ging ich mit Nachbarn und Izumi heiter hinweg. In meinem Herzen hatte ich schon unserem Haus den Rücken gekehrt, meine Gedanken waren auf dem Schlachtfeld, und ich fühlte alles Heimatliche hinter mir entschwinden. Das ist wohl das Bewusstsein der schönen, japanisch-heiteren Atmosphäre. Es fällt Dir vielleicht schwer, dieses Gefühl zu verstehen, aber versuche, es Dir selbst einmal vorzustellen. Es war, als sei mein Körper in diesem Augenblick in eine Ewigkeit gesprungen. Aber jetzt, an diesem Sonntagmorgen, eilen meine Gedanken wieder zu Dir.

Es ist so: Ich möchte Deine Augenwimpern sacht berühren und Dich

still in meiner Umarmung halten. Du bist schön, wenn Du lachst, vor allem sind Deine Zähne schön, Deine Haut ist zwar nicht blendend weiss, doch sie dehnt sich weizenfarbig und gespannt, zart. Du hast eine volle Brust, die breite, breite Brust der Mutter. Und da bist Du fast durchsichtig weiss. Ich möchte an Deiner Brust wie ein Kind schlafen, so dachte ich oft, in Deinem runden Arme ruhen. Deinen feingeformten Mund küssend, lache ich Dir zu, und Du lachst bezaubernd. Wenn ich so weiterdenke, verlangt es mich allzu sehr nach Dir. Ach, so schreibe ich nicht weiter. Du wirst lachen bei diesem Satz, der nicht zu mir passt. Oder wirst Du mich bewundern? Möchtest Du mich doch wie ein grosses Kind halten und zu mir zärtlich sein. Vor mir schweben lauter Erinnerungen an Dich und an solche Stunden.

Deine breite Brust kommt phantomhaft vor meine Augen. Ich möchte die glatte Haut leise streifen und Deine liebliche Nase, Deinen Mund küssen. Dann lachst Du mir zärtlich zu. Wo gäbe es sonst noch so entzückende Schönheit in dieser Welt? Bleibe gesund, bewahre Deine schöne Seele und lebe hold. Zu solch einer Mutter komme ich bald zurück. Umarme mich dann mit Deiner breiten, warmen Brust, warte nur!

Manila, 21. September 1944

Heute Morgen erschienen plötzlich gegnerische Flugzeuge über Manila, heftig donnerten Flugabwehrkanonen und Maschinengewehre, Geschosswolken sahen am Himmel wie Feuerwerke aus. Es mag gut zwei Stunden gedauert haben, etwa hundert Schiffsflugzeuge führten den Angriff. Da und dort stieg schwarzer Rauch empor, so wurden wir nun auch hier in Manila heimgesucht. Es ist wohl der erste Schritt, weitere werden kommen. Der Kampf rückt schon dicht an uns heran. Während des Angriffs erhielt ich den Befehl, ungefähr für ein halbes Jahr in einen Ort nördlich von Manila zu gehen, ein ländliches Städtchen, mit dem Zug etwa fünf Stunden entfernt. In der Umgebung wuchert das Banditentum, eine Landung der Gegner scheint sich anzukündigen. Wir haben mit den Banditen zu tun und wollen in Zusammenarbeit mit den Gendarmen versuchen, sie auf unsere Seite zu ziehen.

Auf dem Land wird es Unannehmlichkeiten geben, auch wird die Verbindung mit Euch schlechter. Mache Dir aber keine Sorgen, ich bin

gesund. Du, die unser Haus ohne mich hütest, sollst beruhigt weiterarbeiten. Es ist mein einziger Wunsch. Und schreibe mir viele Briefe. Da ich meinen Eltern und Wataru nicht schreiben kann, sage ihnen einen Gruss. Erziehe Izumi zum starken, aufrichtigen Kinde. Bis jetzt habe ich Dir noch nicht mitgeteilt, dass meine Ekzembläschen ausgeheilt sind. Ich wundere mich über diese gute Wirkung, erzähle es unserem Vater genau.

Manila, 22. September 1944

Heute früh wieder Luftangriff. Dicht in der Nähe fielen Bomben, ungestüm flammte es auf, und der Wind blies die Hitze auf uns zu. In der Stadt sind nur noch Wachsoldaten in voller Bewaffnung zu sehen, sonst kein Mensch. Tumultuanten haben keine Möglichkeit heranzuziehen, es herrscht strengste Bewachung.

Der Gegner führt sogenannte Wellenangriffe durch und bestürmt uns ununterbrochen. Im Ganzen waren wenigstens 200 Flugzeuge eingesetzt, die Fla-Kanonen und Maschinengewehre donnerten betäubend. Ich laufe immer wieder vom Erdgeschoss des Gebäudes in den vierten Stock hinauf, um aus dem Fenster die Luftkämpfe zu sehen.

WERNER KÖRTE, Deutschland

Dr. phil.

gefallen am 16. Mai 1945 in der Steiermark

9. Februar 1944

[In Estland]

Es scheint, dass wir uns nach verhältnismässig kurzen Tagen des Rückzuges wieder gefangen haben und dass sich die Kräfte, die durch den ersten übermächtigen Anprall im Januar zunächst zersprengt wurden, nun doch langsam wieder sammeln. Eine neue Abwehrfront ist im Aufbau, und man darf hoffen, dass sie halten wird, seitdem es sich gezeigt hat, dass wir uns an der entscheidenden Stelle, in der Enge von Narva, «an der Pforte Europas», behaupten können.

4. April 1944

Sobald wir wieder auf europäischem Boden und in halbwegs europäischen Dimensionen kämpfen, sind wir dem russischen Ansturm wieder gewachsen und werden ihn darum hoffentlich doch noch an unseren Grenzen aufhalten. Trotzdem ist es meine Überzeugung, dass im Westen nun sehr, sehr bald etwas Entscheidendes geschehen muss, wenn hier im Osten der überspannte Bogen nicht brechen soll. Es gibt Grenzen der menschlichen Leistungskraft; jetzt ist es nur die Frage, wer zuerst bei ihr angelangt ist, der Russe oder wir.

Mir selbst wachsen jetzt aus dem geschichtlichen Boden, auf dem wir stehen, ganz neue Kräfte zu, und alles, was ich einst gelernt habe, suche ich mir und meiner Umgebung lebendig zu machen. An der gleichen Stelle, wo heute der Kampf um die Pforte nach Estland und Lettland tobt, hat im Jahr 1561 der Deutsche Orden seinen letzten bitteren Kampf ausgekämpft. Wer sich von geschichtlichen Analogien nicht erdrücken lässt, für den sind solche Erinnerungen nur eine Stärke. Ich beneide keinen, der seit drei Jahren im Westen Karten spielt.

14. August 1944

Wenn Ihr jetzt seltener von mir hört, so nicht deshalb, weil etwa die Post nicht mehr ginge: über See haben wir immer noch Verbindung mit der Heimat. Nur versagen einem Worte mehr und mehr angesichts alles dessen, was drinnen und draussen geschieht. Auch wir selbst sind in einer ernsten Lage, seitdem der russische Durchbruch am Pleskauer See uns in der Flanke bedroht. Meine «Thermopylen» sind auch diesmal wieder frontal nicht genommen worden. Es besteht aber die Gefahr, dass sie, wie damals 480, umgangen werden. Für nahe Zukunft ist uns Entsatz aus dem Reich versprochen worden, und wir hoffen, dass er nicht zu spät kommt.

Estland, 22. August 1944

Lieber Vater! Es ist fast wie eine Erinnerung aus einem anderen, längst vergangenen Leben, dass wir Deinen Geburtstag unbeschwertem Sinnes feiern durften. Nicht vier Jahre, sondern fast ein Menschenalter scheint seitdem vergangen zu sein. Unverändert geblieben ist aber die Liebe, in der ich am 5. September zu Euch hindenken werde,

diesmal nun hinweg über den russischen Einbruchsraum, der sich seit Ende Juli zwischen uns gelegt hat und die Heimat nun plötzlich in einer fast unerreichbaren Ferne erscheinen lässt. Die Lage unserer Heeresgruppe ist sehr, sehr ernst geworden – ernster als der Wehrmachtsbericht sie erkennen lässt, und sie hat nur dadurch in den letzten Tagen eine leichte Entspannung erfahren, dass der schon halb legendäre Graf Strachwitz mit seiner Panzerdivision, von Kurland her aufbrechend, bei Tuskum den russischen Sperriegel durchstossen und seit drei Wochen zum erstertmal wieder die Landverbindung mit der Heimat hergestellt hat – vielleicht nur vorübergehend; aber auch als einmaliges Ereignis ist dieser Vorstoss schon ein ermutigendes Zeichen.

Unsere «Thermopylen des Ostens», die in den harten Kämpfen um den 1. August frontal nicht genommen werden konnten, sind in Gefahr, von Süden her umgangen zu werden. Was dann die Folgen wären, will ich einstweilen nicht ausdenken . . .

Wir erleben hier jetzt unsagbar schöne, fast schmerzhaft und wehmütig schöne Spätsommertage – so wie sie einst im römischen Oktober zu sein pflegten. Aber das sind Erinnerungen, die man im tiefsten Herzen verschliessen muss, wenn sie einen nicht umbringen sollen. Meine heissesten Wünsche begleiten Dich, lieber Vater, in das neue, entscheidend schwere Jahr. Möchte es uns unsere Ehre erhalten.

ALFREDS KVALIS, Lettland
geboren am 14. Dezember 1908 in Sece, Lettland, getötet als Opfer
eines Luftangriffs auf Berlin am 3. Februar 1945, gemeinsam mit 30
Menschen im gleichen Haus

Berlin, 5. Dezember 1944

In Deinem Lichte

Mein Herz ruft Dich und spürt Dich
In allen Düften, allen Blüten.
Ich frag den Wind, der nur schwach noch weht
Im braunen Weidengeäst,

Welcher Himmel Dich liebkost,
Welcher Weg Deine Spur verschwinden lässt.
Tage kommen und Tage gehen;
Auf die Wiesen fällt schon Schnee;
Noch immer sind zu sehen
Deines Lichtes leuchtende Fenster.

Über das Meer

In Rauch und Flammen
Verschwand die Sonne,
Verweinten Gesichts
Fern unseren Lieben.

Wie soll man zu ihnen eilen,
Wie sie erreichen:
Dunkel werden die Berge der Sorge,
Es rauscht das Meer der Schmerzen.

Sie stellen sich in den Weg
Und überdecken das Dunkel der Nacht.
Wie viele von uns werden ermatten,
Wie viele Gräber gegraben werden,

Bis wir hinübergelangen
Über die Berge der Sorge,
Über das Meer der Schmerzen,
Zu unseren Lieben.

KOTIK LETAJEW, Sowjetunion

geboren etwa 1914, gefallen im April 1944 an der Beresowka-Front bei Ovidiopol am Dnjestr

Im Kriege

Meine Heimat, das ist ein Land vor allen anderen Ländern. Viele Sonnen hat es im Arm. Viele Tauben fliegen aus seinen Taschen. Um seinen Hals hat es eine Kette; deren Kugeln sind Blutstropfen, die gerannen. Meine Heimat, die hat ein Mieder aus Morgenrot auf ihrer Brust, einer Hügelbrust, mit Quellen aus ihren Spitzen, die fliessen zu jeder Zeit.

In meiner Heimat gab es einmal eine grosse Nacht. Das war vor vielen tausend Jahren, als die Erde noch weisse Elefanten auf ihrem Rücken trug. In dieser Nacht entbrannte ein grosser Krieg.

Denn die Menschen meiner Heimat waren von zweierlei Vorstellungen erfüllt. Die einen meinten, dass Gott ein Richter sei, vor dem der Mensch sich zu fürchten habe, während die andern dachten, Gott sei ein Liebender, über dessen Gegenwart sich der Mensch freuen dürfe, auch wenn er ihrer nicht würdig wäre. In dieser grossen Nacht und in diesem grossen Kriege geschah es, dass sich die Menschen der einen und der anderen Auffassung bis auf je einen einzigen töteten. Aber erschrocken über das Gebirge der Toten, gelobten die Übriggebliebenen, sich hinfort auf beide Vorstellungen zu einigen. Das taten sie auch.

Sie sahen Gott als den Richter und Gott als den Liebenden in einem einzigen Wesen an.

Und es vermehrten sich die Abkömmlinge der einen und die Abkömmlinge der anderen.

Und kaum noch wussten sie von dem Zwiste, der einmal – in jener grossen Nacht mit dem grossen Kriege – gewesen war.

Nur als sie sich endlich mit dem Stein und dem Pfluge besser als vorher vertraut gemacht hatten, und die Mühsal des Bauens und Ackerns allmählich einer heiteren Selbstverständlichkeit des Werkes gewichen war, so dass sie daran denken konnten, ein höheres Tun zu beginnen, erinnerten sie sich dieser grossen Nacht und dieses grossen Krieges.

Doch nun breitete die Erinnerung ein blaues Seidentuch über das Gewesene. Und in dieses Tuch hinein woben sie Lieder, Gedichte und auch Erzählungen. Endlich trugen sie Felsen um Felsen zu einem Tempel zusammen, der aus zwei gewölbten Teilen bestand, einem, in welchem Gott als der Richter, und einem anderen, in welchem Gott als der Liebende verehrt werden sollte.

Doch zwischen die beiden setzten sie einen Turm. Und auf den Turm eine Kugel. Das sollte heissen: Viel grösser als die beiden zusammen, als der Richter und als der Liebende, ist der Gott, der uns erschafft und erhält und der uns hinwegnimmt, wann es ihm recht erscheint.

Er ist so wunderbar und geheimnisvoll und so ganz in sich gerundet wie jene Kugel, die auf dem höchsten Platz, den wir Menschen aufrichten, liegt.

Das ist meine Heimat, das Land vor allen anderen Ländern. So sprach ich, da ich ein Kind war, in mich hinein.

Ich ruhte am weissen Barte des Vaters. Der Flachs seiner Haare floss über mein Gesicht. Wort um Wort fuhr wie Kahn um Kahn auf dem Fluss dieser weissen Haare dahin.

Es war in Takbylo. Meine Mutter stand an den Kacheln und buk einen Kuchen aus Weissmehl und Kürbiskern. Es war in Takbylo.

Meine Brüder und Schwestern nahmen Mädchen und Männer, die mit ihnen getanzt hatten. Während ich immer noch, auch als ich schon aus der Schule entlassen war, am weissen Bart meines Vaters ruhte.

In einer Nische stand eines Tages auf einem Sims ein solcher Tempel wie jener, von dem mir mein Vater erzählte, mit einem Teil für den richtenden und einem anderen für den liebenden Gott.

Ein Turm mit einer Kugel war in der Mitte.

«Daran sollst du glauben», mahnte mich mein Vater.

Es war in Takbylo, wo die Menschen meines Volkes wohnten, die Nachfahren derer, die aus jenem Lande vor allen Ländern vertrieben worden waren und nun keine Heimat mehr hatten. Und nun auch keinen Glauben mehr ausser jenem neuen, für den sie keinen Namen besaßen.

So oft er gefragt wurde, woran glaubst du, antwortete mein Vater: «Ich glaube.» Mehr antwortete er nicht.

Nur auf den Tempel in der Nische mit dem Turm und der Kugel zeigte er und sagte: «Das sind die zweierlei Arten von Religionen, die in der Welt leben. Die einen verehren Gott, indem sie sich vor ihm fürchten. Die anderen verehren Gott, indem sie sich ihm hingeben. Gott aber ist über der Furcht und über der Hingabe. Er ist die Kugel, die alles, auch sich selber, umschliesst.»

MISAAK MANOUCHIAN, Türkei

geboren 1906 in Adi-Yaman (Türkisch-Armenien), hingerichtet am
21. Februar 1944 in Paris

27. Februar 1944 [Paris]

Glücklich jene, die uns überleben und die Süßigkeit der Freiheit, des Friedens von morgen, kosten werden! Ich bin sicher, dass das französische Volk und alle Kämpfer für die Freiheit unser Andenken würdig ehren werden. Im Augenblick des Todes erkläre ich, dass ich keinen Hass gegen das deutsche Volk empfinde . . . Jeder wird als Züchtigung und Lohn empfangen, was er verdient. Das deutsche Volk und alle anderen Völker werden in Frieden und Brüderlichkeit leben nach diesem Krieg, der nicht mehr lange dauert. Glück für alle!

Ich empfinde ein tiefes Bedauern, dass ich Dich nicht glücklich machte.

Ich hätte gerne ein Kind von Dir gehabt, wie Du es immer wolltest. Ich bitte Dich daher, nach dem Krieg bestimmt wieder zu heiraten und ein Kind zu haben, um meinen letzten Willen zu erfüllen . . .

Heute scheint die Sonne. In ihrem Anblick und in Betrachtung der schönen Natur habe ich Dich immer so sehr geliebt, und so sage ich auch Lebewohl dem Leben und Euch allen, meiner geliebtesten Frau und meinen geliebten Freunden ... Ich umarme Dich sehr fest, ebenso Deine Schwester und alle Freunde fern und nah, die mich kennen.

SEBASTIAN MENDELSSOHN-BARTHOLDY, Deutschland
Musiker aus der Familie des Komponisten
geboren am 28. September 1918 in Königsfeld, Schwarzwald, gefallen
am 27. November 1944 bei Aachen

In Lille, 1943

Ziel bleibt immer die Einheit von Menschentum und Künstlertum und das Streben nach Wahrheit, jenes Streben, in dem unser Vater sich in einem Grade vervollkommen hatte, wie es Lebenden vielleicht gar nicht gegeben sein darf.

In Holland, Oktober 1944

Jetzt hat sich die Front wieder gefestigt. Um Boden und Bevölkerung wird gerungen, das Kapital unseres Jahrhunderts. Jedes Denken und Fühlen muss sich auf ein Minimum beschränken, soll nicht der Mensch, welcher dafür geboren ist, an sich selbst zugrunde gehen. Es gilt, diese Zeit durchzuhalten, in der man vom Bestande zehrt auf allen Gebieten, und im Wettlauf um jeden Tag, oft jede Stunde Vorsprung gerungen wird. Was wissen wir, wie es auf der Gegenseite wirklich aussieht? Vom grösseren Blickpunkte betrachtet, sind die Erscheinungen dieses Krieges trotz aller Furchtbarkeit nur sekundären Charakters. Das Primäre ist doch die Notwendigkeit der neuen gesellschaftlichen Ordnung der Welt, die heute den Gegensatz zwischen erarbeitetem und ererbtem Besitz, zwischen Handarbeit und Geistesarbeit, zwischen Geführten und Führenden ins grellste Licht rückt.

Warum sind Russen und Amerikaner jetzt von beiden Seiten her an unsere Grenze vorgestossen, beide gegen uns gerichtet, beide über uns hinweg gegen sich selbst gerichtet? Fürchten sie nicht beide, es möchte der andere, sei es durch einen militärischen Sieg, sei es durch einen politischen, Deutschland sich einverleiben, und wenn es nur die deutsche Landschaft mit ihren Schätzen, «nur» das Stückchen Himmel wäre, das sich über deutschen Landen breitet. So sieht die Lage für uns Soldaten aus, die wir keine Wahl haben als Pflicht und Gehorsam.

Holland, 20. Oktober 1944

Als Kompanietruppführer war ich überflüssig geworden, denn von meiner Kompanie blieben nur der Chef und fünf Mann übrig. Aller-

dings ist dieser Frontabschnitt einer der schwierigsten, die man sich an der Westfront denken kann. Der Feind drückt, um mit aller Macht über Antwerpen hinaus an die Küste vorzustossen und sich für den Winter die Häfen zu sichern. Blut, Krachen von Bomben und Granaten, Splitter und Kugeln sind Dinge, die mich das Leben vergessen lassen. Hat man dann niemand mehr, der in gleicher Weise leidet, Details und das Ganze empfindet, sitzt wie gefangen in einem kleinen Keller, der Körper ohne jede Tätigkeit, die Augen sehen nichts als die Kerzenflamme, so meint man, ver-rückt werden zu müssen und kann sich mit keiner Gewalt darüber hinwegtäuschen. Aber ein Gutes hat das doch für sich: Wenn ich einmal wieder an meinen Beruf denken darf, dann soll ich wissen, was er bedeutet. Ich sehe dort noch grosse Aufgaben vor mir und bringe ihn mit den ordnenden Kräften in Verbindung, die nach diesem Kriege ihre Wirkung tun müssen.

Utrecht, 3. November 1944

Du wirst es ebenso wenig glauben wie ich – ich bin zum Cellospielen gekommen. Ich erfuhr in einem Musikaliengeschäft die Adresse eines Geigenbauers. Er ist gleichzeitig Antiquitätenhändler, leider war er selbst nicht da. Auf dem Tisch in dem gemütlichen, jedoch etwas unkünstlerischen Boheme-Zimmer lagen die Noten zu einem Cellokonzert, ein sehr schönes Cello stand in der einen Ecke, in der anderen ein italienisches von 1850. Ich wusste nicht, was ich tat, als ich plötzlich einen Bogen in der Hand hatte und die Finger sich zurechtfinden sollten. Das Ohr wusste mit dem Celloton zunächst nichts anzufangen, der Ausdruck wusste nicht, wo anfangen und aufhören, das Ganze war nach 9 Wochen Unterbrechung befremdend. Ich hatte kalte und harte Hände und nur zehn Minuten Zeit. Daraus wurden doch zwanzig Minuten, und die Frau wollte mich nicht wieder gehen lassen. Das war der heutige Tag, mag er ein gutes Zeichen für die kommende Zeit sein!

Im Westen, 27. November 1944

[Bei Aachen]

Wir liegen wieder vorn, diesmal in der Heimat, in der Aachener Gegend, dort, wo sehr hart gekämpft wird. Der Kampf im dichten

Unterholz ist gefährlich. Gestern machte ich zwei Gefangene um Mitternacht. –

Meine letzte Hoffnung ist, dass sich die politischen Verhältnisse nach dem Kriege umgestalten werden und auch ich unter glücklicheren Umständen als vor diesem grossen Krieg leben kann. Ich möchte einer von den Namenlosen in der grossen Gemeinschaft derer sein, die für diesen Krieg jedes Opfer auf sich nehmen, um der Zukunft zu dienen, die sie nicht kennen und an die sie doch glauben.

GHEORGHE MIRON, Rumänien

geboren am 4. März 1917 in Boroaia, gefallen am 23. August 1944

Ostrumänien, Juni 1944

Der Krieg könnte besser gehen. Für uns, selbstverständlich. Aber der Krieg hat seine Gesetze jenseits von Generälen, Stäben, amtlichen Meldungen und Gerechtigkeit. – Ich sprach gestern Abend mit P. Er sagte, dass der Krieg seit Langem in anderen Sphären – höher als menschliche Antennen reichen – entschieden wurde. Gegenüber den Waffen der Seele sind unsere armseligen Maschinengewehre, Kanonen und Panzer winzige Spielzeuge. Gegenüber der Ewigkeit (oder auch der Geschichte unseres Kontinents) sind die paar tausend Menschen, die täglich fallen, wie wenige Tropfen eines grossen Regens. Und trotzdem! Wenn wir den Krieg als Armee, als Gemeinschaft also, verlieren sollten, so bleibt uns noch die Möglichkeit, ihn «individuell» zu gewinnen: das Grab. Wenn die Bolschewiken den Krieg gewinnen werden, um sich dann über die ganze Welt auszubreiten, werden die Deutschen, die Franzosen oder die Engländer nicht so bitter zahlen müssen wie wir. Die grossen Völker – erfahren in der Verführung der unheilvollen Hure, der Geschichte – werden sich irgendwie zurechtfinden. Wir nehmen diesen Krieg zu ernst, als ob es der letzte wäre, in dem wir noch als freie Menschen kämpfen können.

Dies sage ich Dir, ich, der ich gesehen habe, wie meine Soldaten, Hirten aus den Karpaten und Bauern aus der Ebene, starben. Walachi-

sches Schicksal. Seit tausend Jahren unverändert. Es bleibt noch der winzige Trost gegenüber der Ungerechtigkeit der Geschichte: anonym dein Grab zu denen der Vorfahren – Freisassen, Bojaren, Bogenschützen – einzureihen, in dem Bewusstsein, dass durch dein Sterben die Kathedralen von Chartres oder Reims leben werden.

An der rumänischen Front, 13. Juni 1944

Brüderchen, jeder Brief von hier kann der letzte sein. Der Tod speist mit uns, richtet unsere Schritte näher oder weiter von ihm, bewegt unsere Träume und gibt uns die Feder in die Hand. Doch vor allen Dingen speist er mit uns! Nirgends ist seine Anwesenheit stärker und sinnvoller als beim Essen. Jeder Löffel Suppe, jeder Bissen trockenen und schweren Brotes verwandelt sich neben ihm in eine Kommunion: Vergängliches und Immerbleibendes wird vereinigt. Der Tod heiligt die allzu gewöhnliche Geste, die Hand zum Mund zu führen, und lässt uns überdimensional in den Kosmos wachsen; mit dem Augenblick, in dem wir ihn vergessen, werden wir alltäglich: wir haben Ausschlag und schwitzen, der Kopf tut uns weh oder die Stiefel drücken. Ich möchte, dass Du meine Worte verstehst: wenn Du von ihnen den Schatten des Todes wegnimmst, werden sie salzlos und ohne jeden Geschmack. Füge eine Prise Tod hinzu, ein Gramm Ewigkeit, so werden sie über die Zeit dauern.

24. Juni 1944

«Im Anfang war das Wort» sagt der tiefste der Evangelisten. Wenn ich fallen sollte (wenn mir bestimmt ist zu fallen), möchte ich zum Schluss auch das *Wort* auskosteh; ich möchte wandern in dem Bewusstsein, dass ich Mensch war, indem ich in das *Schlüsselwort* meine ganze Existenz zusammenballe. Das Schlüsselwort. – Ich bin sicher, dass ich es erfahren werde. *Leben? Liebe? Heimat?* Ich ahne, dass es Tod heisst.

2. Juli 1944

Der Tor, der mich töten wird, wird sicherlich nicht wissen, dass er vom Strategischen her den grössten Fehler begeht: mein Opfer wird zu einer unsichtbaren Waffe wachsen, die ihn und die Seinigen ver-

nichten wird – in einem Jahr, in zehn oder in tausend ... In tausend Jahren! Werden unsere Urenkel ahnen, wie sehr wir ihnen von jenseits des Grabes helfen? Das ist der einzige Gedanke, der mich noch beunruhigt. Denn die, die sich mit dem Tod nicht versöhnt haben, sind vergesslich, hochmütig und also erbärmlich schwach.

16. Juli 1944

Ich habe gehört, dass Du nach Hause gekommen bist. Tröste Mutter und Vater an meiner Stelle. Im August bin auch ich an der Reihe, Urlaub zu bekommen. Ich verspreche Dir, unangetastet durch Kugeln und Schrapnelle zu gehen, um Dich in die Arme zu schliessen, um Dir in die Augen zu schauen und kräftig zu rufen: Wir leben! – Wie lange noch ?.. .

PETTER MOEN, Norwegen

geboren am 14. Februar 1901 in Drammen (Norwegen), umgekommen beim Untergang des Transportschiffes «Westfalen» durch eine Mine im Skagerrak in der Nacht vom 7. zum 8. September 1944

Aus dem Tagebuch seiner Haftzeit in Oslo:

Sonntag, den 20. Februar [1944]

Die Sonne leuchtet über einem schönen, norwegischen Wintertag. Hier in der M. 19 sitzen über dreihundert gute Norweger, weil sie ihre Pflicht gegenüber ihrem Vaterland erfüllt haben. Nein, der Nazismus wird niemals Wurzel fassen in Norwegen. Das ist ein Gewinn, der grosse Opfer wert ist. . . An einem Sommertag, wenn Norwegen wieder ein freies Land ist, müssten Bella und ich in den Wald gehen und singen: «Wie heisst das Land, darin du wohnst?» Glück! 0 Gott, ich flehe darum. Bella! Von der Möllerstrasse 19 nach Grini schlingt sich ein neues Band zwischen uns. Wir leiden für unsere Sache und sind Kameraden in einer für uns neuen Bedeutung dieses Wortes.

Ich bin heute sehr rastlos. Finde keine Ruhe in Gedanken und Ge-

fühlen. Mag sein, dass das Weibliche mir bei den Gedanken an Bella zu nahe gekommen ist. Geduldsprobe – ach ja, mir ist es immer schwergefallen, die sechs Minuten auf die Strassenbahn zu warten. Hier geht sie gerade gegenüber in der Akersstrasse. Stelle ich mich aufs Bett, kann ich sie sehen, aber das ist verboten. Das ist eine sehr raffinierte Einzelzelle. Haben Sie schon von Tantalus gehört? Als prominenter Mann habe ich einen Orchesterplatz bekommen, in der vierten Etage: nichts sehen und nur hören. Aber: «Ich trage etwas in meiner Brust.» Es ist grösser als Hitlers Grossraum. –

Sonntag, den 19. März

. . . Seine Majestät Prinz Hamlet hat das Wort. «... So macht Gewissen Feige aus uns allen; der angeborenen Farbe der Entschliessung wird des Gedankens Blässe angekränkelt; und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt, verlieren so der Handlung Namen . . .» Danke, Prinz von Dänemark! Du hast auch ein Wort für den, der kämpfen und das fair play spielen, «a gallant man» sein will. Auch ich möchte gerne ein tapferer Mann sein. Ich bin es nicht. Ich hätte mich von den wilden Tieren in der Victoria Terrasse in Stücke reissen lassen und schweigen, schweigen müssen. Das brachte ich nicht fertig. Angst und Schmerz brachen mich. Im Laufe einer Reihe von Verhören holten sie alle Geheimnisse aus mir heraus.

Dienstag, den 21. März

Wenn ich an alle die stolzen Träume von Glück und Wohlergehen denke, die hinter diesen Gefängnismauern hier schmachten und brüten, dann empfinde ich einen brennenden Schmerz in meiner Seele. Ich weiss, dass wir vergessen werden, dass wir vergessen sind, ausser von einem engen Kreis von Verwandten und einem oder zwei Freunden. Bleiben wir am Leben, ernten wir wohl in irgendeiner festlichen Stunde ein Hurra. Ja, ja, etwas anderes ist nicht zu erwarten. Ich bin hier Gefangener Nr. 5842, in Grini sind sie wohl schon beim Zehnfachen angelangt. Tausende von Norwegern sitzen in Deutschland. Viele, viele sind tot, – manche mit versiegelten Lippen unter der Folterung gestorben.

Die *dürfen* nicht vergessen werden. Aber das Leiden des Einzelnen geht in der Summe – dem gemeinsamen Opfer – auf.

Die langen Wochen und Monate in der Einzelzelle werden auch von mir selber rasch vergessen werden –, wenn sie nicht auf eine andere Art und Weise unvergesslich werden. Meine Seele ist schwer wie Blei – oder wie der fruchtbare Schoss eines Weibes?

Montag, den 10. April

Der Mann von der Wache sprach heute Morgen beim Appell mit mir. Er fragte mich sehr freundlich, wie lange ich hier schon gesessen habe. Es entspann sich ein längeres Gespräch – oder richtiger gesagt: Er redete lange. Er war kriegsmüde, glaubte aber, der Krieg werde noch Jahre dauern. Ihm war es völlig gleichgültig, wer oben sass, Hitler oder der Kaiser. Er betrachtete mich nicht als Verbrecher und verstand, dass die Norweger über Quisling und die deutsche Kriegspolitik in Norwegen verbittert waren. Er hatte nur einen einzigen Wunsch: nach Hause zu kommen und in Ruhe arbeiten zu dürfen. Seit zehn Monaten war er nicht mehr zu Hause gewesen. Er war verheiratet. Er war froh, dass er keine Kinder hatte. Ich fragte ihn, ob seine Kameraden dieselben Ansichten hätten. Da klopfte er mir auf die Schulter und sagte: *Wir* sind Kameraden!

In der Zelle D 35:

Freitag, den 19. Mai 1944

Heute vor vier Wochen verliess ich die Einzelzelle nach 75 Tagen des Alleinseins. Diese 75 Tage werden für mich immer in einem eigenümlichen Licht dastehen. Es waren Tage einer intensiven Krisenstimmung. Nie werde ich die langen Tage vergessen können, da die Einsamkeit, die Angst, die Unruhe vor der Zukunft und die Sorgen um Frau und Freunde mich dazu trieben, es noch einmal mit der Weisheit der Väter zu versuchen. Mit einem traurigen Seufzer muss ich feststellen, dass der Versuch ein negatives Resultat ergab. Ich fand keinen Anhaltspunkt für den Glauben oder die Überzeugung, dass etwas Göttliches zu mir oder in mir sprach. Ich fand den Wunsch, dass es das geben möge, aber dieser Wunsch ist als Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes und des Egoismus völlig erklärlich. Ich kann nichts anderes

feststellen, als dass mein ganz ehrlicher Versuch mich auf den Standpunkt zurückgeführt hat, den ich zwanzig Jahre lang eingenommen habe: es gibt keine Wahrheit ausserhalb des Menschen selbst.

Sonnabend, den 27. Mai

Die äusseren Verhältnisse sind in meiner «chronique» zu kurz gekommen. Sie verdienen es, geschildert zu werden. Sie bilden ja den Rahmen für das Dasein von mehr als dreihundert Gefangenen hier im Hinterhaus der M. 19. Es ist dicht bevölkert. Drei und vier Mann in jeder Zelle. Die Zelle D 35 misst zehn Quadratmeter. Unter normalen Gefängnisverhältnissen ist es eine Einzelzelle. Hier «wohnen» wir zu dritt. Zwei von uns liegen während der Nacht auf Matratzen am Boden, der dritte liegt in einem Bett, das wie eine Kiste an der Wand angebracht ist. Tagsüber wird es hochgeklappt. Die Matratzen liegen dann aufeinander unter dem Fenster und nehmen einen Meter der Zellenbreite ein. Rest: acht Quadratmeter.

Dienstag, den 30. Mai

Die Zelle D 35 liegt nach dem Hinterhof zu. Dort hat die Osloer Polizei ihre Garage, und der Lärm, der von dorthier kommt, ist nicht zu beschreiben. Die ganze Nacht hindurch rollen und rasen die Holzgas-Autos, erschüttern und zerschneiden das Trommelfell, die Chauffeure lärmern und lachen und kutschieren mit ihren Autos umher, ohne auch nur im Geringsten Rücksicht darauf zu nehmen, dass 150 Männer schlafen wollen. Klagen helfen nichts. Watte in den Ohren ist die Hilfe, die wir gegen diesen Höllenspektakel haben. Das ist eine zusätzliche Strafe, die auch nicht schlimmer sein könnte, wenn sie ausgedacht wäre . . .

Freitag, den 2. Juni

Selbstverständlich wird hier lang und breit geredet. Meine Zellenkameraden sind zwei einfache Leute. Der eine ist Seemann, der andere ist Gärtner und Vorarbeiter für Stein- und Efdarbeiten. Man kann nicht sagen, dass uns irgendein besonderes Thema beschäftigte. Es besteht kein Grund, irgendetwas wesentlich Neues zu lernen. Von dem

Seemann habe ich ein bisschen Finnisch gelernt. Das geht ganz unsystematisch vor sich. Ich habe ihm ein bisschen Französisch beigebracht, an das Thema «Frauen» anknüpfend. Wenn er herauskommt, will er in die Königin-Strasse und dort mit den französischen Huren sprechen, s.agt er. Er ist 25 Jahre alt und hat ein unstetes und wurzelloses Leben geführt. Sein soziales Bewusstsein ist ziemlich unentwickelt. Seine Logik ist schwach, zum Teil gar keine vorhanden. Wir hatten einige «Diskussionen», die ich mir ebensogut hätte sparen können. Sein grosses Plus ist ein prächtiger Humor. Der ist bei der täglichen Mühe, die Zeit hinter sich zu bringen, ein unschätzbare Vorteil. Ein missgelaunter Mitgefangener ist wirklich eine Bürde – die reine Zusatzstrafe. Er hat eine Unmenge Geschichten von seinen Erlebnissen zu erzählen. Schlägereien in der Betrunkenheit und Weiber – das sind seine Themen. Seine braunen Augen funkeln, und sein Lachen dröhnt, wenn er von Weibern erzählen kann. Das geschieht mit einer Ausdrucksweise, wie sie nicht ungeschminkter sein kann. Er ist ein erotisches Raubtier – völlig verantwortungslos und für eine unerfahrene Frau sehr gefährlich. Er sagt und tut alles Erdenkliche, um sein Ziel zu erreichen: eine Frau körperlich zu besitzen. Solange das Verhältnis ihn fesselt, ist er treu und gut, aber alle seine Verhältnisse enden unweigerlich damit, dass er verschwindet – ohne Vorankündigung und ohne Abschied. Er habe keine illegitimen Nachkommen – sagt er.

Dienstag, den 6. Juni

Es ist seltsam, des Morgens zu erwachen – jedesmal zu einem neuen Tag, der mit der gleichen Leere gefüllt werden soll. Die latente Melancholie muss bekämpft werden. Es ist leicht, sich hinzusetzen und Trübsal zu blasen: in tragischem Selbstmitleid, in Sorgen um die Frau, Verwandte oder Freunde, oder bei Betrachtungen über düstere Möglichkeiten. Das Zusammensein mit anderen hält mich von «Aus-schweifungen» dieser Art zurück. Deshalb kann man auch sagen, dass das Zusammensein mit den anderen mich oberflächlich macht. Bisweilen kommt es vor, dass ich denke: Trotz allem hatte das Leben in der Einzelzelle eine gewisse Spannung, die keine Gesellschaft mir ersetzen kann. Ich fühle mich häufig leer, inhaltslos und wertlos. Auf der anderen Seite sind wohl Gesellschaft und Gemeinschaft «der Weg des

geringsten Widerstandes». Das ist der Vorteil des Kollektivismus. Er verteilt den Druck und verringert die Verantwortung.

Sonnabend, den 17. Juni, nachmittags

Draussen steht der norwegische Sommer in voller Blüte, wenn ich auch keinen Blick auf die Schönheit werfen darf und keinen Atemzug von seinem Duft bekomme. Jetzt blüht der Flieder im Uranienborg-Park. Hier sehe ich auf die Mauern des Hinterhofes, wenn ich mich auf den Schemel stelle und zu der schmalen Scharte hinaussehe, die hier Fenster heisst. Durch sie sickert auch der Holzgasgestank herein – der berauschende Duft des Kohlendioxyds in unserer «lilac time» in diesem «chambre séparée». Und doch: Die entsetzliche Leere in dem «inneren Menschen» und die saugende Sehnsucht haben andere Ursachen. Die aber gehören zu der inneren Front.

Dienstag, den 11. Juli

Mittwoch, den 12. Juli

Die Laune ist trotz allem stabil. Hin und wieder habe ich ein paar gefährliche Anfälle von «Hamletismus». Als Gegenmittel hilft nur eins: alle Gedanken an mein «Schicksal» beiseite zu schieben. Ich wage tatsächlich nicht mehr, meinen Problemen «ins Auge zu sehen». Das zerrissene «Entweder-Oder» der Einzelzelle ist durch die graue und bittere «Philosophie des Sich-Durchschlagens» im Leben ersetzt. Ich habe einiges gelernt, wie klein und unbedeutend ich bin.

Sonntag, den 30. Juli 1944

Hitlers geheime Waffen spuken in den Köpfen der Deutschen. Der deutsche Seemann, der uns hier eine französische Visite abstattete, redete von ihnen, und «Grossvater» hat Propaganda für sie gemacht. Sie kommen jetzt zum Einsatz und werden den Krieg innerhalb von drei Monaten entscheiden – sagt er. Die Art und Weise, wie er davon spricht, beweist, dass er nicht daran glaubt. Nun ja, die Deutschen reden so viel Unsinn . . . «Die Rote Armee ist geschlagen. Es bleiben nur noch Säuberungsaktionen . . .» Der Atlantikwall ist unbezwinglich usw. usw. Hitlers geheime Waffen gehören in diese Klasse, glaube ich.

Sonnabend, den 5. August 1944

Es geschieht oft, dass ich nachts mit Herzklopfen erwache – mit einem Stich im Herzen und einer instinktiven Bewegung des Arms nach der Seite hin. Das ist das Entbehren, und das kleine Wort, das mir über die Lippen kommt, ist immer das gleiche: «Ach ja. ... Bella!» Dieser Herzensseufzer muss alles ausdrücken. Ich kann das nicht in vielen sentimentalenden Wendungen ausdrücken. Es tut weh. Ich vermeide es, an das zu denken, was ich entbehre, und deshalb bleibt sie unerwähnt – wie oft auch ihr Bild und die Erinnerungen an sie vor mir auftauchen.

Oslo, 1944

Sterne hätten es sein müssen,
die deine Stirne schmückten,
als Spangen und Schliessen
und Diademe im Haar,
darin silberhell leuchtend
und bleich blassgolden
das Flimmern spielte, wie es
ein Nordlicht in den Abendraum sät.

Du bist die Origo meiner Sinne, in der alle Koordinaten meines Wesens zusammenlaufen.

JOSEPH MORTON, USA

geboren 1911 in St. Joseph, Mo., bei der Unterstützung slowakischer Gruppen in der besetzten Slowakei im Winter 1944/45 verhaftet, von der deutschen Besatzungsmacht hingerichtet am 24. Januar 1945

Bukarest, 31. August 1944

Die russische Armee erreichte heute, aus Osten und Nordosten kommend, Bukarest und zog nach Westen in Richtung auf die bulgarische Grenze weiter.

Um Mittag stand ich im Zentrum der Stadt und beobachtete den eiligen Durchzug einer motorisierten russischen Kolonne. Die Besatzungen waren verstaubt und verschwitzt und vergeudeteten wenig Zeit damit, der Menge am Strassenrand zuzuwinken; sie schienen mehr darauf bedacht, ihren Bestimmungsort zu erreichen.

Alle Fahrzeuge waren amerikanischer Herkunft. Jeeps befanden sich darunter, Amphibienautos, Befehlswagen, Lastwagen und sogar eine blaue, mit einem Tarnnetz überzogene Ford-Limousine.

Neben mir erzählte ein rumänischer Hauptmann, die vordersten russischen Spitzen hätten gestern die Stadt aus Richtung Constanza erreicht. Die Hauptmasse der Truppen streife die Stadt aber nur auf dem Wege nach Westen und beabsichtige offenbar nicht, durch sie hindurchzuziehen.

Rumänen, die dem Schauspiel zusahen, zeigten sich wenig zu Begrüssungsjubel geneigt. Die meisten verhielten sich schweigend. Wie mir ein ansässiger Amerikaner sagte, herrschte unter den wohlhabenden Kreisen Bukarests einige Besorgnis über die Nähe russischer Truppen. Ein Angehöriger des Adels sei an einen seiner Freunde herangetreten mit der Bitte, Juwelen mit aus dem Lande zu nehmen.

Obwohl ziemlich mitgenommen durch ein viertägiges wahlloses Bombardement der Stadt durch die Deutschen, kehrte Bukarest nach der Erregung über die plötzliche Lageveränderung wieder ins normale Leben zurück. Alle Geschäfte hatten geöffnet, alles Notwendige stand zur Verfügung und anscheinend gab es auch genügend Lebensmittel.

Bukarest, September 1944

In der rumänischen Hauptstadt war heute der Tag der Freiheit für 1'100 amerikanische Flieger, die über dem Königreich [in den letzten Jahren] abgeschossen wurden, auch für die mit den Deutschen in Stalingrad gefangengenommenen rumänischen Soldaten. Nachdem Bukarest den Einzug der russischen Truppen mit grosser Zurückhaltung aufgenommen hatte, brach es heute in den grössten Begeisterungssturm seit Abbruch der Beziehungen zu Deutschland aus, als die Rote Armee mit den rumänischen Gefangenen von Stalingrad ankam.

Schlagzeilen aller sechs Tageszeitungen Bukarests verkündeten die Ankunft, und dann paradierten die ehemaligen Gefangenen, wieder in Uniform, vor grossen Menschenmengen im Zentrum der Stadt.

Die Amerikaner waren am Tag der königlichen Proklamation über den Abbruch aller Beziehungen zum Deutschen Reich freigelassen worden. Die Stadt steht ihnen offen, und stündlich drängen sie von den umliegenden Gefangenenlagern herein. Mit der Ankunft der amerikanischen und rumänischen Gefangenen begannen die Leute auch, ihre vor den Deutschen verborgen gehaltenen Schätze aus den Kellern hervorzuholen. Sie waren begierig, den Amerikanern ihre Freundschaft zu beweisen, und bewirteten sie mit Wein und Dinern.

Kein Amerikaner litt an Geldmangel, wie man mir berichtete, denn die jüdische Untergrundbewegung hatte mit der britischen Regierung vereinbart, für alles Nötige zu sorgen.

ROBERT MUSSCHE, Belgien

geboren 1912, umgekommen als Häftling bei einem alliierten Luftangriff auf das Schiff ‚Cap Arcona‘, April 1945

Nach dem Fest

Es wird schon spät, der Festrausch ist vorbei;
und müde Menschen schaun einander an.
Man spricht vom Abschied . . . und gelangweilt
trete ich zur Seite. Ein letzter Trost?

Ein jeder wünscht mir Glück – jedoch gesagt,
nicht immer ehrlich ist's gemeint;
und spielend geb ich Stück für Stück
die Illusion nun auf, die ich gehegt.

Es ist schon spät, der Festrausch ist vorbei,
nachdenklich sehe ich mich an:
Ob auf dem rasch gemalten Bild
mein eignes Antlitz mir wohl gleicht?

OLEG OLZYTSCH, Sowjetunion
geboren am 8. Juli 1907 in Schitomir, gestorben im Lager Sachsen-
hausen im Juli 1944

Landschaft

Am Berge hier liegt eng geschmiegt
Die Burgstadt, ruhig und still,
Der Wind nur in steilerem Laufe
Führt Wolken und Sterne einher.

In Hütten geschäftig die Menschen:
Der Weber, der Kürschner und Schmied,
Sie streben nach Glück, Illusionen,
Und* Erdengerüche man spürt.

Nicht Wolken noch Sternen ist's eng beim
Vollzüge des ewigen Plans.
Es klopfen die schwellenden Zweige
Der Kirsche ans Fenster bei Nacht.

FERNAND PISTOR, Frankreich
geboren am 6. Dezember 1910 in Bordj-bou-Argeridj (Algerien),
gefallen im August 1944 in Marseille

Südfrankreich, August 1944
[Landung französischer Truppen]

Als ich gestern Abend an Land gegangen war und mit meinem
Tornister auf dem Rücken einen steilen Pfad hinauf kletterte, sah ich
zwischen einer Mimosenhecke und dem Steinmüerchen, das einen
Weinberg begrenzte, das Profil eines Jungen von vier oder fünf Jah-
ren sich abzeichnen; er war kleiner als die an sich schon niedrigen
Weinstöcke und blickte mich mit grossen runden Augen an. Ich legte

mir einen südfranzösischen Akzent zu, um ihm im Vorbeigehen zuzurufen: «Na, Du, wie heisst Du?» Da hellte sich sein Gesicht auf, und er antwortete: «Jeannot.» Bei diesem Zwiegespräch eilte der Vater hinzu, ein dürrer Bauer mit rotem Gesicht, blauer Leinenhose und Mütze. Im Lärm der eben ausgeladenen Fahrzeuge auf der Landstrasse arbeitete er weiter in seinem Weinberg.

Den ganzen Morgen hatte der Bauer am Schauspiel der Befreiung seine Augen gesättigt, aus seinem Keller holte er Weinflaschen heraus, die den Deutschen entgangen waren, und gab sie den amerikanischen Soldaten in seinem Weinberg. Aber er war auch ein ernsthafter Mann und wusste, dass der Rhythmus der Erde sich nicht den menschlichen Ereignissen anpasst. So bereitete er jetzt seine Ernte vor, seine erste freie Ernte seit vier Jahren. Das alles erzählte er mir mit ganz einfachen Worten, und da ich der erste an Land gegangene Franzose war, den er gesehen hatte, sagte er zu dem Sohn, er solle mir eine schöne Traube von den schon vergoldeten Muskatellertrauben bringen. . .

Auf der Erde Frankreichs, die ich nun wieder betreten hatte, schlief ich die ganze Nacht unter den Kiefern. Der Boden war trocken, roch gut und um nichts in der Welt hätte ich dieses königliche Lager mit einem Bett vertauscht.

Bei Marseille, 24. August 1944

Nun ist Marseille völlig von uns eingeschlossen. Deutsche Batterien schiessen noch von Notre-Dame-de-la-Garde und einigen anderen Punkten ... Ich erwarte, dass ich heute Abend ins Einzelne gehende und genauere Nachrichten geben kann, und hoffe, ganz Marseille wird dann Fahnen an seinen Fenstern hissen. Die Leute, die jetzt in den Häusern bleiben, weil es sich nicht empfiehlt, auf die Strassen zu gehen, können dann heraus und alles herausschreien, was sie möchten, um die Verbündeten und die französischen Truppen zu empfangen, die gestern in die Stadt eingedrungen sind.

JEAN PRÉVOST, Frankreich

geboren am 13. Juli 1901, gefallen am 1. August 1944 in Sassenage
(Vercors)

Oft kommen in den politischen Kämpfen zwei entgegengesetzte Standpunkte aus dem gleichen Irrtum; aus der Entfernung betrachtet, in der die Erfahrung die Irrtümer aufgedeckt hat, lassen diese Parteidkämpfe die gleichen Bewegungen und Wandlungen in den feindlichen Gruppen erkennen; wenn sie abwechselnd an der Macht sind, führen die dringenden Notwendigkeiten, der Zwang, rasch das Allerwichtigste zu erledigen, sie auf den gleichen Weg; dann erkennt man, dass alle Brüder sind!

Ich glaube, ein reiner Wissenschaftler, der von Natur aus unparteiisch ist, würde die Parteien falsch beurteilen; es würde ihm eine notwendige Erfahrung fehlen: Er kennt den Parteigeist nicht; und da er sich auch nie in Mutmassungen und Erwartungen der Ereignisse ergangen hat, würde er sich mit der Herablassung des Pädagogen den Handelnden gegenüber den billigen Vorteil anmassen, ihnen von Anfang an alle Resultate ihres Handelns voraussagen zu können . . . Dass ich ein junger Anhänger der Revolution war, hat mir später geholfen, sogar der Ungerechtigkeit der gegnerischen Parteien Verständnis und durchaus keinen Hass entgegenzubringen.

Dann lebte ich eine Zeitlang im Ausland; ich glaube, man muss sein Vaterland verlassen, sich sogar geistig von ihm loszumachen versucht haben, um das Gesicht seiner Heimat richtig zu sehen. Man fühlt dann, dass nicht die Liebe zu ihr, sondern das Bewusstsein dieser Liebe noch wächst. Dann bin ich mitten ins Herz des Alltags der Heimat zurückgekehrt, voll jener Wissbegier gegenüber den Menschen und den Dingen, die fast alle Leidenschaft in Gelassenheit verwandelt. Ich habe weder das Ideal noch das Ziel meiner Jugend verleugnet; ich verleugne ohne Unterlass meine Unwissenheit, heute die von gestern, morgen die von heute.

Es geht das Gerücht, die Zeitgenossen könnten von dem, was sich unter ihren Augen abgespielt hat, nichts wissen. «Die wichtigen Dokumente sind noch nicht veröffentlicht.» Aber sogar in der Aussenpolitik ist die Rolle des Geheimen heute geringer als je. In den nachgelassenen

Enthüllungen stehen obendrein fast ausschliesslich Dinge, die den Zeitgenossen nicht unbekannt waren, die aber nicht öffentlich ausgesprochen werden durften: Jedermann flüstert sie sich ins Ohr. Man bedenke, woraus die berühmten Aufzeichnungen von Georges Louis bestehen: Hier ist alles niedergeschrieben, was nicht gedruckt wurde, aber jedermann, ich meine damit alle die, die sich dank ihrer Stellung oder ihrem Beruf auf dem Laufenden hielten, kannte diese Dinge. Die Briefe der Sévigné, die Erinnerungen Saint-Simons konnten erst Enthüllungen werden, nachdem eine Generation vorüber war, die das alles vergessen hatte: Die ihren Kindern unbekanntem Geheimnisse der Menschen vererben sich auf ihre Enkel.

Nach einem Jahrhundert sprechen nur noch die Historiker; sie wiederholen alle die gleichen Dokumente; selbst wenn sie sich widersprechen, sind sie, ohne es zu wissen oder zu wollen, durch die ihrem Beruf eigenen Fehler im Einverständnis miteinander; sie bauen alle auf zu viel Absichtlichkeit in den Taten . . .

ERNIE PYLE, USA

geboren am 3. August 1900 in Dana, gefallen am 18. April 1945 auf der Insel Ie (Japan)

Anzio-Nettuno [Italien], 1943

Jeder Zollbreit unseres Geländes im Landekopf von Anzio lag unter deutschem Artilleriefeuer. Es gab für uns nicht – wie sonst in Kampfzonen – ein ungefährdetes Hinterland. Mit ihren Geschützen 8,8 konnten uns die Deutschen überall erreichen, und von diesem Kaliber an aufwärts benützten sie alles. Damit sei nicht gesagt, dass sie jeden Fussbreit Bodens ständig mit Granatfeuer eingedeckt hielten. Das war keineswegs der Fall, denn die Munition war knapp bei ihnen. Aber erreichen konnten sie uns, und nie wussten wir, wo der nächste Einschlag liegen würde. Man konnte unter der Tür der Villa, wo man schlief, genauso gut wie in einer Feldstellung fünf Meilen draussen getroffen werden ... Im Anzio-Landekopf ist das Gelände flach, und

unsere Soldaten fühlten sich merkwürdig nackt, ohne Felsblöcke, hinter denen man Deckung, ohne Berge, an deren Hängen man Schutz suchen konnte. Es war eine neue Art der Kriegführung für uns!

Hier in Italien musste sich zum erstenmal unsere gesamte Truppe eingraben. In der äussersten Linie des Halbkreises, wo die Infanterie auf wenige hundert Meter den Deutschen gegenüberlag, hausten die Soldaten in offenen Erdlöchern ohne allen Komfort. Überall dahinter aber hatten sich die Männer eingegraben und sich eine Unterkunft gebaut. In dem Landekopf gab es Zehntausende von Unterständen; in jedem fanden zwei bis sechs Männer Platz. Der Anzio-Landekopf besteht praktisch aus Bauernhöfen. Ein gut Teil seines Geländes liegt im Gebiet der berühmten alten Pontinischen Sümpfe. Ich zog einen Baedeker zu Rate und stellte fest, dass die Römer schon seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. um die Entwässerung bemüht waren. Cäsar hatte sich daran versucht, dann die Päpste, und als letzter hatte Mussolini in den Sümpfen gewühlt und – soweit ich sehen konnte – gute Arbeit geleistet. Auf diesen kleinen Höfen der Pontinischen Sümpfe liess er Hunderte von modernen Steinhäusern errichten. Sie ähneln sich alle, ausgenommen in der Farbe, und sprenkeln die Gegend wie die Tupfen in einem Kleid. Obwohl flach, ist die Landschaft recht reizvoll und sieht nicht wie Sumpfland aus.

Dann und wann beobachtete ich einen Bauern beim Pflügen, während deutsche Granaten in sein Feld schlugen. Wir versuchten, die Bevölkerung zu evakuieren, und Tausende wurden per Schiff aus dem Kampfgebiet abtransportiert. Täglich fuhren Lastwagen mit italienischen Bauern beladen zum Dock hinab. Einige Zivilisten aber weigerten sich einfach, ihr Haus zu verlassen. Erst wenn die Deutschen einmal eines der Bauernhäuser in Schutt und Asche schossen – wohl in der Meinung, ein Kommandoposten befinde sich darin –, zogen manche italienische Familien aus . . .

Landekopf Anzio, 1943

Wenn wir ein Radio hatten, gehörte es zu unserem Zeitvertreib, der «Achsen-Sally» zuzuhören. Sie lief noch immer auf Hochtouren. Es handelte sich um eine von mehreren deutschen Propagandasendungen auf Englisch, die sich an unsere Truppen richteten. Die ganze Geschichte war prachtvoll, aber – soweit ich sehen konnte – ein totaler

Fehlschlag. Erstens hörte nur ein Bruchteil unserer Leute je Radio; zum zweiten war Sallys Musik so gut und ihre Witze so mitleiderregend schlecht, dass man lediglich der Unterhaltung wegen einschaltete. Es schien uns gemein, dass wir an Sallys Musik Vergnügen fanden, während ihre Worte uns kalt liessen. Sally sendet fünf- oder sechsmal am Tage, beginnt gegen sechs Uhr morgens und endet um zwei Uhr nachts. Jemand namens George spielte den Partner. Die Sendungen wandten sich zum Teil an die britischen, zum Teil an die amerikanischen Truppen. Obwohl sie sich alle Sally nannten, waren es immer wieder andere Mädchen, die in den verschiedenen Sendungen auftraten. Das Programm hiess «Bei Jerry an der Front».

Ziemlich am Anfang jeder Sendung wurde das grosse deutsche Soldatenlied ‚Lili Marleen‘ gesungen, das wir alle liebten, den Deutschen praktisch wegnahmen und zu unserem Nationallied in Übersee machten. Hierauf las Sally von einer Liste die Namen von Gefangenen ab und anschliessend stimmte ein weibliches Quartett eine zackige Version von ‚Happy Days Are Here Again‘ an. Die Idee war natürlich die, dass der Krieg für die Gefangenen vorbei sei und wir uns nur zu ergeben brauchten, um ebenso glücklich und zufrieden zu sein. Das restliche Programm brachte abwechselnd das Geschwätz von Sally und George und deutsche und amerikanische Musik, die von ‚Stardust‘ bis zu Bing Crosby alles bot.

Die Nachrichten waren geradezu erheiternd. Man erzählte uns von Schiffen, die an diesem Tage vor Anzio versenkt worden seien. Aber von unserer Behausung aus konnten wir ins Meer vor Anzio spucken und wussten daher genau, dass Sallys Behauptungen Schwindel waren.

Sowohl Sally wie George sprachen gutes Englisch und gaben sich als Amerikaner aus. Aber sie machten merkwürdige Schnitzer. Sie sprachen Houston, Texas, aus als handle es sich um «house-ton», und der Columbus Circle in New York hiess in ihrem Munde Columbus Square. ----

Ein Soldat, der lange Zeit hier in der vorderen Linie gelegen hat, bekommt einen «Blick» in die Augen, den jeder, der von ihm weiss, erkennen kann. Es ist ein stumpfer Blick, ein blinder Blick, der dem Bewusstsein keinen Eindruck mehr zuführt, eine Art Schaufenster für das, was dahinter liegt – Erschöpfung, zu langes Angespantsein, übergrosse Müdigkeit, Angst jenseits aller Furcht, ein bis zur Dumpf-

heit reichendes Elend, ein Blick von überwältigender Gleichgültigkeit allem und jedem gegenüber. Ein Blick, der mich – wo er an Menschen begegnet – erschreckt. Und doch ist die Raschheit, mit der menschliche Wesen sich im Krieg wieder erholen, für mich immer wieder Anlass zu neuem Staunen. Eine Einheit mag nahezu völlig erschöpft sein – nach zwei Tagen Sonne und Wärme sind die Männer wieder in Form. Der Geist des Menschen ist wie der Kork, der immer obenauf schwimmt. ----

Jeder macht seine Witze über das gefährliche Leben im Anzio–Nettuno-Abschnitt. Ich war lange genug dort, um den Humor der Nervosität schätzen zu lernen. Einige Männer hatte man wegen der Nerven herausziehen müssen und die Zurückbleibenden amüsierten sich gerne über die eigene Zittrigkeit.

Flatternde Nerven waren als «Anzio-Angst» und «Nettuno-Neurose» bekannt. Man streckte seine Hand aus, liess sie absichtlich zittern und sagte, «schaut mal her, ich bin gar nicht nervös». Ausserdem gab es den «Anzio-Fuss» – eine Verrenkung, bei der die Füsse in die eine, das Gesicht in eine andere Richtung zeigten. Sie kam manchmal vor, wenn man beim Heranheulen einer Granate plötzlich die Richtung wechselte. Dann war da noch der «Anzio-Schritt» – eine neue Form von Tanz, bei dem man hin- und hersprang, sich ruckweise vorwärtsbewegte, niederkauerte und krümmte und mit dem Kopf zuckte – Bewegungen, die halbwegs zwischen dem Versuch Granaten auszuweichen und völliger Übergeschnapptheit lagen.

Es ist kaum glaublich, dass Menschen über die Bedrohung durch den Tod Witze machen können; aber manchmal brauchen sie den Humor . .

Die Invasion:

Juni 1944 [An der französischen Küste]

Vor der Überfahrt hatten wir alle Angst, denn man erwartete Angriffe von U-Booten, E-Booten und bei Nacht von Flugzeugen. Aber nichts dergleichen geschah. Wir waren wesentlich länger unterwegs, als eine direkte Reise von England nach Frankreich gewöhnlich dauert. Als wir den Ärmelkanal hinabfuhren, war er verstopft mit Seestreitkräften, die in beiden Richtungen verkehrten. Minensuchboote hatten

auf der ganzen Strecke weite Fahrtrinnen geschaffen, deren jede einige Meilen breit und mit Bojen markiert war.

Vor uns lagen gewiss mehr Schiffe, als je ein menschliches Auge auf einmal überblickt hat. Riesige Konvois fuhren nordwärts, zum Teil aus schnellen Passagierdampfern bestehend, die nach England zurückeilten, um mehr Truppen und Material zu holen. Bis zum Horizont war das Meer mit Schiffen wie übersät. Jede Art von seetüchtigem Fahrzeug aus der ganzen Welt muss hier versammelt gewesen sein. Einmal glaubte ich sogar in der Ferne einen Raddampfer zu erkennen – aber das war wohl eine Sinnestäuschung.

Von Schlachtschiffen angefangen bis hinunter zu Schnellbooten waren alle Arten von Kriegsschiffen zu sehen. Ganze Flotten von Liberty-Schiffen kamen daher, Flotten von Luxusdampfern als Truppentransporter, Flotten von Landefahrzeugen, Tankbooten und Tankern. Und dazwischen – umgebaute Jachten, Flussboote, Schlepper, Barken.

Eine Vorstellung von dieser unübersehbaren Armada und dem tollen Gedränge des Verkehrs macht man sich am besten, wenn man sich den Hafen New Yorks am geschäftigsten Tag des Jahres vor Augen hält und dieses Bild dann ausweitet, bis es die gesamte, von einem menschlichen Auge zu umspannende Meeresfläche bis hin zum Horizont einschliesst. Und jenseits des Horizonts denke man sich noch Tausende und aber Tausende ...

Hier sassen wir nun in der vordersten Reihe eines grossen militärischen Epos. Die Granaten der Schlachtschiffe heulten über unsere Köpfe hinweg, und manchmal schwamm ein Toter, Gesicht nach unten, vorbei. Hunderte und aber Hunderte von Schiffen, mit tödlicher Fracht beladen, drängten und drehten sich rings um uns. Von der Reling aus konnten wir die Einschläge unserer und deutscher Granaten am Strand erkennen, kämpfende Männer sprangen an Land und zerrten mit verzweifelter Anstrengung Geschütze und Ausrüstung durchs Wasser.

Wir befanden uns im innersten Wirbel des Kriegsgeschehens – und doch spielten Leutnant Chuck Conick und ich in der Kajüte «gin rummy», während wir warteten und Bing Crosby über das Schiffsgrammophon ‚Sweet Leilani‘ sang.

Wegen einer Änderung der Befehle in letzter Minute gelangte ich erst am Morgen nach «D-Day» an Land, nachdem die erste Welle von Sturmtruppen bereits Fuss gefasst hatte.

Halbversunkene Panzer, gekenterte Boote, verbrannte Lastwagen, zerfetzte Jeeps und die rührenden kleinen Reste persönlicher Habseligkeiten waren weithin über den bitter errungenen Sand verstreut. Dazu die Körper der Gefallenen, die in Reihen dalagen, verhüllt unter Decken, die Schuhspitzen in einer Linie ausgerichtet wie beim Antreten. Andere, noch nicht zusammengetragene Körper lagen zu grotesken Figuren ausgestreckt im Sand oder, halb verborgen, im hohen Gras jenseits des Sandstrandes. Wir erlebten die harte, verbissene Entschlossenheit übermüde-ter Männer, das Chaos am Strand wieder in Ordnung zu bringen und den Strom lebenswichtigen Nachschubs sowie die Verstärkungen rascher von den schwer beladenen Schiffen herzuleiten, die in Schwärmen draussen vor Anker lagen.

Nachdem alles vorbei war, erschien es wie ein Wunder, dass der Strand überhaupt genommen wurde. Einigen Einheiten war ihre Aufgabe leichtgefallen, aber in dem Landeabschnitt vor mir stiessen unsere Truppen auf so ungünstige Verhältnisse, dass ihr Erfolg nicht wahrscheinlicher war, als wenn ich Joe Louis zu Brei hauen sollte. Die Männer, denen das gelang, waren von der 1. und 29. Division.

An Land lagen uns mehr feindliche Truppen gegenüber, als wir in unseren Angriffswellen hatten. Alle Vorteile waren auf ihrer Seite, alle Nachteile auf der unsrigen. Die Deutschen hatten sich in Stellungen verschanzt, die seit Monaten in Vorbereitung, wenn auch noch nicht ganz fertig waren. Grosse Geschützstellungen waren in den Gipfel einer dreissig Meter hohen, ungefähr zweihundert Meter vom Ufer entfernt liegenden felsigen Kuppe einbetoniert, nur nach den Seiten offen, nicht nach vorne, durch Feuer von See her schwer zu treffen. Sie konnten parallel zur Strandlinie schiessen und beherrschten kilometerweit jeden Meter Bodens mit ihrem Feuer.

Den ganzen Strand entlang verlief, ungefähr zweihundert Meter vom Ufer entfernt, im Zickzack ein gewaltiger V-förmiger, viereinhalb Meter tiefer Graben. Er konnte nicht überquert werden, nicht einmal zu Fuss, bevor man ihn nicht ausgefüllt und eingeebnet hatte. An anderen Stellen des Strandes, wo das Gelände flacher wurde, waren grosse Betonwälle errichtet worden. Sie mussten von der Schiffsartillerie zerschossen oder von Sprengkommandos in die Luft gejagt werden.

Unter der Wasseroberfläche hatten die Deutschen ganze Felder tücki-

scher Hindernisse angebracht, um unsere Boote zu erwischen. Erst Tage nach der Landung hatten wir uns Kanäle durch sie gebahnt, aber unsere Schiffe konnten den Strand immer noch nicht auf der ganzen Breite anlaufen. Und selbst dann kam es noch vor, dass ein Boot oder Schiff auf eine Mine stiess und ausser Betrieb gesetzt wurde.

Auch hatten die Deutschen aus Schienen grosse Mengen riesiger, sechsendiger Gabeln gefertigt und sie schulterhoch unter dem Wasser angebracht, damit unsere Landeboote aufliefen. Gewaltige Stämme waren in den Sand eingegraben, die schräg nach oben ragten, bis ihre Spitze eben noch unter dem Wasserspiegel lag. Am Ende dieser Stämme waren Minen befestigt.

Ausser diesen Hindernissen gab es noch Schwimminen vor dem Ufer, Landminen, vergraben im Sand, und weitere Minen, schachbrettförmig im hohen Gras jenseits des Strandes verteilt. Für vier Männer des Gegners hatten wir nur drei.

Und doch kamen wir vorwärts.

In Frankreich, Juli 1944

Es war 11.15 nachts. Ich konnte die hohe Hecke, die unser Feld umgab, und die langen, nach oben zeigenden Geschützrohre unserer Batterie unterscheiden. Wir lehnten alle an der Wand des Geschützloches und warteten, dass es losgehe. Es blieb uns noch reichlich Zeit, denn die Deutschen konnten kaum vor 10 oder 15 Minuten ankommen. Plötzlich befahl der Batterieführer, der am Telephon sass, Feuerbereitschaft. Die Männer sprangen auf und gingen in Stellung. Das deutsche Flugzeug war unsichtbar, aber wir hörten das ferne Pulsieren der Motoren am Nachthimmel. Ein Kanonier drehte an einem Hebel und schaltete die Fernsteuerung ein. Von diesem Moment an bewerkstelligte eine mystische Maschine am entfernteren Ende des Feldes die Einstellung des Geschützes, und zwar mittels elektrischer Kabel.

Alles war jetzt automatisiert. Die lange Schnauze des Rohrs fing an, in der Luft herumzusuchen, und der Steuerungsmechanismus summte. Auf und ab bewegte sich der Lauf, nach rechts, wieder zurück, dann nach links, knirschend, ächzend und ruckend – nicht anders denn eine riesige Kobra, die, gereizt und mit erhobenem Kopf, sich hin und her wiegt, bevor sie zustösst. Endlich rastete die Kanone ein und der Geschützführer gab Feuerbefehl. Das Geschütz feuerte mit schmet-

terndem, betäubendem Knall. Ein kurzes Flammenbündel schoss aus der Mündung. Dicker, ekliger Rauch quoll in das Geschützloch. Man hörte die leere Hülse zu Boden klirren; dunkle Silhouetten bewegten sich schweigend und luden nach. Wenige Sekunden später feuerte das Geschütz wieder . . . Der Qualm war zum Ersticken. Ich spürte, wie die Luftwelle des Abschusses über mich hinfuhr und mich zurückpresste. Die Runde war gefeuert. Die Männer traten zurück, wir nahmen die Finger aus den Ohren, langsam lichtete sich der Rauch. Und wieder begann das Geschütz sein aufmerksames Suchen, knirschend, ächzend, neuer Beute gewärtig.

So ging es die ganze Nacht. Nicht ein einziges Mal konnten wir etwas sehen; wir hörten nur das dumpfe Dröhnen der Motoren am Himmel, sahen das Mündungsfeuer der Geschütze und, weit entfernt, die Bahnen roter Leuchtpurgeschosse. Nie bekamen wir das Flugzeug, auf das wir schossen, zu Gesicht, es sei denn, es ging brennend nieder – und das war selten.

Einzug in Paris:

In Paris, August 1944

Wir erreichten Paris am ersten Tag der Befreiung – einem der grössten Tage aller Zeiten. Ich hätte nie gedacht, dass mir der Krieg je wieder ein Gefühl der Begeisterung bringen würde. Aber ich hatte nicht mit der Befreiung von Paris gerechnet, nicht daran gedacht, dass ich selbst Teilnehmer jenes geschichtlich denkwürdigen Tages sein könnte. Am Tag zuvor war es hektisch zugegangen. Morgens schien es noch, als solle der deutsche Ring um Paris jeden Augenblick durchbrochen und die tapferen französischen Résistance-Kräfte, die Teile der Stadt in Händen hatten, entsetzt werden. Am Nachmittag hingegen hiess es, der Gegner führe Verstärkungen heran und riskiere ein zweites Stalingrad. Es war uns unerträglich, an die Zerstörung von Paris zu denken – und doch schien sie zu Zeiten verzweifelt nahe.

So war die Lage am Morgen unseres Aufbruchs von Rambouillet. Wir waren entschlossen, uns vorsichtig an die Aussenbezirke der Stadt heranzutasten. Dann – knappe acht Meilen vor Paris – kam ein Gerücht, die zweite französische Panzerdivision befinde sich bereits in der Stadt. An einer Strassenkreuzung stritten wir uns eine halbe Stunde

lang mit einem französischen Hauptmann herum, der die Weiterfahrt verwehren wollte, uns aber schliesslich winkte und ziehen liess. Unter einer herrlichen, strahlenden Sonne fuhren wir dann eine Viertelstunde lang zwischen grünen Hecken durch eine ebene, gartenähnliche Landschaft; dicke Rauchbänke standen wie Türme am Horizont. Allmählich gelangten wir in die Vorstädte und bald nach Paris selbst; dort gerieten wir in das Pandämonium der grössten Massenbegeisterung, die es wohl je gegeben hat.

Dichte Mengen säumten die Strassen wie bei uns zu Hause am Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeit, nur dass die Menge hier fast hysterisch war. Die Strassen in Paris sind breit, und zu beiden Seiten standen die Menschen Kopf an Kopf. Die Frauen waren in leuchtende Farben gekleidet – weisse oder rote Blusen und farbenprächtige Bauernröcke –, trugen Blumen im Haar und grosse, auffallende Ohringe. Alles warf mit Blumen und manchmal sogar mit Papierschlängen.

Tausende drängten sich an unseren Jeep heran, der nur langsam einen Weg durch die Massen fand. Nur ein schmaler Korridor blieb uns offen und freudentolle Männer, Frauen und Kinder griffen nach uns, küssten uns, schüttelten uns die Hände, klopfen uns auf den Rücken, schlugen uns auf die Schultern und jubelten ihre Freude heraus. Ich sass in einem Jeep zusammen mit Henry Gorrell, Hauptmann Carl Pergier aus Washington und Feldwebel Alexander Belon aus Amherst, Massachusetts.

Einmal blieb der Jeep im Menschengetriebe einfach stecken. Sofort fiel man über uns her, umarmte und küsste uns. Alle Welt, sogar hübsche Mädchen, bestanden darauf, uns einen Kuss auf beide Wangen zu drücken. Ich fing an, Babies zu küssen, die von ihren Eltern hochgehoben wurden, und eine Zeitlang sah ich aus wie ein kinderküssender Politiker. Dass ich seit Tagen nicht mehr rasiert war, einen grauen Bart und ausserdem noch eine Glatze hatte, machte überhaupt nichts aus. Erst als wir von einem Franzosen hörten, dass noch Scharfschützen in der Gegend seien, setzten wir unsere Stahlhelme wieder auf.

Die Menschen sahen durchweg wohlgenährt und gut gekleidet aus. Grünende Bäume und moderne Gebäude säumten die Strassen. Alle Geschäfte hatten zur Feier des Tages geschlossen. Fahrräder trieben sich in solchen Schwärmen herum, dass ich mir vorstellen kann, wie

viele Unfälle es an diesem Tag, wo Panzer und Jeeps die Bevölkerung derart überrollten, gegeben haben muss.

Wir hatten Paris über die Rue Aristide Briand und die Rue d'Orléans betreten. Zwar hegten wir einige Befürchtungen, entschlossen uns aber, so lange weiterzufahren, als Menschenmengen an den Strassen standen. Schliesslich wurden wir von der Menge aufgehalten, und da vernahm man auch schon über dem Strassenlärm einige recht nahe Explosionen: Die Deutschen versuchten noch, die Seinebrücken zu sprengen. Dann das Rattern von Maschinengewehren weiter vorn in der Strasse und das Heulen von Granaten, die mit hoher Geschwindigkeit gerade über unsere Köpfe sausten. Wir alten Hasen duckten uns, aber die Pariser lachten bloss und machten weiter wie zuvor.

Der vorderste* Punkt, den wir in unserer ersten Stunde in Paris erreichten, war das Senatsgebäude, wo noch ein paar Deutsche sich verbarrikadiert hatten und wie wild schossen. Noch kämpften die Deutschen im Herzen der Stadt, an der Seine, aber ihr Schicksal war besiegelt. Eine ganze französische Panzerdivision stand bereits in Paris und ununterbrochen strömten amerikanische Truppen nach.

Unsere Fahrt war umsäumt von riesigen Massen winkender und rufender Menschen, die in die Hände klatschten, als applaudierten sie einer Theateraufführung. Wir in den Jeeps lächelten zurück, bis unsere Gesichter zu einer grinsenden Grimasse erstarrten. Wir winkten, bis uns die Arme lahm wurden, worauf wir mit den Fingern wackelten. Wir gaben den Leuten die Hände, bis sie gequetscht und zerkratzt waren. Sobald der Jeep anhielt, wurden wir überlaufen. Wer nicht an uns herankommen konnte, warf uns Kuschhände zu, die wir Zurückgaben.

Man sang Lieder, wunderschöne, nie gehörte französische Lieder. Man sang ‚Tipperary‘ und ‚Madelon‘ und ‚Over there . . .‘ und die ‚Marseillaise‘. Französische Polizisten grüssten korrekt, aber mit einem Lächeln. Als einige französische Panzer vor uns an das Trottoir heranzufahren, fiel die Menge in Schwärmen über sie her.

An diesem Punkt setzte auf einmal eine merkwürdige Zelle in der undurchsichtigen geistigen Konstitution des Menschen ein und trieb die Leute dazu, Autogramme zu verlangen. Am ersten Abend fing es an und hatte am nächsten Tag bereits unglaubliche Ausmasse angenommen. Alle Welt wollte von allen Soldaten Autogramme. Man schob uns Notizbücher und Papier zum Unterschreiben zu. Es war wie in

Hollywood. Am zweiten Tag sahen wir eine Frau, die einen Stapel ordentlicher, kleiner, weisser Zettel bereithielt, wenigstens dreihundert Stück.

Das Wetter am Tag der Befreiung und am Tag darauf war wunderbar. An den beiden vorhergehenden Tagen war es düster und regnerisch gewesen. Am grossen Tag selbst aber war der Himmel ein reines Blau, die Sonne schien strahlend und warm – ein vollkommener Tag für ein vollkommenes Fest.

Am ersten Nachmittag waren nur die Hauptstrassen in die Stadt hinein offen und benutzbar – und an ihnen standen die Menschen in dichten Trauben. Die Seitenstrassen hatte man mit Seilen abgesperrt; sie waren verlassen, weil die Deutschen dort noch schwache Befestigungen und einige Scharfschützen unterhielten.

In Paris schien es alle die wunderschönen Mädchen, von denen wir immer gehört hatten, wirklich zu geben. Die Frauen dort verstehen die Kunst, sich faszinierend herzurichten. Sie haben verrückte Frisuren und sind mit Phantasie angezogen. In dieser warmen, lieblichen Jahreszeit tragen sie bunt bewegte Farben, und wenn die flaggengeschmückten, feiertäglichen Strassen mit Parisern vollgestopft sind, dann lässt die Farbe die ganze übrige Welt blass und grau erscheinen. Wie ein Soldat gesagt hatte: Am aufregendsten bei dem Einmarsch in Paris sei gewesen, wieder Menschen in hellen Sommerkleidern zu sehen . . .

Am zweiten Tag war die Stimmung schon ein wenig anders. Man spürte, dass die Menschen in den ersten paar Stunden der Befreiung fast naturhaft gewesen waren in ihren Ausbrüchen der Freude, der Erleichterung und Dankbarkeit. Echte Tränen mischten sich in ihre Küsse und Rufe: «Dank, Dank, dass ihr gekommen seid!»

Am zweiten Tag jedoch war man aufs Feiern vorbereitet. Man merkte,* dass sich die Frauen besonders hübsch gemacht hatten. Die alten Männer trugen ihre alten Orden, die Kinder wurden so sauber geschrubbt und so energisch in Sonntagskleider gesteckt, dass es ihnen weh tat. Und dann strömte alle Welt in die Innenstadt. Gegen zwei Uhr nachmittags wurden das allgemeine Küssen und Schreien, das Erteilen von Autogrammen und der Beifall geradezu überwältigend. Es regierte wieder das Tohuwabohu eines freien und liebenswerten Paris. Es war herrlich, dabei zu sein.

ALFRED RABOFSKY, Österreich
hingerichtet am 19. September 1944 in Wien

Worte des jungen Kommunisten Alfred Rabofsky an seinem letzten Lebenstag hat Pfarrer Hans Rieger, Seelsorger im Wiener Gefängnis, in dem folgenden Bericht aufgezeichnet:

1944

Bei meinem Eintritt in die Zelle sprang er auf und eilte mit den Worten auf mich zu: «Gott sei Dank, dass Sie gekommen sind. Ich habe schon befürchtet, dass man Sie nicht erreichen wird.» «Man hat mich auch nicht mehr erreicht», gab ich zurück, «als man meine Wohnung anrief, war ich bereits unterwegs zu Ihnen. Aber gerade die Tatsache, dass wir jetzt ohne menschliches Zutun beisammen sind, ist uns ein Beweis dafür, dass wir nach einem höheren Willen jetzt zusammengehören.» «Ja», pflichtete mir Rabofsky bei. «Und jetzt können Sie mir meine Bitte auch nicht mehr abschlagen. Heute müssen Sie mir das evangelische Abendmahl reichen!» «Ihre Bitte bringt mich in eine arge Verlegenheit», fuhr ich fort, «denn ich war ja auf diese Situation gar nicht gefasst. Ich habe keinen Talar mit, ich habe keine Hostie und keinen Abendmahlskelch zur Hand . . .»

«Aber, Herr Pfarrer», unterbrach mich Rabofsky, «das alles brauchen wir doch nicht! Hat der Herr Jesus einen Talar gehabt, als Er Seinen Jüngern das Abendmahl gespendet hat? Das Gewand, das Er täglich getragen hat, war Sein Talar. Und eine Hostie? Die hat es doch damals noch gar nicht gegeben. Das ist doch erst viel später in der Kirche aufgekommen. Ich habe in der Bibel gelesen: Er nahm das Brot und gab es Seinen Jüngern und sprach: Das ist Mein Leib. Das Brot, Herr Pfarrer, das dort auf dem Tische lag, hat Er genommen! Und schauen Sie, wieviel Brotstückerl unserer letzten Mahlzeit da auf dem Tisch liegen. Nehmen Sie so ein Bröckerl Brot und wir haben das heilige Abendmahl, wie es der Herr Jesus selbst gehalten hat. Und das Lackeri Wein, das wir brauchen, gibt Ihnen bestimmt oben im Spital die Schwester. Und wenn Sie statt dem goldenen Kelch ein Wasserglaseri nehmen, wird der Heiland darüber bestimmt nicht böse sein!»

«Rabofsky, wenn Sie solchen Glauben haben, dann bekommen Sie heute von mir das heilige Abendmahl so, wie Sie es sich jetzt ge-

wünscht haben: ohne Talar, ohne Hostie, und doch den wahrhaftigen Leib und das wahrhaftige Blut unseres Erlösers.»

Nun suchte ich noch im Wachzimmer ein Wasserglas und für die Hostie einen Teller. Ersteres stand griffbereit auf dem Tisch. Ein Teller aber war nicht vorhanden. Da langte der Beamte eine kleine kreisrunde Käseschachtel vom Fenstergesims, hob den Deckel ab und reichte ihn mir: «Herr Pfarrer, da haben Sie einen tadellos sauberen Papierteller, da können Sie ruhig die Hostie darauflegen. Das macht sich immerhin besser als der blosser Tisch.» Mittlerweile hatten die Aufseher in der Todeszelle Kruzifix und Kerzen aufgestellt. Ich stellte das Glas mit Wein dazu und legte den umgedrehten Deckel der Käseschachtel daneben. Bevor ich noch die Hostie darauflegte, hob Rabofsky den Deckel auf, besah ihn von der anderen Seite und las darauf die Etikette der Käsefirma. Ich sehe heute noch sein müdes Lächeln, mit welchem er die eigentliche Bestimmung des Deckels erkannte und höre ihn noch immer sagen, während er ihn zurücklegte:

«Wenn unser Heiland bei Seiner Geburt mit einem Stall zufrieden war und sich in eine Krippe legen liess, dann hat Er auch nichts dagegen, wenn Sie Ihn jetzt auf diesen Deckel legen.» Nach der Feier des heiligen Abendmahls, unmittelbar nach dem Empfang des Segens, erhob sich Rabofsky von seinen Knien und sprach: «Ich danke Ihnen, lieber Herr Pfarrer, für alles, was Sie mir in den letzten Monaten meines nunmehr zu Ende gehenden Lebens getan haben. Sie wissen ja gar nicht, wie sehr Sie mir geholfen haben!»

«O ja, das weiss ich schon», entgegnete ich.

«Nein, nein, das wissen Sie nicht», ereiferte sich Rabofsky, «das können Sie unmöglich wissen!»

«Gut», erklärte ich, «dann will ich das gelten lassen. Umso sicherer sind Sie dann, dass es nicht Menschenwerk gewesen ist, was an Ihnen geschah, sondern Gottes Werk.»

«Ja, so ist es auch», bekräftigte Rabofsky. «Wissen Sie aber auch, wann Sie mir über den Berg geholfen haben? Das muss ich Ihnen doch noch erzählen:

Eines Tages empfing ich Sie in meiner Zelle mit den Worten: Denken Sie nur, Herr Pfarrer, heute Nacht hätte ich beinahe gebetet. Sie haben darauf erwidert: Warum denn nur beinahe, warum denn nicht wirklich? Und ich habe Ihnen geantwortet: Wie ich die Hände falten

wollte, habe ich mir vorgestellt, wenn ich jetzt der Herrgott wäre und sehen würde, dass unten auf der Erde der Alfred Rabofsky zum Beten anfängt, dann möchte ich zu ihm sagen: Du bist doch ein ganz ehrloser Lump. Als es dir gut gegangen ist, da hast du mich gezeugnet und verfolgt und verachtet, und jetzt, wo es dir schlecht geht, jetzt kommst du zu mir? Und da ist eine Art Schamgefühl über mich gekommen. Ich habe die Hände wieder sinken lassen. Ich hab nicht beten können. Und Sie, Herr Pfarrer, haben zu mir gesagt: Aber, mein lieber Freund, das ist doch gar nicht wahr, was Sie mir da erzählen! *Sie* sind doch ni dit zum Herrn gekommen, sondern das Umgekehrte war der Fall: der *Herr* ist doch zu Ihnen gekommen! Oder haben Sie mich jemals gerufen? Nein! Eines Tages stand ich ohne Ihren Wunsch vor Ihnen und von dieser Stunde an hat es doch begonnen. Nein, *Sie* brauchen sich beim Beten nicht vor Gott zu schämen. Er ist es doch, der zuerst gekommen ist mit dem Angebot Seiner Hand: Mein liebes Kind, komm doch wieder heim zu deinem Vater und sind wir wieder gut miteinander! Und sehen Sie, Herr Pfarrer, Sie waren bei der Türe draussen, und ich habe mich auf den Fussboden gekniet und nach vielen Jahren wieder laut das Vaterunser beten können. Und dann das Gesangbuch und die Bibel und der Katechismus und was Sie mir sonst noch gebracht haben! Nein, Herr Pfarrer, Sie wissen nicht, wie Sie mir geholfen haben!»

Da öffnete sich die Türe. «Aha, jetzt kommen sie!» rief Rabofsky. Die zwei anderen Zelleninsassen waren aufgesprungen. Rabofsky kam als letzter an die Reihe. Als man die anderen fortgeführt hatte, blieben nur ein Aufseher und ich allein bei Rabofsky zurück. Wir mussten etwa noch fünf Minuten warten, bis die Türe wieder aufging. Rabofsky stand mit gefesselten Händen völlig ruhig da. Sein Gesicht verriet nicht die geringste Spur von Verzweiflung oder Todesangst. Er glich eher einem jener seltsam glücklichen Menschen, von dem alle Last des Lebens, alle Last der Verantwortung vor Gott und den Menschen, abgefallen war. Es waren heilige Minuten des Schweigens. Etliche Male nickte er nur mit dem Kopf und freundlichem Lächeln, als wollte er liebe Menschen grüssen, die jetzt in seiner Zelle an ihm vorüberzogen und die nur er allein zu sehen vermochte. Da näherten sich der Türe von draussen her wieder die schweren Schritte der Gerichtsdiener.

«Jetzt wird es ernst, Herr Pfarrer!» stellte Rabofsky fest.

Wir traten auf den langen Gang hinaus, ich ging an seiner Seite. Während seines Todesganges sprach er:

«Eines tut mir leid. Wenn ich am Leben geblieben wäre, hätte ich dem Herrn gedient. Ein Pfarrer hätte ich ja nicht werden können. Aber Sie hätten bestimmt einen Platz für mich gewusst, wo auch ich dem Herrn hätte dienen können. Dass das nicht mehr möglich ist, kränkt mich.»

«Das soll dich nicht kränken, mein lieber Bruder, auch drüben werden wir berufen sein, dem Herrn zu dienen, nur mit viel grösseren Möglichkeiten, als sie uns hier geboten sind. Und wenn du das erfahren wirst, dann denke auch zurück an die schöne Freundschaft, die uns beide hier auf Erden noch zuletzt verbunden hat!»

«Herr Pfarrer», rief jetzt Rabofsky, an der berüchtigten schwarzen Eisentüre angelangt, hinter der der Tod auf ihn lauerte, «so wie Sie mir in dieser Welt geholfen haben, so werde ich Ihnen drüben helfen!»

MIKLOS RADNÓTI, Ungarn

geboren 1909, zwischen dem 6. und 10. November 1944 in Abda in Ungarn auf dem Rücktransport vom Arbeitsdienst erschossen

In den Befestigungen von Veresmart 1944

Am frühen Morgen mit dem Tau
kriecht achtsam die Kürbisblüte hervor
und öffnen sich die goldnen Blumenblätter
(wie eine harmlose Zündschnur ist der Stengel).

Und so beginnt die Stille neu zu rieseln.
Die Schanzen schaut nur ein Storch sich noch an.
Der Schützengraben ist ein Hasenlager heut,
und morgen pflügt darüber Florian.

Die Handwerksleute kommen all zurück.
Aufs Neue fängt der Weber an zu weben,
und nachts bis zum nächsten Tag
träumt er von den schönsten Fäden.

Geschäftig eilen auch Frauen einher,
zu ihren Füßen wächst die neue Welt;
wie die Zicklein lärmen die Bübchen
und eitle Mädchen im Mohnblumenkleid.

Die Unordnung der Erde kehrt zurück,
Greis-Sterne baden sich in bärtigem Licht.
Die Ordnung der Tiere und Ähren herrscht,
eine strenge und doch sanfte Vorschrift.

ULF SEGERSTRÄLE, Finnland
geboren am 10. September 1916 in Helsinki, gefallen am 29. Juni
1944 im Aunus

18. Juni 1944

[An der finnischen Front]

Wir leben in der Hoffnung, und sie hält uns in der Stunde der Not
aufrecht. Im Streben nach der Wahrheit müssen wir jedoch den
Triumph der Macht erleben. Während meiner Rekrutenzeit erfuhr ich
dies auch. Ich sagte gerade heraus, was, wie ich merkte, böse und un-
recht getan war, und lud um meiner Rekrutenkameraden willen den
Zorn der ganzen älteren Meute auf mich. Ihre Strafe bestand darin,
mich bei nächster Gelegenheit ordentlich Strafexerzieren zu lassen, so
dass ich körperlich niederbrach: Damals verstand ich nicht, wie ich je
wieder zurechtkommen sollte, denn die damalige Auffassung meiner
künftigen Lebensbahn brach gleichzeitig mit meinem Rückenmuskel
zusammen. Ich verstand nicht, warum ich dies alles erdulden sollte, die
Verachtung meiner Kameraden und zugleich das Bewusstsein, dass

meine künftige Laufbahn unter mir weggerissen wurde. Ich stand in einem Vakuum. Das Unrecht hatte gesiegt.

Genauso ist's vielleicht jetzt. Unser Vaterland kämpft bis zum Äussersten um sein Leben, um alle diejenigen Werte, die ihm des Lebens wert scheinen und für die es sich vorgenommen hat, zu leben oder zu sterben. Ja, *leben!* Wir wissen wohl für unser Land und unsre Angehörigen zu sterben, aber weit schwerer ist's, für unser Vaterland zu *leben*, selbst wenn es dereinst nicht mehr frei sein sollte. Denn wir müssen auch dieser Tatsache in die Augen sehen! Und ich kann es sicher nicht.

Aber es gibt ja auch einen Sinn hinter alledem, genauso wie es einen Sinn hinter meinem Erlebnis in der Rekrutenzeit gab. Ich begann damals ernstlich nach der Wahrheit zu suchen und fand sie.

Unser Volk braucht harte Schicksalsschläge, um nach einem persönlichen Sinn zu suchen. Wir wollen suchen und werden die Wahrheit hinter dem Dasein finden –, die nämlich, dass die Liebe in uns siegen soll, in unserem Vaterland und in der Welt.

Etwas später:

Juni 1944

Die Liebe aber ist mein und Dein eigener Erlöser Jesus Christus. – Das Finale beginnt. Gott hat seinen Plan mit dieser Zeit, und wir müssen treu sein und aushalten. Die Gebete der Heimatfront erfüllen wenigstens mich mit einer seltsamen Freude, und alles wird so leicht und licht. Es bedeutet nichts, ob ich jetzt oder erst in einigen Jahren falle; das Wichtigste ist, dass ich meine Rechnung mit Gott im Reinen habe.

WILLIAM TIDYMAN SHENKEL, USA

geboren am 23. Februar 1906 in Akron, Ohio, gefallen bei einem amerikanischen Luftangriff auf Japan am 16. Juni 1945

Bei Santa Maria, Italien, Mai 1944

Im ersten Morgenlicht war ich auf einem Hügelrücken über dem buckligen Tal von Santa Maria und blickte auf das Schlachtfeld, das sich vor meinen Augen ausbreitete. Weit hinten lag der Weiler Santa Maria, im Vordergrund zwei runde Erhebungen, von den Soldaten die «Brüste» genannt, und weiter entfernt, gerade vor der Ortschaft, ein Hügel, «der Sporn».

Als die Sonne aufging und den Natate-Gipfel rosa tönnte, wurden die ersten Sturmtruppen unserer Infanterie in dem Engpass zu Füßen des Sporns sichtbar. Mörser belegten den Natate-Berg mit Rauchgranaten, um den deutschen Beobachtungsposten die Sicht zu nehmen, was auch glänzend gelang. Hinter meinem Hügel stieg ein Infanteriebataillon auf felsigen Pfaden den Abhang hinunter, die Männer schmallippig, mit trockener Kehle.

Die Schlacht begann damit, dass eine Staffel Mustangs heranbrauste und im Tiefflug kreisend den Ort bombardierte und beschoss. Nun verliess die Infanterie ihre eingegrabenen Stellungen, arbeitete sich, einer Strasse zur Linken folgend, langsam am Sporn hinauf bis zu einer zerstörten Kirche vor, und dann verschwand ein Mann nach dem andern hinter der Hügelkante. Handfeuerwaffen knatterten, und jenseits der Kante bellten Maschinengewehre. Auf der Strasse zur Linken gingen Panzer vor; der Lärm ihrer Motoren füllte das ganze Tal. Schliesslich musste die Kolonne wegen eines Hindernisses hinter dem Sporn anhalten. Dann brach das Sperrfeuer ab, und alles war ruhig, abgesehen von entferntem, rollendem Geschützdonner weiter oben am Garigliano. Wir standen unmittelbar vor Santa Maria Infante.

Unsere Gruppe folgte quer durch das Gelände den weissen Streifen, mit denen Minenräumtruppen sichere Pfade markiert hatten. Wir gingen weit entfernt voneinander, damit wir nicht die Granatwerfer auf den Hängen des Berges, wo sich der Rauch zu lichten begann, auf uns lenkten. Bald befanden wir uns im Zentrum des Schlachtfeldes.

Nach dreitägigem Ringen bietet ein Schlachtfeld keinen angenehmen

Anblick. Es realistisch zu beschreiben, zeugt vielleicht von schlechtem Geschmack. Aber Krieg hat immer schlechten Geschmack, und die Soldaten, die sich zweimal über diese bittere Meile vorwärtskämpften, werden nie vergessen, was sie sahen, fühlten und rochen.

Wir überquerten Gräben, die zuerst von den Deutschen, dann von uns und dann wieder von den Deutschen gehalten wurden. Überall lagen Ausrüstungsgegenstände verstreut. Eigene und feindliche Gewehre, zerschmetterte und umgeworfene Maschinengewehre, Kartentaschen, Kleidungsstücke, Helme, Messer und Handgranaten waren in den Boden getrampelt. Hier war das Ende der langen Nachschublinien, die an der Ruhr und in Mittelamerika ihren Anfang nahmen. Das ganze Pathos des Krieges war für mich in einem nagelneuen Brotbeutel enthalten, der dicht neben einem Granattrichter lag, einst vielleicht Eigentum eines ebenso nagelneuen Offiziers, und seinen Inhalt in den grauen italienischen Staub ergoss – ein säuberlich gefaltetes Taschentuch, saubere Socken, das Photo eines Kindes –, die wenigen dürftigen Habseligkeiten eines kämpfenden Mannes. Die Toten prägen sich dem Bewusstsein nur langsam ein, weil man sie nicht sehen möchte. Obwohl man sie im Gefecht schnell vergisst, lassen sie sich, wenn die Angriffswelle vorbei ist, nicht übersehen. Sie starren blicklos hinter Büscheln von Klatschmohn hervor; sie liegen vor halb gegrabenen Erdlöchern am Abhang des Berges.

Da war der amerikanische Junge an einer Böschung, der auf seinem Posten geblieben und mit dem Finger am Abzug gestorben war. Oder der rothaarige Deutsche, der, wegen einer Unterleibswunde obszön hingestreckt, auf einer Bahre im Graben lag; oder die beiden Deutschen, die in einer Höhle liegend sich umarmt hielten – aufgedunsen und von Fliegen umschwärmt. Und endlich jene stinkende Masse, die mitten auf der Strasse von einem Tank niedergewalzt wurde und nur durch den charakteristischen Geruch als Leiche zu erkennen war. Über allem hing der stechende Geruch des Schlachtfeldes.

Die Sturmtruppen ruhten in einem Hohlweg am Rande der Stadt aus; sie sassen im Graben und warteten mit Gesichtern, die von der Anstrengung grau und gefurcht waren, auf weitere Befehle. Jerrys Geschütze begannen nach vollzogenem Stellungswechsel wieder zu feuern. Das erste Ziel war ein nahegelegener Strassenabschnitt. Gerade jenseits der nächsten Kurve ging ein halbes Dutzend Granaten nieder.

Ein Junge kam in offenem Hemd um die Strassenbiegung gelaufen; das Blut strömte aus einer Brustwunde und er schluchzte vor Entsetzen. Ein Granatsplitter hatte ihn getroffen. «Nimm's nicht so tragisch; du tätest besser daran, nicht so zu rennen», rief ihm einer nach. «Ich kann nicht anders», keuchte er zurück, «mich hat's erwischt.» Er taumelte weiter und verschwand hinter der nächsten Biegung.

JAROSLAW SIMSA, Tschechoslowakei
geboren am 17. April 1900 in Prag, gestorben am Fleckfieber im Lager Dachau am 8. Februar 1945

An Kinder:

Vor Weihnachten 1944

Meine Lieben, Paul, Hans und Johanna! Mitas und Milans Vater sagte mir, ich solle ein paar Bücher aufschreiben, die für das Alter der beiden geeignet sind. Ich habe es ihm ohne zu zögern versprochen. Wie sollte ich auch einem Menschen meine Erfahrung versagen. Dabei fiel mir ein, dass Bücher, die heute Mita lesen kann, morgen Johanna lesen könnte, und dass alles, was gestern Euch Buben gefallen hat, morgen vielleicht Milan gefallen würde. So schreibe ich nun ein Brieflein an Milan und Mita, denke aber dabei an Euch und schicke es über Euch..

Ich habe an liebe Bücher gedacht, die Euch wohl gefallen und die Euch führen könnten, wie sie mich in einer sehr schweren Zeit geführt haben, im Feuer der Flak, im Blitz und Donner der amerikanischen Bomber, da die Erde, die Luft und der Himmel bebten nach schrecklichen Detonationen irgendwo in der Ferne; dabei musste ich meine Aufzeichnungen für diesen Brief im geheimen machen, damit ich nicht erwischt werde. Ausserdem rächt sich jetzt mein Gedächtnis, da ich mich in den fünf Jahren meiner Haft gezwungen habe, Bilder grausamer Szenen zu vergessen. So dient das Gedächtnis mir nicht mehr so wie früher. Und die grösste Schwierigkeit: Ich lebe schon so lange getrennt von Euch, von jungen Menschen und von Büchern, von Büchereien und Buchläden, so dass mein Verzeichnis zwangsläufig nur unvollständig und meine Betrachtungen nur unvollkommen sein können.

Aber jetzt aufgepasst! Wir fahren: Ein gutes Buch ist mehr als Gold! Liebe Freunde, Mita und Milan, Ihr wisst sicher schon, dass Bücher zu den bewundernswertesten Dingen dieser Welt gehören: sie sind die *guten Lebenselixiere*, wie zum Beispiel das Lied, das Märchen, das die Mutter erzählt, eine Liebkosung oder Vaters Stimme, ein Blick, ein Lächeln, sie sind wie die Musik, wie die Liebe, wie ein Freund. Ein rechter Schriftsteller schreibt sie mit seinem Herzblut, und er legt ein Stück seines Lebens in sie hinein; deshalb sind für uns die Bücher nicht leblose Dinge; wir lieben sie oder wir hassen sie, wir loben oder verurteilen sie wie lebende Menschen. Es gibt freilich Menschen, die von den Büchern am liebsten die Sparbücher haben; nun, es gibt wiederum andere, denen Bücher «königliche Schätze» bedeuten, wertvoller als Silber, Gold und Edelsteine, und es liegt an uns, zu welchen von ihnen wir uns zählen. Grosses Können, wie überhaupt alle grossen Dinge im Leben, werden uns stets als *Geschenk* geboten – wehe den Undankbaren!

Ein Dichter schrieb einmal, dass ihm jedes Buch anders leuchte, als ob von jedem ein anderes Licht ausgehe. Ich denke, dass er damit etwas Wesentliches über Bücher gesagt hat. So manche Buchseite leuchtet wie eine Kerze oder ein altertümliches Lämpchen oder eine frisch geputzte Petroleumlampe. Dagegen glimmt aus anderen Büchern nur eine künstliche Glühbirne, aus anderen wiederum ergiesst sich der ganze Sonnenschein. Es gibt Bücher, die wie ein Blitz die Abgründe des Lebens erhellen, und andere, die mit ihrem Licht alle Dinge ringsum, die Gesichter der Menschen, die Häuserblocks, die Schatten der Strassenlaternen, wunderbar in ein Geheimnis verwandeln, wie wir es vom Schweissen der Schienen in der Nacht kennen.

Ihr erinnert Euch gewiss an das Leuchten der Käferchen, an den weichen Mondschein, in dem Viktorika auf der Mauer sitzt. Wirklich, von den Büchern geht ein Strahlen aus, Bücher leuchten uns auf den Weg, und wir folgen einem grossen Schriftsteller wie einer Leuchte, wir zünden unsere Fackel an der seinen an . . .

Aus einer Niederschrift:

Nichts von der Unsicherheit und Zerrissenheit seiner Zeitgenossen hat Albert Schweitzer. Zwar ist auch er ein Sohn des 19. Jahrhunderts.

Aber er ist erstaunlicherweise ein ganzer Mann, ein ganzer Mensch. Darin liegt die Ausserordentlichkeit und Kraft seiner Erscheinung, nicht darin, dass er dreimal die Doktorwürde errang, nicht darin, dass er ein Orgelvirtuose, ein Philanthrop, ein Entdecker ist. Was einzigartig ist und keine Analogie in der heutigen Menschheit findet, ist die Art und Weise, in der sich in Albert Schweitzer künstlerisches Gefühl, klares wissenschaftliches Denken und zielbewusster organisatorischer Wille verbinden – und wie das alles vom Gehorsam und Glauben an Gott und von der Liebe zum leidenden, kranken, bedrückten Menschen durchdrungen ist. – Schweitzer muss sich eingehend mit den Problemen der christlichen Mission befassen: die Lektüre seiner Bücher zeigt uns diese ganze Frage in einem neuen Licht. Unsere übliche, oberflächliche Sicht der Missionsarbeit wird hier aufgedeckt. Soll der Missionar nicht in Primitivität versinken, muss er solide gebildet, auch tief theologisch gebildet sein; Christentum und Kultur werden dann zu einer geistigen Kraft: zur Rettung von der Macht des Schicksals, der Naturkräfte, der Sünde. Schweitzer hat viel über die Seele des Primitiven und über die nichtchristlichen Religionen nachgedacht. Der Missionar muss einen Anknüpfungspunkt bei den Eingeborenen suchen und finden.

Die bewegendsten Augenblicke zwischen dem weissen Arzt und seinen schwarzen Patienten werden erlebt, wenn ein gerade geretteter Mensch nach der Operation von seinen Schmerzen erwacht, sich erstaunt umsieht, die Hand des Arztes sucht und sie nicht mehr lassen will, indem er wiederholt: «Ich habe keine Schmerzen mehr, ich habe keine Schmerzen mehr!» Und der Arzt erzählt dieser werdenden christlichen Seele, was uns der Herr Jesus geboten hat. Die missionarische Tätigkeit hat grosse Mängel, und einige werden von Schweitzer beschrieben; was sind sie aber, verglichen mit dem Schlag, der gegen die Mission durch den Krieg geführt worden ist! Die Autorität der Weissen, die nur mit Worten Jesus Christus bekannt haben, ist nun überall bei den Farbigen tödlich getroffen ..

Aus demselben Afrika hört man nicht nur verzweifelte SOS-Rufe, man hört auch dieses Signal von Lambarene – das Signal der siegenden, schöpferischen, friedfertigen Nächstenliebe.

Wozu verpflichtet uns dieses Signal? Wovor warnt es uns? Ist es nicht eine erstaunliche Antwort, die man bei Schweitzer auf die beiden

Grundfragen seines Werkes findet? In unserem Europa Rassenhass und Verfolgung – in Lambarene das Werk der Versöhnung der weissen und schwarzen Brüder ... In Lambarene Erneuerung des echten europäischen Ruhmes im Dienst des Schwächeren und des Heldentums neuer Ordnung, des Heldentums der Wissenschaft und der Arbeit. . . Von Lambarene nach Europa eine stille Stimme der Liebe, im Namen des Herrn der Geschichte.

OJE SJÖLUND, Finnland

geboren am 21. April 1919, an schwerer Verwundung am 9. August 1944 im Lazarett in Tavastehus gestorben

An die Mutter:

5. Mai 1943

[An der finnischen Front]

Sonntag, Du Liebe, ist der Tag aller Mütter, und da will ich Dir zu diesem Datum meine Huldigung überreichen. Es ist ja so: Die Mutter bleibt immer die Mutter, und gerade hier habe ich unzählige Beweise dafür erlebt, das Innerste und Letzte, woran jeder hier im Leben denkt, ist gerade die Mutter. In der einförmigen Tretmühle des grauen Alltags denkt man genau in gleicher Weise, aber es verbirgt sich unter der rauhen Oberfläche, unter der Schale, die der Krieg um uns alle hier hat wachsen lassen. Wir haben offiziell kein Privatleben, obgleich jeder Einzelne eines besitzt, aber man darfs nach aussen nicht zeigen, und deshalb muss man sein Inneres verbergen, einkapseln gegen die Aussenwelt.

Man wird herb, verschlossener als zuvor, da alles noch unmittelbar war; trotzdem aber leben die Gefühle unter der Oberfläche weiter, vielleicht stärker denn je zuvor, obgleich wir sie während eines Urlaubs und so kaum richtig hervorkramen können; sie sind da für uns selbst, ich möchte fast sagen, «aus alter Gewohnheit». Aber die Zeit wird wohl bald wiederkommen, wo wir die Schale abwerfen und wieder unmittelbar werden; zuvor müssen jedoch der äussere Druck, die

Unruhe, die Unsicherheit und die Starre, die unsere Seele in ein Gefängnis zwängen, verschwinden . . .

An einen Freund:

Favastehus, 22. Juli 1944

Du Lieber! Es war eine lange Lücke zwischen meinen Lebenszeichen, aber ich habe wahrhaftig über einen Monat lang an niemanden mehr geschrieben; denn ich bin zu schwach, dazu bei hohem Fieber. Auch scheinen mir diese Zeilen nicht von allzu hoher Qualität werden zu wollen, wenigstens was die Schrift angeht; aber siehst Du, wenn man in Gips unbeweglich auf dem Rücken liegt, ist's eben nicht so leicht. Ich hoffe jedoch, Du wirst irgendwie meine «Krähenfüsse» lesen können. Gerade zu Johanni wurde ich verwundet, und zuvor hatte ich das wirkliche Inferno erlebt. So viele Granaten, wie da auf einmal auf uns herabregneten, wären in einem ganzen Monat kaum herstellbar, möchte ich glauben! Während der drei Wochen, die ich mit dabei war, hatte mein Zug grosses Glück; nur ein Mann fiel und keiner wurde verwundet. Meiner Natur nach bin ich ja sehr empfindlich, und es ist ein Wunder, dass meine Nerven da draussen zusammenhielten; aber weisst Du, jetzt sind sie nur noch Fetzen! Kannst Du mir einen guten Rat geben, wie ich mein Gleichgewicht wieder erreichen soll? Du Lieber, man hat mir hier versprochen, ich könnte bis September anfangen, an Krücken zu gehen, und da bekomme ich dann wohl auch Urlaub . . . Ich bin überzeugt, wir würden eine ganze Menge tief und ernst miteinander zu reden haben.

KARL SKALBE, Lettland
geboren 1879, gestorben durch die Vertreibungen 1944

Der See

Ich mache jeden jung, ob gütig oder böse,
sein Blick das Gegenbild aus meinem Spiegel löse . . .

Und spie mir einer Schmach ins helle Angesicht,
und trübte Lästerung der klaren Glätte Licht –

soll ich mich zürnend dann in Schilf und Moos verkauern,
ein Teufelsauge, boshaft aus dem Sumpfe lauern,

und, einsam, mich versagen, wenn die Erde blüht,
dass meine Klarheit nur nach innen glüht?

Nein, allen bin ich Freund, und jedem gilt mein Gold,
das auf der Fläche ruht, das in der Woge rollt.

Ich lache jeden an, ob böse oder gut,
ich mache jeden jung in meiner neuen Flut.

Was meinen Spiegel schwärzt, was in der Tiefe wühlt,
sei in die Lüfte, sei vom Winde weggespült!

WALTER SPITTA, Deutschland

geboren am 5. Oktober 1903 in Bremen, gefallen am 26. Januar 1945
als Sanitäter bei Bromberg

10. Oktober 1944

[In Polen]

Heute habe ich wieder die alte religiöse Erfahrung gemacht, dass die Gewissheit der Nähe und der Tröstung durch Gott zurückkehrt, wenn wir uns in der Liebe dem leidenden Nächsten zuwenden. Und wenn wir stille werden vor Gott und die menschlichen Gefühle schweigen, dann erkennen wir, dass der Tod ja nicht das schlimmste Schicksal ist, das einen Menschen auf Erden treffen kann. Friedel [der gefallene Bruder] ist in den furchtbaren Erfahrungen des Krieges so reif geworden in der Liebe und der Erkenntnis.

Was könnte der Tod da anderes sein als Stufe zur Vollendung? Und braucht Gott nicht die Heere der Vollendeten, um durch sie hinein-

zuwirken in diese dunkle Welt, die heute wie nie zuvor der Liebe und der Erkenntnis entbehrt?

Durch die Toten fällt der Same, der aufgehen wird.

NOËMI SZAC-WAJNKRANC, Polen

umgekommen bei den letzten Strassenkämpfen in Lodz 1945

[Warschau, 1943]

Jeden Tag brachten die Arbeitskolonnen Brotlaibe mit, in denen sich Handgranaten und Revolver befanden. Jeden Tag lieferte man uns durch unterirdische Gänge Waffen, jeden Tag entstanden neue Bunker.

Bunker. Habt ihr etwas von Bunkern im Getto gewusst? Wir hatten unter der Erde Häuser. Dort wurden Waffen und Lebensmittel angehäuft. Man hatte Pumpen installiert, die Luft zuführten, wir hatten dort Radios und Telefone. Natürlich war dies alles getarnt, unter schweren Bedingungen in saurem Schweiss gebaut worden. Wir hatten unseren Stab, unsere Pläne, unsere Organisationen. Und das Geld – was war schon Geld? Es floss entweder freiwillig herein oder durch Zwang. Wir wussten genau, wer Geld hatte. Die Leiter der Arbeitskolonnen, die Bäcker und Inhaber der «Shops».

«Bitte, gib in Deinem eigenen Interesse diese und diese Summe her. Was hast Du vom Geld, wenn Du Dein Leben verlierst?» «Ich verliere es sowieso», sagte er. «Umso mehr Grund, es wenigstens teuer zu verkaufen. Wenn Du Dich weigerst und diese Summe nicht hergibst, um die wir Dich bitten, werden einige unserer Burschen zu Dir kommen. Sie werden Dir befehlen, Dich an die Wand zu stellen und dir den Lauf auf den Scheitel richten – gibst Du es her?»

Ein solches Argument überzeugte stets. Es war zwar nicht sonderlich erlesen, aber doch immerhin gerechtfertigt. Das Geld war ja nicht für den persönlichen Verbrauch bestimmt, sondern für die gemeinsame Sache. Man muss zugeben, dass sich verhältnismässig wenige geweigert hatten. Es war ein Plan und eine Organisation nötig. –

Es gab Tage, an denen man auf der arischen Seite mit der Strassen-

bahn bis nach Zolibörz fuhr und im Körbchen ein paar Äpfel und einen Laib Brot, einen duftenden, frischen Laib Brot hatte, der so harmlos, so knusprig braungebacken aussah, aber darin – Man dachte bei sich: wenn man dich jetzt verhaftete, wofür würde man dich zuerst töten? Es drohte dir ein fünffacher Tod: 1. für den Aufenthalt ausserhalb der Grenzen des Gettos, 2. für fremde Valuta (das Lösegeld für Menschen bezahlten wir in Dollars), 3. für das Kaufen von Backwaren ohne Lebensmittelkarte, 4. für falsche Ausweise und 5. für Waffenbesitz. Jemand sah dich genauer an, aber vielleicht kam es dir nur so vor. Du schautest gleichgültig zum Fenster hinaus. Du musstest das Brot noch heute zu der angegebenen Adresse bringen, von dort ging es weiter zum Arbeitsplatz.

Wenn wir es doch bloss überdauerten, wenn wir doch bloss ausharrten, bis die Rote Armee kam und uns befreite! Was hat sie heute erobert? Orel. Ach, schnell, Genossen, kommt!

Montags fing es an. Wir kannten es alle. SS, SA und Litauer. Man belagerte das Haus. Dreifache Wache. Alarm. Wieder Aussiedlung. Das sollte nunmehr die endgültige sein.

Wir werden Trotz bieten! Zum Kampf! Wozu wurden die dreimonatigen Vorbereitungen gemacht? Um zu kämpfen! Wir haben Handgranaten in den Taschen, wir haben Gewehre, Revolver. Nein, wir alle lassen uns nicht unterkriegen!-----

Es war eine Schlacht. Unsere Mädchen und Jungen liefen den Panzerwagen entgegen und warfen Handgranaten gegen sie. Ein kleiner, zwölfjähriger Junge vernichtete zwei Panzerwagen, und als er dann fiel, hatte er nicht einmal einen Angehörigen, der ihn hätte begraben können; niemand wird ihm ein Denkmal setzen, wir kannten nicht einmal seinen Namen, dafür blieb er für immer in unseren Herzen.

Es begannen furchtbare Tage. Es war ein blutiger Kampf, von Vorn herein entschieden, aber ein Kampf. Wir standen zwar mit dem arischen Stadtteil in Verbindung, aber wie sollte man es bewerkstelligen, dass es uns nicht an Waffen fehlte? Wir kämpften nach den Kriegsregeln – Du tötetest mich, aber ich auch Dich. Es war Krieg! Vielleicht kam uns jemand zu Hilfe? Wie schön wäre es, wenn sich die Partisanen aus den Wäldern uns anschliessen würden! Oder die Linkspar-

teien oder unsere Tat riefen einen allgemeinen Aufruhr, eine allgemeine Revolution hervor! Was mochten sich die Menschen auf der arischen Seite gedacht haben, als sie sahen, dass Panzer ins Getto rollten, als sie sahen, dass die deutschen Soldaten in Gefechtsordnung zu uns fuhren?

In der zweiten Kampfwoche nahmen wir die Lesznostrasse ganz ein, verdrängten die Deutschen von der anderen Strassenseite und eroberten Waffen und Uniformen. Es brannte. Wir hatten alle Lager im Getto in der Gewalt, samt Kleidung, Maschinen und Zubehörteilen. Immer mehr deutsche Abteilungen wurden an unsere Front geschickt, aber wir waren befestigt, wir hatten Kraft, wir waren verbissen und hatten nur den einen Gedanken: Wir müssen uns rächen! Es hatte zwar ausgesehen, als bewege sich alles chaotisch hin und her, aber das war nur zum Schein. Alles ging planmässig vor sich, genauso wie man es an den traurigen Abenden, am Tisch sitzend, besprochen hatte. Sollten sich unsere Pläne über die Zerstörung der Mauern tatsächlich verwirklichen? . . .

Zwei Monate währte der Kampf gegen einen starken Feind, gegen immer neue Abteilungen. Wir waren ohne Wasser und ohne Licht, denn die Deutschen hatten die Leitungen durchgeschnitten; die Waffenlieferung war sehr unzureichend; man hatte einen der Laufgräben im Bezirk Przebieg entdeckt. Das war ein grosses Unglück, aber wir liessen nicht einen Augenblick im Kampf nach. Durch die ganze Welt ging das Echo: Das Warschauer Getto kämpft schon zwei Monate, und die Deutschen verlieren, ohne Erfolg zu haben, Waffen, Panzer und Menschen; eine Schande . . . und da entschlossen sich die Deutschen, mit uns auf eine andere Weise Schluss zu machen, denn ein ehrlicher Kampf, ein Kampf Mann gegen Mann, selbst ein Kampf mit einem Schwächeren, war für sie allzu heldenhaft. Warum sollten sie kämpfen, da sie uns verbrennen konnten! Ein schrecklicher, schrecklicher Gedanke, aber eine noch schrecklichere Verwirklichung. Hölle und Teufel.

Schon einmal hatte es das gegeben. Eine brennende Stadt und einen auf der Harfe spielenden Kaiser. Es hatte uns mit Grauen erfüllt, aber damals hatten die Menschen fliehen können. Wir hatten kein Wasser und keine Möglichkeit, das brennende Getto zu verlassen. Ich spreche nicht von Einzelnen. Haus um Haus, Strasse um Strasse wurden von Flammen ergriffen. Feuer!!! Die Menschen erstickten, aber sie kämpf-

ten noch, die Menschen brannten, aber sie verteidigten sich noch. Mauern stürzten ein. Mochte einen die Mauer begraben, wenn man nur nicht gefangen wurde!

Es gab auch einige Glückliche, die sich mit Zyankali, Morphinum oder Luminal versehen hatten, sie nahmen im allerletzten Moment schnell das Gift ein. Auf den Strassen lagen Leichen, verkohlte Leichen hingen aus den Fenstern und von den Balkonen herunter. Es war wohl schlimmer als die Hölle, schlimmer als alles, was die menschliche Phantasie sich vorzustellen vermag. Das war noch eine Grosstat Hitlers, noch eine seiner Heldentaten, noch ein Blatt in der Geschichte der ausgeheckten, blutigen faschistischen Morde.

Die Ausbeute an Lebenden war kläglich – aber trotz allem gelang es den Deutschen, einen Teil der Menschen abzutransportieren und die leergewordenen Plätze in Treblinka, Majdanek, Poniatów und Trawniki zu füllen.

Ihr habt euch Gaskammern und Krematorien insgeheim vor der Welt gebaut, ihr habt die Menschen hinter Mauern gemartert, wo kein Fremder Zutritt hatte, ihr wolltet, dass niemand von euren Grausamkeiten etwas wisse. Aber jetzt sieht man den Lichtschein der Feuersbrunst tausend Kilometer weit im Umkreis. Rauch und Feuer – das lässt sich nicht mehr verheimlichen, ein Stadtteil brennt, es brennt Warschau.

Ihr werdet fragen, auf welche Weise dennoch ein gewisser Prozentsatz von Juden dem Tode entrann? Man floh aus den in voller Fahrt dahineilenden Zügen, obwohl sie unter Bewachung fuhren und die bei jedem Wagen stehenden Litauer ohne Unterbrechung schossen. Man floh durch unterirdische Gänge und über Mauern, die immer von SS-Männern bewacht waren, durch Kanäle voll übelriechender Abwässer, die schwarz waren wie die Nacht, durch Kanalisationen, in denen man womöglich drei Tage lang umherirrte und dann halb tot, halb erstickt wieder dorthin geriet, wo man eingestiegen war oder in der Stadt herauskam und sich Auge in Auge mit dem Feinde sah. Dies waren die Fluchtmöglichkeiten für wenige. Ich würde sagen, dass sich auf diese Weise etwa ein Prozent Juden retten konnte.

Nun war alles aus. Die letzten Flammen waren erloschen. Der Wind hatte die letzten Rauchschwaden verweht. Die Ruinen zeigten, wo das Warschauer Getto gestanden hatte . . .

Jetzt dachte ich nur an die letzten Gettotage, an die letzten Erlebnisse. Ich sah immerzu dantische Bilder, die geliebten Gesichter meiner Eltern und des Onkels vor mir. Ich konnte sie mir nicht tot vorstellen. Ich konnte nicht. Für mich lebten sie noch immer, obwohl ich doch ganz genau wusste, dass man den Onkel in Gerlachs shop verbrannt gefunden hatte, und meine Eltern .. . Ich wollte nur daran denken, dass mein geliebtes Mütterchen, das Furcht gehabt hatte vor einem Eierschalensplitter im Omelette, vor Hunden, vor dem Anblick einer Waffe, das mich einst immer zehnmal ermahnt hatte, bevor ich das Haus verliess, pass auf die Autos und auf die Strassenbahn auf, das jede Verspätung, ob es sich um den Vater oder um mich handelte, wie eine Katastrophe durchlebt hatte, dass diese Mutter als erste die Hand nach einer Handgranate ausstreckte, dass diese Mutter sagte: Arbeite für die Sache, stirb lieber durch eine Kugel, aber um keinen Preis in der Kammer! Ich wusste auch, dass mein Vater genauso heldenhaft gefallen war, wie er rechtschaffen und edel gelebt hatte. Ich wusste, dass er nicht im Bunker stillgesessen, sondern auf seinen geschwollenen Beinen gestanden und bis zu seinem Ende gekämpft hatte, ich wusste ebenso auch, dass mein Onkel, den ich wie einen Vater geliebt hatte, einer der Anführer der Bewegung gewesen war.

November 1944 [In Lublin]

Ich schliesse die Augen halb und führe mit mir lange Gespräche. Mein Liebster, ist es wahr, dass Du nicht mehr wiederkommst? Ist es möglich, dass Du für immer fortgegangen bist? Du bist mir doch im Leben unentbehrlich wie das Wasser, wie die Luft, Du bist für mich der grösste Wert.

Ich vergehe vor Sehnsucht, Dich zu sehen, meine Hände nach Dir auszustrecken, den Kopf an Deine Schulter zu legen. Du mein Teuerster, Du mein über alles Geliebter. Einst, als es schien, dass uns nichts auf der Welt zu trennen vermöge, hast Du mich fest in Deinen Armen gehalten. Alles bereitet mir Schmerz, der Anblick des Himmels, der Strassen, durch die wir zusammen gegangen sind, der Klang der Musik, alles füllt mir die Augen mit Tränen und das Herz mit Bitterkeit; jede Kleinigkeit, die Du getragen hast, die Krawatte, das Hemd, alles erinnert mich an Dich.

Manchmal kommt es mir vor, als hörte ich das Lied, das auch Du gesummt hast, dann ist mir, als zerresse mir das Herz. Es gibt auf der Welt nichts mehr, das mich rühren, entflammen könnte. Ich suche Dein Herz, Deine Augen, Dein Lächeln. Hier umgeben mich von allen Seiten Erscheinungen aus der Vergangenheit, und alle Strassen Warschaus, über die wir gemeinsam geschritten sind, haben sich gegen mich verschworen. Die Tage zerren mit ihrer Leere an mir herum, Tage ohne Dich – Tage, die es eigentlich gar nicht gibt.

Ich sehe Dich oft im Traum. Fast jede Nacht wiederholt sich dieser Traum. Du bist bei mir. Ich sehe Dich. Liebster, Du beugst Dich über mich. Ist es denn möglich, dass Du zurückgekehrt bist, dass ich Dich wiedergefunden habe? Ein Gefühl der Freude überkommt mich, ein so niederschmetterndes Gefühl, wie es nur der Schmerz sein kann. Mein Herz erhebt sich zu Dir. Ich strecke meine Hände aus. O du Verzweiflung eines immer allzu frühen Erwachens! Einsam inmitten tiefer Nacht, einsam auf der sandigen Düne des Lebens, die ohne Dich öde ist, strecke ich jede Nacht meine Hände zu der flüchtigen Erscheinung Deiner lieben Arme aus. Der Traum ist meine einzige Zuflucht, die ich suche. Ich finde nur die Bitterkeit des Morgens wieder, und ich kann und kann mich von Dir nicht für immer trennen. Ich dürste danach, Dich zu sehen, und sei es nur noch ein einziges Mal.

Neujahr 1944/1945

Wie würde dieses Jahr sein? Mir kamen alle Neujahrstage in Erinnerung. Sie waren voller Erwartung und Geheimnis: was würden sie uns beschenken? Als ich noch ein kleines Mädchen war, weckten mich meine Eltern um zwölf Uhr nachts: «Hier, trink etwas Wein, wachse uns gesund auf und gereiche uns zur Freude.» Ich trank den süßen Wein und knabberte kleine Salzstangen, dann bekam ich eine Schokoladentorte, bei der Papa sagte: «Iss nicht soviel, lass Dir etwas für morgen», und die Mama staunte: «Wieviel das Kind essen kann!» . . . Wenn sich die Eltern in der Stadt vergnügten, klingelte um zwölf Uhr pflichtgemäss das Telefon. Als erster wünschte mir Papa ein gutes neues Jahr, dann übergab er den Hörer meiner Mutter. Helena bereitete Wein, Salzstangen und Schokoladentorte vor. Wir hörten Radio, und ich schlief mit der im Munde zergehenden Creme ein. Jahre gin-

gen dahin. Eines Jahres ging auch ich zum Silvesterball. Ich hatte ein blaues Seidenkleid an und rosa Blumen an der Brust. Ich trank Wein, tanzte, und als es zwölf geschlagen hatte, erwartete ich mit zitterndem Herzen die neue Ära, das neue Jahr. Ach Gott, möchten sich doch meine Wünsche erfüllen!

Die Wünsche und Träume waren naiv, klein: dass ich das Abitur bestände, dass die Eltern, Onkel und Tanten und die ganze Verwandtschaft und die Grossmutter glücklich und gesund blieben und dass ich gut lernen möge; dass ich Reisen machte, dass ich – bei gleicher Gegenliebe – mich auf Tod und Leben verliebte, in die Berge führe und ans Meer. Bloss, viel grösser bin ich nicht geworden.

An einem Neujahrstag waren wir, Jurek und ich, auf der Hochzeitsreise in den Bergen. Es kam uns vor, als lebten wir in einem Land der Wunder und Märchen, als sei das Glück greifbar, geradezu mit den Händen zu greifen.

Neujahr 1939. Auf einem grossen Ball in der ‚Adria‘, wo einem sogar die Augen weh taten vor Licht und Farben, sassen wir mit Freunden an einem Tisch und tranken Champagner. Zwölf Uhr nachts. Wir küsstens uns, wünschten uns, dass es keinen Krieg gäbe, dass wir alle gesund blieben, dass man uns nicht verfolgte, dass Hitler draufgehe.

Neujahrsfeste im Getto. Wir feierten sie eigentlich nicht, sie hatten aufgehört, unsere neuen Jahre zu sein . . .

Neujahr in Slawek. Ala hatte Sandkuchen gebacken, eine Flasche selbstgezogenen Weins hervorgeholt; wir sassen am Tisch: Ala, Cybulski, Jurek und ich – Gerta war schon in Warschau. Eryk schlief. Mitternacht. Die Spieluhr läutete eine Mazurka, zwölf Schläge . . .

Das Jahr 1944 begannen wir in einem kleinen Zimmerchen in Sadyba in der Wohnung des Herrn Szato. Meine Schwiegermutter und ich lagen schon im Bett. Wir deckten uns mit einer dünnen Decke zu, unter der wir froren und unsere durchgefrorenen Knochen auf keinerlei Weise erwärmen konnten. Das Geld war zu Ende gegangen. Die Wohnung war gekündigt – wir sahen keinen Ausweg. –

Du nimmst nun deinen Lauf, neues Jahr, aber nicht mehr für mich. Meine schmerzenden Augen sind voll visionärer Leidensbilder meiner allerliebsten Menschen. Du kommst, neues Jahr. Vielleicht wirst du anderen Menschen die Freiheit bringen, aber mir wirst du wahrschein-

lich nichts mehr bringen, denn ich habe keine Möglichkeit und keine Hoffnung mehr, mich bis ans Ende durchzuschlagen.

Aber plötzlich keimte in mir ein Aufruhr, ein mächtiger Kampfwille, ein Tatendurst. . .

Du neues Jahr, hilf mir kämpfen, und hilf mir, in diesem Kampfe zu siegen!

Ich hörte, wie meine Schwiegermutter leise weinte, ich küsste sie. «Kind», sagte sie, «ich kann Dir nur das eine wünschen, dass Du durchhalten mögest.»

Wir schliefen ein, und das erste Mal seit langer, langer Zeit schlief ich mit der unbegreiflichen Zuversicht, dass ich durchhalten würde.

TOKUMITSU TAKUSHIMA, Japan
geboren 1921, gefallen am 9. April 1945

22. März 1944

Kamelien, Kamelien, am Zaun im Bauerndorf winken tiefrote Kamelien dem Frühling zu. Ein ruhiger Strom spiegelt ihre reizenden Gestalten, vollkommen und still.

Die Kamelie ist nicht so heiter und fein wie die Kirschblüte. Ich aber mag diese Blume gern, die noch leidenschaftlicher und eigenwilliger als die Kirschblüte ihr Selbst behauptet. Es war einmal eine, die der Kamelie, der roten Kamelienblüte ähnlich war. Sie war so eigenwillig und so klug wie die Kamelie.

Auf dem Berge hinter dem Haus meiner Mutter standen Kamelien in voller Blüte. Die Mutter war damals noch gesund und deÇ Frühling für mich die freundlichste Jahreszeit. Auf dem kleinen Berg konnte man über die Kamelienblüten hinaus die Stadt in der weiten Ferne sehen. Das Bächlein strömte schön dahin. Von den Blüten, die das ruhige Sonnenlicht am Berg erhielten, sammelte ich Honig wie eine Biene, süßlich schmeckenden Honig. Das Abendessen mit der Mutter verlief still und in Frieden.

Als ich ein Kind war, schien es mir einst, als wollten die roten und weissen Kamelienblüten mit mir reden. Es regnete, aber das Wasser breitete keine Kälte aus. Vom Spiel gesättigt, pflückte ich Kamelienblüten und machte mir eine Kette. Die Mutter aber lehrte mich, die Blüten seien da, um gesehen zu werden. Und auch jetzt blühen wohl die Kamelien auf dem Berg in der Heimat, im Garten unseres Hauses.

26. März 1944

Ich erhielt die Nachricht, dass meine Grossmutter nicht mehr lebt. Von Leiden umgeben, wurde ich schon an Leiden gewohnt. Ich verliess in dieser Stunde meinen Platz und ging hinaus, um die Wehmut zu ertragen. Wegen des warmen, dichten Nebels waren die Berge undeutlich, in dem Bach spielten viele kleine Fische. Kamelien und Veilchen blühten schon auf. Nun habe ich seit dem vorigen Jahr die Mutter und die Grossmutter verloren und kann die Menschen, die von solchem Schicksal getroffen werden, gut verstehen. Ich glaube, ich weiss nun ein wenig, wie meine und des Menschen Seele sich bildet.

An die Brüder:

Frühjahr 1944

[Bei Luftstreitkräften]

Der Rasen treibt nun nach der kalten Zeit des Winters auf dem Flugplatz schon wieder grüne Sprossen. Der frische Duft redet von Hoffnung und Jugend. Auch Eure Mutter liebte diese grüne Farbe! Wenn Ihr Euch nach der Mutter sehnt, sollt Ihr immer grüne Bäume und Gräser ansehen. Wie tief die Liebe der Mutter zu Euch war, will ich Euch ein bisschen aufschreiben.

Durch die strenge Sitte unserer Familie hatte unsere Mutter kaum Zeit, ruhig sitzenzubleiben. Sie arbeitete beständig, so weit ich mich zurückerinnern kann. Durch die Bevorzugung der Männer vor den Frauen nahm die Mutter das Essen selten mit uns gemeinsam. Trotz ihrer vielen Arbeit hat sie Euch keinen einzigen Tag schäbige Kleider, Hemden oder Strümpfe anziehen lassen. Nachdem sie wegen ihrer fortgeschrittenen Krankheit nicht mehr aufstehen konnte, hatte sie

immer noch genug neue Strümpfe für Euch, damit Ihr nichts entbehret. Wenn ich zurückdenke, vermag ich die Tränen über die tiefe Liebe der Mutter zu uns nicht aufzuhalten.

2. April 1944

Mit ihren Blüten erfreuen nun die Kirschen, Pfirsiche und Kamelien unsere Augen. Bei diesem Anblick rief einst meine Mutter mir oft zu: «Komm, sieh, wie wunderschön!» Mir war, als sei ich jetzt wieder von der Mutter angeredet worden.

Manchmal überlasse ich meine Seele dem leichten Lufthauch über die weiten Berge hin und wiege mich in einem traumhaften Glück. Dann stelle ich mir vor, wie sich ein grosses Niemandsland hinter den Bergen ausdehnt und edle junge Leute mit hohen Idealen dort über die Wege gehen, Jugendlieder singen, Arm in Arm, voller Hoffnung im Herzen. In diesen Augenblicken vergesse ich völlig die kalte Gegenwart rings um mich.

Ich erinnere mich noch, dass ich in meiner Kindheit von meiner Mutter einmal in ihr Elternhaus mitgenommen wurde und in ihrem stillen, einsamen Heim mich aufhielt. Die Nacht dort war mir durch die nahen Gebirgsfelsen, den Bach und den Eulenruf unheimlich, aber die Brust der Mutter bot mir Zuflucht. Ein Stern flog über den Bach hin, es war ein blauer, kalter Stern.

An die kluge, geschwinde, glänzende Vernunft der Städter kann ich mich nicht gewöhnen. In meinem Herzen haftet der Erdenduft, den ich von meiner Mutter erbt, meine Träume suchen immer nach der Harmonie der Natur. Rote Früchte im Obstgarten und ruhiges Kerzenlicht brennen in meiner Seele fort als friedliche, unbewegliche Spiegelbilder. Es ist mir selbst manchmal zuwider, wie sehr ich metaphysisch bin, doch hier scheint der Kern meines Charakters zu sein.

Um mich bewegt sich die Welt stürmisch. Ich beharre auf meinem starken Selbst und folge meinem eigenen Glauben.

An seine Freundin Yaeko:

11. Juni 1944

[An der Front]

Kommt es aus einer echten Liebe, wenn Du mit mir leben willst, wo doch meine Rückkehr ungewiss ist? Wie es in Wirklichkeit in der Welt steht, ist Euch vielleicht unverständlich. In Euren Gesichtern steht noch kein Schatten der Besorgnis. Betrachtet man die Weltverhältnisse nüchtern, so erkennt man die unerbittliche Wirklichkeit in dieser krisenhaften Zeit. Deutschland wird, wenn sein neuer Glaube, der Geist der Nationalsozialisten, einmal zu schwanken beginnt, unerwartet rasch Zusammenstürzen. Das ist vielleicht nur noch eine Frage der Zeit. Beim Einmarsch englischer Armeen in Frankreich könnte Deutschland kaum noch auf die wirkliche Unterstützung der Franzosen hoffen, Frankreich wird sich durch sein geschichtliches Bewusstsein und seine gegenwärtigen Probleme gewiss England zuwenden. Eben dieser Augenblick wird für uns die schwerste Probe bringen. Schon von der quantitativen Seite her betrachtet, stellt sich dann heraus, wie es mit unserem Leben steht.

Russland im Norden, Amerika im Osten, Australien im Süden und England im Westen: Wir sind von allen Seiten bedroht.

14. Juni 1944

[An der Front]

Du wirst wohl ungeduldig auf meine Antwort warten. Mein Verantwortungsbewusstsein schreit, ich soll Dir rasch schreiben. Ich sage Dir, ich liebe Dich. Jedoch hege ich in meinem Herzen Grosses: Das ist das Land, wo holde Mädchen wie Du wohnen. Gestern war ich tief von der Liebenswürdigkeit der Kinder beglückt, die sich in der Abenddämmerung auf dem Felde aus der Ferne vor uns verbeugten. Wirst Du Dich ärgern, wenn ich sage, dieses Gefühl sei noch stärker als meine Liebe zu Dir? Nein, Du wirst mich verstehen.

Unser Leben schliesst sich an die Bewegungen der Welt an. Ich dachte mir, jede Gesellschaft sei eine Flüssigkeit, die man nach Menschenwillen bewegen kann, es sieht aber nicht so aus. Besonders in unserem Land scheint die Änderung der Gesellschaft durch die Herrschaft des Schicksalsglaubens begrenzt. Auch ich, der ich ein Mensch aus dem einfachen Volke bin, muss dieser Wirklichkeit gehorchen.

30. Juni 1944

Die Regierung des Kaiserreiches übermittelte der Regierung von Tschung-kin eine Erklärung. Zusammengefasst heisst es darin: «Die Regierung des Kaiserreiches ignoriert die Regierung von Tschung-kin.» Sehr unerfreulich. Dagegen darf die Bevölkerung heute schon keine ehrliche Meinung mehr äussern. Schon wegen der Würde eines Staates finde ich diese Erklärung dumm. Da die Bevölkerung immer nur zur Geduld und zum Verzicht erzogen wurde, hat sie nicht die Argumente, um die Wahrheit zu erkennen. Diese Gesellschaftsordnung müsste einer gründlichen Kritik und Prüfung ausgesetzt werden. Sie bedarf der Reform. Wir müssen das Wesen der Demokratie neu begreifen. Der Individualismus, nicht mit dem Egoismus zu verwechseln, ist von uns noch nicht vollständig gemeistert. Die Volksrechte, die in der Konstitutionellen Politik der Meiji-Periode glanzvoll auftraten, sind mit dem Untergang der Parteien gestürzt. Man bedarf einer neuen politischen Erziehung, aber es ist schon zu spät.

Sommer 1944

Yaeko, erwärme mir die sehr einsame Seele.

Wenn ich an Dich denke, wird meine Seele erhellt und kann ihre Einsamkeit überwinden. Es ist ein schlechtes Träumen von mir, dass ich Dich, alles an Dir, allein besitzen will. Auf Dich wartet bestimmt Dein Glück. Ich kenne unser Schicksal. Das Vaterland will unsere Einsamkeit nicht. Wie sehr wir uns auch wehren, wir können unser Schicksal nicht ändern. Eine so vertraute Freundin wie Dich hatte ich sonst nie. Ich wusste alles von Dir, Du von mir.

Aufflammende Leidenschaft, Hoffnung und Traum werden mich nie verlassen. Aber denke nicht, dass mein Wesen lauter Zärtlichkeit ist, wie ich sie Dir gezeigt habe. Begreife, dass mein Herz unaufhörlich für ein grosses Ideal brennt, dieses Ideal ist die Freiheit.

Es gibt eine, die wegen meines Wortes weinte, es gibt eine, die mir grollte, es gibt eine, die wirklich meiner gedenkt, es gibt eine, die mir weisse Gardenienblüten opfert, wenn ich fortbleibe, nur eine . . .

18. Juli 1944
[An der Front]

Der Einfall der amerikanischen Armee bis zu dieser Linie hin scheint mir selbstverständlich. Gewiss muss Japan seine eigene Kraft überbewertet und Amerika unterschätzt haben. Man hätte früher erkennen müssen, dass die Demokratie eine politisch sehr bewegungsfähige Staatsform ist, die in das römische Konsulat oder die Oligarchie sich verwandeln kann und auch Zwangsmassnahmen treffen muss.

Heute erhielten wir die Nachricht vom Rücktritt des ganzen japanischen Kabinetts. Nach diesem Ereignis wurde in Japan eine Beratung der höchsten Staatsbeamten abgehalten. Konoe, Hirota, Yonai, Hirayama, Wakatsuki und andere; die Ironie will, dass es die Männer sind, die einst als proamerikanisch betrachtet wurden. Wo wird Japan hingehen? Will man vielleicht lieber schlauer Fuchs sein, als blindlings springendes Wildschwein? In Wirklichkeit scheint heute das Überleben wichtiger als die Gerechtigkeit. Von nun an wird wohl komplizierte diplomatische Politik Tag und Nacht getrieben.

Adi, wozu kämpfen wir . . .

Wie oft erinnere ich mich an Dich! So habe ich geträumt, dass Du im blauen Kleid mit der Prinzessinnenlinie im Schatten des Sonnenschirms zwanglos dahingehst.

Und jedesmal suchte mein Herz nach der verlorenen Zeit, um dort mit Dir zu leben.

Da greift aber ein anderer, grausamer Wille ein und wischt den Traum schonungslos aus. Ich muss meine Pflicht erfüllen und dem Ideal folgen. Dass der gegenwärtig ziemlich ruhige Kriegsverlauf nicht anhält, weiss ich genau. Doch ich wollte, dass meine Ansicht und meine Vermutung nicht richtig wären. Ich möchte mich gerne davon überzeugen, dass die Geisteskraft, nicht das Material, den Sieg behält. Nachdem ich alle süßen Erinnerungen und meine enthusiastische Liebe zu Dir tief dem Vergessen überantwortete, bleibt mir die einzige Einsamkeit, dass ich den Menschen nicht mehr habe, den ich «Mutter» rufen kann. Verzeih mir, Yaeko.

UTAGAWA TATSU, Japan
Student
gefallen im September 1945 südlich der Insel Kyūshū

Auf dem Meer, am 11. Oktober 1944

Zwischen dem Südkap von Formosa und dem nördlichsten Punkt der Philippinen liegt die Meerenge von Bashi. Ein Schiff, das siebzehn Knoten macht, fährt morgens von Formosa ab und kommt am späten Abend auf den Philippinen an. Es ist also nur ein schmaler Meeresstreifen, aber gerade hier liegt die gefährlichste Stelle des Pazifiks.

Schon im vergangenen Jahre – im dritten des Krieges um ein vereintes Grossasien – war diese Stelle ziemlich unsicher. Seit Juli dieses Jahres aber hat die Gefahr dort so zugenommen, dass wir in unserer Einheit diese Meerenge nur noch die «Teufelsstrasse» nennen. Dauernd erscheinen amerikanische Unterseeboote in diesem kleinen Gebiet. Augenblicklich liegen mehr als achtzig auf der Lauer, um unsere Geleitzüge anzugreifen. Ende Juni kamen vierzig von Australien und vierzig von Honolulu: Ihre Stützpunkte liegen jetzt an der chinesischen Küste. Seit Juli greifen sie pausenlos und unbarmherzig unsere Geleitzüge an.

Anfang August, als der Geleitzug 770 den Hafen von Takao auf Formosa verlassen hatte, wurde die ‚Ojimayama-Marū‘ torpediert. Das Schiff explodierte und versank inmitten eines zwei Quadratmeter weiten Feuermeeres. Danach wurde die ‚Nichiran-Marū‘, eines der schönsten Schiffe der Osaka-Shosen, durch einen Torpedo versenkt. Am nächsten Tage kam die Reihe an vier andere. – Nach dem Geleitzug 770 fuhr der Geleitzug 771 aus: Ihm erging es noch schlimmer. Er bestand aus neunzehn Frachtern und wurde von zehn Zerstörern, Flugzeugträgern und Küstenwachtschiffen begleitet, als er majestätisch in Richtung Manila auslief. Ohne jeden Zwischenfall erreichte er die Höhe von Formosa. Am Abend fuhr er in die Meerenge von Bashi ein.

Die Schiffsbesatzungen wünschten sich noch, dass wenigstens dieser Abend ruhig verlaufe: Da fegte auch schon eine jener gefürchteten Böen des Südens heran. Wir waren mitten in der Regenzeit, der Mond erschien nur noch als ganz schmale Sichel. Kaum hatte sich die

Bö gelegt, ging das letzte Schiff des Geleitzuges, der Flugzeugträger ‚Owashi‘, nach furchtbaren Explosionen wie eine Fackel unter: Es hatte einen Torpedotreffer erhalten. Die anderen Schiffe drehten sofort ab und ergriffen mit Volldampf die Flucht. Die Nacht war jetzt pechschwarz, kein einziger Stern war zu sehen. Nach wenigen Augenblicken hörte man die Einschläge der Torpedos, die aus allen Richtungen auf uns geschossen wurden. Ein Schiff nach dem anderen sank. Bis zum heutigen Tage ist noch unbekannt, was aus der ‚Tamatsu-Maru‘ geworden ist. Sie war das Flaggschiff mit 5‘500 Mann an Bord. Die ‚Tei-A-Maru‘, ein Schiff von 20‘000 Tonnen, das für den Austausch von japanischen und amerikanischen Gefangenen eingesetzt worden war, erhielt vier Torpedotreffer. Weitere zwanzig Schiffe wurden an derselben Stelle versenkt. Alle waren vollbeladen mit dreitausend bis fünftausend Mann starken Elitetruppen und Waffen, die für die Verteidigung der Philippinen unersetzlich waren. Dreizehn Tage danach gelang es der ‚Kashii-Maru‘, acht Soldaten zu retten, die man – schon halb ohnmächtig – auf einem Floss in der Meerenge entdeckte. Diese acht Männer waren Überlebende des Flaggschiffes ‚Tamatsu-Maru‘. Sie waren ohne Essen und Trinken dreizehn Tage lang auf dem Meer getrieben.

Anfang Oktober lief ein sieben Schiffe zählender Geleitzug von Moji in Richtung Manila aus. Er war vollbeladen mit Flugzeugen und Mannschaften. Wir haben die Schiffe Moji verlassen sehen. Es heisst, dass fünf davon versenkt worden seien und nur zwei ihr Ziel erreicht hätten. Ausser diesen Geleitzügen haben noch viele andere, die ich selbst nicht kannte, das gleiche Schicksal erlitten, es ist nur zu verständlich, wenn man die Meerenge von Bashi «Teufelsstrasse für die Frachter» getauft hat! Immer wenn ich an die Dutzende von Schiffen, die dort auf dem Meeresboden liegen, und vor allem an die Zehntausende von Menschen, die dabei umgekommen sind, denke, spreche ich ein stilles Gebet für sie. Da diese Mitteilungen streng geheim sind, bitte ich Dich, Kuniko, nichts davon verlauten zu lassen.

Santa Nosa, den 15. November 1944

Am 8. November sind wir von Manila ausgelaufen. Weil uns der Gegner überlegen war, haben wir die Ausfahrt um zwei Stunden ver-

schoben und den Hafen erst gegen Mittag verlassen. Am 9. erhielten wir gegen fünfzehn Uhr die Meldung, dass sich von der nördlichen Spitze der Insel Leyte aus ein feindliches Flugzeug uns nähere. Um siebzehn Uhr tauchten hinter den Bergen der Bucht von Ormoc plötzlich einige Flugzeuge auf und griffen uns an. Sie kamen im Sturzflug auf uns herunter, feuerten aus allen Rohren und warfen ihre Bomben ab.

Wir wussten, dass es uns im Morgengrauen bei einem erneuten Luftangriff schlecht ergehen würde. So begannen wir gegen drei Uhr morgens die Truppen auf Küstenwachboote umzuschiffen. Gegen sieben Uhr befanden sich alle an Land. Nun mussten nur noch die Waffen ausgeladen werden. Das war aber ohne die Leichter unmöglich. So beschlossen wir, nach Manila umzukehren. Das Schiff fuhr gegen zehn Uhr vierzig ab. Als wir kaum die Stelle des Angriffs vom Vortage erreicht hatten, sahen wir vor uns zwischen den Wolken japanische Flugzeuge in einen Luftkampf mit einigen ‚Lockheeds‘ verwickelt. Sobald wir die Gefahr erkannt hatten, fuhren wir mit voller Geschwindigkeit davon. Um elf Uhr zehn jedoch entdeckte ich in etwa zweitausend Meter Höhe wieder Flugzeuge.

Mit dem Feldstecher machte ich dreissig amerikanische ‚B 25‘ aus, die von einem Luftangriff auf Tokyo zurückkehrten. Sie kamen parallel zum Geleitzug backbord heran, drehten, als sie dessen Spitze erreicht hatten, nach Steuerbord ab und griffen uns von dort mit je zwei Flugzeugen an. Die ersten zwei von ihnen gingen in Flammen auf und stürzten ins Meer. Das Schiff erlitt durch die Einschläge furchtbare Erschütterungen. Beim zweitenmal nahmen die Burschen die Schiffsbrücke mit 13-mm-Maschinengewehren aufs Korn. Wir waren auf allen Seiten von Kugeleinschlägen umgeben. Die dritte Welle bombardierte mit zwei Maschinen im Tiefflug den Rauchfang, und beim viertenmal kamen vier Flugzeuge, von denen je zwei den Bug und das Heck ansteuerten. Die Bombe, die in die erste Luke gefallen war, setzte einhundertachtzig Kanister Benzin in Brand. Am Heck des Schiffes, bei der sechsten Luke, wurde ein so grosses Loch aufgerissen, dass ein Pferd hineingepasst hätte. Eine weitere Bombe schlug neben den Munitionsbehältern ein, die explodierten und den Unteroffizier Fujimoto und den Gefreiten Minato auf der Stelle töteten. Das Feuer breitete sich schnell auf andere Munitionsbehälter und schliesslich auf den Schiffskörper selbst aus.

Während alles zur Schiffsräumung fertig gemacht wurde, fand ich mich damit ab, nicht mit gerettet zu werden, da ich nicht schwimmen konnte. Um jedoch dem Befehl zu gehorchen, hielt ich mich mit der Schwimmweste, dem Wasserschlauch, dem Waschbeutel und dem Bajonett auf Deck bereit. Das ganze Schiff war jetzt ein einziger Flammenwirbel, in den die feindlichen Flugzeuge ihre Maschinengewehrgarben sandten. Nichts konnte mich auf Deck mehr vor den Kugeln schützen. Ich zündete mir eine Zigarette an. Die Soldaten rannten wild in allen Richtungen durcheinander. Ich gab ihnen den Befehl, alles, was das Wasser tragen würde, über Bord zu werfen. Inzwischen begann das Schiff zu sinken. Der Kapitän bat mich, es zu verlassen.

Nun sah ich, wie die Soldaten ins Wasser sprangen. Ich stand am Heck des Schiffes, wo ich so oft die Sterne betrachtet und von der Heimat geträumt hatte.

Jetzt war ich entschlossen, mir bis zum letzten Augenblick bewusst zu bleiben, dass ich ein Vorgesetzter, wenn auch der niedrigste Grad unter den Offizieren, war. Ich wollte mich vor den Mannschaften nicht lächerlich machen, und so entschloss ich mich, als letzter vom Schiff zu gehen. Eigentlich sollen diejenigen, die schlecht schwimmen können, zuerst ins Wasser springen und möglichst weit vom Schiff wegzukommen versuchen, damit sie nicht in den Sog geraten, der beim Sinken des Schiffes entsteht.

Schon hatten alle Soldaten das Schiff verlassen, das sich jetzt immer schiefer legte. Ich zog also meine bereitgehaltenen Militärhandschuhe über und liess mich an einem Seil aufs Meer hinabgleiten. In diesem Augenblick kam mir überhaupt nicht zum Bewusstsein, dass ich gar nicht schwimmen konnte. Mich erfüllte nur das Gefühl, getan zu haben, was ich tun musste. Als ich im Wasser angekommen war, sah ich über meinem Kopf den Namen unseres Schiffes in grossen Lettern: Kashii-Maru-T okyo.

Als ich begann, Schwimmversuche zu machen, hörte ich, wie jemand nach mir rief. Ich hielt Umschau und sah, dass es Unteroffizier Sasugawa war. Da es mir schwerfiel, lange Reden zu halten, antwortete ich nur «ja» und fing wieder an, Schwebbewegungen zu machen, merkte aber bald, dass ich diesmal nicht vorwärts kam. Etwas entfernt von uns klammerte sich Oberleutnant Shimokura an einer Planke fest. «Hierher» rief er uns zu. Auch er konnte nicht schwimmen. Wir

hielten uns also zu dritt an der Planke und paddelten mit den Händen, während das Öl aus dem Schiff lief, immer näher an uns herankam und uns schliesslich völlig umgab. Wir mochten etwa zwanzig Minuten gepaddelt haben, als ich plötzlich den Eindruck erhielt, dass sich die Wasseroberfläche erhellte: Auf das ausgeflossene Öl war das Feuer übersprungen und verbreitete sich jetzt immer weiter. Das ganze Meer begann zu flammen. Um nicht bei lebendigem Leibe zu verbrennen, schwammen wir mit aller Kraft gegen den Wind, aber das Feuer dehnte sich immer rascher aus, bis wir die Hitze schon im Gesicht spürten. Ich gestand mir ein, dass jetzt alles verloren war. Bereit, hier zu sterben, erinnerte ich mich noch einmal glücklich daran, alle Photos, die mir lieb waren, bei mir zu tragen.

Mittlerweile war das Feuer in dem Schiff bis zur sechsten Luke vorgedrungen. Als es die Munitionskästen erreichte, ertönte eine ohrenbetäubende Explosion. Holz- und Stahlteile wurden hoch in die Luft geschleudert. Der gewaltige Luftzug aber, den die Explosion verursacht hatte, war stark genug, um das Feuer auf dem Wasser auszublansen. Jetzt schwammen wir unter Aufbietung aller Kräfte fort. Als das Öl auf dem Wasser zum zweitenmal Feuer fing, waren wir schon weit genug entfernt: Ich atmete auf.

Gegen vierzehn Uhr erreichten wir einen japanischen Frachter, der Truppen an Bord hatte. Man warf uns Seile zu, an denen wir hochkletterten. Als der Abend dämmerte, reichte man uns eine Schüssel Reis, und wir durften uns in einem Rettungsboot ausstrecken. Ich war so müde, dass ich weder schlafen noch einen Gedanken fassen konnte. Schliesslich hockte ich mich in meinen nassen Kleidern hin.

Am 11. erschien gegen zehn Uhr am Horizont ein Küstenwachboot, das die Nummer 31 trug. Nach einer halben Stunde wurden wir auf dieses Boot, das uns von Moji aus gefolgt war, umgeschifft. Hier wurde uns eine wirklich gute Behandlung zuteil. Man gab uns Zigaretten. Der Schiffingenieur Nakamura fragte mich häufig, ob ich irgendeinen Wunsch hätte. Am 20., um dreiundzwanzig Uhr dreissig, kamen wir in Manila an.

NAKAMURA TOKURO, Japan

geboren 1919, gefallen im Juni 1944 im Pazifik auf der Fahrt zu den Philippinen

29. April 1943

Der Tank rollte in der Dämmerung gegen Osten, durch die Provinz Musashino hindurch. Musashino! Welcher Duft des Bambus, der Zedern und der Reisfelder! Ich rieche die Miso-Suppe; ihr Geruch dringt bis zu mir und vermischt sich mit dem der jungen Knospen. In der Luft liegt der leichte Rauch des Gefechts. Ich bin in Gedanken.

5. März 1944

Wenn man unter Menschen von brutaler Gefühllosigkeit lebt, muss man sich immer und immer bemühen, tugendhaft zu bleiben. Trotz der vielen harten Kämpfe, die wir durchzustehen haben, dürfen wir die Liebenswürdigkeit und Güte nicht verlieren und müssen bemüht sein, den Reichtum des Herzens vor allen äusseren Anfechtungen zu sichern. Selbst im wildesten Kampf möchte ich die Güte, unter schlechten Menschen die Tugend und inmitten des Streites den Gleichmut bewahren.

Derjenige beweist Stärke im Leben, der nicht die Aufmerksamkeit anderer auf sich lenkt. Dagegen erscheinen wie Leblose, die den andern im Wege stehen, ihnen Stellung und Glück rauben und das Licht nehmen.

Wo die Sehnsucht nach Wahrheit verloren ist, kann ein Land nicht mehr blühen.

3. April 1944

Ich stand im kalten Regen vor dem Eingangstor. Da habe ich etwas Schlechtes getan, mich als kleinlicher Bürokrat gezeigt: Ein kleiner Junge kam und pisste neben das Tor. Nur darum habe ich ihn gescholten. Als ich sah, dass er weinte und ein blasses Gesichtchen hatte, tat er mir leid. Von Zeit zu Zeit befällt mich die rechthaberisch-pedantische Stimmung eines echten Bürokraten. Dennoch missbilligt mein

anderes Ich immer wieder diese Haltung, ich mache mir Vorwürfe und will diese üble Gewohnheit ablegen.

8. Mai 1944

Eine Glyzinienranke habe ich entdeckt, voll von schönen Knospen-
trauben. Lange und unverwandt habe ich sie betrachtet. Die Glyzinie
zu Hause wird jetzt auch in Blüte stehen. Welch traumhaft schöne Zeit
verbrachten wir doch damals, als die warme Sonne ihre Strahlen über
uns ausschüttete und wir uns unter dem Blütendach der Glyzinie aus-
streckten! Wer kann heute noch darunter träumen?

13. Mai 1944

Ich habe die Lektüre der ‚Leiden des jungen Werthers‘ beendet. Die
Geschichte seines Todes hat mich ergriffen. – Habe ich mich in letzter
Zeit nicht selbst betrogen? Sollte ich mich nicht mit einem Kompromiss
begnügen? Habe ich den klaren Sinn für das Gerechte verloren? Es
wäre schrecklich, schrecklich! Ich darf mich nicht «leben lassen», son-
dern muss selbst «leben». Es geht nicht an, dass ich mich wie ein Tier
behandeln lasse. – Geduld!

Moji, den 20. Juni 1944, morgens acht Uhr

Wahrscheinlich habt Ihr es schon durch die Zeitung erfahren: Wir
werden in den nächsten Tagen eingeschifft werden. Eine Menge leben-
diger Erinnerungen werden wir zurücklassen. Vielleicht hätte ich Euch
das telefonisch mitteilen können, vielleicht hätten wir uns noch einmal
treffen können – vielleicht... Das Schicksal!

Ich weiss natürlich noch nicht, welches unser Reiseziel ist. Es besteht
aber kein Zweifel daran, dass es ein heiss umkämpftes Schlachtfeld sein
wird. Ich befürchte, Euch lange keine Nachricht geben zu können. Zu-
fällig ist mein Kamerad Takamura in demselben Transport, in dem
nächsten Wagen.

Ich bin augenblicklich von innerer Unruhe ergriffen; all das, was mit
mir vorgeht, entgleitet meinem Verständnis, und ich kann mich noch
nicht damit abfinden.

Ist es nicht widersinnig, wenn ein Mensch mit eigener Persönlichkeit
zur einfachen Funktion der launischen Arbeitsweise der Gehirnzellen
eines anderen wird, der – selbst ohne Verstand – ihm weder Ach-

tung zollt noch Beachtung schenkt? Ich mag nicht als Schachfigur behandelt werden. Am liebsten würde ich wieder zur Arbeit in meinem alten Gymnasium eilen; dann bräuchte ich mich nicht dauernd nach dem hellen Frühling meines Lebens zu sehnen, der mir hier Stück um Stück genommen wird. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, dass kein anderer Japaner die Studienarbeit leisten wird, die ich mir vorgenommen habe. Meine Lage hätte mich dazu einzigartig begünstigt. Mein Ziel war nicht, zu Japans Ruhm beizutragen, obwohl ich glaube, dass diesem Zweck durch meine Arbeit mehr gedient wäre als durch die kriegerische Besetzung von Inseln und Städten.

Ich wurde stark gefördert von Herrn Professor Tsujimura, aber es wäre ungerecht, den Namen von Mr. Morris ungenannt zu lassen; denn er war es, der mich gelehrt hat, was man als Mensch, als Glied der menschlichen Gemeinschaft, zu tun hat. Eines Abends sassen wir beisammen. Es war in einem Zimmer, dessen tibetanische Wandgemälde ich noch heute sehe. Während ich mit einem silbernen Löffel aus Tibet meinen Tee rührte, sagte er mir: «Widme Dich der Wissenschaft!» Das werde ich nicht vergessen.

Wenn sich die Lage unseres Vaterlandes nicht ändert, bin ich über seine Zukunft beunruhigt. Auch wenn Japan meint, eine bevorzugte Nation zu sein, kann es der historischen Vorbestimmung seines Schicksals nicht entgehen. Das wäre ebenso lächerlich, als wollte man der modernen Physiologie zum Spott seinen Körper nach eigenen Angaben bestellen. Selbst wenn Japan siegt, frage ich mich, was aus alledem noch werden soll. Die Geschichte erst wird zeigen, wie viele Menschen ihr Vaterland wahrhaft lieben. Ich lege keinen Wert auf Auszeichnungen, sondern bin damit zufrieden, einer der Patrioten aus der langen Geschichte unseres Landes gewesen zu sein.

Für Katsuro:

Ich habe Dir gesondert ein paar Worte geschrieben. Auf dem Weg zum Friseur entdeckte ich heute in einem nahegelegenen Antiquariat einige Bücher. Ich freue mich, dass ich sie mitnehmen kann: Eine neue Auswahl Schiller und Goethe. Literatur und Kultur. Das formale Selbstbewusstsein. Jahrestafeln zur neueren Weltgeschichte.

GIACOMO ULIVI, Italien

Student aus Parma

geboren am 29. Oktober 1925 in Baccanelli San Pancrazio (Parma),
von der ‚Schwarzen Brigade‘ erschossen am 10. November 1944 auf
der Piazza Grande in Modena

An Freunde:

Herbst 1944

... Ich möchte, dass Ihr mir zugebt, wie unvorbereitet wir uns fühlen, die kürzlichen Irrtümer einseht und über die Tatsache nachdenkt, dass wir in allem wieder von vorn beginnen müssen. In allem, von den Häusern bis zu den Eisenbahnen, von den Türen bis zu den Elektrizitätswerken, von der Industrie bis zu den Getreidefeldern.

Vor allem aber, wisst Ihr, müssen wir bei uns selbst anfangen: Das ist die Voraussetzung für alles übrige. Fragt Ihr mich, warum wir bei uns von vorn anfangen müssen, in welchem Sinne? Also, zum Beispiel, wie viele von uns hoffen auf das Ende dieser furchtbaren Ereignisse, um ein arbeitsames und ruhiges Leben zu beginnen, das der Familie und der Arbeit gewidmet ist? Sehr gut: Das ist ein allgemeines Gefühl, sehr verbreitet und befriedigend. Aber ich glaube, Arbeiten genügt nicht: Im unbesiegbaren Wunsch nach «Ruhe», mag sie auch arbeitserfüllt sein, liegt ein Zeichen des Irrsinnigen. Denn in diesem Ruhebedürfnis ist die Verlockung, sich möglichst von politischen Manifestationen fernzuhalten. Das ist das furchtbare, glaubt mir, das schreckliche Ergebnis zwanzigjähriger falscher Erziehung, falscher Erziehung oder negativer Erziehung, die von allen Seiten zwanzig Jahre eingehämmert wurde und in vielen von uns Vorurteile gezeitigt hat. Insbesondere das Vorurteil der «Unsauberkeit» der Politik, das mir auf zweierlei Weise eingeflüsst worden zu sein scheint.

Täglich wurde uns gesagt, Politik sei Arbeit von «Spezialisten», Schwerarbeit, die ihre Ansprüche stellt: Und diese Ansprüche waren, wie man jeden Tag sehen konnte, denjenigen merkwürdig ähnlich, auf die sich die Arbeit irgendeines Diebes und Strassenräubers gründet. Theorie und Praxis trugen dazu bei, dass wir uns von jeder politischen Tätigkeit abwandten und fernhielten. Bequem, nicht? Soll

das tun, wer es kann und muss; ihr arbeitet und glaubt, so hiess es: Und nun sehen wir, was das Ergebnis ist –, wir sehen, dass wir im politischen Leben, wenn politisches Leben vor allem direkte Teilnahme an unseren Geschicken bedeutet, von den Ereignissen verschlungen worden sind. Das ist unsere Schuld, glaube ich.

Wie konnten wir Italiener nach jahrhundertelanger Erfahrung, hervorgegangen aus einem wunderbaren Prozess der Befreiung, bei dem niemand anders wie unsere Grossväter Eigenschaften bewiesen, die in Europa einzigartig sind, und Liebe zur öffentlichen Sache, das heisst zu sich selbst, zeigten, die vielleicht ohne Beispiel ist, wie konnten wir da abdanken, alles Recht sein lassen wegen einiger leerer, klingender Worte? Was haben wir geglaubt? Geglaubt haben wir gottlob nichts, aber wir haben uns auf jeden Fall von einer in moralischer und geistiger Hinsicht unangemessenen Minderheit alles aus den Händen nehmen lassen.

Dadurch sind wir geplündert und in ein endloses Abenteuer geworfen worden, und das ist noch, glaube ich, die «rosigere» Seite. Das schlimme ist, dass die Worte und Taten dieser Minderheit die moralische Einstellung, die Mentalität von vielen von uns abgestumpft haben. Glaubt mir, die «öffentliche Sache», das sind wir selbst, was uns damit verbindet, ist kein Gemeinplatz, kein aufgeblasenes und leeres Wort wie «Patriotismus» oder Liebe zur Mutter, die uns in Tränen und in Ketten ruft, keine barocke Vision, auch wenn andere Generationen ein Wunderwerk daraus machten.

Wir sind unehrlich mit uns selbst, aber vergessen wir uns selbst nicht in furchtbarer Leichtfertigkeit. Stellen wir also ohne jede Rhetorik fest, dass wir die öffentliche Sache selbst sind, unsere Familie, unsere Arbeit, unsere Welt, und dass jedes Unglück, das sie trifft, unser Unglück ist; wie leiden wir jetzt durch das äussere Elend, in das unser Land gestürzt ist! Wäre es wohl dazu gekommen, wenn wir uns das immer vor Augen gehalten hätten? Der Egoismus – dieses Wort hören wir nicht gern – ist wie eine kalte Dusche, nicht wahr? . . .

Wie möchten wir morgen leben? Nein, sagt nicht, Ihr hättet den Mut verloren, Ihr wolltet davon nichts wissen. Denkt daran, dass alles geschehen ist, weil Ihr nichts davon wissen wolltet! . . .

Habt Ihr jemals bedacht, dass sich in den nächsten Monaten das Schicksal Eures Landes entscheiden wird, Euer eigenes Schicksal: Welch

entscheidendes Gewicht wird unser Wille haben, wenn wir ihn wertvoll zu machen wissen? Es wird viel getan werden müssen. Versucht Euch einmal zu fragen, welcher Zustand Euch im Hinblick auf Euer eigenes Leben richtig dünkt, darauf stellt Eure Beurteilungen des Ziels ein. Wenn Ihr an die demokratische Freiheit glaubt, an die demokratische Freiheit in den Grenzen der Verfassung, könnt Ihr selbst die öffentlichen Dinge lenken, Ihr erwartet eine neue Konzession, mehr Gleichheit des Lebens und des Besitzes. Und wenn Ihr die erste Lösung annehmt, wünscht ihr, dass zum Beispiel allen das Wahlrecht zustehe, so dass das gewählte Parlament direkter und echter Ausdruck unseres Landes sei, oder wollt Ihr es heute auf einen kleineren Kreis, der dafür vorgebildet ist, beschränken, und erst allmählich auf jedermann ausdehnen? Dies und anderes müsst Ihr Euch fragen. Ihr müsst überzeugt sein und Euch darauf vorbereiten, zu überzeugen, nicht die andern zu überrumpeln, aber auch nicht zum Verzicht zu bringen.

Heute muss der Unterdrücker bekämpft werden. Das ist für Euch alle die erste Pflicht. Aber es ist gut, sich auf die dauerhafte Lösung dieser Fragen vorzubereiten. Ihr müsst verhindern, dass sie wiederaufstehen, müsst dafür sorgen, dass sich all das, was uns niedergeworfen hat, nicht wiederholt.

Ich schliesse diesen Brief, der, wie ich weiss, etwas konfus ist, aber dafür spontan. Ich wünsche Euch gute Arbeit.

UNBEKANNTER DEUTSCHER SOLDAT
gefallen im Frühjahr 1944 bei Monte Cassino

Bei Cassino, 13. Februar 1944

Ich bin jetzt schon mehrere Tage an der Front. Wir haben neue Stellungen dicht beim Tommy bezogen. Ich glaube, man kann behaupten, dass es auf dem Schlachtfeld an der Somme nicht schlimmer ausgesehen hat. Es ist furchtbar, und wenn man drüber nachdenkt, wann dieses Elend einmal aufhört, überkommt einen das Grauen.

15. März

Heute ist die Hölle los in Cassino. Cassino ist ein paar Kilometer links von uns. Wir können von hier aus alles gut übersehen. Fast 1'000 Flugzeuge bombardieren unsere Stellungen in Cassino und in den Hügeln. Man sieht nichts, nur Staub und Qualm. Die Jungs, die da oben liegen, müssen wahnsinnig werden. Obendrein schießt die Artillerie den ganzen Tag Trommelfeuer. Die Erde zittert wie bei einem Erdbeben.

17. März

Trotz aller Bomben und Granaten halten wir noch immer Cassino. Heute wurden wir ganz unerwartet abgelöst. Anscheinend hat das nichts Gutes zu bedeuten, denn es kommt zu plötzlich, aber das Wichtigste ist, dass wir aus diesen Bergen herauskommen.

22. März

Wir sind wieder in den Bergen hinter Cassino. Was wir hier durchmachen, ist unbeschreiblich. So was habe ich in Russland nie erlebt, keine Sekunde Ruhe, nur immer das furchtbare Donnern der Geschütze und Granatwerfer, und ausserdem noch die Flugzeuge. Es ist alles Schicksal, und viele hat es schon erwischt. Unsere Stellung ist mit Steinen eingefasst.

25. März

Starker Schneefall. Der Schnee wirbelt in unsere Stellungen. Man fühlt sich wie in Russland. Kaum freut man sich, weil man ein paar Stunden Ruhe hat und schlafen kann, da kommen die Flöhe und Läuse und quälen einen. Auch Ratten und Mäuse leisten uns Gesellschaft.

UNGENANNTER JUGOSLAWISCHER SOLDAT

Brief an sein noch nicht geborenes Kind:

[Im Kriege]

Mein Kind, noch schläfst Du im Dunkel und sammelst Kräfte für den Kampf der Geburt; ich wünsche Dir alles Gute. Du hast jetzt noch keine eigentliche Gestalt, Du atmest nicht und bist blind. Doch wenn Deine Zeit gekommen ist, Deine Zeit und die Zeit Deiner Mutter, die ich von Herzen liebe, dann wirst Du auch Kraft finden, nach Luft und Licht zu ringen. Es ist Dein Erbe, um Licht zu ringen und auszuharren, dazu bist Du als Kind, vom Weibe geboren, bestimmt, ohne um das Warum zu wissen.

Bewahre Dir die Liebe zum Leben, aber wirf die Furcht vor dem Tode von Dir. Man muss das Leben lieben, sonst ist es verloren, aber man sollte es nicht zu sehr lieben.

Bewahre Deinem Herzen den Hunger nach neuer Erkenntnis, bewahre Dir den Hass gegen jegliche Lüge und bewahre Dir die Macht, das Schlechte zu verabscheuen. Ich weiss nun, dass ich sterben muss, und Du musst geboren werden, um auf dem Trümmerhaufen meiner Irrtümer zu stehen. Vergib mir. Ich schäme mich, Dir eine unordentliche und unbequeme Welt zu hinterlassen. Aber es muss sein. Ich küsse in Gedanken Deine Stirne, um Dich zum letztenmal zu segnen. Gute Nacht, mein Kind – guten Morgen und ein lichtiges Erwachen.

ANTON VON WEBERN, Österreich

Komponist

geboren am 3. Dezember 1893 in Wien, von einem Angehörigen der amerikanischen Besatzungsmacht durch ein Versehen erschossen in Mittersill, Salzburg, am 15. September 1945

27. Juli 1939

. . . wir haben ja einen «Halt» und der ist meines Erachtens unüberwindlich und so habe ich (sowohl für mich als auch in der Sorge um die Anderen) den Mut wohl noch in keinem einzigen Augenblick sinken lassen! Ja aber, lieber Freund, das ist ja *Alles!!* Von diesem «Halt» aus erschienen mir die von Ihnen erwähnten – man muss schon sagen «Herrschaften» – schon immer als «Gespenster»!

23. August 1941

Ich war aber ganz und gar von meiner Arbeit (II. Kantate, op. 31) in Anspruch genommen und bin es noch. Das erste Stück eines neuen Chorwerkes (mit Soli und Orchester), es dürfte wohl den Umfang einer Kantate überschreiten – so wenigstens ist mein Plan – also dieses erste Stück ist fertig und auch schon in Partitur gebracht. Und gleich möchte ich Ihnen ein wenig davon erzählen: Es ist formal ein Einleitendes, ein Rezitativ! – Aber nun liegt diesem Gebilde eine Konstruktion zugrunde, wie sie vielleicht kein Niederländer sich jemals ausgedacht hat; es war die vielleicht schwerste Aufgabe, die ich (in solcher Hinsicht) je zu erfüllen hatte!

Zugrunde liegt nämlich ein vierstimmiger Kanon kompliziertester Art. Wie er ausgeführt ist aber, glaube ich, war nur möglich auf Grund des Reihengesetzes, das hier ganz besonders in Erscheinung tritt, ja dessen Sinn hier vielleicht erst so ganz wirksam ist.

Im Platon habe ich gelesen, dass «Nomos» (Gesetz) auch die Bezeichnung für «Weise» (Melodie) war. – Diese Weise nun, die das Sopran-Solo in meinem Stück singt als Einleitung (Rezitativ), sie möge das *Gesetz* (Nomos) sein für alles, was noch folgt!

Im Sinne der Goetheschen «Urpflanze»: «Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden . . . Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.» – *das nicht im tiefsten der Sinn unseres Reihengesetzes?*

23. Februar 1944

Leben heisst, eine *Form* verteidigen, so etwa drückt es Hölderlin aus. Gern sage ich Dir es: dieser Dichter beschäftigt mich schon seit geraumer Zeit sehr intensiv. Ermesse, welchen Eindruck es auf mich gemacht hat, als ich in den Anmerkungen zur Ödipus-Übersetzung die Stelle fand: «Auch anderen Kunstwerken fehlt, mit den griechischen verglichen, die *Zuverlässigkeit*; wenigstens sind sie bis jetzt mehr nach Eindrücken beurteilt worden, die sie machen, als nach ihrem *gesetzlichen Kalkül* und sonstiger Verfahrensart, *wodurch das Schöne hervor gebracht wird.*» – Brauche ich erst zu sagen, warum mich die Stelle so ergriffen hat ?..

6. Juli 1944

Die Partitur meiner zweiten Kantate soll Dir natürlich zum Studium überlassen sein, so lang Du sie eben brauchst! Was wirst Du dazu sagen? Wenn Du zum Beispiel das Bild des sechsten Stückes gewahrst? Was ich für ein instrumentales Stück skizziert hatte – ich schrieb Dir davon – ist übergegangen in die Komposition einer sehr langen Dichtung von H. Jone: «Das Sonnenlicht spricht. . . *Sehet, die Farben stehen auf!*» Entsprechend der Dichtung wird auch musikalisch eine zusammenhängende grosse Form entstehen, deren Lösung mich eben besonders interessiert. Wieder für Soli und Chor (mit Orchester).

Wie werdet Ihr den 13. September feiern? Übermittle mein innigstes Gedenken, das mich Tag und Nacht beherrscht, meine unsagbare Sehnsucht! Aber auch meine niemals aussetzende Hoffnung auf eine glückliche Zukunft!

VINCENT WEIJAND, Holland

geboren am 31. Oktober 1921 in Bergen (Nordholland), gestorben am
22. Februar 1944 im Lager Buchenwald

Gesang

Deine Stirn leuchtet blank
Wie auf wolkigen Terrassen,
Engelschritte leis und frank
Silberweise Spuren lassen.

Rein und mild hat sich Dir
Balsam und Jasmin gespendet,
Mond und Lenz haben hier
Elfenbeinern Glanz verschwendet.

Nur das Haar schattet linder,
Wo die Locken bebend rasten,
Nach den Augen und nicht minder
nach den bangen Schläfen tasten.

Da vom Jahrhundertsschlag die Glocke klang,
Erhob in die Wolken der Adler sich und stieg,
In glühender Eintracht zerrann der Feier Sang,
Doch im Himmel beim Schliessen des Tags stand der Adler und
schwieg.

HE YÄ-FANG, China

geboren 1901, gefallen in den japanisch-chinesischen Kämpfen

An den Bruder:

Blinder Wind und stürmischer Regen
stürzen auf Fluss und Land.
Ich sehne mich nach dem heimatlichen Haus,
nach dem Gebirge,
aber der Weg ist weit. -----
Ich denke an dich an der Front,
aber ach! ich kann dich nicht sehen.
Als ich verloren in der Trennungstrauer war,
flogen die Gänse nur nach Westen.

HAN YONG-UN, Korea

geboren 1879 in Hongsong, Provinz Süd-Gh'ungch'ong, gestorben
nach jahrelanger Gefängnishaft 1944

Über die Liebe

Freude und Glanz der Dinge wachsen wie die Dinge selbst, aber deine Liebe wird grösser, wenn sie, von aussen gesehen, kleiner wird. Zwischen dir und mir, zwei Menschen, lebt die Liebe. Wer sie messen will, muss den Abstand zwischen uns beiden messen. Aber je grösser die Entfernung zwischen dir und mir, desto grösser die Liebe auch: Schwindet der Abstand jedoch, schwindet die Liebe mit ihm. Kleine Liebe, nahe Liebe entlockt mir Lachen, grosse Liebe, ferne Liebe Tränen. Wer sagt: «Aus den Augen, aus dem Sinn?» Wenn Liebe so verblasste, nachdem du mich verliessest, was ist es dann, das mich jeden Tag weinen lässt, wenn nicht die Liebe allein?

Ein Mädchen blickt zum Mond

Der Mond war hell und meine Sehnsucht nach dir gross.
Im Garten sass ich und sah ihn an.
Langsam wandelte sich der Mond in dein Antlitz – breit die Stirn, die
Nase rund, schön der Bart: sehen konnte ich alles genau.
Letztes Jahr war dein Antlitz hell wie der Mond,
Heute Nacht ist der Mond schön wie dein Gesicht.
Weil nun dein Antlitz der Mond ist, ist meines zum Mond auch ver-
wandelt.
Wusstest du, dass mein Gesicht eine schmiegsam schmale Mondsichel
werden könnte?
Wie dein Antlitz der Mond, so ist nun meines der Mond auch.

Wenn sie kommt

Traumhaft schweift der Kahn des Schweigens
im fahlen Mondlicht,
wird getragen in endlosen Wellen durch fernes Sternenreich,
hin in namenloses Land.

Ihre Bewohner kennen nicht die Macht des Kaisersiegels,
sie schreiten auf goldenem Teppich,
kennen nicht den Reiz der jungen Liebe,
sie lieben zu lächeln, freuen sich am Blau des Himmels.

Als ich meinen Kahn der Seele
am Ufer dieses Landes festband,
streckten sie mir ihre Hände entgegen,
baten mich, mit ihnen zu leben.

Ich aber kehrte zurück in die Wirklichkeit,
um im Herzen für meine Geliebte
ein Nirwana, ein Paradies, zu bereiten,
wenn sie kommt.

Die Wellen des Mondlichts
spielen nach der Bewegung der Gräser,
sie tragen Wasserperlen
auf ihren Häuptern.

LODE ZIELENS, Belgien

geboren 1901, umgekommen am 28. November 1944 in Antwerpen
durch eine V-2-Rakete

Mancher denkt an seine Kindheit in Augenblicken der Stille zurück, und eine Ergriffenheit überkommt die Seele. Toren schütteln diese Erinnerungen von sich ab, ziehen die Schultern hoch und murren; ohne sich umzuschauen, schreiten sie weiter. Ich sage: Toren. Doch schon zögere ich. Vielleicht sind die Starken gerade jene, die nicht erinnert werden wollen, sich nicht zu erinnern wünschen; sie wälzen die Vergangenheit von sich ab; wenn sie aus dem einen oder anderen Grunde dem Heute entfliehen, entfliehen wollen, tun sie es nicht mit einem Sprung rückwärts. Ihr Geist schwebt der Zukunft entgegen. Allzu Gefühlvolle jedoch, Romantiker (und sind wir das nicht alle ein wenig?) beugen sich über die Vergangenheit und verharren, wo immer sie sich auch befinden mögen.

Wie dem auch sei, keinem Menschen bleibt dieses Erinnern fremd. Viele brauchen ein ganzes Menschenleben, um ihrer Jugend zu entwachsen; vorausgesetzt, dass sie ihr zu entwachsen wünschen. Merkwürdig ist, wie wir dies bei den einen ertragen können, bei den anderen nicht. Manche halten sich bei ihrer Jugend auf, weil sie eine allzu harte Wirklichkeit, weil sie das Heute fürchten; zuweilen ist dieses Heute nichts anderes als ein Stets-wieder-Erleben der Jugend. Sie ziehen die Glorie der Vergangenheit dem armseligen, glanzlosen, unschönen Heute vor.

Je älter ein Mensch wird, umso öfter erlebt er seine Jugend wieder, oft schöner, als sie in Wirklichkeit war, denn Erinnerung schleift die hässlichen Kanten früher Tage ab. Nur das Wunderbare und Schöne

bleibt im Gedächtnis haften, inniger gefärbt durch die Erinnerung und durch das Verlangen zum Ausschmücken dessen, was einst gewesen ist; Reaktion oder Protest.

Kranke, die durch Fieber ans Bett gefesselt sind und das Zimmer hüten müssen, vergessen bei diesem wunderbaren Erblühen der Jugend Leiden und Schmerzen.

Man sagt, dass Ertrinkende in den wenigen Augenblicken, die ihrem Tode vorausgehen, ihr ganzes Leben blitzartig überschauen und sich am verzweifeltsten an die Bilder ihrer Jugend klammern, um mit solch reicher Erinnerung in den Tod zu gleiten. Rilke (man spricht nun andauernd von ihm, doch hat man vergessen, dass viel von Rilke schon bei Dostojewskij vorhanden ist, und dass dieser so viel mehr bietet?) hat unvergesslich über den süßen Sinn der Kindheit geschrieben.

Ich frage: Was ist dieses Zurückdenken an die Jugend denn anderes als ein Verlangen nach dem Erlebnis des Glückes, an dem das seltsamste ist, dass man es unbewusst genossen hat? Der spätere Mensch (wenn ich mich so ausdrücken darf) hat erfahren, dass er für das einfachste Glück oft Bitterkeit und Schmähung in Kauf nehmen muss; das Glück der Jugend, meint er, werde ihm umsonst zugemessen. In seinem Wahn vergisst der Mensch, dass vielleicht andere, seine Eltern oder seine Jugendgefährten, für sein Glück Schätze aufbringen mussten.

Und auch dies möchte ich fragen: Gelten unsere heimliche Bewunderung und Eifersucht nicht dem, der dieses Erleben oder Wiedererleben des Glückes männlich zu verschmähen weiss und ihm das Leben vorzieht, so wie es ist?

Ich habe einmal geglaubt, ich hätte eine unglückliche Jugend gehabt, mit so viel Einsamkeit, zu wenig Sonne, zu wenig Jungenfreuden. Aber das ist unrichtig; dank meiner Einsamkeit habe ich so viel Herrliches, Begeisterndes, Entzückendes erlebt, wenn auch von anderer Art als jene anderen «normalen» Jungen, deren Freuden mir vorbehalten geblieben sind. Ich habe Farben leuchten sehen, Musikwellen gehört, mein Herz war warm vor Zärtlichkeit, mir wurde eine Innigkeit und Süsse zuteil, die mich heute noch in schweren Augenblicken zu trösten vermögen. Unglücklich, wer sich nicht mehr an damals erinnern kann.

Ich glaube, in seinem tiefsten Wesen bleibt ein Mensch doch stets das Kind, das er einmal gewesen ist. Er kann abirren, und gewiss wird er es auch; er kann auf allen Gebieten wundersame Irrzüge unter-

nehmen, er kann körperliche und seelische Krisen überstehen, er kann nach schmerzlicher innerer Auseinandersetzung verbrennen, was er einst angebetet hat, er kann tiefere Perspektiven entdecken, weitere Himmel anschauen, er kann die Glut geistiger und physischer Leidenschaften erfahren, er kann erfahren, dass die Leidenschaft des Geistes stärker zu begeistern vermag, dass man aber für die körperliche Leidenschaft grössere Opfer zu bringen, tiefere Erniedrigungen in Kauf zu nehmen bereit ist, er kann, weil er ein Mensch ist, dumme Streiche begehen, weil das Leben nun einmal eine mühsame Tugend ist und sich nicht leicht erlernen lässt, er kann andere Menschen an der Nase herumführen oder vor sich selbst mehr Komödie spielen als vor diesen, einmal wird er entdecken, dass er doch selbst das Kind geblieben ist, ängstlich vor dem Schlafengehen: ein Mensch, der vor dem Gewaltigen im stets entrinnenden Leben zittert und sich doch mit seinem ganzen Wesen danach sehnt.

Ich habe in meiner Jugend Laienspielen beigewohnt, die mich tiefer ergriffen und stärker berührt haben als manch ein grosses Stück später. Ich habe ausgezeichnete Symphoniekonzerte hören dürfen, unter der Leitung berühmter Dirigenten, habe Opernvorstellungen gesehen, die mich vor Rührung frösteln liessen.

Doch über all dem kann ich jene Rührung nicht vergessen, die ich erlebte, als ich meinen Vater zum ersten Male in meinem Leben mitten in der Nacht mit flüsternder Stimme Schubertlieder singen hörte, ein Adagio von Beethoven, ein Andante von Mozart oder ein Menuett von Haydn, ohne noch etwas von diesen berühmten Männern zu wissen. Ja, Musik inmitten der dunklen Nacht, Musik von einem Menschen gesungen, der müde von der Arbeit gekommen und müde dorthin gegangen ist, aber an die Musik gebunden war und mir ihre erste Offenbarung geschenkt hat.

Ich habe Gemälde grosser Meister gesehen. Als Knabe besuchte ich regelmässig das Museum der schönen Künste – jeden Sonntag nur einen Saal. Während ich später fern der Heimat weilte, sehnte ich mich so manchmal nach unseren grossen Meistern; haben sie mir nicht zum guten Teil das Wesen unseres Volkes zu vermitteln gewusst? Gottlob, ich habe mich hier und dort den Schöpfungen genialer Maler nähern dürfen, aber wenn ich an die Farbvisionen meiner Jugend zurückdenke, in einem feuchten Keller erlebt, an die ersten Offenbarun-

gen des Lichtes und der Farbe, die Licht ist, an Tiefe und Reinheit von Farbe und Licht, wenn ich an jenes Wunder zurückdenke, das ich erlebt habe, als ich aus einem dunklen Torweg plötzlich die ganze Fülle eines Kirchenfensters aufstrahlen sah, so weiss ich wohl, dass die Ergriffenheit des reiferen Menschen geistiger, intensiver, bewusster ist als das Entzücken des Knaben, aber ich weiss nicht, warum diese ersten Offenbarungen deshalb in Vergessenheit geraten sollten . . .

TAMIKI HARA, Japan

geboren 1905 zu Hiroshima, 1945 von der Strahlung der Atombombenexplosion getroffen, Freitod 1951

Die erste Atombombe fällt:

Hiroshima, August 1945

In der Frühe gegen acht Uhr stand ich am 6. August 1945 auf. Am letzten Abend war zweimal Luftalarm gegeben worden, doch es kam kein Angriff . . . Plötzlich traf mich jetzt ein Schlag auf den Kopf und vor meinen Augen wurde es finster. Ich schrie laut und hob die Hände, doch in der Dunkelheit hörte ich nur einen Sturm herabsausen, sonst verstand ich nichts . . . Meine eigenen Rufe hörte ich wie die Stimme eines anderen Menschen. Als dann, wenn auch verschwommen, erkennbar wurde, wie die Umwelt aussah, war mir zumute, als ob ich mitten auf der Bühne eines schweren Unglücks stünde. Hinter den dicken Wolken von Staub erschien ein blauer Raum, immer mehr Räume tauchten auf. Langsam ging ich über den Fussboden, wo auch die Binsenmatten weggerissen waren. Da kam mir meine Schwester in grosser Eile entgegen: «Wurdest Du nicht getroffen? Wurdest Du nicht getroffen, ja?» schrie sie. «Deine Augen bluten, wasche Dich schnell.» Sie sagte mir noch, dass in der Küche Wasser fliesse.

Vom Lagerhaus des benachbarten pharmazeutischen Werkes kamen jetzt kleine Flammen. Es war höchste Zeit, das Weite zu suchen. – Gemeinsam mit K. musste ich über zerstörte Häuser hinweg mir den Weg bahnen, wir gingen zunächst langsam, um den Hindernissen auszuweichen, und beschleunigten dann unsere Flucht, als wir flachen Boden spürten und merkten, dass wir auf einer Strasse waren. Hinter einem zusammengebrochenen Haus schrie jemand «Onkel!». Wir drehten uns um, eine Dame mit blutüberströmtem Gesicht weinte und suchte Hilfe. Sie ging nun mit uns, tiefes Entsetzen im Gesicht. Bald begegneten wir einer anderen Frau, die am Wege stand und wie ein Kind schrie: «Mein Haus brennt, mein Haus brennt!» Der Rauch stieg überall aus den zusammengestürzten Häusern auf. Plötzlich befanden wir uns an einer Stelle, wo die Hitze der Flammen ungeheuer tobte. Dann fanden wir wieder eine Strasse und erreichten die Sakae-Brücke.

Hier drängten sich immer mehr Flüchtlinge zusammen. Ich nahm den Weg zum Palast Izumi und verlor K. aus den Augen. Das Gebüsch wurde durch die Gewalt der fliehenden Menschen niedergetreten, so dass von selbst ein Steg entstand, die hoch emporragenden Bäume waren meist bis zur Hälfte abgebrochen. Der bekannte Garten am Fluss war jetzt schwer beschädigt. Ich sah das Gesicht einer älteren Frau, die sich bei einem Strauch niederkauerte und entkräftet ausstreckte. Ihr völlig verstörtes Wesen schien irgendwie anzustecken. Zum erstenmal erblickte ich ein solches Gesicht, aber noch unheimlichere Gesichter musste ich nachher ständig sehen.

Jeder dachte zunächst, nur sein Haus sei bombardiert worden, und erst im Freien sah man, dass alles zerstört war. Dabei fand man keine Löcher, die sonst durch Bombenexplosionen entstehen, obschon alle Gebäude zusammengebrochen waren. Das Feuer auf dem anderen Ufer, das eine Weile nachgelassen hatte, fing wieder an zu wirbeln. Dieses Mal war in den roten Flammen ein dunkler Rauch zu sehen, dessen schwarze Masse rasend schnell sich verbreitete, und im Nu schien auch die Hitze der Flammen gesteigert. Die unheimliche Glut verzehrte alles und liess nur Trümmer zurück. In diesem Augenblick merkte ich, dass eine ungemein durchsichtige Luftschicht am Himmel mitten über dem Fluss stromaufwärts näherkam. Kaum konnte ich noch «Wasserhose» rufen, als der gewaltige Wind uns schon erreichte. Alle Bäume und Sträucher zitterten, manche wurden in die Luft gerissen. Fliegende Bäume stürzten wie Pfeile in das dunkle Chaos hinab. Ich glaubte, alles sei vom grünen Schimmer einer grauenhaften Höllenbilderrolle umflutet.

Als die Wasserhose vorbeigezogen war, beherrschte schon die Abendstimmung den Himmel. Ich traf meinen Zweitältesten Bruder, dessen Gesicht mit einer grauen Spur, wie mit dünner Tusche von einem Pinselstrich, gezeichnet war, sein Hemd hing zerrissen über den Rücken. Aus der Wunde, die wie ein Sonnenbrand im Seebad aussah, wurde später eine Eiterung, die lange ärztliche Pflege erforderte. Damals jedoch war er noch ziemlich frisch und munter. Als ich mit ihm nun den schmalen Steinweg dem Wasser entlang stromaufwärts ging, um eine Fähre zu finden, sah ich Scharen unbeschreiblich entstellter Menschen. Die sinkende Sonne liess die Landschaft erblassen; oberhalb sowie unterhalb des Ufers befanden sich solche Leute und warfen

Schatten auf das Wasser. Die Gesichter waren unsagbar auf geschwollen, so dass kaum zu erkennen war, ob es sich bei diesen Menschen um Männer oder Frauen handelte, die Augen schienen schmal wie ein Faden, die Lippen äusserst entzündet. Die Menschen lagen in den letzten Zügen, ihre schmerzenden Körper waren entblösst. Wenn wir an solchen Gruppen vorbeikamen, riefen sie uns mit leiser, zarter Stimme zu: «Lassen Sie mich ein bisschen Wasser trinken!» – «Helfen Sie mir bitte!» . . . Sie hatten fast alle um etwas zu bitten.

Durch ein ergreifendes Rufen «Onkel!» wurde ich angehalten. Im Fluss lag ein nackter Junge, bis zum Kopf im Wasser, tot, und weniger als einen Meter von diesem Leichnam entfernt kauerten zwei Frauen auf einer Steinstufe. Ihre Gesichter waren um die eineinhalbfache Grösse angeschwollen, hässlich verzerrt. Erst an ihrem angebrannten struppigen Haar erkannte ich sie als Frauen. Dieser Anblick löste zunächst weniger Mitleid als Schrecken in mir aus. Die beiden Frauen flehten, als sie mich bemerkten: «Die Bettdecke da unter dem Baum gehört uns, bringen Sie uns die Decke doch bitte hierher!» Unter dem Baum sah ich allerdings etwas wie eine Decke. Da aber darauf schon ein Schwerverletzter im Sterben lag, konnte man nichts mehr mit ihr machen.

Wir fanden nun ein kleines Floss, lösten das Tau und ruderten zum anderen Ufer. Als wir an der Sandfläche landeten, dämmerte es schon. Es schienen sich aber auch hier viele Verletzte zu befinden. Ein Soldat, der am Wasser kauerte, bat mich, ihm warmes Wasser zu geben. An meine Schulter gelehnt, ging er mühsam mit mir auf dem Sand und sagte plötzlich schroff: «Besser wäre der Tod!» Ich stimmte ihm zu, ohne ein Wort hervorzubringen. Unaufhaltsame Erbitterung gegen das Irrsinnige schien uns in diesem Augenblick schweigend zu verbinden. An einem Tisch trank ein grosser, schwarzgebrannter Kopf warmes Wasser aus einer Teetasse. Das riesengrosse, seltsame Gesicht sah aus, als bestehe es aus lauter schwarzen Sojabohnen. Ausserdem war das Haar in Höhe der Ohren genau waagrecht abgeschnitten. Später, nachdem ich immer wieder Gebrannte mit dem waagrecht geschnittenen Haar traf, begriff ich allmählich, dass ihr Haar jeweils bis zum Rand ihres Hutes zerstört war.

Als die Flut kam, verliessen wir die Flussniederung und gingen auf den Damm. Die Nacht mit ihrer Finsternis steigerte sich zur Hölle.

Überall tobte der Ruf: «Gib Wasser, gib Wasser!» Der Lärm der Leidenden in der Flussniederung wurde immer grösser. Auf dem Damm lagen in unserer Nähe einige verletzte Schülerinnen. Es war windig und zu kalt, um einschlafen zu können. An einem Baum funkelte einige hundert Meter entfernt ein Feuer. «Der Hain fängt an zu brennen, sollen wir nicht fliehen?» sagte jemand ängstlich. Noch schien die Flamme aber nicht bis zu unserer Stelle überzugreifen. Da kam Voralarm: Eine Sirene war irgendwo unzerstört geblieben. Man hörte sie leise heulen. In der Stadt brannte es anscheinend noch heftig weiter. Stromabwärts sah man den ungewissen Lichtschein.

«Ach, dass der Morgen schnell käme!» klagte eine Schülerin.

«Mutter, Vater!» riefen sie leise im Chor.

«Wird das Feuer auch hierher kommen»? fragte eine Verletzte.

Aus der Flussniederung hörte man einen scheinbar sehr kräftigen Jungen in seinem Todeskampf stöhnen. Sein Rufen kam von allen Seiten auf uns zu: «Wasser, geben Sie Wasser! Ach, Mutter... Schwester . . .» Die Stimme schleuderte die Worte heraus, als zerrisse sie den ganzen Leib und die Seele, ein schmerzliches, getriebenes Schnaufen schlang sich schon schwächer hinein: «Oh, oh.» Als es tagte, hatte die Stimme schon aufgehört zu rufen. Doch es war mir zumute, als hörte ich immer noch dieses tief erschütternde Todesgeschrei in den Ohren hallen, während mich die frische, kühle Morgenluft umgab.

Unter dem Schreintor von Toshogu war eine Baracke für ärztliche Behandlung eingerichtet. Zunächst prüfte ein Polizist flüchtig die Angaben über den Heimatort und das Alter. Man erhielt ein Formular, musste dann in einer Schlange stehen und stundenlang warten, der brennenden Sonne ausgesetzt. Doch wer in der Schlange bleiben konnte, durfte sich glücklich schätzen. Ein angebranntes Mädchen wälzte sich am Wege und heulte mit furchtbarer Stimme: „Hilf mir, Onkel Soldat, hilf mir!“ Ein Mann, der die Uniform des zivilen Wachtienstes trug, hatte den aufgeschwollenen Kopf auf einen Stein gelegt; mit schwächerer, abgerissener Stimme kamen aus seinem angebrannten, kohlschwarzen Munde die Worte: «Wer will mir helfen, ach Krankenschwester, Herr Doktor!» Doch es konnte sich niemand um ihn kümmern, denn die Zahl der Ärzte, Polizisten und Krankenschwestern, die inzwischen aus einer anderen Stadt eingetroffen waren, blieb zu gering.

Im Tempelbezirk hatten sich die Schwerverletzten überall hingelegt.

Es gab weder ein Zelt noch den Schatten eines Baumes. So stellten wir am Steinwall einige dünne Holzbretter auf, um ein Dach zu haben, und verkrochen uns darunter. In diesem Raum wohnten wir zu sechst mehr als 24 Stunden. Etwa zwei Meter entfernt stand ein Kirschbaum mit wenig Blättern. Hier liessen sich zwei Schülerinnen hinfallen. Beide hatten ein schwarzgebranntes Gesicht, setzten ihre mageren Rücken der brennenden Sonne aus und ächzten um Wasser. Sie waren in diesen Tagen in die Gegend von Hiroshima gekommen, um bei der Ernte zu helfen und erlitten nun dieses Unglück. Auch eine Dame mit schwarzgeräuchertem Gesicht erschien in unserer Nähe, legte ihre Handtasche hin und streckte erschöpft ihre Knie aus. Die Sonne neigte sich zum Untergang.

Schon vor dem neuen Tagesanbruch hörte man ununterbrochen Gebete, hier schien ständig jemand den Tod zu finden. Als die Morgensonne emporstieg, hauchten die beiden Schülerinnen ihr Leben aus. Ein Polizist, der eine Leiche in einer Wasserlache untersuchte, sah auch die Dame in unserer Nähe, die inzwischen gleichfalls gestorben war. Als er die Handtasche öffnete, kamen Bezugsscheine und Anleihepapiere heraus. Es zeigte sich, dass auch sie auf einer Reise nun in dieses Unglück geraten war.

Gegen Mittag wurde erneut Alarm gegeben, man hörte auch Lärm in der Luft. Ein Mensch nach dem anderen starb. Die Leichname blieben unversorgt. Hilflos lief man umher.

Ich konnte jetzt die Brandstätten fast aller Hauptstrassen überblicken. Eine graue Leere dehnte sich unter der grell brennenden Sonne. Strassen, Brücken und Flüsse waren noch zu erkennen. Dazwischen lagen rot aufgerissene, angeschwollene Leichen. Es war eine Hölle, die hier durch ein präzises, genau geplantes Mittel verwirklicht wurde.

Hier war alles Menschliche ausgestrichen, die Gesichtszüge der Leichen durch etwas Schablonenhaftes, Mechanisches ersetzt. Die Glieder, die in der Qual einen Augenblick noch strampelten und dann erstarrten, zeigten einen wunderlichen Rhythmus. Auch waren viele der zerstört daliegenden Kabel und die unzählbaren Splitter in ihren Linien wie ein krampfhafter Bildentwurf anzusehen. Vor einem elektrischen Wagen, der anscheinend im Nu umgestürzt und verbrannt war, oder einem toten Pferd, dessen riesiger Rumpf einen anstarrte, fühlte man sich wie in einer Welt der surrealistischen Malerei.

Der grosse Kampferbaum vom Tempel Kokutaiji war auch mit all seinen Wurzeln umgestürzt, die Grabsteine zersprungen. Die Bibliothek Asano, deren Vorderseite noch stand, verwandelte sich in ein Leichenhaus. Hier und da stieg am Wege noch Rauch auf, und es roch überall nach Leichen. Jedesmal, wenn wir über einen Fluss gingen, wunderte ich mich, dass diese Brücke noch nicht hinabgestürzt war.

Unser Karren fuhr weiter in den unendlichen Raum der Trümmer. Noch im Vorort setzte sich die Reihe der zusammengestürzten Häuser fort. Erst als wir die Ortschaft Kusatsu hinter uns liessen, kamen wir wieder in grüne Landschaft, die von der Zerstörung verschont geblieben war. Der leichte Libellentanz auf dem grünen Reisfeld bewegte uns nun tief. Von dort führte der lange, monotone Weg uns bis zum Dorf Yawata. Als wir hier eintrafen, war es schon ganz dunkel. Am nächsten Tag begann wieder unser elendes Leben. Nicht nur bei den Verletzten zeigten sich kaum Anzeichen der Besserung, auch die Gesunden verloren aus Mangel an Nahrung immer mehr ihre Kräfte.

Einige Tage später traf in diesem Dorf ein Schüler ein, mein verschollener Neffe. Er war im Augenblick der Explosion in seiner Schule gewesen und sah das grelle Licht im Klassenzimmer. Sofort warf er sich unter den Tisch, die Decke stürzte ein und begrub ihn. Doch er konnte sich durch eine Lücke retten und mit wenigen Schülern herauskriechen, die anderen waren alle dem Schlag erlegen. Nun flüchtete er mit diesen Kameraden auf den Berg Hiji und spie unterwegs weisse Flüssigkeit aus. Eine Woche nach seiner Rückkehr verlor er die Haare und war in zwei Tagen ganz kahl. Schon verbreitete sich bei uns das Gerücht, dass sich ein Verletzter meistens nicht mehr retten könne, wenn ihm das Haar ausfalle und die Nase blute. Mein Neffe hielt aber in dieser schweren Lage noch lange durch.

Mein zweitältester Bruder, der im Gesicht und auf dem Rücken verbrannt war, legte sich trübsinnig im Mückennetz hin. Auf der Veranda des Hauptgebäudes jenseits seines Gartens war die Gestalt eines Mannes mit stark geschwellenem Gesicht zu sehen. Dahinter lag anscheinend noch ein weiterer Verletzter. In der Dämmerung hörte man wieder irre Reden, und bald war auch ein Gebet zu vernehmen, das dem gestorbenen Gatten der ältesten Tochter des Hauses galt. Auch er war in Hiroshima von dem Unglück getroffen worden, hatte den Weg bis

zu dem Dorf zu Fuss gemacht und dann im Bett unbewusst an der verbrannten Haut gekratzt, was sofort zu einer Hirnkrankheit führte. Es gab hier im Dorf Menschen, denen ich immer wieder begegnete. Eine ältere Dame, der Glassplitter den ganzen Leib zerrissen hatten, bedurfte der Hilfe dreier Leute, um zur Behandlung getragen zu werden. Ein alter, schwerverletzter Mensch wurde im Handkarren zum Krankenhaus mitgenommen. Oft sah ich auch einen Knaben, der im Gesicht und an der Hand verbrannt war. Auf dem Wege zum Krankenhaus wurde häufig Alarm gegeben und man hörte auch das Summen in der Luft.

Nach einigen Tagen erklang plötzlich die japanische Nationalhymne. «Was wird geschehen sein?» fragte meine Schwester erstaunt. Von einer Ahnung bestürzt ging ich zum Radioapparat im Hauptgebäude; die Sendung war nicht deutlich zu verstehen, aber das Wort «Waffenstillstand» hörte ich klar. Vor dem Eingang des Krankenhauses stand mein zweitältester Bruder, immer noch hilflos und wartend. Ich rief ihm zu: «Der Krieg ist zu Ende.» – «Wenn das Ende doch früher gekommen wäre!» war bald von allen Seiten zu hören.

Am Abend ging ich quer über den Steg in die Reisfelder hinüber zu dem Erdwall an dem Yawata-Fluss. Auf einem Felsen liess eine schwarze Libelle ihre Flügel ruhen. Hier badete ich und atmete tief auf. Als ich den Kopf umwandte, sog das Gebirge die Dämmerung ein, ferne Gipfel glitzerten im Sonnenlicht. Es war eine unwahrscheinliche Landschaft. Man brauchte keine Luftangriffe mehr zu fürchten, der weite Himmel dehnte sich in tiefer Stille. Mir war zumute, als sei ich ein Mensch, der erst nach der Atombombe auf diese Erde kam.

Der Fluss war schon dunkel, und auf den Trümmern, die sich auf der einen Seite ausdehnten, zeigte sich kein Licht. Weit hinaus führte ein kalter Weg. Von irgendwoher spürte man noch Totengeruch wehen. Ich hatte gehört, dass dort noch viele Leichen unter eingestürzten Häusern begraben liegen und die Fliegen ernähren. Die tief düsteren Trümmer waren jetzt noch so unheimlich, als wollten sie drohen. Da hörte ich überraschend in der Nähe die Stimme eines kleinen Kindes. Es war kein Irrtum, sondern, je weiter ich ging, desto deutlicher wurde der Klang, lebhaft, traurig, aber wie hell! In dieser Gegend nahmen die Menschen schon wieder ihr tägliches Leben auf; es schrie sogar ein Säugling! Ein unbeschreibliches Gefühl durchdrang mich tief bis in mein Innerstes.

Hiroshima, Dezember 1945

Herr Maki kam neulich demobilisiert aus Shanghai zurück. Als er heimkehrte, hatte er seine Frau, seine Kinder und seine Wohnung verloren. Er lebte deshalb bei seiner Schwester in Hatsukach und begab sich nur noch ab und zu nach Hiroshima. Es waren nun vier Monate seit der Atombombenexplosion her. Man sagte ihm, dass verschollene Menschen, wenn sie bis jetzt immer noch nicht gefunden seien, nun als tot gelten müssten. Herr Maki hat beim Elternhaus seiner Frau und an allen möglichen Orten gesucht, bekam aber überall nur Beileidsbezeugungen. Er ging auch einige Male zur Brandstelle seiner Wohnung und hörte in der ganzen Stadt viel von den Erlebnissen der Bewohner, die das Unglück getroffen hatte. In Hiroshima erzählt man sich immer noch unaufhörlich die Ereignisse vom 6. August, wieder und immer wieder.

Nach Hiroshima zu fahren, wurde für Herrn Maki inzwischen wie eine Gewohnheit. Gern besuchte er auch die Schwarzmärkte vor den Bahnhöfen von Kibi und Hiroshima; es gab ihm immer einen gewissen Trost, auf den Brandtrümmern der Stadt herumzubbummeln. Das Chunkogu-Gebirge, das man früher nur von sehr hohen Gebäuden aus in der Stadt erblicken konnte, war jetzt von überall aus zu sehen. Auch die Inseln des Seto-Binnenmeeres lagen unmittelbar vor Augen. Die Berge sahen auf die Leute zwischen den Trümmern herab, als wollten sie fragen: Was ist denn mit euch los? Eilfertige Menschen fingen auch an, wieder einzelne Baracken aufzubauen. Herr Maki stellte sich vor, in welcher Form diese Stadt, die einst als Militärstadt die Höhe ihrer Entwicklung erreichte, nun wieder erblühen könne. Er sah dann traumhaft einen friedlichen, von grünen Bäumen umgebenen Ort.

Während Herr Maki mit solchen Gedanken etwas zerstreut durch die Trümmer ging, wurde er oft von unbekanntem Menschen begrüßt. Da er vor langer Zeit einmal in Hiroshima als Arzt praktiziert hatte, dachte er, dass es wohl ehemalige Patienten sein mochten, die sich noch an ihn erinnerten. Dennoch mutete ihn das Geschehen sehr merkwürdig an.

Das erstmal, als er auf dieses Grüßen aufmerksam wurde, war er auf einem Schlammweg von Kibi nach der Temma-Brücke. Es regnete gerade heftig. Ein Mann kam ihm entgegen, der in zerschlossener Klei-

dung wie ein Bettler aussah und mit dem Bruchstück einer angerosteten Zinkplatte seinen Kopf bedeckte. Plötzlich streckte er sein Gesicht unter der Zinkplatte hervor, die ihm als Regenschirm diente; seine verstörten Augen starrten Herrn Maki verwundert an, prüften ihn und erweckten den Anschein, als wollten sie sich etwas vorstellen. Dann aber verwandelten sich seine Gesichtszüge in tiefe Verzweiflung, und er versteckte sein Gesicht wieder hinter der Zinkplatte.

Auch in einem gedrängt vollen Wagen nickte Herr Maki immer wieder einmal jemand zu. Wenn Herr Maki dann seinerseits den Gruss erwiderte, kam die Antwort: «Sie sind doch wohl Herr Yamada?» So wurde Herr Maki ständig mit anderen verwechselt. Als er dies seinen Bekannten erzählte, stellte sich heraus, dass nicht nur er, sondern auch sie von Unbekannten jetzt oft gegrüsst wurden. Denn in Hiroshima versucht ja auch jetzt noch fortwährend jemand, irgendjemand zu finden.

GEORGE S. PATTON, USA

General

geboren am 11. November 1885 in Kalifornien, als Mitglied der Besatzungsstreitkräfte durch einen Autounfall am 21. Dezember 1945 gestorben

In Lothringen, November 1944 [Moselübergang]

Seltsam berührte mich die Erinnerung an die Zeit vor zwei Jahren, als wir uns am 7. November an Bord der ‚Augusta‘ vor Afrika befanden. Den ganzen Nachmittag hatte es gestürmt, aber um 16 Uhr hörte der Wind auf, und wir landeten glatt und sicher an der marokkanischen Küste. An diesem 7. November 1944 regnete es um 14.30 Uhr noch stärker als in letzter Zeit. Um 19 Uhr kamen die Generäle Eddy und Grow zu mir ins Quartier und wollten mich veranlassen, den Angriff wegen des schlechten Wetters und der hochgehenden Flüsse abzublansen. Ich fragte sie, wen sie als ihre Nachfolger vorschlugen, denn der Angriff erfolge wie festgesetzt. Sie fügten sich ohne weitere Widerrede und hielten sich wie immer grossartig. –

Am Morgen des 8. November 1944 wachte ich um 3 Uhr auf. Es regnete in Strömen. Ich versuchte nochmals einzuschlafen; da es mir nicht gelang, stand ich auf und begann in Rommels «Infanterie greift an' zu lesen. Zufällig erwischte ich ein Kapitel, in dem er eine im September 1914 bei Regenwetter durchgeführte Aktion beschrieb. Das wirkte beruhigend, denn was die Deutschen tun konnten, das konnte ich auch. Darauf schief ich wieder ein und wurde erst durch das Trommelfeuer um 5.15 Uhr neuerdings geweckt. Es hatte zu regnen aufgehört, und die Sterne schienen. Es donnerte aus über siebenhundert Rohren; ich hatte das Gefühl, als schläge man in einem leeren Haus ebenso viele Türen zu. Der ganze östliche Himmel glühte und vibrierte unter den Einschlägen. Ich empfand Mitgefühl für die Deutschen, denen es klar sein musste, dass die Stunde des gefürchteten Angriffs angebrochen war. Mit einiger Befriedigung dachte ich daran, dass ich von jeher «das Unmögliche verlangt», «mit dem höchsten Einsatz gespielt» und nie «die Furcht zum Berater gemacht hatte».

Um 7.45 Uhr erkundigte sich Bradley telefonisch, ob wir angriffen. Aus Angst, man könnte mir in den Arm fallen, hatte ich ihn nicht informiert. Er schien hochbefriedigt. Schliesslich kam Eisenhower an den Apparat und sagte: «Ich rechne damit, dass Sie den Ball bis ins Tor tragen.» Um etwa 10 Uhr erschienen massenweise Kampfbomber und griffen die uns bekannten feindlichen Befehlsstände an. Es war der hellste und schönste Tag seit zwei Monaten.

Vom Hauptquartier der 5. Division aus erstieg ich mit ihrem Kommandeur Irwin und Oberst Roffe vom 2. Infanterieregiment einen Hügel und beobachtete 1'476 Maschinen der 8. Luftflotte, die Metz anfliegen und bombardierten – ein gewaltiger Anblick. Zuerst erhoben sich Rauchspiralen, und einige von uns glaubten, es handle sich um deutsche Fliegerabwehrgeschosse. Es waren jedoch von unseren führenden Flugzeugen vorgenommene Absteckmarkierungen. Wir waren nahe genug, um den Motorenlärm deutlich wahrnehmen zu können, und die Erde unter uns bebte.

Während der Rückfahrt ergab sich, dass sämtliche Brücken über die Mosel mit Ausnahme einer einzigen in Pont-à-Mousson unpassierbar waren, und sich die Seille von siebzig auf hundertfünfundsiebzig Meter verbreitert hatte. Bei Mars-la-Tour, dem Schauplatz der grossen Reiterschlacht von 1870, traf ich auf den Kampfverband ‚B' der 10.

Panzerdivision unter Brigadier Piburn. – Am Abend hatten fünf Bataillone der 90. Division die Mosel überschritten.

Dezember 1944

Am 8. Dezember, also nach einem Monat ununterbrochener Kämpfe, hatte die 3. Armee achthundertdreiundsiebzig Städte und viertausendzweihundert Quadratkilometer vom Feind befreit und dreissigtausend Gefangene gemacht. Rund achtundachtzigtausend Deutsche waren gefallen oder verwundet, hundertsiebenunddreissig feindliche Panzer und etwa vierhundert Geschütze zerstört. Unse Kampfverluste im gleichen Monat betrug dreiundzwanzigtausend Gefallene, Verwundete und Vermisste, unsere sonstigen Abgänge achtzehntausend, insgesamt also etwa einundvierzigtausend. Da sich unser Ersatz nur auf dreissigtausend Mann belief, fehlten uns elftausend. Um noch etwas bei Zahlen zu verweilen: Der Durchschnittabgang während der hundertdreissig Kampftage seit dem 1. August belief sich bei der 3. Armee auf achthundertzwölf Mann täglich; die uns gegenüberstehenden Deutschen verloren täglich zweitausendsiebenhundert. Um das ursprünglich für den 19. Dezember vereinbarte Durchbruchdatum zum Rhein einzuhalten, mussten wir schon vorher zur Siegfriedlinie gelangen, so dass sich von jetzt an die Frontoperationen des XII. Korps zu einem Rennen gegen die Zeit gestalteten.

Februar 1945

Spa ist der Badeort, in dem sich 1918 Hindenburgs Hauptquartier befand; jetzt nahm das Hauptquartier unserer 1. Armee die gleichen Räume ein. Von den Fenstern aus konnten wir den See sehen, um den der Kaiser herumging, während er auf Hindenburg wartete, um über die Fortsetzung des Krieges zu entscheiden. In der Sitzung wurde uns mitgeteilt, General Eisenhower sei von den Vereinigten Generalstäben angewiesen worden, die 9. Armee der Britischen Einundzwanzigsten Armeegruppe Montgomery zu unterstellen. – Der Zweck des Angriffs lag angeblich darin, sich an einer grossen Strecke des Rheins festzusetzen, so dass wir im Fall eines deutschen Zusammenbruchs schnell hinüber könnten. –

März und April 1945

Am 25. März gelang es der 87. Division, den Rhein zu überschreiten; und zwar gegen alle, auf historische Überlegungen gestützte Gedankengänge, dass der Rhein zwischen Bingen und Koblenz unbezwingbar sei: bei Tagesanbruch befanden sich bereits zwei Regimenter jenseits des Flusses. Auch hier wandten wir mit Erfolg unsere These an, dass die unwahrscheinlichste Stelle gewöhnlich auch die am schwächsten verteidigte ist.

Flieger, die mindestens zweihundert Flüge machten, griffen unsere Brücke ziemlich heftig an; doch dank der Tätigkeit unserer Flak und des Taktischen Luftgeschwaders wurde sie nicht getroffen. Nur ein Schleppkahn wurde in den Grund gebohrt.

Am 26. März ging ich zusammen mit Codman über den Rhein und erteilte Eddy den Befehl, eine Abteilung in Richtung Hammelburg jenseits des Mains vorzuschicken. Ich verfolgte damit zwei Zwecke: erstens einmal, die Deutschen glauben zu machen, wir beabsichtigten, weiterhin nach Osten vorzustossen, während wir in Wirklichkeit nach Norden wollten, und zweitens hatte ich im Sinn, rund neunhundert amerikanische Kriegsgefangene, die sich in Hammelburg befanden, zu befreien . . .

Bei einem Panzerangriff auf den südlich von Frankfurt gelegenen Flugplatz wurde Oberst Hines, der Sohn meines alten Freundes Generalmajor John L. Hines, von einer schweren Granate getroffen, wobei er beide Augen verlor. Nach seiner Verwundung griff er nach dem Radiotelefon und rief den Divisionskommandeur an. Er übermittelte eine genaue Situationsschilderung und schloss mit den Worten: «Im Übrigen bitte ich Sie, Herr General, Ersatz für mich zu senden; ich bin verwundet.» –

Im Verlauf eines Gesprächs mit Bradley über die Demarkationslinie zwischen der 3. und 1. Armee regte ich an, nach der Einnahme Kassels eine Ostwendung in Richtung Leipzig/Dresden vorzunehmen. Der Gedanke war teils aus eigenem Kartenstudium und teils aus Unterhaltungen mit General Giraud geboren. Bradley nahm ihn gut auf, weshalb wir Pläne zur Durchführung dieser Operation entwarfen. Da Giraud mir mitteilte, dass einige seiner Angehörigen – seine Frau und zwei Schwiegertöchter, glaube ich – irgendwo in der Nähe von Weimar gefangen seien, schlug ich ihm vor, sein Adjutant solle die

4. Panzerdivision begleiten, da anzunehmen sei, dass sie als erste hingelangen werde. Die Girauds wurden auch tatsächlich befreit, ausserdem eine belgische Prinzessin, die uns einige sehr interessante Geschichten über das Lager erzählte, in dem die Frauen prominenter Persönlichkeiten im Norden von Berlin untergebracht waren. Nach ihrer Angabe sollen viertausend deutsche Frauen, deren Männer wichtige Positionen innehatten, sozusagen als Geiseln dort gewesen sein. Sie wurden, wie es scheint, ganz gut gepflegt. Dagegen wurden sehr viele junge Mädchen hingerichtet, was sie von ihrem Fenster aus sehen konnte. Diese Hinrichtungen fanden offenbar allnächtlich statt, so dass sie oft keinen Schlaf fand. Wir hielten ihre Angaben für sehr übertrieben.

Am 7. April passierte der vierhunderttausendste Gefangene ein Sammellager und wurde fotografiert. Am Spätabend entwickelte sich . . . ein ziemlich heftiges Gefecht, da rund zweitausend Deutsche zwischen die 87. und 89. Division gerieten. Am 8. wohnten McCloy und General Graig vom Luftwaffenstab in Washington unserer Stabsbesprechung bei.

Der Unterstaatssekretär sprach sich höchst schmeichelhaft aus. Er wäre gerne zur Front gegangen, um uns in Aktion zu sehen; doch redete ich es ihm aus, weil die Entfernungen weit waren und versprengte Gruppen Deutscher überall auf isolierte Fahrzeuge schossen. Am 7. waren von sieben Leuten, die bei Gotha über Land fuhren, der stellvertretende G-2 der 3. Armee, Oberst Allen, schwer verwundet, ein anderer getötet und drei gefangengenommen worden. McCloy und ich besprachen die von mir für barbarisch gehaltene Bombardierung von Stadtzentren. Der Unterstaatssekretär erklärte, auch Devers und Patch seien der Meinung, es sei dies eine nutzlose und sadistische Art der Kriegsführung.

Der Stabschef der 90. Division gab die Nachricht über die Erbeutung des deutschen Goldes weiter, obwohl ich sie hatte geheimhalten wollen. Ausser dem Papiergeld hatte Eddy nach Aufsprengung der Tür etwa viertausendtundhundert Goldbarren im Gewicht von je fünf- unddreissig Pfund im angeblichen Wert von 57'600'000 Dollar gefunden. Ich telefonierte Bradley, dass es sich angesichts des Wertes der Beute und der erfolgten Veröffentlichung mehr um eine politische als eine militärische Angelegenheit handle.

Die Generäle Eisenhower und Bradley trafen auf dem Club-Flugplatz um 9 Uhr am 12. April ein, worauf wir sofort zu Eddy und Oberst Bernstein in das Salzbergwerk von Merkers fuhren. Wir trafen sie in der Gesellschaft mehrerer deutscher Beamter an und nahmen sie mit uns in den Lift, der uns etwa vierzig Meter in die Tiefe führte. Das gewöhnlich als Salzbergwerk bezeichnete Bergwerk produziert jedoch kein Tafelsalz, sondern ein chemisches Material, das ähnlich aussieht wie Asbest. Es handelt sich um eine gewaltige Anlage mit fünfhundertachtzig Kilometer Stollenlänge.

Ausser dem Papiergeld und den Goldbarren fanden wir sehr viele französische, amerikanische und britische Goldmünzen vor, sowie eine grosse Anzahl Handtaschen voll silberner und goldener Zigarettentuis, Armbanduhrgehäusen, Bestecken, Vasen, plombierten und falschen Zähnen usw. Diese Taschen trugen keine Markierungen und enthielten anscheinend durch Raub ergattertes Edelmetall. Eisenhower beklagte sich scherzhaft, dass kein Behälter mit Diamanten vorhanden sei, denn wertvolle Steine gab es in diesem Versteck nicht. Wir besichtigten noch einige angebliche Kunstschatze. Diejenigen, die ich sah, hatten meiner Ansicht nach einen Wert von ungefähr 2,50 Dollar und gehörten dem Typ an, den man in Amerika gewöhnlich in Bars antrifft.

Auf Walkers Anregung fuhren wir nach Ohrdruf und besuchten zum erstenmal ein Schreckenslager. Es war das Fürchterlichste, was man sich vorstellen kann. Ein Mann, der sich als ein früherer Insasse ausgab, spielte den Impresario, und zeigte uns vor allem die Galgen, wo Leute gehängt wurden, die zu fliehen versucht hatten. Das Brett, auf das die Todeskandidaten gestellt wurden, befand sich etwa sechzig Zentimeter über dem Boden, und die aus dünnem Draht gefertigte Schnur war so angebracht, dass die Zehen des Fallenden gerade noch den Erdboden erreichten. Da der Sturz nicht genügend tief war, um ihm den Hals zu brechen, dauerte es etwa fünfzehn Minuten, bis der Arme aus Luftmangel s t a r b. Immer musste der nächste das Brett unter seinem Vordermann wegstossen. Anwesende Deutsche behaupteten, die nach dem Putsch gegen Hitler gehängten Generäle seien auf diese Weise umgebracht worden.

Dann zeigte uns unser Führer den Auspeitschungstisch, der ungefähr so hoch war wie eine durchschnittliche Krücke. Die Füsse des

Opfers kamen in einen Schraubstock, sein Oberkörper wurde über den leicht eingebuchteten Tisch gezogen, von zwei Leuten festgehalten und Rücken und Lenden geprügelt. Der dazu verwandte Stock, an dem sich Blut befand, war länger als ein Pickelgriff. Unser Führer behauptete, selbst fünfundzwanzig Schläge mit diesem Werkzeug erhalten zu haben. Nachher ergab sich, dass er kein Gefangener war, sondern zur Wachmannschaft gehört hatte. Eisenhower musste es vermutet haben, denn er fragte den Mann sehr betont, wieso er so wohlgenährt sei. Am nächsten Morgen fand man ihn tot auf; einige Insassen hatten ihn umgebracht.

Nicht weit von diesem Auspeitschungstisch lagen auf einem Haufen vierzig mehr oder weniger nackte Leichen. Man hatte sie aus nächster Nähe in den Rücken oder Kopf geschossen; das Blut auf der Erde war noch nicht geronnen.

In einem Schuppen fanden wir weitere vierzig völlig nackte Leichen, die die letzten Stadien der Auszehrung aufwiesen. Diese Leichname waren mit Kalk bespritzt – aber offenbar nicht, um sie zu vernichten, sondern um den Gestank zu vermindern, wozu Kalk allerdings kaum geeignet ist. Das Gesamtfassungsvermögen des Schuppens schätzte ich auf etwa zweihundert Leichen. Es wurde behauptet, sie seien dort liegengeblieben, bis der Schuppen ganz voll gewesen sei, erst dann seien sie entfernt und eingegraben worden. Nach Angaben von Insassen sind seit dem 1. Januar 1945 rund dreitausend Personen von jenem Schuppen aus beerdigt worden.

Als sich unsere Truppen näherten, hielten es die Deutschen für angezeigt, die Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen. Sie zwangen daher die Insassen, die kürzlich beerdigten Leichname auszugraben und eine Art Riesenrost aus Eisenbahnschienen auf einem Ziegelfundament zu bauen. Die Leichen wurden darauf gelegt und der Versuch gemacht, sie zu verbrennen. Er misslang jedoch. Ganz unwillkürlich dachte man an ungeheuerliche kannibalische Orgien. Die Grube unter dem Rost war mit einer grünlichen Flüssigkeit angefüllt, aus der Arme, Beine und ganze Körperteile ragten. Walker und Middleton hatten sich entschlossen, so viele ihrer Soldaten wie möglich die Greuelstätte sehen zu lassen. Dadurch kam ich auf den Gedanken, auch die Einwohner hinzuführen. Als ich das Walker sagte, erzählte er mir, er habe bereits den Bürgermeister und seine Frau bringen lassen. Auf dem Heimweg

verübten beide Selbstmord. Später liessen wir die Einwohner Weimars durch das nördlich gelegene, noch grössere Sklavenlager Buchenwald gehen.

Von hier fuhren wir zur 80. Division, wo uns General McBride eine von ihm neu entwickelte Taktik schilderte. Er feuerte einige Geschosse mit Proklamationen ab, in denen er die Stadt zur Übergabe bis zu einer bestimmten Stunde aufforderte, sonst würde sie bombardiert. Falls sie sich ergeben wolle, müsse der Bürgermeister mit einer weissen Fahne in die amerikanischen Linien kommen und dafür bürgen, dass keine deutschen Truppen in der Stadt seien. Während der Bedenkzeit liess er Maschinen des XIX. Taktischen Luftgeschwaders die Stadt überfliegen, die, je näher das Ende der Bedenkzeit kam, tiefer und tiefer gingen. Unternahmen die Deutschen bis Ablauf der Frist nichts, wurden Jagdbomber herbeigerufen, die Bomben abwarfen, während Artillerie die Stadt gleichzeitig beschoss. Durch diese Taktik habe er in vielen Plätzen ohne Schwierigkeiten einrücken können.

Später entwickelten wir eine unter dem Namen «Third Army War Memorial Projekt» bekanntgewordene Methode. Jede Stadt, der wir uns näherten, belegten wir, noch bevor wir sie zur Übergabe aufforderten, mit ein paar Granaten. Wir wollten damit den Einwohnern Gelegenheit geben, künftigen deutschen Generationen den Beweis zu hinterlassen, dass die 3. Armee durch die Stadt gezogen ist.

Ich ging ziemlich spät zu Bett und bemerkte, dass ich vergessen hatte, meine Uhr aufzuziehen, weshalb ich das Radio anstellte, um das Zeitzeichen zu hören. Ich hatte es eben angedreht, als die Nachricht vom Ableben Präsident Roosevelts durchgegeben wurde. Ich liess mich mit Eisenhower und Bradley verbinden, und wir besprachen ziemlich ausführlich, was sich ereignen könne. Dass die Regierungsgewalt in einem so kritischen Augenblick unserer Geschichte in andere Hände überging, erschien uns ein grosses Unglück. Die späteren Ereignisse zeigten jedoch, dass es überhaupt nichts ausmachte.

Mai 1945

Um 19.30 Uhr rief Bradley [am 4. Mai] an und sagte, das Startsignal zum Einmarsch in die Tschechoslowakei sei gegeben; wann ich angreifen könne? Ich erwiderte: am nächsten Morgen. Er schien etwas ungläubig, doch da wir ziemlich gut aufeinander eingespielt

waren, glaubte er mir schliesslich. Bradleys Instruktionen, die ich an die Korps weitergab, lauteten, dass wir über eine durch Pilsen verlaufende Nordwest-Südostlinie nicht mit starken Kräften hinausgehen dürften, aber Richtung Prag energisch rekognoszieren sollten.

Huebner machte mich darauf aufmerksam, dass ich bei einem eventuellen Zusammentreffen mit den Russen auf einen gegenseitigen Austausch von Auszeichnungen, Fahnen und persönlichem Eigentum vorbereitet sein müsse; ich solle deshalb lieber nicht meine gute Pistole und meine teure Uhr bei mir haben, da ich sonst bei einem solchen Geschenkaustausch den Kürzeren ziehen würde. Darauf erkundigte ich mich telefonisch bei Bradley, wie weit ich bei der Verleihung von Auszeichnungen gehen dürfe. Wir vereinbarten folgende ungefähre Richtlinie: Eine Division dürfe der russischen, mit der sie Kontakt aufgenommen habe, sechs Verdienstabzeichen untersten Grades und sechs Bronzesterne überreichen, ein Korps dem anderen neun – davon etwa die Hälfte Offiziersrang – beziehungsweise drei. Die Armee sei zur Verleihung von zwölf Verdienstabzeichen bis zum dritten Grad, also dem Kommandeur, berechtigt, dazu könne sie nach Bedarf Bronzesterne geben. Wir machten uns sofort an die Arbeit, um die erforderlichen Medaillen herbeizuschaffen.

Auf Grund der Radionachrichten, die rebellierenden Tschechen hätten Prag eingenommen, wollte ich zu Hilfe eilen und erbat von Bradley die Genehmigung, erhielt sie aber nicht. Immerhin befanden sich Aufklärungsabteilungen der 3. Armee bereits in der Umgebung der Stadt und stiessen damit unter allen von Westen anrückenden Armeen am weitesten nach Osten vor. –

Auch der Südostvormarsch an der Donau musste eingestellt werden, und wir blieben, wo wir waren, stehen, um die Russen herankommen zu lassen.

Das III. Korps verlegten wir in die Nähe Nürnbergs, um von dort aus Bayern nach dem Operationsplan Eclipse [Deckname für den Operationsplan zur Besetzung Deutschlands] zu besetzen.

Wir erhielten Meldung, dass hunderttausend Weissrussen zu kapitulieren wünschten. Diese Leute waren sicherlich in einer sehr bösen Lage; auch hatten sie Frauen und Kinder bei sich. Die Soldaten wurden als Kriegsgefangene behandelt, die Frauen und Kinder als displaced persons.

Am 7. erwarteten wir das Kriegsende um Mitternacht vom 8. auf 9. Mai. Bradley sandte einen russischen General durch die Linien des 5. Korps nach Prag, der dem dortigen deutschen Herresgruppenkommandanten, General Schoerner, die Kapitulationsbedingungen mitteilen sollte. –

Bei der Ankunft im Hauptquartier Walkers hörten wir, dass das XX. Korps in einem nahe gelegenen Schloss die Spanische Reitschule, die Wien beim Herannahen der Russen verlassen hatte, völlig unverehrt antraf. Seit den Tagen Karls V. hat sich diese Akademie ununterbrochen in Wien befunden.

Nach dem Lunch wohnten wir einem ausserordentlich interessanten und grossartig durchgeführten Schaureiten bei. Trotzdem empfand ich es eigenartig, dass inmitten eines Weltkrieges zwanzig durchtrainierte Leute in jüngeren und mittleren Jahren und etwa dreissig Stallknechte ihre Zeit damit verbracht hatten, einigen Pferden beizubringen, auf einen Sporendruck oder Zügelruck die Kruppe zu schütteln oder die Beine zu heben. Ich liebe Pferde sehr, doch hier schien mir viel Energie verschwendet. Andererseits ist es vermutlich falsch, eine hochentwickelte Kunst, möge sie auch noch so unzeitgemäss sein, vollkommen verschwinden zu lassen – und was albern ist, das hängt vom Gesichtspunkt ab. Ich jedenfalls finde die Hohe Schule interessanter als Malerei oder Musik.

Mit dem 8. Mai waren genau zweieinhalb Jahre seit der Landung in Afrika vergangen. Seither waren wir bis zur Mitternacht vom 8. auf den 9. Mai praktisch ununterbrochen im Kampf gestanden; und wenn wir gelegentlich nicht fochten, standen wir unter ständiger Kritik, die meines Erachtens noch schwerer zu ertragen ist.

Nach einer letzten Konferenz verabschiedete ich mich von den Kriegsberichterstatern. Einer fragte: «Warum, Herr General, sind wir nicht nach Prag gegangen?» – «Das kann ich Ihnen genau sagen», antwortete ich, worauf alle ihre Notizbücher zückten und erwartungsvoll dreinsahen. «Weil wir Befehl erhielten, es nicht zu tun», fuhr ich fort, worauf sie trotz ihrer Enttäuschung lachen mussten. Dann gab ich einen Haufen kurzer Autogramme und posierte für zahllose Aufnahmen.

Die der 3. Armee zugeteilten Berichterstatter hatten im Grossen und Ganzen tüchtige und loyale Arbeit geleistet und den Leuten daheim ein ausgezeichnetes, lebenswahres Bild des Krieges vermittelt. –

Ich wage zu behaupten, dass ich während des ganzen Feldzuges in Europa nur einen einzigen Fehler begangen habe, als ich es unterliess, einen Kampfverband nach Hammelburg zu dirigieren. Im Übrigen schienen mir alle meine Operationen durchaus befriedigend. Doch immer, sozusagen während des ganzen Feldzuges, unterlag ich der Zügelung durch übergeordnete Befehle. Vielleicht war das gut, denn möglicherweise bin ich zu ungestüm. Ich persönlich glaube es zwar nicht, und hätte man mir erlaubt, aufs Ganze zu gehen, wäre der Krieg früher zu Ende gewesen, und viele Menschenleben wären erspart worden.

MATTHIAS EHRENFRIED, Deutschland

Bischof von Würzburg

geboren am 3. August 1871, im April 1945 aus der zerstörten Bischofsstadt mit dem Domkapitel evakuiert, in dem evakuierten Juliusspital gestorben am 30. Mai 1948 in Rimpar

Nach der Zerstörung der Stadt:

Würzburg, März 1945

Hoch würdigste und Hochwürdige Herren! Liebes katholisches Volk!

Es ist eine Stunde tiefster Erschütterung und bittersten Kummers, in der ich mich an Euch wende.

Am 16. März, nachts 21 Uhr, machten feindliche Flieger einen Grossangriff auf unsere schöne Stadt. Sie warfen so viele Brand- und Sprengbomben, dass die Stadt zu 90 Prozent abgebrannt und vernichtet ist. Wer sich nicht rechtzeitig aus den Kellern flüchtete, ist erstickt oder verbrannt.

Demütig beugen wir uns vor der göttlichen Vorsehung, welche dieses Unglück über uns zuliess. Mit Hiob sprechen wir beim Verlust von Hab und Gut, von Angehörigen und Nächsten: «Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gebenedeit! Sein Wille sei geheiligt!» Eines tröstet uns: selten ist so viel in den Luftschutzkellern und später auf den Rettungsplätzen gebetet wor-

den wie in dieser Nacht. Die Priester gaben Segen und Absolution. Vielfach trugen sie das Allerheiligste inmitten des Volkes mit sich. So dürfen wir annehmen, dass Gott diese Prüfung als Sühne von uns annimmt und die Drangsal kürzt.

Die Todesopfer sind wie Märtyrer von uns gerissen worden. Gott wird ihnen eine besondere Krone der Herrlichkeit geben. Wir aber denken ihrer im Gebet. Wir reichen uns in christlicher Liebe die Hand und helfen, wo wir können!

Ihr sollt nun erfahren, welchen grossen Schaden die katholische Kirche und ihre Einrichtungen, Institute und Orden erlitten haben.

Dom: Die Dachungen wurden restlos durch Feuer zerstört. Infolge der grossen Hitze schmolzen auch sämtliche Glocken bis auf eine im südlichen Westturm. Eine auf die Paramentenkammer gefallene Sprengbombe riss die Eisentüre von der sogenannten Silberkammer weg und vernichtete sämtliche dort geborgenen Kunstschatze. Von den 22 Altären sind im Querhause nur noch der Probst- und Dechantaltar, ferner im Hauptschiff die Architekturen von vier Altären der Evangelien- und drei Altären der Epistelseite vorhanden. An die vormalige Majestät des Hochaltars erinnern nur noch zwei leidlich erhaltene Marmorsäulen. Die drei Beichtstühle im Querschiff und alles Chorgestühl aus dem 15., 17. und 18. Jahrhundert sind spurlos verschwunden.

[Der Verfasser lässt nun Mitteilungen über die völlige oder teilweise Zerstörung von 34 weiteren Kirchen der alten Bischofsstadt folgen und fährt dann fort:]

Ausser den vorstehend aufgeführten Kirchen und Kapellen sind aber auch verwüstet oder in Brandruinen verwandelt: das bischöfliche Palais, dessen Kapelle jetzt neben dem ohnehin starkbeschädigten Alabasteraltar keinen Schmuck mehr besitzt, das Priesterseminar, das Ferdinandeum, das Ordinariatsgebäude, die Wohnung sämtlicher Domherren, die Pfarrhäuser mit einer einzigen Ausnahme (Hl. Kreuz), die Mutterhäuser der Töchter des Allerheiligsten Erlösers und der Ritaschwwestern – und, abzüglich des Kapuzinerhospizes des Karmels Himmelspforten und des Piusseminars, überhaupt alle Klöster.

Das Institut der englischen Fräulein, das bereits am 19. Februar auf

die weitere Benutzung seiner Kirche verzichten musste, hat nunmehr sein weltgeschichtliches Haus ganz eingebüsst.

Wie die Stätten des Opfers und des Gebetes ihre hehre Aufgabe nicht mehr erfüllen können, so ist auch der volle Kranz der Würzburger karitativen und sanitären Anstalten zerrissen und entblättert. Das Juliusspital musste seine bisherigen Insassen nach Rimpar verlegen. Das Luitpoldkrankenhaus und das König-Ludwig-Haus können ihren Betrieb nur im engsten Raum aufrechterhalten. Die Alters-, Fürsorge- und Übernachtungsheime, die Marienanstalt und Hueberspflege können niemand mehr beherbergen. – Die Verlustziffern sind aber damit selbst noch nicht erschöpft: denn auch die Julius-Universität und die fürstbischöfliche Residenz, die Würzburgs Namen über Land und Meer hinausgetragen haben, sind aufs Härteste getroffen.

Allein, wie sehr man auch die untergegangene Herrlichkeit vermissen mag und wie tief der notgedrungene Verzicht auf sie in das Leben der Diözese einschneiden wird, solche Einbussen können auch die Waage nicht halten der Beute, die der Tod an sich riss. Unter der grossen Schar der so qualvoll aus der Zeitlichkeit Geschiedenen betrauern wir ganz besonders: Herrn Geistlichen Rat Domvikar August Pfeuffer, der sich nicht von seiner hochbetagten Mutter trennen wollte, Herrn Geistlichen Rat Stadtpfarrer Christian Schmelz, der am Krankbett seiner Schwester ausharrte, fünfzehn Schwestern der Kongregation der Dienerinnen der hl. Kindheit Jesu und neun Schwestern der Kongregation der Töchter des Allerheiligsten Erlösers, die im Namen Jesu ihr Leben für die Schutzbefohlenen hingaben.

Damit wollen wir diesen Bericht schliessen. Unwillkürlich denken wir an die hl. Elisabeth von Thüringen. Sie wurde von der Wartburg vertrieben und in die bitterste Not getrieben. Da eilte sie in die Kirche, betete das ‚Grosser Gott, wir loben Dich‘ und schloss sich mit grösserer Liebe an Gott an. Das ist die Kraft des Glaubens und der Gnade. Damit wollen auch wir uns ausrüsten.

Dankbar nehmen wir diese Prüfung hin im Geiste der Busse und des Opfers, eingedenk des Wortes: ‚Den Guten gereicht alles zum Bestens

Zu Tausenden, arm und hilflos, eilten die Obdachlosen in Dörfer und Städte. Ihr habt sie mit wahrhaft edler Christenliebe aufgenommen.

Von Herzen danke ich Euch dafür, bin ich doch selbst unter den Obdachlosen, ohne Haus und Heim. Übt auch weiterhin die Liebe der Tat! Seid Brüder und Schwestern im Herrn! Dann kommt die Zeit, wo wir vom Auferstandenen das erlösende Wort hören werden: Pax vobis, der Friede sei mit Euch!

KRZYSZTOF KAMIL BACZYNSKI, Polen
geboren am 22. Januar 1921 in Warschau, gefallen im Kriege bei
Kämpfen in Warschau

1

Da stehn wir über der tragischen Erde.
Das Schlachtfeld raucht mit dem Sud zerschlagener Taten und Träume.
Mit blutig klebrigen Fragen
nehmen wir ab die Helme, die uns an die Köpfe gewachsen.
Köpfe – rote Rosen, Schmuck für Geschlechterhelme.
Ich seh: die Zeit überwuchert von Rauchfederbüschen,
ich seh die Zeit: Akropolis zugewachsen mit einem Urwald von Gras.
Stürze dich, letzter Kain, über den letzten Abel,
Würge!

2

Kommend von dem Begräbnis des letzten Menschen
werfe ich eine Handvoll Luft – eine Lerche – zum Himmel,
und lasse die Erde fallen wie eine Träne über das Weltall.

LINO BENFENATI, Italien

Arbeiter aus Bologna

geboren 1925, dreimal im Apennin verwundet, am 27. März 1947

an den Folgen seiner Verletzungen gestorben

Am Monte Pieve bei Imola, Januar 1945

Wir bekamen den Befehl zum Abmarsch der ganzen Division. Die Truppen gingen zurück, und wir blieben allein auf dem Berg, zusammen mit etwa fünfzig Deutschen. Die Stellung, die wir besetzt hielten, war wichtig und bildete den Angelpunkt der ganzen Truppenbewegung. Unterdessen nahm das Schiessen ringsum an Heftigkeit zu. Auf das Donnern der Artillerie folgte das Krachen der Mörser, deren Granaten bald darauf in zahlloser Menge einfielen.

So brach die Dämmerung des 9. Januar an, eines für uns alle denkwürdigen Tages. Noch waren wir heil in unseren Stellungen und hatten gute Hoffnung, darin bleiben zu können. Die Kälte war intensiv wie immer. Das Warten auf den neuen feindlichen Angriff, auf den man gefasst sein musste, hielt uns nach diesem nächtlichen Inferno in grösster Erregung. Reichliches Trinken von Schnaps half nicht, die schrecklichen Ängste zu mildern. Ein leichter Nebel deckte alles zu, das Licht der Morgendämmerung kämpfte gegen die letzten Schatten der Nacht. Die Wachen schärften den Blick, um diese tückischen Halbschatten zu durchdringen. Plötzlich gaben Motorengeräusch und das Auftauchen einiger Schatten das Zeichen zum Alarm.

Sehr rasch wurden die imponierenden Umrisse von [englischen] Panzern durch den Nebel deutlich erkennbar. Ich sah mit ziemlicher Erregung hin, während ein leichtes Zittern meine Glieder schüttelte. War es Furcht? Aber nein, es war zweifellos die Kälte des Morgens. Ich packte die Dynamitladung und machte mich bereit, mich unter die Panzer zu werfen, deren Ketten ich sprengen sollte. Es war ein grosser Augenblick: Ich hatte bereits den Koloss erspäht, den ich zerstören sollte. Unbeweglich am Boden liegend, wartete ich darauf, dass das Untier über mich hinwegrolle. Die Furcht, wenn ich es so nennen soll, war verschwunden.

Eine neue, noch nicht gekannte Energie hatte Herz und Seele ergriffen. Ich fühlte mich wie ein Löwe. Plötzlich betäubte mich ein hef-

tiger Knall. Ich begriff nicht sogleich, was geschehen war, aber bald wurde mir klar, dass ich die Sache nicht leicht nehmen durfte: heftiges Brennen am Rückgrat und am rechten Bein. Ich streckte die Hand aus, betastete mich und merkte, dass ich an verschiedenen Stellen Blut verlor. Eine englische Mörsergranate war in der Nähe explodiert und hatte mich ganz hübsch gespickt. Ich hatte keine Zeit, allzu viele Überlegungen anzustellen, weil der Panzer kurz nach der Explosion donnernd über mich hinwegrollte.

Trotz der Verwundung hatte ich die seelische Kraft, die Ladung zwischen den Ketten anzubringen – und das Leben des Panzers war zu Ende. Eine heftige Explosion hüllte ihn ein, während ein Flammenstoss aus den Schiessscharten herausbrach. Nach Abschluss meiner Aktion schleppte ich mich zum Sammelplatz, wo schon mehrere meiner Kameraden waren.

Als ich bei ihnen war, fühlte ich, wie das Blut sachte, sachte an mir herunterfloss und mich ganz erwärmte. Es verging einige Zeit, bevor man mich wegtrug. Die Maschinengewehre knatterten wütend, die Panzerfäuste gingen in die Luft, während die Flammen der zerstörten Panzer und der beissende Pulverdampf einen schweren Geruch in der Luft verbreiteten. Nach einigen Stunden war der gegnerische Angriff abgeschlagen: Unsere Zähigkeit hatte gesiegt! Der reichliche Blutverlust liess mir die Sinne vergehen, und als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einem Karren, zusammen mit anderen Kameraden.

AMIR HAMZAH, Malaya
Dichter aus fürstlicher Familie
geboren am 20. Februar 1911 in Langkat auf Sumatra, umgebracht in
den Wirren nach Kriegsende 1946 auf Sumatra

Sehnsucht nach der Geliebten

Ach, du feierlicher Wolkenzug,
der das azurne Gewebe umspannt,
halte einen Augenblick über der Hütte
eines dürftigen Wanderers aus so weitem Lande,
eine Weile, einen Moment nur will ich Dich fragen,
Dich, o Gewölk will ich fragen,
in welche Richtung denkst Du zu gehen?
In welchem Lande denkst Du zu halten?
Bringe dann, o Wolke, meiner Geliebten meine Wehmut,
flüstere ihr mein Sehnen ins Ohr,
umfasse ihre jungen und goldenen Knie,
als ob ich selber sie umarmte.

Am Abend

Dämmerung fällt über die Hügel,
und der Mond scheint voll und klar,
da zieht unser fröhliches Plaudern
über die Däfte der Nacht hinaus.

Mein Lied ist wie die Flöte des Voglers
für die Taube im Casuarinabaum;
waren meine Lippen auch lange stumm,
jetzt hat mein Herz sich Dir geöffnet.

VILIS CEDRINS, Lettland

geboren am 19. Dezember 1914 im Kreis Wolmar, auf der Flucht nach Schweden im Mai 1945 gefangengenommen, in der Sowjetunion in einem Lager am 5. Januar 1946 gestorben

Die Eichel und der kommende Baum

Wenn ich gestorben bin, mein Sohn, der du den Vater liebst,
Lass mich dort unter dem Acker ruhen, den die Pflugschar bricht,
Ganz nackt auf dem Rücken liegend,
Nur in die vom Tod zusammengepresste Hand leg eine braune Eichel.

Dies zähe Fleischgehäuse, das gegeben und betrogen hat,
Aber das Leben zu erfüllen bis zum Ende nicht vermochte,
Wird nicht mehr sein am Tag, wo meine Seelenhülle
Noch Gott danken wird für die kühle Erdentiefe.

Doch die Eichenfrucht wird keimen, durch die Finger werden Wurzeln
dringen,
Aus meinem Staub wird ein neuer Geist erwachen:
Ein grosser Baum mit seinen Zweigen wird die weiten Felder grüssen.

Was mir zu sagen nicht gelang mit tausend glühenden Gedichten,
Das wird dumpf raunen ein einziger Eichenzweig,
Der schattig sich erhebt über Täler stiller Bäche,
Über Schafe, die hier weiden, über Männer, die hier pflügen.

ALFRED HEIN, Deutschland

geboren am 7. Oktober 1894 in Beuthen/Oberschlesien, nach Rückkehr aus sowjetischer Gefangenschaft im Wolgagebiet gestorben in Halle am 30. Dezember 1945

Neisse [Schlesien], 26. Dezember 1944

. . . Das erfüllt meine Seele mit einer erschütternden Ratlosigkeit und ich sehe zum mindesten in Stunden, da sich das ureigene Schicksal ganz bewölkt, nur noch das alles zertrümmernde Ende und keinen Anfang, ehe meine letzten Kräfte für den Endkampf dieses versinkenden Zeitalters dahingegeben sind.

Andere werden ernten, andere werden wieder lachen lernen aus voller Brust und unbeschwertem Herzen. Für uns ist nur noch Arbeit, Selbstaufopferung, Preisgabe der letzten Freuden . . . die unabwendbare Parole. Die feigen Lächler und Heiterlinge, die, während Tausende und aber Tausende aus der Heimat vertrieben werden und Haus, Hab und Gut zurücklassen müssen, während in jeder Minute Menschen in Todesqualen, in Martern der Gefangenschaft und Versklavung aufschreien, sich weiterhin vergnügen an den sogenannten kleinen Freuden, sie belügen sich selbst. . .

Neisse, 18. Januar 1945

Angesichts der gegenwärtigen katastrophalen Lage hier im Osten riet ich heute der Mutter, Oppeln jetzt noch zu verlassen, ehe es dann Hals über Kopf geht. Wenn der Aufbruch kommt, geht es sehr schnell. Vorbereitet sein ist. jetzt vorläufig alles, was man tun kann. Jedes Mal kann es das letzte Mal sein, dass man sich wiedersieht; denn keiner weiss, was die nächste Stunde hier im Ostkrieg bringt.

Neisse, 16. März 1945

Hier sitzen wir sozusagen sprungbereit, ich bin todmüde, da wir um vier Uhr schon wieder aufstehen mussten. Ihr in Patschkau werdet wohl aufbrechen müssen, wenn die Front noch näher rückt. Bleibt hellhörig und brecht kurz entschlossen auf, ehe Ihr in den Strudel ge-

ratet. Gebt Euch in Gottes Hand – wir wollen für einander beten bis zum letzten Atemzug. Auf Wiedersehen, hoffentlich in besseren und ruhigeren Tagen.

*Silberberg/Schlesien,
Ende April/Anfang Mai 1945*

Inzwischen ist der Krieg wieder ein Stück weitergerückt. Heute werden die Russen in Berlin-Schöneberg sein. Natürlich besteht auch hier die Möglichkeit, dass wir unseren Standort plötzlich wechseln müssen – allerdings, wie ich glaube, dann ins Gebirge zurück. Erinnerungen sind jetzt wirklicher als die grausigste Gegenwart, die so oft wie ein wüster Traumspekulum wirkt... «Denn Armut ist ein grosser Glanz aus Innen!» Dieses grosse Franziskus-Wort Rilkes wird in diesen Tagen in uns allen wahr. Man erlebt zum erstenmal das Leben ganz nur zur Stunde gegenwärtig, da Vergangenheit und Zukunft düster verhangen sind.

HIDEO KATAYAMA, Japan
Kapitänleutnant
geboren 1919, nach Kriegsende in Rabaul, (Australien) hingerichtet

*In australischer Gefangenschaft
[Nach Kriegsende]*

Wie ich höre, hat das japanische Marine-Oberkommando in seinem Bericht für die australischen Behörden die Vorkommnisse aus dem Jahre 1943 stark verdreht. Unter uns japanischen Soldaten verbreitet sich hier die Vermutung, dass hohe japanische Offiziere der australischen Armee falsche Darstellungen übermittelten, um sich ihrer persönlichen Verantwortung zu entziehen. Nicht immer wird gerecht gehandelt, aber es gibt wohl keinen Menschen, dessen Wissen und Tun vollkommen wären. Ich will den hohen Offizieren nicht vorwerfen, dass sie Soldaten einer unverdienten Bestrafung ausgeliefert haben, doch kann ich meinen Zorn nicht zurückhalten, wenn ich erkenne, wie

viele junge Soldaten dabei geopfert wurden. Ihre Mütter warten vergeblich auf die Rückkehr der Söhne. Dieser Gedanke ist unerträglich, der Krieg macht uns alle unglücklich. Vielleicht hat das japanische Oberkommando auch angenommen, ich wäre im Felde gefallen, und mich erst dann als Anstifter einer schlechten Begebenheit genannt. Ich wurde in dieser Sache, die einen vermissten amerikanischen Flieger betrifft, von der Justizabteilung der amerikanischen Armee in Tokio dreimal vernommen, erhielt jedoch auf Grund offizieller Dokumente meine Schuldlosigkeit bescheinigt.

Es ist selbstverständlich, dass der australische Untersuchungsoffizier die Mitteilungen des japanischen Kommandos als gesichert ansehen musste. So schien es mir kaum möglich, einen Kampf gegen diesen Bericht zu führen und die harte Nussschale aufzubrechen. Gewiss musste auch das japanische Kommando jemand finden, der die ganze Schuld für die Geschehnisse auf sich nahm. Ich überlegte mir, ob ich für meine Kriegsgefährten in diese Verantwortung eintreten soll, und erinnerte mich in diesen Stunden an die Versuchung Hiobs durch den Satan.

«Der Herr sprach zum Satan: Hast Du nicht achtgehabt auf meinen Knecht Hiob? Denn es ist seinesgleichen nicht im Lande, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse. Der Satan antwortete dem Herrn und sprach: Meinst Du, dass Hiob umsonst Gott fürchtet? Hast Du doch ihn, sein Haus und alles was er hat, ringsumher verwahrt. Aber recke Deine Hand aus und taste an alles, was er hat: Was gilt's, er wird Dir ins Angesicht absagen? Der Herr sprach zum Satan: Siehe, alles, was er hat, sei in Deiner Hand; nur an ihn selbst lege Deine Hand nicht. Da ging der Satan weg von dem Herrn.»

Ich dachte, dass nun auch ich geprüft werde, ob ich als Diener des Herrn treu bin. Mein Vater hatte mich oft gelehrt: «Es gibt keine grössere Liebe, als dass man sein Leben gibt für seine Freunde.» Diese Lehre des Vaters wurde mir ein Licht im Herzen und ich blieb auch in der Gerichtsverhandlung dem Wort Christi treu. Vor dem Richter musste ich, mein Ziel im Herzen verborgen, Unexaktes, Unrichtiges sagen, um die Kameraden zu schützen. Als ich zum Tode verurteilt wurde, war es mir, als wäre irgendein anderer verurteilt worden, nicht ich. Für mich ist es eine Kleinigkeit, von Menschen gerichtet zu werden, denn mich richtet in Wahrheit der Herr. Meine Beweise und

meine Gerichtsprotokolle liegen im Himmel. Vor dem Gericht des Herrn werde ich freigesprochen und die Krone des Lebens erhalten, die der Herr den Gehorsamen zugesagt hat. –

Wenn ich an die Kriegszeit zurückdenke, glaube ich, den Australiern kein Übel angetan zu haben. Während meines Dienstes auf der Insel Ambione habe ich ihnen viel geholfen. Doch beim Rückblick auf alles, was Japan auf der Bühne des zweiten Weltkrieges getan hat, fühle ich meine schwere Verantwortung. – Einst kam Johannes der Täufer und predigte in der Wüste des jüdischen Landes: «Tut Busse, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!» Jeder von uns muss sich bewusst werden, dass er, wie alle anderen, an einer gemeinsamen Sünde beteiligt war. Durch den Egoismus jeder Nation, die falsche Treue und den Eigensinn der Staaten, wurde die Welt verwüstet.

Bevor alle Völker sich verbinden und in eine Familie des Friedens und der Liebe eintreten, braucht die Welt wirkliche Busse. Wenn ich auch hier hingerichtet werde, so sterbe ich nicht, weil ich den Australiern etwas angetan hätte, sondern für das, was wir alle im Krieg begangen haben. Gott hat mir hier befohlen, ein Werk zu vollbringen, das weit über den einzelnen Menschen hinausgeht.

Das Gebet von Gethsemane ist für mich schwachen Menschen mein tägliches Gebet: «Vater, willst Du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.» Am Morgen meiner Hinrichtung möchte ich in meinem Inneren die Vollstrecker mit den Worten grüssen: Meine Herren, ich bedaure, dass ich Ihnen Ungelegenheiten bereite, und habe herzliches Mitleid mit Ihnen, die Sie widerwillig in die unangenehme Lage gestellt sind, mich hinrichten zu müssen. Grübeln Sie bitte darüber nicht zu sehr nach. Und glauben Sie mir: Sie sind es, die mir geholfen haben, meine Berufung zu vollziehen, die der gnadenvolle Gott geplant hat, um seine Glorie zu zeigen.

BORIS ALEKSEJEWITSCH KOSTROW, Sowjetunion
geboren 1912 in Petersburg, gefallen am 14. März 1945 bei Kreuz-
burg in Ostpreussen

Die Geliebte auf der Brücke

Und wenn die Schlacht verstummt, wenn Inventar
Und Mensch nach den Verlusten näherrücken,
Dann scheint es mir, dass es erst gestern war,
Als du ins Wasser blicktest von der Brücke.

Woran; woran hast Du dabei gedacht?
Welche Gedanken bargen deine Lider?
Ich bin's gewohnt: die Schützengräben, Nacht.
Soeben kamen wir vom Spähtrupp wieder.

Wie weit ist's doch von hier zum Glück! Es fließt
Der Fluss im Tal nach Westen, frei und breit,
Und dass der Stahlhelm durchgeschossen ist,
Das ist Lappalie, nur Alltäglichkeit.

KIM MALTHE-BRUUN, Dänemark
Schiffsjunge

geboren am 8. Juli 1923 in Edmonton, wegen Teilnahme am Waffen-
transport aus Schweden hingerichtet bei Kopenhagen am 4. April
1945

Danzig, den 23. Mai 1941 [An Bord]

Hat es dir nie Freude gemacht, dich auf den Schwingen der Phantasie forttragen zu lassen? Lass uns so, du und ich, Hand in Hand hinausziehen. – Jetzt macht der Weg eine Biegung nach rechts, und wir beschleunigen unsere Schritte, um zu sehen, was für eine Überraschung die Natur uns diesmal schenken will. Vor unsern Blicken

liegt ein wunderbarer kleiner, blauer Waldsee. Wie schön er ist! Wir stehen still, tief bewegt von soviel Schönheit, die sich hier an einer einzigen Stelle vereinigt hat. Bist du noch mit dabei, oder langweilt es dich? Wir setzen uns am Ufer in das frühlinggrüne, duftende Gras. Du sitztest und kaust an einem Hälmschen, und wie lieb und hübsch siehst du aus. Deine Gedanken sind sicher so klar und rein wie das Quellwasser, das dort oben bei der mächtigen Tanne in den See sich ergießt – sie sind sicher so erstaunlich schön und phantasievoll, dass ich, selbst wenn ich sie lesen könnte, ihre Tiefe und Bedeutung nicht erfassen würde.

Nun legst du dich ins Gras, verschränkst die Arme unter deinem Kopf und betrachtest eine grosse Libelle, die sich auf einem Zweig gerade über dir niedergelassen hat. Wie sehr musst du staunen über ihren zarten Bau und über das feine Netz der Flügel mit ihrer wunderbaren Farbenzusammensetzung. Während du das alles betrachtest, staune ich über all das Glück und all das Schöne, das mir das Leben geschenkt hat, und ich fühle, dass ich den Rest meines Lebens hingeben könnte für diese eine Stunde. Hanne, hast du nie empfunden, dass Liebe nicht nur heisst, einander anzusehen, sondern auch gemeinsam etwas zu betrachten?

Danzig, 28. Mai 1941 [An Bord]

Nur in *einer* Richtung habe ich die Wahrheit mit göttlicher Klarheit gefunden, in meiner Liebe zu dir. Darum kommt sie mir auch so unermesslich wunderbar vor, weil sie so rein und so einfach ist und weil in ihr nicht eine einzige Stelle ist, in der sich ein kompliziertes Gefühl finden lässt. Wie sehr wünsche ich, dass ich in meinem Innern das vollkommene Glück erreichen und dich glücklich machen kann. Das Leitwort meines Lebens soll bleiben: «Die Wahrheit vereinfacht alles.» – Ich habe im Gegensatz zu so manchen andern das aus meinem Leben gelernt, dass die Arbeit nicht das Ziel sein soll, sondern nur ein Mittel, seine Persönlichkeit zu entwickeln und auszubilden.

Ich glaube daran, dass die inneren Werte viel wichtiger sind als die rein materiellen Güter, die man hier im Leben gewinnen kann. Damit ist nicht gesagt, dass ich nicht wünsche, etwas zu werden, nein, denn ich bin der Meinung, dass der Kampf darum, etwas zu werden, auch

entwickelt, aber man sollte mehr darauf achten, nicht blind auf ein Ziel zu starren und dabei alles andere zu vergessen.

Helingsfors, den 28. November 1941 [An Bord]

. . . Ich glaube nicht, dass wir uns auch nur annähernd der Verantwortung bewusst sind, die hier im Leben auf uns ruht – dass wir ein Glied sind in der Gesamtentwicklung der Welt, dass wir mit jedem Versagen ein wenig von dem schwächen und zerstören, was unsere Kinder und Kindeskindern haben sollten, um darauf weiter aufbauen zu können. Es gibt unendlich vieles, was wir Menschen schwerlich je verstehen werden, ich glaube aber, dass es viel leichter und einfacher ist, als wir es uns vorstellen.

Nach den Luftangriffen auf Stettin:

12. April 1944 [An Bord]

Der Frühling hing in der Luft. Träge stehen wir da und betrachten das Panorama [Stettins], das langsam an unserem Gesichtsfeld vorbeizieht. Von einem mächtigen Haus steht nur noch eine Mauer. Da liegt eine Boje, und dort noch eine, und was steht auf ihr geschrieben? Wrack. Das wirkt merkwürdig. Ein Wrack hier mitten im Hafen. Dort verschwindet ein Strassenbahnwagen hinter einem ungeheuren Haufen Mauersteine. Dann flattert ein Vorhang aus einem Mauerloch heraus. Wir liegen lange still und warten darauf, durch die Eisenbahnbrücke zu kommen. Die Sonne sticht ein wenig. Ich liege und döse auf der Luke. An einer Stelle ist ein Haus zur Hälfte in den Hafen untergefallen. Man kann erkennen, dass die Bewohner hellblaue Tapeten mit kleinen Blumen hatten. Wie viele schöne Gebäude und Kirchen gibt es auch da.

Plötzlich machten wir eine Drehung quer zum Fluss und wendeten uns auf etwas zu, das mehr einem Graben als einem Kanal ähnlich sah. Wir schlüpfen hinein, und es zeigte sich, dass der Durchlass gerade breit genug war, um hindurchfahren zu können. Vor dem Ausgang des Kanals lag ein sehr grosser Platz: die Didier-Fabrik. Nur Ruinen waren davon zurückgeblieben. Wir sollten feuerfeste Steine abholen.

Es waren nicht einmal so viele übrig, dass wir die volle Ladung bekommen konnten.

Nördlich von Gotland, den 28. Juli 1944

Zu leben wie ein primitiver Mensch, gibt einem auch viele Instinkte des primitiven Menschen zurück. Die Geistesentwicklung des Menschen, die ganze Wissenschaft von den Geheimnissen der Menschenseele, können wir in einem Buch studieren, es heisst ‚Das Alte Testamente Wir erleben darin eine Entwicklung, die zu etwas Bestimmtem hinführt – zu einem Höhepunkt, einem ungeahnten Gipfel, einem König – oder bloss einem Menschensohn. Gottes Sohn oder Menschensohn, das ist doch ganz dasselbe. Gott oder die Gottheit – dieses unsichtbare Gewebe, es verbindet das Tiefste aller Menschenseelen miteinander zu einem Wunder, das Menschheit heisst. Wie eine Losung der Zeit – als Endglied einer Entwicklung und vor allem als ein merkwürdig klares und reingezüchtetes Wesen dieses Zusammenhanges erscheint Jesus. Er ist der Menschensohn, denn er lebt in uns allen – er geht durch uns alle. Er ist ein Teil von uns, ein Teil dieses unendlichen Gewebes, und er wusste das, erfüllt, wie er war, von Reinheit und Wahrheit. Er schaut mit klaren Augen auf uns und sagt unendlich sanftmütig und unbefangen: «Ich bin Gottes Sohn», und wir entsetzen uns, denn dieses Wesen, das in uns lebt und nicht nur in uns lebt, sondern mit uns geboren ist, hat das Tageslicht zum erstenmal durch meine Augen erblickt, und es entwickelt sich mit mir, steigt und fällt mit mir – und stirbt schliesslich mit mir. Verstehst du nun, dass Jesus der Menschensohn ist? Nun habe ich plötzlich das Empfinden, als ob ich wieder daran arbeite, das Schlussergebnis zu finden, ohne die Aufgabe zu lösen.

Vedbaek, den 19. Oktober 1944

[Dänemark]

Ich liege und lese das Buch von Lin Yutang. Langsam füllt sich das Gemüt mit einer nagenden Entbehrung. Es scheint einem etwas zu fehlen – diese uralte Kultur, die dieses Volk besitzt! Sein ganzes Herz ruht in einem Netz uralter Kultur. Man hat das Gefühl, als hätten die Chinesen Gewicht und Wert da, wo wir andere – kleine, unbedeu-

tende Geschöpfe sind. Die Gedanken wandern weiter. Würde ich mich wertvoller fühlen, wenn ich alle diese feinen Bindungen hätte? Würden sie sich nicht gerade als eine süsse Hemmung über meine Freiheit legen? Plötzlich wird mir etwas bewusst: Ich selber könnte mir diese zarten Bindungen auferlegen und sie in meinem Herzen befestigen – aber nein, ich muss bloss jedesmal, wenn mein Herz mir ein Gebot zuflüstert, es ohne das geringste Ausweichen befolgen. Das Schönste von allem, was es auf Erden gibt, ist doch die Wahrheit, das Stärkste von allem, was es auf Erden gibt, ist die Wahrheit. Ich spüre es, wie sie mein ganzes Wesen durchdringen will.

Nach der Verurteilung an die Mutter:

Den 4. April 1945

[Kopenhagen]

. . . Ich bin nur ein kleines Ding, und meine Person wird sehr bald vergessen sein, aber die Idee, das Leben, die Inspiration, die mich erfüllten, werden weiterleben. Du wirst ihnen überall begegnen – in den Bäumen zur Frühlingszeit, in Menschen, die Deinen Weg kreuzen, in einem liebevollen kleinen Lächeln. Du wirst auf das stossen, was an mir vielleicht einen Wert hatte, Du wirst es lieb haben, und Du wirst mich nicht vergessen. Ich werde dabei wachsen dürfen, gross und reif werden. Ich werde bei Euch leben, deren Herzen ich einst erfüllte. Und Ihr werdet weiterleben mit dem Wissen darum, dass ich vorausgegangen bin und nicht, wie Du vielleicht erst meintest, hinter Euch zurückbleibe. Du weisst, was immer mein liebster Wunsch gewesen ist, und was ich glaubte, dass ich werden möchte.

Folge mir, Du meine liebe Mutter, auf meinem Weg, und bleib nicht stehen bis zum letzten, verweile aber bei einigem aus dem letzten Lebensraum, der mir beschieden war, und Du wirst etwas finden, was vielleicht wertvoll sein wird sowohl für mein Mädchen wie für meine Mutter.

Ich bin auf einem Weg gewandert, den ich nicht bereue, ich bin der Stimme meines Herzens nie ausgewichen, und es scheint mir nun, dass ich einen Zusammenhang sehen kann. Ich bin nicht alt, ich sollte nicht sterben, und dennoch erscheint es mir so natürlich, so einfach. Es ist

nur die schroffe Art, die uns im ersten Augenblick erschreckt. Die Zeit ist kurz, ich kann es nicht richtig erklären, aber meine Seele ist vollkommen ruhig . . . Wie merkwürdig ist es im Grunde, dazusitzen und dieses Lebensdokument zu schreiben. Jedes Wort bleibt stehen, es kann nie wiedergutmacht, nie gestrichen, nie verändert werden. –

Ich habe so viele Gedanken. Jörgen sitzt hier vor mir und schreibt seiner zweijährigen Tochter einen Brief zu ihrer Konfirmation. Ein Dokument fürs Leben. Wir haben zusammen gelebt, und nun sterben wir zusammen, zwei Kameraden. Ich bin mit Paul zusammengewesen. Wir hatten oft verschiedene Meinungen, aber er weiss, was in mir steckt, und was ich geben kann.

Endlich sind da die Kinder, sie haben mir in der letzten Zeit so nahegestanden, und ich hatte mich gefreut, sie wieder zu sehen und ein wenig mit ihnen zusammenzuleben. Beim Gedanken an sie hat mein Herz vor Freude geklopft, und ich hoffe, dass sie zu Männern aufwachsen dürfen, die Anderes und Tieferes sehen als nur ihren Weg. Ich hoffe, dass ihr seelisches Wesen frei gedeihen darf und nie durch einseitige Beeinflussung gehemmt wird. Grüsse sie von mir – meinen Patenbuben und seinen Bruder.

Ich sehe, was für einen Weg es geht in unserem Land, und ich weiss, dass Grossvater recht behalten wird, aber merke Dir – und Ihr alle müsst es Euch merken –, dass Euer Traum nicht sein darf, zu der Zeit vor dem Krieg zurückzukehren, sondern dass Euer aller Traum, der Jungen und der Alten, sein soll, Verhältnisse zu schaffen, die nicht einseitig sind, sondern ein rein menschliches Ideal verwirklichen, das jedermann als ein Ideal für uns alle ansehen und empfinden wird. Das ist das grosse Geschenk, nach dem unser Land dürstet, etwas, wonach jeder kleine Bauernsohn sich sehnen und mit Freude fühlen kann, dass er daran teilhat und dafür arbeitet und kämpft.

Endlich ist da sie, die die meine ist. Lass sie einsehen, dass die Sterne noch funkeln, und dass ich nur ein Meilenstein war. Hilf ihr weiter, sie kann noch sehr glücklich werden. In Eile – Dein ältestes Kind und einziger Sohn Kim.

TAKASHI NAGAI, Japan

Dr. med., Professor am Med. College Nagasaki

geboren 1908, gestorben 1951 an den Folgen der Atombomben-
explosion

[Nagasaki, 1945]

Unmittelbar nachdem die Bombe gefallen war, gab es unter den Menschen, die sich noch bewegen konnten, zwei Gruppen: Die erste Gruppe bildeten die Leute, die dort blieben, wo sie gerade waren; die zweite Gruppe diejenigen, die sofort die Flucht ergriffen. Wer an Ort und Stelle blieb, um verletzten Freunden zu helfen, um Wohnungen, Büros oder Fabriken zu retten, wurde zusammen mit denen, die gerettet werden sollten, schnell von den Flammen eingeschlossen. Dicht hinter unserem Krankenhaus erhebt sich ein Hügel, so dass wir bergaufwärts flüchten konnten, als sich das Feuer näherte. Auf diese Art und Weise konnten meine Nachbarn und ich zufällig lebend entkommen . . .

Es war wie eine Flucht auf einem Pfad in einem roten Dschungel. Die brausenden Flammen loderten hoch hinauf. Sie türmten sich über uns, im Winde wogend und schwankend, ein Funkenregen ging über unseren Köpfen nieder. Hier und da fanden wir Studenten und Schwestern, die zusammengebrochen waren. Wir hoben sie auf und trugen sie ein kurzes Stück bergauf, wo das Feuer sie nicht mehr erreichen konnte. Ich trieb alle zur Eile an und war sehr nervös wegen des Röntgenlagerraumes. Er befand sich im obersten vierten Stockwerk des Krankenhauses, und das Feuer war schon ganz in der Nähe. Der Lagerraum war mit teilweise dreissig Jahre alten Röntgenfilmen vollgestopft. Todbringende Dämpfe mussten sich entwickeln, wenn er in die Luft ging.

Ich traf eine Krankenschwester, die nur leichte Verletzungen erlitten zu haben schien, aber im Zustand äusserster Erschöpfung hingefallen war. Sie zupfte mich am Rockärmel und flehte mich an, sie zu tragen. Ich schüttelte sie ab: «Sie können bestimmt laufen, Sie sind fast gar nicht verletzt. Kommen Sie. Die Dämpfe werden uns erreichen, wenn wir uns nicht beeilen! Wir haben viel schlimmere Fälle als Sie, denen wir helfen müssen.» Ich brachte sie dazu, aufzustehen und zu gehen. Sie war aber nicht von ihren belanglosen Wunden so schwach gewor-

den, sondern von der Strahlung, die sie absorbiert hatte. Mehreren anderen Schwestern ging es genauso. Ich gestand ihnen keine Hilfe zu. Diese Mädchen waren alle viel kränker als sie aussahen – manche waren tatsächlich schon im Todeskampf –, und ohne zu wissen, was ich tat, liess ich sie aufstehen und ohne Hilfe weitergehen. Als wir ungefähr zweihundert Meter vom Krankenhaus entfernt waren, ging der Röntgenlagerraum in die Luft.

Ich hatte eine Verletzung an der rechten Schläfe und dadurch viel Blut verloren. Schliesslich brach ich zusammen. Professor Shirabe von der Chirurgie behandelte die Wunde und nähte sie mit einigen Stichen, um die Blutung zu stillen; für ein paar Augenblicke bin ich wohl bewusstlos gewesen. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich im Gras liegen und blickte in den wirbelnden Strudel der Atomwolke hinauf. Gegen den pochenden Schmerz in meiner Wunde biss ich die Zähne zusammen; meine Gedanken flogen wieder zu meiner Frau. Wenn sie noch am Leben war, müsste sie jetzt ungefähr hier ankommen. Bei früheren Luftangriffen war sie immer sehr besorgt um mich gewesen und zur Fakultät gerannt; nur heute nicht! Sie musste tot sein, ich wusste es. Mich bedrückte eine unerträgliche Einsamkeit. Als ich da im Grase lag und in den hässlichen Himmel hinauf sah, bemerkte ich einen leichten Geruch von wilden Chrysanthenen. Neben meinem Gesicht stand ein zeretzter Blumenstengel ohne Blüten.

Am nächsten Morgen sah ich von dem Hügel hinter der Klinik die Ruinen meines Hauses. Urakami war eine Decke aus weisser Asche. Zuerst konnte ich mein Haus gar nicht entdecken, aber schliesslich fand ich es dadurch heraus, dass ich mich an der Yamasato-Volksschule orientierte und von den Steinstufen des Schulgebäudes aus die Entfernung bis zu der Steinmauer abschätzte, in deren Nähe mein Haus gestanden hatte. In dem hellen Morgenlicht bewegte sich nirgends etwas.

–

Die erste Atombombe war uns völlig überraschend gekommen – die ersten Andeutungen waren glänzende Blitze am Himmel gewesen. Jetzt konnte jeden Augenblick ein anderer grosser Blitz über uns auftauchen. Die Angst schüttelte mich, und das war es, was mich unfähig machte, auch nur einen Fuss ausserhalb des Luftschuttraumes zu setzen, so dass ich zunächst nicht den Mut aufbringen konnte, über das keinen Schutz bietende Ödland hinweg zu den Ruinen meines Hauses

zu gehen . . . Diese Art verzweifelter Furcht wird in einem Atomkrieg typisch werden. Bei Atombomben gibt es keine Entspannung, auch nicht für eine einzige Sekunde. Wir waren vom ständigen Schrecken gelähmt. Alle menschliche Tätigkeit war zum Erliegen gekommen.

Unerwartet war die Atombombe bei uns niedergegangen. Ihren leuchtenden Blitz habe ich im Radiumzimmer wahrgenommen. In diesem Augenblick erschien mir nicht nur die ganze Gegenwart wie weggeblasen, auch die Vergangenheit war ausgelöscht und die Zukunft zerstört. Die geliebte Hochschule mit allen lieben Studenten mir vor Augen, ging in einem einzigen Augenblick in Flammen auf. Meine Frau . . . war zu einem Häufchen verkohlter Gebeine geworden, leicht wie ein Postpaket; aus den Ruinen meines Hauses habe ich sie zusammengelesen. In der Küche war sie gestorben. An meinem eigenen Leibe trat zu der langwierigen Röntgenkrankheit eine akute Radiumerkrankung auf, die auf der Radioaktivität der Atombombe beruhte, und liess mich zusammen mit einer Verletzung der rechten Körperhälfte zum Krüppel werden. Das grosse, so dankenswerte Glück aber war dies, dass wir beide Kinder gerade drei Tage zuvor zur Grossmutter in die Berge hatten gehen lassen, so dass sie mir unverletzt erhalten blieben.

Auf einmal hatte eine ganz neue Hoffnung von mir Besitz ergriffen. Was war das für eine Hoffnung? Nun, war da nicht unmittelbar vor meinen Augen eine ganz neue Krankheit aufgetaucht, eine, die es bisher nirgends gegeben, die kein Forscher je zu Gesicht bekommen, nicht im Westen und nicht im Osten, nicht in vergangenen Zeiten und nicht in der Gegenwart: Wir waren dazu ausersehen, in der Geschichte der Heilkunde die allerersten Beobachter dieser Krankheit zu sein, der – Atomkrankheit!

Diese neue Krankheit erforsche ich! Sowie dies in meinem Geist feststand, ward mein Herz, bis dahin am Zusammenbrechen, wieder mit heller Zuversicht und neuem Mute erfüllt. Mein Geist als Naturwissenschaftler war wieder wachgerüttelt und auferstanden. In meine blutbesudelten, verbandumhüllten Glieder hatte neue Lebenskraft zurückgefunden. Da habe ich mich dann buchstäblich mitten unter den ausgeglühten Ziegelsteinen niedergelassen und war mit einemmal aus meinem Lavagrab wieder erstanden.

Die gewaltige Zahl der an den Folgen der Atombombenexplosion Erkrankten, alle die verschiedenartigen Symptome dieser Krankheit

und die einander folgenden Todesfälle –, mich quälten schon die Gedanken daran, ein Plan jagte den andern, wie da zu helfen sei. Noch nie habe ich den Wert des Daseins als Gelehrter der Heilkunde so schmerzlich tief empfunden. Auf einen Stock gestützt, mit Wunden am Leibe, die mich an der freien Bewegung behinderten, wanderte ich mühsam über die Berge, watete durch die Flüsse, zwei Monate lang, um die Patienten ringsum aufzusuchen. Dann aber warf mich ein gefährlicher Anfall dieser Atomkrankheit selber nieder und ich musste jeder Praxis entsagen.

Später

Schon muss ich andere ersuchen, das Manuskriptpapier mir Blatt für Blatt in meine Hände zu reichen. Durch ein Mikroskop zu sehen, dazu fehlt mir schon die Kraft. Glücklicherweise aber berge ich mein Forschungsobjekt im eigenen Körper. Das tägliche Krankheitsbild, das eigene Erleben der Krankheitsentwicklung, das Urteil über die Resultate des Heilverfahrens –, dass ich das alles und anderes mehr so völlig gelassen betrachten und überlegen kann, kommt meinem Vorhaben sehr zugute. Unter der Leitung des Internisten Professor Kageura hat Dr. Tomonaga meine Behandlung übernommen, es ist dabei meist recht unterhaltend und anregend, wie wir uns beide, der behandelnde Doktor und ich, der Röntgenologe, über mich, den Patienten, streiten. –

Meine Kinder sehnen sich danach, den Vater zu umklammern. Wenn sie, von der Schule zurück, ihr «Da bin ich wieder!» rufen, möchten sie sich am liebsten auf mich werfen. Doch müsste, würden sie mich berühren, meine Milz auf der Stelle zu Schaden kommen, weshalb Doktor Tomonaga, der behandelnde Arzt, ihnen einschärfte: An Vater unmittelbar heranzukommen, ist untersagt! Die Kinder halten sich an dies strenge Verbot. So gern sie herankommen möchten, an mir herumspringen, sich anklammern, mich lieblosen würden, sie halten diesen Drang nieder und reden immer nur aus einem gewissen Abstand zu mir. Und auch ich, der Vater, möchte diese Kinder in meine Arme schließen, solche elterliche Vertraulichkeit ist doch das Natürlichste von der Welt.

Es wird nicht lange mehr dauern, und er wird mich heimsuchen, der Tod. Doch auch er ist nur eine Gabe oder ein Bote der Liebe Gottes zu mir, ihr letzter und grösster Erweis; eine Gabe Gottes, der die Liebe selber ist. Und darum nehme ich mir vor, die Seelenängste und die körperlichen Leiden, die nun einmal vor dem Tode durchgestanden sein wollen, gerne hinzunehmen, als notwendig zur grösseren Ehre Gottes. Der Tod ist doch die Trennung von Seele und Leib. Nur wenn die Zikade ihre abgestreifte Hülle auf der Erde liegen lässt, vermag sie sich in die klaren Lüfte zu erheben. Solange i hie Larve, in der Erdscholle lebend, der Sonne Lichtflut am Firmamente nicht erfährt, mag sie beim Anblick ihrer abzustreifenden Schale trauern, bangen und seufzen. Umso lauter aber wird die Zikade singen, wenn sie frei von Erdschwere in den blauen Äther steigt.-----

Als die ersten Bomben in Hiroshima und Nagasaki explodierten, erhielt die ganze Welt einen Schock. Dieser Schock wurde in der Welt, wo die Menschen von den Bombardements nur aus zweiter Hand gehört hatten, wahrscheinlich noch schärfer empfunden als bei uns, die wir tatsächlich unter die Atomwolke geraten waren. Man erfuhr plötzlich ohne vorherige Ankündigung, dass eine grosse Stadt durch eine einzige Explosion in einem Augenzwinkern ausgelöscht werden konnte. Das Entsetzen muss gross gewesen sein.

Wenn eine solche Waffe in der Zukunft weitgehend angewandt wird, muss die menschliche Rasse und ihre Kultur verschwinden; das war die allgemeine Überzeugung – und mit Recht.

Wir, die wir durch das Bombardement hindurchgegangen sind, hatten andererseits nicht die leiseste Vorstellung davon, was eine Atom-bombe sei. Mir selbst fiel es nicht ein, dass sie etwas derartig Unerhörtes sein könne, obwohl ich direkt unter der Atomwolke gestanden habe; ich dachte, es handle sich um eine gewaltige Luftmine oder etwas Ähnliches. Als sich die Wolke aber ausbreitete und verdünnte und das Licht wieder hindurchtreten liess, das vollständig abgesperrt gewesen war, als es wieder hell genug wurde, um etwas zu erkennen, da fühlte ich, als ich mich umseh: «Das Ende der Welt ist gekommen!»

Einen Augenblick lang wartete ich lauschend auf den himmlischen Trompetenstoss – so überzeugend war die Zerstörung.

Und die übrige Welt, von Entsetzen gepackt, rief:

«Die Atombombe darf nie wieder angewandt werden!» -----

Besucher, die in letzter Zeit gekommen sind, um die Atomwüste zu besichtigen, neigen dazu, die zerstörenden Eigenschaften der Bombe zu bagatellisieren. «Atombomben sind schliesslich gar nicht so schlimm, nicht wahr?» sagen sie. Die Tatsache, dass so viele Menschen umgekommen sind, scheint Leute aus dem Auslande nicht sehr stark zu beeindrucken . . .

Wenn die Bevölkerung von Hiroshima und Nagasaki wie die von Pompeji bis zum letzten Mann zugrunde gegangen und niemand übriggeblieben wäre, um ihre Geschichte zu erzählen, würden vielleicht selbst die militärischen Strategen vor der Bombe Angst haben und einige Hemmungen empfinden, sie anzuwenden . . .

Wie ich höre, wird sie nicht als gar so schrecklich und unanwendbar betrachtet: «Eine Stadt wird nicht hundertprozentig ausgelöscht. . . Nicht alle sterben. Radioaktivität verfliegt mit der Zeit... Es ist nur eine neue Waffe mit besserem Wirkungsgrad als die bisherigen.»

Besserer Wirkungsgrad! . . . Wissen sie es denn, haben sie es denn untersucht, was sie in den Herzen, in den Gewissen und in den Gehirnen anrichten? Haben sie eine Vorstellung von unserer Gesellschaft geistiger Bankrotteure, die sich kläglich bemüht, als eine Gemeinschaft zu funktionieren?

Wir, die wir in Nagasaki dabei waren und noch leben, können unseren herzzerreissenden reuevollen Erinnerungen nicht entfliehen.

Wir tragen in unseren Herzen, jeder Einzelne von uns, hartnäckige, nie verheilende Wunden. Wenn wir allein sind, brüten wir darüber nach, und wenn wir unsere Nachbarn sehen, werden wir wieder daran erinnert an ihre und an unsere eigenen Wunden.

Diese seelischen Trümmer bekommt der Besucher der Verwüstungen in Nagasaki nicht zu sehen, sie können tatsächlich niemals wiedergutmacht werden.

ROBERTO NANNI, Italien
Schüler aus Bologna
geboren 1928, gefallen als Fallschirmjäger am 28. März 1945 bei einem Flugzeugabsturz

An die Mutter:

21. Januar 1945

Heute war ich, glaube es mir, tief ergriffen, als ich zum erstenmal in Uniform an der Messe teilnahm. Ich dachte an die Zeit, in der ich klein war und mit Dir zur Messe ging. Da wurde mir klar, dass die Menschen mit den Jahren älter werden, aber im tiefsten Grunde immer Kinder bleiben. Als wir alle gemeinsam das ‚Gebet des Legionärs‘ sangen, wurden bei dem geheiligten Namen «Mama» nicht nur meine Augen feucht, sondern auch die meiner Freunde. Ich begriff das Glück und das Vorrecht, das ich besitze, von Dir Post zu bekommen, während viele meiner Freunde keine empfangen können, weil ihre Familie im besetzten Italien lebt.

Ich glaube, der Name, den man am spontansten im Augenblick der Gefahr in den Mund nimmt, ist der Name «Mama»!

«Mama!» schrie der Partisan, den ich selber auf meinen Armen zum Verbandsplatz tragen musste. Unterwegs hatte er nur einen einzigen Gedanken: den an seine Mama. Er fragte mich dringend, ob wir auch seiner Mama nichts getan hätten und glaubte meiner verneinenden Antwort nicht. Er sprach auf mich ein, ich sollte an meine Mama denken, bat um Auskunft über Dich, fragte, ob ich Post von Dir bekäme und ob ich nicht ein Foto von Dir hätte, weil er keines von seiner eigenen Mutter besass und so in Dir auch seine Mama sehen könne.

Ich wollte, bei dieser Szene wären alle die vielen Leute dabei gewesen, die so leichtfertig über den 8. September diskutieren und reden, ohne auch nur im Geringsten zu wissen, welches Unheil und welchen Zusammenbruch er für unser Vaterland mit sich gebracht hat. Und zwar deswegen, siehst Du, weil dieser Partisan, auf den ich schiessen musste, um nicht von ihm angeschossen zu werden, dieselbe Sprache sprach wie ich und «Mama» rief, wie ich es jetzt tue . . .

DANTE NATTA, Italien

Schüler aus Mailand

geboren 1928, bei Kriegsende in der Nacht zum 30. April 1945 erschossen

1. Januar 1945

Liebe Mama, heute ist Neujahrstag. Dein Sohn ist hier oben auf den vereisten Bergen der Valesia. Ringsum ist Stille und Frieden, aber ein Friede, der vom Blut des brudermörderischen Kampfes gerötet ist. Ich denke an Dich, Mama. Heute Nacht war ich wieder Dein kleiner Junge. Für eine kleine Weile war ich wieder Dein Dante, nicht der, der Dir so viel Kummer bereitete, der vor der Mutter das letzte Wort haben wollte, nein, Mama. Heute Nacht war ich wieder der Dante, den Du in den kalten Winterabenden vor der leeren Herdplatte an Deine Brust gedrückt hast. Damals hast Du geweint, wolltest mir mit dem Schleier Deiner Tränen die traurigen Seiten des Lebens verhüllen, das sich für mich zu öffnen begann. Draussen ist es kalt, Mama, schrecklich kalt. Der Wind scheint alles entwurzeln und einebnen zu wollen. Es wird Abend, Mama; die Glocken läuten die ersten Stunden dieses neuen Jahres sein. In der leeren Kirche scheint das Kruzifix mit seinem kalten Blick dem, der wehklagt, seine heiligen Wunden zu weisen . . . Meine Augen sind voller Tränen, ich kann sie nicht mehr zurückhalten. Du weinst auch, Mama, warum? Vielleicht kannst Du es Dir ebensowenig erklären wie ich. Es ist stärker als unser Wille.

Sieh mich an, Mama, ich bin Dein Sohn. Du bist meine liebe Mama. Und auch Du hast eine Mutter, wir alle haben sie, die uns alle an ihre Brust drückt, unsere Mutter Italien. Sieh sie an, Mama, ohne an irgend ein Datum zu denken: Es ist die Mutter von gestern und für immer . . .

RAYMOND NAVES, Frankreich
Hochschullehrer
geboren 1902 in Paris, umgebracht 1944 in Auschwitz

Du Leben

Den Dingen leihst Du den Geschmack,
Du Leben!
Tal der Vielfalt, unermessen, Blatt an Blatt,
Du selbst allzeit und unaufhörlich neu,
Gefüllter jeden Tag, in unsren Armen aus
Umschlungenheit gewirkt,
Aus mir, aus uns erschaffen,
Enthalten ganz im kaum gewagten Blick,
Darinnen jubelvolle Jahre lächeln,
Du frischer Quell und ruhend Meer,
Goldüberglänzte Ackerflur,
In Azurbläue leuchtend weisser Fels und Hügel,
Von Tag zu Tag mit liebevoller Hand erbaut,
Unübertrefflich klare Freude ohne Bitternis
Und ohne Neige, ohne Reue
Fülle – -

Mein Acker überströmt von Deinen Strahlen,
Wird weit in fruchtbar hochgespanntem Mut,
Und unvermutet ragen golden hohe Ginsterblüten,
Und scheue Büschel Thymian im Staub,
Versprühen stolz die herben Düfte unsrer Liebe.

JOCHEN NIEMÖLLER, Deutschland
gefallen am 28. Februar 1945 in Pommern

Lobgesang im Kriege

Und um uns bleibt das grosse Schweigen
in aller Völker Widerstreit.

Vor Gott dem Herren wir uns neigen:
Und loben IHN in Ewigkeit!

Denn alle Worte heute wanken,
Das Schicksal undurchdringbar ist.
Wir stehn auf unsres Schifflens Planken:
Mit dir wir fahrn, Herr Jesu Christ!

Es sollen wohl die Städte fallen
Und bersten tief bis in den Grund.
Doch werden wir von Neuem lallen:
Dein Lob mit schmerzgebognem Mund!

Herr, lass uns deine Diener bleiben
Und Künder deiner Ewigkeit.
Herr, lehre uns die Worte *scheiden*:
Nimm fort das Schweigen! Es ist Zeit!

Requiem für einen gefallenen Freund

Du wusstest etwas von dem Dunkel,
Das über allem schweigend steht.
Du wusstest hinterm Sterngefunkel,
Was Harmonie entgegensteht.

Du sagtest mir von deinem Wesen,
Vom Vorhang vor der Ewigkeit –
Du sagtest, denn du bist gewesen –
Gefalln der Vorhang:
alle Zeit!

Und mir begegnet auf der Strasse
Dein Blick gesammelt, traurig, gut.
Wir grüssten uns, und auf der Gasse
Der Einsamen ward neuer Mut
Zum Gang des Lebens, neu der Wille
Dem Ende tapfer zuzugehn.
Wir sprachen von der Kraft der Stille,
Vom Leid: und in uns ward Verstehn . . .

Ach, einsam wandern durch die Lande,
Die schweigend unsre Seele sieht –
Was sind denn alle Menschenbände,
Wenn heimwärts Gottes Fahrt uns zieht?

Die Strass' ist leer, auch er gegangen.
Fern schritt er durch die Dunkelheit.
Wann werd auch ich ans Ziel gelangen? –
Ob spät, ob früh: dem
Herrn die Zeit!

JAROSLAV JAN PAULIK, Tschechoslowakei
geboren am 20. Februar 1895 in Pelhfimov, gestorben am 13. Mai 1945
in Bützow

Am Kriegsende:

In Norddeutschland, Mai 1945

[In einem Lager]

Olaf stürzt herein, der lange blonde Olaf, mit seinem Invalidenstock
und dem leisen schwärmerischen Lächeln, und umarmt mich! Freiheit,
Freiheit, Freiheit. Alle sind frei. Auch die Diebe, Mörder. Herrliches
Plündern, an dem ich mich nicht beteilige. Ich bin zu dumm dazu, wie
der gefräßige Müller Baloun sagte, und dann auch schwach, krank,

ganz armselig. Jetzt erst fühle ich, wie sehr. Schüsseln mit Kartoffeln, Stücke Brot, Zucker. Einen wunderschönen Lederkoffer hat E. erbeutet (Wäsche, Zucker, Kakao, Zigarren, Speck), eine Flasche mit hinreissendem Brandy, feiner als Hennessy, ich habe noch den Geschmack auf der Zunge. In der Küche waten Füße in Gries und Grütze, auf dem Hof liegen Berge von Kartoffeln, aus dem Backofen fliegt immer wieder neues und heisses Brot; Rauferei, Unsinn, kluge, stille, diebische Gestalten gleiten durch die Gänge und über die Treppen, mit vollen Rucksäcken auf dem Rücken, irgendjemand gibt oben irgendwelche Ausweise aus. Im Häuschen an der Strasse habe ich meine Schüssel mit einem Stück Brot hingelegt, den Holzlöffel, einen Bleistiftstummel. Von Pepe bekam ich noch: einen zerrissenen Sweater, ein Messer und ein Paar Schuhe. Richtige Schuhe. Ich habe eine unendliche Freude an ihnen.

Ein Strom von Panzern wälzt sich an uns vorbei, Autos, Fahrräder, die Spitze der sowjetischen Armee. «Sdrawstwujte towarischtschi !» Aus den Panzern, von den Wagen wirft man uns Zigaretten zu, silberne 50-Gramm-Päckchen Tabak, Zuckerzeug, Speck, Konserven, Zwiebeln, Zahnpaste, Trockenmilch, Himbeersaft. In der Stadt: Jahrmarkt des Elends (Sträflingsfetzen!) und Füllhorn des Überflusses. Bauchläden, eine polnische Familie packt auf smaragdgrünem Rasen bunte Stoffballen zusammen, am Rathaus eine Schlange marschbereiter Pilger, die sich eine Bescheinigung von einem französischen Professor bestätigen lassen, zwei, drei, vier Franzosen an Schreibmaschinen. Eitel, Pepe und ich teilen uns den Speck. Harry, wie elend er aussieht! Werden sie heimkommen? Der arme Pepe vor allem. Die Gasse ist plötzlich leer, eine lustige Stute galoppiert über die Fahrbahn, auf dem Gehsteig liegt traurig allein ein entzückender Damenschuh.

Ich schlafe auf einem weichen Divan, dann Sonnenaufgang – o diese Pracht! Tag: Freitag, ein glücklicher Tag. Schon im Transportwaggon, am 24. April, hatte mich Olaf für ein paar Wochen zu seiner Mutter aufs Land eingeladen, in die Heide zwischen Bremen und Hannover.

Wir frühstücken Eier mit Speck, einen gehäuften Teller Porridge mit einer Menge Marmelade, Zwiebeln, Brot mit Fett, süssen schwarzen Kaffee. Nachmittags: ohne Räder, Olaf am Stock mit einem schwe-

ren Koffer zu Fuss unterwegs, wohin? Ich weiss schon, dass das Unsinn ist.

Sowjetische Musikzugsoldaten bewirten uns auf staubigem Rasen neben der Strasse mit Emmentaler Käse ohne Brot und mit scharfem Brandy, den sie in schöne Weingläser giessen. (Ein Sänger – Akkordeonspieler, Schlägerei mit Pistolen und Messer, zurückgelassene Gläser auf dem Rasen, nachdem der Musikzug abfuhr, ein ganz junger Knabe darunter auf einem Fahrrad). – Und ein verdriesslicher, aber gastfreundlicher Motorradfahrer in einem Lagerhof, der uns einen Arm voll Konserven und eine Mütze voll Zucker aufnötigt. (Unser Sträfplings-Sonntagszucker, den wir uns von den Fingern leckten!)

Dann wieder die Landstrasse, ein Strom von Pilgern und Fahrzeugen, covered waggons mit gotischem Dach aus Brettern und Sperrholz, Frauen, Kinder, Heu, weissrote Fahnen der Polen, grüne Uniformen der Volkssturmänner, die von der aufgelösten Front irgendwo im Westen, Nordwesten heimkehren, wir wissen es nicht – eigentlich wissen wir überhaupt *nichts Sicheres*, bis heute nicht! Wie lange dauert es noch bis zum Kriegsende? Wie weit – oder wann, gestern, am Sonntag – waren die deutschen Truppen von Prag entfernt?

Nachmittags hörten wir: Hitler habe sich erschossen, Göring sei (vielleicht längst schon) begraben. Goebbels sei nach Schweden geflohen. Und alles in allem, der Krieg sei aus, der Krieg würde bald zu Ende sein.

[Im Lager]

Mai 1945

Es ist mir gelungen, eine schöne hundertprozentige Diarrhöe zu bekommen. Schade, unsere französischen Köche kochen so gut, die gestrige Leber mit Kartoffelpüree, angemacht mit grüner Zwiebel, war so köstlich! Ich beschränke mich auf Milch mit Traubenzucker.

Olaf ist wieder gesund. Morgens brachte uns de Roulant noch einen Teller von der berühmten Leber. De R. ist belgischer Journalist, Pariser Korrespondent, ein mageres graugrünes Bürschchen, im Gefängnis seit 1940. Er macht den Sanitäter. Gestern kam Dr. H. zur Visite mit drei bis vier regelrechten Schwestern und einem Krankenwärter in blauem Kittel, ohne de R. (dieser kam erst mit dem Mittagessen, er ist jetzt ein grosser Herr).

Nach diesem unglücklichen Anfall brachte mir Dr. Gajne einen Becher voll richtigen Bohnenkaffees. Woher und wie er ihn bekommen hat, darüber unterrichtete er uns nebelhaft. Heute deutete er an, wir dürften die Hoffnung hegen, noch manchmal, hin und wieder mal, vielleicht, ein bisschen Kaffee mit ihm zu trinken.

Gestern oder vorgestern? Am selben Tag wie de R. stellte sich uns der Serbe Ivo vor, aus Belgrad, lungenkrank und eine zarte Seele. Heute Morgen machte ein betrunkenener Soldat Krawall, belästigte die Mädchen, schoss mit der Pistole, bis ihn die Wache abführte. Ivo war gekommen, um ein bisschen über die Ereignisse zu plaudern, da erschütterte ihn diese kriegerische Rauheit des alkoholisierten Infanteristen derart, dass ihm die Tränen aus den Augen flössen. Er gab mir 50 Mark. Russische Soldaten hätten ihm angeblich viel Geld gegeben, das sie von den deutschen Volkssturmmännern, die von der Front heimkamen und auf dem Lande plünderten, beschlagnahmt hätten, vielleicht von Männern der Wehrmacht und SS, ich weiss nicht. Und er habe angeblich noch ein halbes Kilogramm Kaffee bekommen; das hätte unser Arzt gesehen und ihn darum gebeten, worauf Ivo ihm den ganzen Kaffee gegeben habe. Daher also! – Gajne erzählt auch etwas von hundert Zigaretten, die er von einem russischen Offizier bekommen habe, ich weiss nicht.

Dann stellte sich heute bei uns einer von den russischen Wachleuten vor, ein hübscher brauner Junge mit Pistole, Nikolaj aus Rachov, ehem. Tschechoslowake, nach der Magyarisierung der Karpato-Ukraine russischer Soldat, die letzten anderthalb Jahre Gefangener in Bützow. Er gab mir Zigarettenpapier und ein schönes 20-Heller-Feuerzeug, ich habe daran eine unendliche Friedens-Freude. Olafs Landsmann, ein Junge vom Geschlecht der munteren Hausarbeiter, hat hier seine abgeschabte Blechschachtel mit etwas Tabak und Papier vergessen. Er hat sie heute bei mir gesehen, ich bot sie ihm an, er solle sich seine Pfeife stopfen – er tat es sehr sparsam, seine Dose verlangte er nicht zurück –, und so besitzen wir eine komplette Rauchergarnitur. Aber trotzdem kaufe ich mir eine andere Tabakdose und ein paar Zigarettenspitzen, bevor ich in die Stadt komme. Zum Zahnarzt, den Überweisungsschein hat mir Dr. H. bereits geschrieben. Ich bin, ich ahne es, sein Lieblingspatient, sein Versuchskaninchen. Eine unangenehme Erinnerung an gestern: Ich fühlte am Herzen die kalte und feste Hand des Todes. Habe mich wie wild dagegen gesträubt.

Damit ich es nicht vergesse und um abzuschliessen: Wir kamen am Freitag [auf der Strasse] mit Olaf nicht weit, er wurde vernünftig und forderte uns schliesslich zur Rückkehr auf, als wir auf einer Bank vor irgendeinem Hause an der Strasse verzweifelt, lange und vergeblich versucht hatten, Kräfte zum Weitermarsch zu sammeln. Je näher wir dem Ziele waren, umso mehr befürchtete ich, dass er mir zusammenbreche. Er konnte sich kaum noch Vorwärtsschleppen, ich habe ihm nach zwanzig bis dreissig Etappen seinen Koffer getragen. Irgendein Individuum, den ehemaligen Wachtmeistern verwandt, wollte uns nicht einlassen. Es sieht so aus, als ob an diesem Tage ein grosser Teil der Don Quichottes der Landstrasse in das freundliche Gefängnis zurückgekehrt sei. Seit Freitagabend bewohnen wir Zelle 2 im Erdgeschoss, in der wir uns wie in einer Dependance des Lazarets einrichteten. Wir haben eine tadellose Krankenhausbedienung und alles ist ausgezeichnet bis auf den Umstand, dass unsere Zelle eiskalt ist.

Gestern brachte Dr. Sch. (einer von Olafs Partei, on en reparlera) die Nachricht, man lebe in der Stadt ganz prima, wenigstens die Politischen, die seien in Mode; ich begreife, ein Politischer in der Familie ist heute so etwas wie ein Glücksschweinchen. Charakterlose Bande – die Freundlichkeit meiner vier Mitbrüder aus Zelle 14 ist vorbei, was hat die erste Glocke der Freiheit geschlagen? –

In der Stadt gibt es angeblich Lebensmittelkarten und Geld. – Von wem? – Und eine Kommission soll kommen. Das Rote Kreuz oder ähnliches, und der erste Transport soll schon am 15. dieses Monats abgehen. Aber sicher ist, dass Dr. Sch. in die Stadt übersiedelt ist. Und wie diese deutschen Burschen alle, was die praktische Ausnützung aller möglichen, ja unmöglichen Vorteile betrifft, beschlagen sind! Dabei marschiert Dr. Sch. in dieser Beziehung in der ersten Reihe der Vorhut. An jenem feierlichen Mittwoch erbeutete er, ganz offensichtlich, von der Wäscheleine in einem Garten seiner Volksgenossin die dort hängende Wäsche und kehrte heim mit vollgefüllter Aktentasche wie ein Kreuzfahrer mit einem Ranzen voller Sarazenerseide.

Irgendein Schelm schieisst auf dem Hof mit der Pistole, es sind Schüsse wie aus einer Kanone! Es kann nicht mehr lange bis zum Mittagessen dauern. Schade, ich habe gar keinen Appetit mehr. Im Übrigen geht es mir passablement, nichtsdestoweniger wäre es vielleicht besser, in der Stadt zu wohnen, dieses verfluchte Krankenhaus-

leben macht einen krank. Es überkommen mich Erinnerungen an die Bulovka.

Was macht meine teure, kleine Frau? Gestern habe ich mich sehr nach ihr gesehnt. Wahrscheinlich fahre ich schnurstracks nach Hause. Obwohl ich gern noch einige Tage in dem Haus in der Heide verleben würde.

JÜRGEN POKORNY, Österreich

geboren am 18. November 1925 in Graz, gestorben als Kriegsgefangener am 9. September 1945 im Lazarett in Esseg

24. September 1944 [In Jugoslawien]

Soeben habe ich durch das Radio eine Sonate von G. F. Händel für Cello und Klavier gehört (h-Moll). Dabei ist mir eigentlich zum erstenmal der Geist der alten Musik, der Barockmusik, richtig aufgegangen. Immer mehr lerne ich verstehen, dass wir in Bach, ob wir wollen oder nicht, die höchste Stufe, das A und O der Musik, sehen müssen. Wann ist jemals eine grössere Durchgeistigung, eine grössere Klarheit erreicht worden. Man steht wie vor einem Wunder. Mit kristallner Reinheit spiegelt diese Musik die unendliche Harmonie des Weltalls wider. Ihre Wirkung ist geradezu plastisch. Wenn man Bach oder Händel hört, erkennt man, dass die unendliche Vielgestaltigkeit der Schöpfung, diese scheinbare Unordnung (die schöpferische Unordnung), die freilich für den Kurzsichtigen zu einem Chaos werden muss, dass diese Verschlungenheit, vom Ganzen aus betrachtet, in eine ewige, gewaltige Harmonie mündet.

In der Musik ist dieser Einklang, entsprechend dem kleinen Gleichnis des Makrokosmos, das der Mensch in der Kunst geschaffen hat, klar und geistig in seinem ganzen Umfange fassbar.

Meinen Brief mit der kurzen Meldung werdet Ihr ja erhalten haben. Falls das nicht der Fall war, brauche ich Euch jetzt nur mehr zu sagen, dass unsere sämtlichen Verbindungswege, ausser dem Luftweg, abgeschnitten waren.

23. Oktober 1944 [Jugoslawien]

Unsere Lage in diesem Lande ist ähnlich der Lage der deutschen Ordensritter seinerzeit im Osten. Die Ordensritter herrschten nur durch ein Netz von Burgen und Stützpunkten. Von einer Durchdringung des Landes kann keine Rede sein. Es ist im Grossen der Grundsatz «Jeder Mann eine Festung». Wir wären jedenfalls froh, wenn wir dieses Land einmal hinter uns lassen könnten. Es gleicht einem schwelenden Kohlenmeiler, bei dem wir bemüht sind, das Durchbrechen der Flammen zu verhüten.

Mit einem Diplom-Ingenieur aus Wien, der auch nebenbei Maler ist – welche Gegensätze – unterhalte ich mich häufig über alle Fragen der Philosophie und Kunst. Wir sind aber fast nirgends gleicher Meinung. Er ist schon vierzig Jahre alt und gehört eigentlich noch ganz dem Weltbild des 19. Jahrhunderts an. Der Grundsatz dieser Denkweise ist: Bekenntnis ist der Feind aller Erkenntnis. Das heisst also, man darf niemals wagen, ein Weltbild sein eigen zu nennen. Man darf niemals in das Gewoge der Welt eingreifen. Man muss den Ereignissen abwartend gegenüberstehen, nur Gewordenes, nicht Werdendes anerkennend. Das nennt sich Objektivität. Der grösste Fehler dieses Gedankenganges ist aber, dass er sich selbst widerlegt. Er nennt nämlich, wie schon gesagt, auch eine Weltanschauung sein eigen, die mechanisch-kausale, die die Dinge der Welt absolut zusammenhanglos sehen will, die jedes Ding für sich betrachtet und dadurch glaubt, objektiv zu sein.

Es ist, um einen Vergleich zu gebrauchen, so, als wenn ich einen Nussbaum vor mir habe und nun hergehe und eine leere Nussschale aufhebe und das Wesen dieser Nussschale dadurch erkennen will, dass ich sie für sich allein, ohne Zusammenhang mit dem Nussbaum, betrachte. Wie will man so die Nussschale erkennen? Wo ist da die vielgerühmte Objektivität? Die ganze Welt ist in kleinste Teile künstlich zerschlagen, es ist eine Vergewaltigung der Wirklichkeit! Ganz anders das organische Weltbild. Alles, was zusammenhängt, will im Zusammenhang gesehen werden, ist sein Leitspruch. Man kann die Teile nur dann erkennen, wenn man vom übergeordneten Ganzen ausgeht, sonst «hat man die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band» (Faust I). Über diese Weltanschauung erübrigt sich viel zu reden. Wir finden sie überall im Leben und in den Werken unserer

grossen Deutschen. Diese haben sich alle nicht gescheut, sich zu «bekennen». Goethe fand auch hier die richtigen Worte: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, wenn es nicht aus der Seele quillt und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt (Faust).

3. Februar 1945 [An der Front]

Gestern hat uns der Radioapparat eine schlimme Nachricht gebracht; Graz wurde am 1. Februar von Bombern schwer angegriffen. Ich habe den ganzen Tag so etwas Ähnliches gefürchtet. Stundenlang zogen am Vormittag die schweren viermotorigen Bomber über uns ihre Bahn – wir liegen an der Einfluglinie Süditalien–Steiermark, die allerdings nicht ganz gerade verläuft – oft mussten wir in Erdmulden vor den begleitenden Jägern Schutz suchen. Es war ein sehr bewegter Tag. Bei Euch ist es wohl schwer niedergegangen. Ich kann nur innig hoffen, dass Ihr verschont geblieben seid. Unser Schicksal ist hier wie überall ganz in Gottes Hand gegeben, Das habe ich schon oft erfahren können, wenn ich hier in Kroatien wie vor einiger Zeit plattgedrückt auf der Erde lag, die Mosquito-Schnellbomber in dreissig Meter Höhe über uns hinwegrasten, mit allen Bordkanonen schiessend, und in wenigen Metern Entfernung die Bomben um uns krepitierten, dass die Splitter und Gebäudeteile uns um die Ohren flogen. Da konnte man nichts anderes tun als warten; es ist grausam, dieses Warten, wenn der erste Anflug überstanden ist und die Bomber kehrtmachen, um von Neuem anzufliegen. Es gibt nichts Schlimmeres als Flugzeuge.

Das alles ist aber wenig interessant, entscheidend ist, dass man solche Stunden, die jeden heimsuchen, an der Front und in der Heimat, übersteht. Was sollen denn die Infanteristen sagen, die Monate unter stärkster Feindeinwirkung stehen, jede Minute gewärtig, getroffen zu werden. – Mit der Zeit wird jeder nervös, manche kommen sogar bis zum Nervenzusammenbruch. Davon bin ich aber, glaube ich, noch weit entfernt! In diesen schweren Tagen erkennt man, dass die wahren Lebenskräfte jenseits der Erscheinungen liegen.

Es hat mich gefreut, dass Mutti einen Hugo-Wolf-Abend machen will. Erst heute habe ich im Radio zu Mittag Hugo Wolfs ,Wer in die Fremde will wandern' gehört. Wie schade, dass ich nicht dabei sein kann, wenn Mutti singt. Auch die Abende zu Weihnachten, wo Mutti zur Gitarre Volkslieder sang, sind fest in meiner Erinnerung.

28. März 1945

Tag und Nacht, ununterbrochen, schiesst die Artillerie, rattern die Maschinengewehre. Es gibt in Europa eben keinen Fleck mehr, der vom Kriege verschont bliebe. In Graz wird man es wohl zur Genüge merken.

Ich könnte Euch noch viel, sehr viel schreiben. Gerade in Zeiten, in denen das äussere Leben so wenig lebenswert ist wie heute, öffnet sich einem der Blick für die wirklichen Werte, für das geistige Erleben, und alles andere fällt von einem ab als nutzloser Tand und Spielerei. Die Worte Jakob Böhmes sind tiefste Wahrheit: Jedes Ding wächst am Widerstande, der ihm entgegengebracht wird. Nichts Grosses wird von Satten und Zufriedenen geschaffen.

SINAIDA ROSEN, Polen

Medizinstudentin, Pflegerin in Lagern am Fuss des Altai-Gebirges,
in Sibirien gestorben

Gedicht

Was wissen wir noch
von den Schiffen in uns,
die fahren
auf Blutozeanen
mit Frachten
aus Mond
und aus Mitternacht
und dem Segel
Ichweissnichtwohin?

Es ist zu schwer,
im Krieg zu leben
und nur zu sehen
das Feld, das Haus.

Die Liebe wölbte uns
andere Welten,

ein Mutterland
mit einem Mund ohne Tod.

ANDRÉ ROURE, Frankreich
geboren 1921, gefallen im Stossbataillon der 1. französischen Armee
1945

Gedanken:

Im Kriege

Den *Geist* zu erfassen fordert die äusserste Anstrengung des Lebens, aber gerade darin besteht die ganze Kunst des Denkers. Sie ist das Bemühen, das Sein in seinem unaufhörlichen Aufschwung zur Schönheit in einem immer reicheren und besser erkennenden Willen aufzunehmen, der Drang der organischen Materie, das Absolute zu begreifen, das ewige Bemühen, sich mit Gott zu vereinigen. Eine unendliche Vision, die uns anzieht, ein ruhmreicher Kampf, zu dem uns die Schönheit ruft! Der Tod wird uns einst, wie Faust, an Gott zurückgeben.

Die äussersten Ziele menschlichen Tuns haben ihren Zweck in sich selbst. Wenn wir die Ziele unseres Willens als Werte bezeichnen, müssen wir zugeben, dass man im Grossen Ganzen die menschlichen Werte auf einen einzigen zurückführen kann, auf das eigentliche Merkmal, das ein Ding begehrenswert macht: Dieses Merkmal ist die Schönheit! Die Welt wird schön, wenn unser Wünschen sich verwirklicht! Die zunehmende Pracht des Schauspiels, das uns an jeder Wegebiegung erwartet, gibt uns die Kraft, noch weiter bis zu unserem Gipfel zu steigen.

Die Tat trägt den Lohn des Leides in sich selbst. Die Tat allein erlaubt es uns, dass wir aus uns selbst heraustreten, um Gott zu finden. Mitten im Mysterium der Natur ruft uns dann ein Wille, der ausserhalb unseres Willens ist und enthüllet uns die Zweckbestimmtheit, die die Welt beherrscht. Wir sind nicht allein im Universum! Wenn unser Werk beendet ist, wird unser Leiden in universalen Zwecken aufgehen und die unendliche Lust, zu Gott zu gelangen, wird unsere Kämpfe und unsere Anstrengungen krönen. Der grundlegende Imperativ muss daher lauten: Tritt aus Dir selbst heraus!

RICHARD SAALISTE, Estland
Offizier
gefallen im Kampf mit sowjetischen Truppen 1945

14. Juli 1945

Ich versuchte mir einzureden, ich sei ausserhalb der Zeit und des Geschehens. So vermag ich am Glauben an die Welt und mit ihm am Glauben an alles Gute und Schöne festzuhalten. In der Wirklichkeit lässt sich ein Gefühl tiefster Enttäuschung und ein grosser Unwillen gegenüber jenen nicht eindämmen, die mit schönen Worten unser unglückliches Heim und die Heimstätten vieler Millionen auf dem Altar ihres Krieges zum Opfer gebracht haben.

Wir selbst und auch die anderen Völker an der Ostgrenze Europas mussten unser Heim opfern, damit die anderen im Westen vorübergehend ihren Frieden hätten und sie ihren Feind los wären. Gebe Gott, dass meine Vorwürfe übertrieben sind. Eine gewisse Berechtigung bleibt ihnen dennoch; denn unser Opfer wurde bereits gebracht, und es lässt sich in dieser Hinsicht nichts mehr ändern; es sei denn, die Zukunft werde mit Opfern der anderen Seite geschaffen.

Dennoch fürchte ich, dass die Völker des Westens sich gar nicht bemühen, uns für unser Opfer zu danken. Es scheint, dass hier selbst den Grossen der Verstand stillsteht.

Doch vielleicht geschieht dennoch manches in der Welt, dessen Anfänge wir noch nicht sehen. Die zwölfte Stunde, ein neues Blatt der Geschichte aufzuschlagen, ist wohl schon verstrichen. Vielleicht geschieht es trotzdem.

Geduld ist eine teure Arznei. Bemühen wir uns doch, auch jetzt geduldig zu sein und zu warten.

SWAMI SATYANANDA, Indien

Hindu-Mönch und Gelehrter

geboren um 1911, umgekommen in der indischen Nationalarmee bei einem Flugzeugunglück gegen Kriegsende 1945

Bangkok, im Kriege

Inmitten der schweren Konflikte, die heute die Menschheit in das Dunkel einer Barbarei stürzen, erglüht im östlichen Teil der Welt ein Strahl der Hoffnung. Asien erhebt sich aus dem Schlummer, in dem es sich selbst vergessen hatte. Kraftvoll in seinem wiedergeborenen Selbstbewusstsein nimmt es nun tätigen Anteil am Werden seiner eigenen Welt, das einem grossen Teil der Menschheit wahre Gerechtigkeit und den Frieden bringen kann. Lange genug waren seine Geschicke beschränkt durch ein rein passives Tragen und eine stumme Geduld. Durch die heutige Wiedergeburt des Ostens hat sich eine starke, lebendige Bewegung auch über die ermatteten Gebiete Indiens ausgebreitet. Der schlafende Leviathan hat sich wieder auf seine Füsse gestellt, die Gnadenerweise anderer abgeschüttelt und sich auf sein Recht der Selbstbestimmung besonnen. Ein grosses Erwachen ist über Indien gekommen, und es gibt keine Macht in der Welt, die dieses Land erneut in einen selbstmörderischen Schlaf einlullen könnte.

Diese Erhebung Indiens hat eine besondere Bedeutung für die Welt und ist eine Hoffnung für die Menschheit, denn Indien ist ein Land mit einem Auftrag, eine Nation mit der Kraft, zur menschlichen Wohlfahrt einen Beitrag zu leisten. Im Unterschied zu manchen anderen Ländern lebt es nicht nur für seinen eigenen Besitz, noch hat es die Absicht, seine Interessen von dem Wohl der Welt zu trennen und nur Vorteile aus dem Elend der anderen zu ziehen. Die Ausbeutung oder die Unterwerfung ist seinen eigenen Vorstellungen fremd, Ideen der nationalen Nützlichkeit beherrschen es nicht. Seit den Anfängen seiner Kultur war Indien nur von einer einzigen Idee geleitet: der Idee des Dienstes an der Menschheit. Schon in den Tagen, in denen die Kultur ihre Wiege in diesem weiten Lande fand, war es von dem Geist durchdrungen, zur menschlichen Wohlfahrt beizutragen. Es war der Geist, der so erleuchtete Männer wie Buddha, humanitäre Kaiser gestalten wie Asoka und unsterbliche Dichter wie Kalidasa hervor-

gebracht hat. Diese Kraft dauerte auch in den Zeiten des nahezu tödlichen Schlafes Indiens fort, selbst in den dunkelsten Stunden lebte hier das Licht der Kultur und der Zivilisation, der Schimmer der Hoffnung, dass Indien sich wieder vor der Welt erheben und mit seinen festen Händen die Fackel der Wahrheit und der Liebe tragen wird.

Wer hat dieser indischen grossen Idee ihre Form gegeben? Es war ein Dichter, der Indien die neue Botschaft brachte. Von den verschneiten Höhen am Himalaya bis zu den Wogen des Meeres breitete sich sein Ruf aus. Der Dichter Valmiki war es, der zum erstenmal von der indischen Kulturidee träumte und ein Indien verkündete, das dem Bekenntnis «für die Wohlfahrt der Vielen, für das Beste der Vielen» huldigte. Valmiki sang: «Der Mensch ist dem Menschen kein Feind. Alle Menschen sind Brüder in einem gemeinsamen Erbe der Menschheit, bringt eurem Feind das Beste entgegen, was ihr geschaffen habt, lasst die Liebe eure einzige Waffe und die Kultur euren einzigen Sieg sein.» Durchdrungen von dieser Botschaft unternahm Rama seinen Kampf. Es war der Kampf der Liebe. Stamm auf Stamm Indiens wurde überwunden und ging brüderlich in die Welt einer gemeinsamen Kultur ein. Sie vergassen, dass sie Arier waren, sie vergassen aber auch, dass sie nicht Arier waren, und behielten einzig im Gedächtnis, dass sie dem gleichen Lande angehörten, das eine in der menschlichen Geschichte unvergleichliche Kultur geschaffen hatte.

Es war Mahatma Gandhi, der ausserordentliche, grosse Mensch, der die Botschaft der Dichter verwirklichte. Er wurde zum lebenden Symbol der indischen Kultur, und Indien sah den ersten Schimmer der neuen Sonne, die einst die Dichter prophezeit hatten. Die Tage der Demütigung gingen ihrem Ende entgegen, als Ghandi in die indische Politik eintrat.

Eine grosse Stunde schlug im Leben Indiens, als 300 Millionen Menschen sich hinter diesem schwächtigen, furchtlosen und unerschrockenen Mann sammelten – es war ein ausserordentliches Ereignis in der Geschichte der Welt. Was bisher nur geflüstert werden konnte, wurde jetzt machtvoll gesagt, was nur im Verborgenen geschah, kam jetzt in das volle Tageslicht. Nun folgte Indien mit entschlossenem Geist und ohne Furcht diesem Mann, die Jugend und die Massen. Was vor wenigen Jahren noch unmöglich schien, wurde so wirklich wie die Wahrheit. Indien, äusserlich noch nicht frei, wurde frei in seiner Gesinnung.

Das ist die grosse Leistung Mahatma Gandhis. Er hat den Geist des furchtlosen Selbstbewusstseins in die stummen Millionen Indiens getragen, durch ihn gewann der Phönix der Nation wieder Leben und wurde verjüngt. Selbst dort, wo man mit seinem politischen Weg nicht übereinstimmt und der Kraft der Gewaltlosigkeit das politische Vertrauen versagen muss, das er auf sie setzt, wird man nicht leugnen können, dass Gandhi den Geist der «Freiheit von der Furcht» überall im modernen Indien ausgebreitet hat. Wer hätte gedacht, dass einmal diese halberstarrten Millionen Indiens die geistige Kraft haben würden, unerschrocken, wenn auch mit leeren Händen, gegen die verwüstende Kraft von Stahl und Feuer aufzustehen?

Das ist Indien in unserer Zeit – mütterliche Heimat eines selbstbewussten Volkes, von einem Geist erfüllt, der keine Furcht kennt und nicht ausgelöscht oder unterjocht werden kann. Der Traum des Dichters wurde Wirklichkeit durch Mahatma Gandhi.

Bangkok, im Kriege

Jetzt hat Asien begonnen, sich im Kampf um die Zukunft der Welt wieder durchzusetzen, eine lange Zeit der Machtlosigkeit ist beendet. Wer sich einen klaren Blick für die Entwicklung bewahrt hat, wird die Bedeutung des östlichen Einflusses auf die entfernten und nahen Schicksale der Welt erkennen. Nun ist Asiens Stimme nicht mehr ein wirkungsloses Geflüster, sie versinkt nicht mehr in abgestorbenem Schweigen. Alle, die mit den tieferen Unterströmungen des Lebens in Berührung sind, wissen, dass diese Stimme des Ostens ihren Ursprung in einer grossen geistigen Eingebung hat, sie stammt aus einer Kultur, deren Wurzeln tief in der göttlichen Wahrheit und Liebe liegen. Die Welt hat jetzt zugegeben, dass der Osten nicht so erloschen ist, wie sie vermutete, sondern nur in einem Schlummer der Selbstvergessenheit dahindämmerte. In den weiten Ebenen seines samtenen Grüns, überragt von den Schneebergen und umgürtet von mächtigen Flüssen, lag Asien in einem Schlafzustand, aber es war nicht leblos. Die lodernde Flamme der tropischen Sonne trübte das Licht seines Geistes und seiner Lebenskraft, aber sie konnte nicht das Feuer des Lebens auslöschen, das aus der geistigen Unsterblichkeit kommt. Auch jene Menschen, die aus dem Schlummer Asiens ihre Vorteile zogen,

wussten, dass es einmal erwachen und seinen Einfluss wieder gewinnen würde. Jetzt ist diese Entwicklung zum Durchbruch gekommen, und der Osten pocht auf seine guten Rechte mit Erfolg. Seit diese Botschaft weithin über die Welt sich verbreitet, erkennt man die Sorgen und das Leid des Ostens, aber auch seine Rechte und seine Forderungen.

Der Osten gründet seine Kraft auf eine Kultur, deren ausserordentliche Stärke nicht in egoistischer Herrschaft über die Welt, sondern in selbstloser Liebe wurzelt. Sie kann die steinharten Wälle des kriegerischen Nationalismus übersteigen und die Menschheit in die umfassende Welt einer brüderlichen Gemeinschaft führen. Die Ideale der Selbstbestimmung Asiens enthalten die höchste Entwicklung menschlichen Geistes, der sich, in unendlicher Verbindung mit dem Geist des Universums, bis zur vollen Freiheit der unbegrenzten Göttlichkeit erhebt. Ein Beben geht heute um die ganze Welt, die gespannt auf die Ergebnisse dieser Erhebung wartet. Für die westliche Welt, deren untergehende Strahlen in einem letzten Ringen mit der heraufsteigenden Dunkelheit stehen, bringt die Erhebung Asiens einen Schimmer der Hoffnung, es ist eine grosse Zukunft, die nun durch Asien der Welt bevorsteht. Menschen, die das im Westen sehen, beginnen schon die Gedanken und Ideen der östlichen Pioniere der Kultur in sich aufzunehmen.

Eine neue Seite der Weltgeschichte bereitet sich vor, auf ihr wird die Geschichte der ruhmreichen königlichen Herrschaft Asiens aufgezeichnet, die nun sicher kommt. Die Hände der Starken werden sich den Schwachen zustrecken, um ihnen zu helfen, nicht, um ihren kleinen Besitz an sich zu reissen. In dieser königlichen Ordnung wird ein brüderliches und offenes Willkommen die Zeit des verstohlenen und unmännlichen Eindringens in andere Gegenden beenden. Durch die Selbstbestimmung des Ostens ist nun diese Ordnung in jedem Augenblick im Entstehen, und sie wird für immer dauern, wenn sich die Wahrheit durchsetzt, dass der Osten stark ist an leiblicher Kraft und frei in seinem Geist.

Lo SCHI-WEN, China
gefallen 1946 bei den Kämpfen in China

Frühlingssehnen

Gross sind die Berge der Heimat,
gross die Flüsse,
Sehnsuchtsvoll erwarten wir *alle*
den Frühling . . .
Prahle ein Held über die Vereinigung!
Wer wird später darüber lachen?

KIYOSHI SEKIGUCHI, Japan
Student der Kunstakademie in Tokio
geboren 1922, gestorben während der Kämpfe auf der Koralleninsel
Miyako-jima, südwestlich von Okinawa

1945

Mein Verstand spricht zu meinem Gefühl: Du gehst über das Meer nach Süden. An die vorderste Front. Du wirst kämpfen, wahrscheinlich fallen, vielleicht schon unterwegs auf dem Transportschiff. Dein Schicksal ist eine Frage der Zeit. Das Gefühl aber antwortet nicht. Es liegt in tiefem Schlaf und folgt den Träumen einer anderen Welt.

Im Pazifik, 1945

Als Junge habe ich einmal sechs kleine Vögel gefangen, täglich gefüttert und voller Freude beobachtet, wie sie flügge wurden. Aber nicht alle sechs Jungen öffneten gleichmässig ihren Schnabel, um Nahrung zu verlangen. Es gab zwar Einzelne, die eifrig Futterten, aber auch andere, die lange schliefen, nicht gerne frassen und kraftlos blieben. Bald schlug ein gutgewachsenes Vögelchen schon mit seinen Flügeln, schrie scharf wie der Muttervogel und tat, als flöge es auf.

Eines Tages gab mir mein älterer Bruder ein Luftgewehr und sagte, ich sollte eines der Vögelchen, ein verkrüppeltes, armes Tier, totschießen. So entschloss ich mich, diesem Elend durch einen Schuss ein Ende zu machen. In einer Entfernung von einigen Metern richtete ich das Gewehr auf das Tier, das mit offenem Schnabel nach Futter schrie, doch ich brachte es nicht über mich, den Hahn zu spannen, und liess das Gewehr wieder sinken. Auf die Frage meines Bruders hob ich die Waffe erneut und schoss. Später begrub ich das Vögelein unter einem Baum und legte einen Stein als Grabmal auf diese Stelle. Nun wartete ich sehnsüchtig darauf, dass den anderen vier Jungen der Flug in die frische Luft gelinge, doch eines Morgens fand ich sie nicht mehr und merkte, dass eine Katze sie gefressen hatte. Der Gedanke, dass diese kleinen Leben so schnell dahinschwanden, liess mich in der Nacht nicht mehr zur Ruhe kommen. Ich nahm mir vor, keine Vögel mehr aus ihrem Nest zu holen, und betete für ihr Leben.

Auf Miyako bei Okinawa, 4. Juli 1945

13 Uhr feindliche Flugzeuge über uns.

Viel kostbare menschliche Erfahrungen habe ich in meinem Leben gesammelt. Sie könnten einst für die Menschheit wertvolle Kleinodien werden. Ich möchte sie nicht im Boden von Miyako begraben lassen. Je härter mich das Leben trifft, desto stärker ist mein Wille zu leben. Je grösser die Trübsal wird, in die mein Los einmündet, desto hartnäckiger hänge ich am Leben. Wie bedeutsam ist die Zeit, in der ich geboren wurde! Ich möchte den Ausgang dieses Krieges und die Schicksale der Menschheit sehen, ich muss weiterleben. Um die Schätze meiner Erfahrungen für die Nachwelt zu bewahren, will ich den Dämon der Krankheit, die Abzehrung, den Hunger und die unerträgliche Hitze bekämpfen. Gott sei Dank, ich bin noch jung und im Grunde von grosser Zähigkeit; mein Leben ist erfüllt von dem Stolz, Schweres zu ertragen.

Ich bin wie eine Pflanzenknolle und verteidige mein Leben gegen das ungünstige Schicksal, um stark zu werden: Auf den Frühling hin!

Auf die Zeit des Keimens werde ich warten.

Ich bin überzeugt, dass sie kommt.

ANTAL SZERB, Ungarn

geboren 1901, gestorben am 27. Januar 1945 in der Haft in Balf an der ungarisch-österreichischen Grenze

Am Gipfel des Purgatoriums angelangt, begegnet Dante Beatrice. Im erschütterndsten Teil seines überragenden Werkes, bei der Schleierabnahme, spürt er die «grosse Macht der alten Sehnsucht». Dantes überirdische Liebe bleibt ein unvergängliches grosses Symbol der Liebe, jener Liebe, die so erhaben und rein ist, dass ihre Träger sich nur in der Ewigkeit treffen können, wie die ins Unendliche laufenden parallelen Strahlen. Dante stellt genau fest, in welchem Moment der Zeugung die Seele in das neu entstandene Wesen wandert, wie es ist, wenn man in der überirdischen Welt die Abgelebten in ihrer ursprünglichen irdischen Gestalt erkennt, und welche körperlichen Leiden sie ertragen müssen. Am besten kennt er die Ursachen der Dreiteilung des überirdischen Reiches. Dante besingt das ewige Gesetz, die Hierarchie; er hat die Geographie der überirdischen Welt verfasst, der Welt der Moral und der Seele, er gibt jeder Sünde und jeder Tugend ihren Platz im Kosmos. – Die drei Teile der göttlichen Komödie, sagt man, haben eine dreifache Bedeutung. Erstens: die wörtliche Bedeutung, die Schilderung des überirdischen Weges; zweitens: verborgene politische Andeutungen; drittens: die religiöse Wahrheit, das Streben der Seele zu Gott. Alle Fäden des mittelalterlichen Geistes laufen in Dantes Dichtung zusammen. Er, der grosse Zusammenfasser, verschmilzt in der Synthese all das, was der mittelalterliche Mensch in den Höhepunkten seines Daseins gedacht und gefühlt, aber auch, was er an finsternen Leidenschaften aus dem düsteren Chaos eines niedrigen Lebens hervorgebracht hat.

Dante sieht alles und stellt es plastisch dar: Die Hölle bleibt kein unvorstellbarer Alptraum; wer das ‚Inferno‘ schon einmal gelesen hat, wird sich nicht verirren zwischen den Kreisen der grausamen Trichter.

JOSEF BUHL, Deutschland

nach dem Ende des Krieges als Flüchtling aus Oberschlesien ausgewiesen, gestorben am 11. November 1947

Aus seinem Bericht:

Sommer 1945

[In Schlesien]

Wir sahen mit Entsetzen, wie die Deutschen aus Lindenau abtransportiert wurden. Lobedau hatte das Schicksal vorher ereilt. Unsere schwarzen Tage in dieser Zeit waren sonderbarerweise immer die Freitage. Doch der schwärzeste Freitag war der 24. August. . . Einigen war es geglückt, sich im Stroh oder sonst wo zu verbergen und so dieser Austreibung zu entgehen. Unser Trauerzug bewegte sich langsam nach Lärchenhain, jetzt Ciescowice benannt. Vor dem alten Schloss, dem Raubnest der Miliz, wurde haltgemacht und abgezählt. Die Frauen und Kinder kamen alle zusammen in den grossen Saal, die Männer wurden in den Keller gesperrt. Und in was für einen Keller! Das altertümliche Gewölbe ohne Seitenwände war niedrig, das kleine vergitterte Fensterloch liess fast gar kein Licht herein, die Luft war moderig, kaum zum Atmen. Darin hockten wir nun, sechzig Männer, weil man weder stehen noch sitzen konnte.

Die Bewachung wurde plötzlich verschärft. Leiterwagen fuhren vor, auf die wir verladen wurden, und es ging fort. – An der Wegrichtung erkannten wir, dass es unserer Kreisstadt Grottkau entgegenging. Ausserhalb der Stadt Grottkau liegt auf freiem Gelände der Gebäudekomplex der ehemaligen Prov.-Erziehungsanstalt. Dorthin wurden wir nun geführt. . .

Mit vieler Mühe fanden wir eine Unterkunft, ein Zimmer ohne Fensterscheiben, in der Decke ein Granatloch. Etwas Besseres war nicht aufzutreiben, denn jeder Keller und jeder Boden war mit Gefangenen belegt. Wo früher 400 Zöglinge untergebracht waren, mussten nun 2'000 Menschen Platz finden.

Die deutschen Bewohner der Stadt Grottkau befanden sich restlos in diesem Lager, sowie die der Dörfer Lobedau, Lindenau, Petersheide, Breitenfeld und Hennersdorf, soweit sie noch nicht dem Hunger-

typhus erlegen waren. Was man hier zu sehen bekam, war Elend. Abgemagerte Menschen! Müde und kraftlos schlichen sie dahin. Vor dem angrenzenden Wirtschaftsgebäude erhielten wir Stroh für unser Lager. Tisch und Sitzgelegenheit gab es nicht. Von neunzehn Zimmerinsassen hatten zum Schlafen nur sechzehn Platz, wenn wir uns ganz dicht zusammendrängten, drei von uns mussten im Vorraum schlafen. Unsere Schlafdecken waren uns geraubt worden, wir bedeckten uns unser drei mit einem alten, zerlöcherten Fransentuch.

Die Menschen welkten dahin, die Kinder starben massenweise. Die Leichen wurden verpackt in Papier oder alte Säcke. Den Transport der Leichen zum Friedhof versah ein Mann mit einem Handwagen, so kurz, dass die Beine nachschleiften. Wenn notwendig, packte er zwei auf einen Wagen, wie ja auch im Grabe immer eine Anzahl übereinandergelegt wurde . . .

S. TAKAGI, Japan

Kaufmann

geboren 1922, gestorben in der Gefangenschaft in Yenchi
(Südmandschurei), Februar 1946

In Korea, 17. August 1945

Stürmisch erhebt sich hier der Ruf nach der Unabhängigkeit Koreas. Die öffentliche Stimmung ist sehr unruhig. Überall versammeln sich die Menschen, aufgeregte Reden sind zu hören. Wir dürfen nicht mehr allein ausgehen. Die Verpflegung wurde beschränkt. Es geht ein Gerücht um, dass sowjetische Soldaten kämen, ein sowjetischer Torpedozerstörer soll in Hungnam eingefahren sein. Im Verwaltungsgebäude verbrennen wir zur Zeit wichtige Dokumente, so endet hier die Geschichte der japanischen Armee. Funken saugen sich in den dunkelblauen Himmel! Vom Feuer verschonte Akten, ungeöffnete Hefte und manche neuen Gebrauchsartikel schwelen noch an der Brandstätte, wir rühren sie mit einer langen Stange um, und aufs Neue lodern die Funken auf. Aus den Gräben rings um den Garten steigen die Flammen, ein tragisches Finale! Selbst die Tränen bleiben mir versagt.

August 1945

Nun kamen die Sowjetsoldaten, von den Koreanern mit Jubel empfangen. Ich sah auf der Yamato-Strasse zwei Offiziere im Wagen vorbeifahren. Über der Gemeindehalle sind die sowjetische Fahne und die Flagge des unabhängigen Korea aufgezogen worden. Ich verbrannte nun auch meine privaten Sachen, meine Tagebücher seit meiner Einberufung, die Briefe von Mutter, Bruder und Schwester verwandelten sich in eine Handvoll Asche, meine Vergangenheit sank dahin.

21. September 1945

[In Gefangenschaft]

Unser Abkommen mit der sowjetischen Besatzungsmacht ist nur vorläufig. Ich bemühe mich, nicht an das Vergangene, nur an das Zukünftige zu denken. Man soll alles optimistisch sehen, denn das ist eine Bedingung des Glückes. In unserer Situation laufen nun viele falsche Gerüchte um, neunzig Prozent davon sind Gespenster aus Wunschträumen. Man errichtet mit einem solchen Gerücht ein Schloss der vergeblichen Hoffnungen und durch ein anderes, ebenso wenig authentisches pessimistisches Gerücht stürzt das Schloss wieder ein. Bald darauf fängt man an, die Bruchstücke aufzulesen und beginnt erneut ein sinnloses, vergebliches Bauen. In unserer psychologischen Lage mag dies alles unausweichlich sein, doch eine solche Anstrengung bleibt unsinnig. Es gilt vielmehr, die Einbildungen, Vermutungen, Folgerungen und andere kleinmütige Neigungen auszuschalten.

Auch die sehnsüchtige Klage, dass wir schnell nach Hause kommen möchten, müssen wir uns streng versagen. Da wir wissen, dass wir bestimmt einmal nach Hause fahren und es sich nur noch um den Termin handelt, kann jedes unvorsichtige Wort nur dazu beitragen, das Heimweh der Kameraden zu erregen und eine trübe Atmosphäre auszubreiten. Wenn man in sich einen Keim des Heimwehs fühlt, soll man ihn sofort zerquetschen, um nicht die Stimmung der anderen in Verwirrung zu bringen. Das ist für unser Glück (im Sinne von Alain) notwendig.

Der Mensch ist ein Tier, das wiederkaut. Wenn man nichts zu tun hat (unser Leben hier ist ein typisches Nichtstun), beschäftigt sich der Kopf mit dem Wiederkauen, und es wird unerträglich, wenn das

Wiederkäuen des Heimwehs beginnt. Daher ist diese Situation, in der wir nichts zu tun haben, schwierig. Wir suchen uns nun irgendeine Arbeit. Es wäre ja am besten, wenn wir Bücher hier hätten, doch sie fehlen uns. Also schneiden wir aus Hosen, Hemden, Tornistern nun Westen, Bauchbinden und Taschen. Auch fertigen wir Essstäbchen und Löffel an, drehen Zigaretten und verfassen Notizen. Bei solchen Ablenkungen vergessen wir uns etwas, sie sind ein gutes Mittel, um das schlimme Wiederkäuen loszuwerden.

Auch Spielkarten stellen wir her und nehmen sie überallhin mit, um gegen die Langeweile vorzugehen und uns zu unterhalten, denn das Spiel, das den Wetteifer entflammt, ist die beste Arznei gegen das Wiederkäuen. Ich will diese Karten später nach Hause mitbringen, als Talisman und auch als Erinnerung an diese Zeit.

Ende Oktober 1945

Es scheint, dass ich mich erkältet habe, so will ich mich nun etwas schonen. 25., 26., 27. Oktober – auch diese drei Tage verliefen, als ob man in einem Film immer die gleiche Szene wiederholen liesse, keine Zeichen von Ortswechsel. Selbst der Gruppenführer Satoo fängt nun an: «Nach Hause möchte ich» ...

Die Gespräche drehen sich ständig um das Essen. Man stellt sich vor, dass man zu Hause den Mund mit Daifuku oder Ankoro [japanische Süßigkeiten] vollstopft, und sofort heisst es wieder: Ach, ich will heim. Nun dachte ich mir gegen diese Stimmungen ein Mittel aus. Ich schlug vor, dass man sich über Kochrezepte Notizen macht, um nach der Heimkehr danach zu kochen. Als erster schrieb ich heute eilige Sätze «Über das Kochen». Es gibt hier Redner, die sprechen von bestimmten Speisen mit einem Eifer, als hätten sie die Sachen wirklich vor sich. Die Hörer lauschen angespannt, als ob sie tatsächlich davon ässen, um auf diese Weise das Heimweh zu bekämpfen. Aber ich bekam auch dies allmählich satt. Ein Mann, der früher an Theken und in Kaufhallen in Tokio tätig war, spricht hier nun vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen in der Illusion, uns etwas zu verkaufen. Dabei steigert er sich vor Erregung geradezu in einen Rausch hinein. Mein Körper scheint durch diese Umgebung eine übermässige Magensäure bekommen zu haben. Aber der Niederschriften von Notizen über Kochrezepte bin ich inzwischen auch überdrüssig.

SANKICHI TOOGE, Japan

geboren 1912, 1945 in Hiroshima in die radioaktive Strahlung geraten,
gestorben nach einer Operation 1953

An der Notverbandsstelle von Hiroshima 1945

Menschen springen in dem abgebrannten, zerstörten Hiroshima aus düster ziehenden Flammen empor und kriechen heraus: einer nach dem anderen, Menschen, die nicht mehr sie selber sind, gelangen auf eine Wiese und verstecken ihren verbrannten kahlen Kopf in den Staub der Qualen. Warum muss man so etwas erleben? warum, wozu? wofür? Und sie wissen nicht, wie sie aussehen, denn sie sind in etwas verwandelt, das weit vom Menschen entfernt scheint.

Sie denken, wie sie heute Morgen noch waren, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, aber wer würde sie jetzt noch erkennen! Sie denken an die Wohnung, in der sie schliefen, aufstanden und Mahlzeit hielten. Im Nu wurden jetzt die Blumen am Zaun weggerissen, selbst die Spur ihrer Asche ist nicht mehr zu finden. Sie denken und denken .. .

Noch ist es nicht zu spät

Um den wahren Mut zu erwecken, ist es noch nicht zu spät. Die Tränen hören nicht auf, aus der Herzenswunde zu quellen, die an jenem Tage von dem brennenden, blendenden Atomblitz gestochen wurde. Wer den Körpergeruch von Hiroshima hat, aus dem fließt der blutige Eiter, der den Krieg verflucht.

Die entstellten Arme hoch auszustrecken und mit ähnlichen Armen zusammen die verfluchte Atomsonne aufzuhalten, die herabzustürzen droht, dazu ist es immer noch Zeit. Es ist nicht zu spät, um die Tränen der Milden zu stillen, die den Krieg hassen und mit ihren verbrannten Rücken hier stehen, um ihre ängstlich herabhängenden Arme, ihre rotgeschundenen Hände fest zusammenzuknüpfen. Kommt, es ist noch nicht zu spät.

Landschaft von Hiroshima

Wir wohnen in der Flammenlandschaft, diese Flamme löscht nie aus.
Diese Flamme hört nie auf. Und wer auch, wer könnte sagen, er sei
nicht schon Feuer!

Bei Nacht ahnt man im dunklen Himmel über den Lichtern der Stadt,
über dem Neonleuchten, wie in einem Tunnel die entstellten Brüder,
die sich aneinander drängen, züngelnde Flammen. Ach, die blossen
Füsse und Hände zeigen offene Wunden, woran das Feuer leckt.

Zuletzt spaltet sich das Gehirn, die Milchstrasse brennt und stürzt
zusammen. Feuerrosen, blaue Funken, Wirbel des Orkans, einstimmig
aufschreiende Finsternis. Groll, Reue und Entrüstung, Hass, Flehen,
Fluch und Wehgeschrei, alles Stöhnen steigt, die Erde bannend, hinauf
in diesen Himmel. . . Stumme Flammen fliessen überall, in London auf-
brennendes Hiroshima, in New York explodierendes Hiroshima, in
Moskau durchsichtig glühendes Hiroshima, wortloser Tanz von Figu-
ren, über die ganze Welt verbreitet.

UNGENANNTER RUSSISCHER DOLMETSCHERIN

lebte in Lagern der Gefangenen in Sibirien, starb dort nach 1945

Leben

Aber der Abgründe süssesten
fürchten wir nimmer.
Stürzen uns
in ihn hinein,
mit den Seufzern des Blutes.
Glocken sind dort,
wir wissen's,
und grüne Gewölbe,
und
im Echo des Schluchzens
antwortet der Engel.

UNGENANNTER RUSSISCHER PRIESTER

geboren etwa 1884, gestorben 1949 als Kriegsdeportierter im Zentral-lazarett von Stare-Kuznezsk in Sibirien

In Stare-Kuznezsk

[Nach dem Kriege]

Ich meine, dass es keine andere Krönung der Seele als die mit der Krone aus Dornen gibt. Der Verzicht ist der Führer ins Licht. Unsere Seelen sind so hell wie sie den Seen vertrauen, die der Tiefe eingedenk sind, ohne mit ihr zu spielen.

Wir müssen uns das Aufwühlen der Gründe versagen, nicht die Gründe selbst. Fromm und hingegen müssen wir sein. Der Glaube ist unser innigster Ausdruck.

Aber im Glauben werden wir immer auch neugeboren. Da sinken wir in jene Ohnmacht, in der wir die Stimmen derer vernehmen, die genauso ohnmächtig sind wie wir. Und nicht nur der Lebenden.

Und das ist Erlösung: Verbindung von Ohnmacht zu Ohnmacht, hilfloses Einander-gegenüber-Sein, bar jeden Wortes und jeder Erklärung, wenn nur dies noch gilt: Den Herzen gehorchen, die Hände rühren, im Liebestod einfach sein . . .

HANS VON HAMMERSTEIN, Österreich

geboren 1881 auf Schloss Sitzenthal, gestorben 1947 an den Folgen der Haft in den Kriegsjahren

Der alte Hirte

Ein Hirt mit lichten Schafen
zieht still ins Abendrot hinein
und spielt ein Lied. Da schlafen
die Wälder ein.

Und wie sie leiser rauschend
im weiten Rund zur Ruh sich wehn,
bleibt müd ein Wanderer lauschend
am Wege stehn.

Die Wolken glühn versunken
am dämmerblauen Gipfelsaum.
Ihm wird, er wäre trunken
und Alles Traum.

Er sieht ins Dunkelklare
wie tief in Sagenzeit hinein,
als müsst's die wunderbare
Urheimat sein.

Es zieht geheime Kreise
das Lied aus Mondesferne her.
Er folgt der alten Weise
und kehrt nicht mehr.

Eltern, Frauen, Geschwistern, Kindern und Freunden der Verfasser, deren Niederschriften ich für diese Sammlung erhielt, gilt mein tiefer Dank. Sie haben durch ihr Einverständnis und ihre Mitwirkung in innerer Bereitschaft vorweggenommen, was dieses Buch in vielen Antworten auf die Herausforderung durch Krieg, Unrecht und Wirrnis immer wieder bezeugt: den suchenden Geist, der über Gegensätze und Gegeninstanzen hinweg sich die Gesinnung nicht entwinden lässt, überall der Gemeinsamkeit des Menschen sich zuzuwenden, das Gespräch aufzunehmen, die Frage zu erheben, wohin wir gemeinsam gehen, und erstarrte, übermächtige Autonomien aufzuschmelzen.

Dieses Werk vermittelt zum erstenmal aus so vielen Staaten Europas, aus Asien und Nordamerika Briefe und persönliche Aufzeichnungen von Menschen unserer Zeit aus den Jahren 1939–1945 in einem gemeinsamen Bande. Seine Form, sein Aufbau und seine Begrenzungen dienen dem Zweck, dieser Grundidee eine Gestalt zu schaffen, sein geistiges Zentrum wurzelt in dem Gedanken, den Menschen schlechthin zur Sprache zu bringen, dessen Antlitz sich hinter allen Verhängnissen in erschütternder Identität an den Grenzen des irdischen Daseins erhebt. Es sind die Toten, die hier aus allen Teilen der Welt die Wirklichkeit der Zeit zwischen 1939 und 1945 beschreiben. Das Buch enthält nur Texte von Verfassern, die den Krieg oder die erste Nachkriegszeit nicht überlebt haben, und erinnert in ausgewählten einzelnen Stimmen weltweit an die Schicksale der Menschen, die in den Kämpfen, in den Verfolgungen, in den Angriffen, in äusserer und innerer Not ihr Leben im Kriege dahingaben.

Meine Absicht war, die Welterfahrung der Opfer dieses Krieges in einer übergreifenden Gemeinsamkeit zu zeigen, ihre Hoffnungen, ihre Leiden in diesem Buche zu überliefern, rückhaltlos aus persönlichen Dokumenten wissen zu lassen, was Krieg bedeutet, und das verborgene Wort unzähliger namenloser Menschen, deren Leben damals in der ganzen Welt gefordert wurde, in einer stellvertretenden Gruppe aus ihrer Mitte vor der Vergessenheit zu bewahren.

Nicht die Berichte der Staaten, ihre Stellungnahmen und Mitteilungen, werden in diesem Buche vorgelegt. Hier ist mitten in den Exzessen des Krieges und den ungeheuerlichen Handlungen an Wehrlosen die Stimme des einzelnen Menschen zu hören. Sie besitzt auch in dieser Weltstunde die innere Gewalt, die der tieferen Sprache der

Einzelnen von sich selbst und ihrer Bedrängnis unüberwindbar zu eigen ist. Die Aufzeichnungen, die hier vereinigt wurden, führen zu den Dimensionen des Menschseins, von denen Heraklit einst bekannte, ihre Grenzen seien nicht zu umschreiten. Immer neu wird in individuellen Formen äussere und innere Lebensgeschichte sichtbar: die Kindheit, das Elternhaus, die Ehe, das Antlitz der Kinder, die Urgedanken der eigenen geistigen Verantwortung steigen in den Schrecken dieser Jahre zu neuer Bewusstwerdung auf. Das Intime, in seiner Unendlichkeit nicht auszuloten, erhält nun eine Macht, die der Absurdität des Krieges mit den Beglaubigungen eines ganz anderen, fortwirkenden Seins entgegentritt.

Viele Gedanken, die Menschen aus aller Welt in diesen Briefen und Aufzeichnungen über die Zusammenhänge, das Ethos, den Sinn und die Quellen unseres Lebens aussprechen, bergen gültiges Wissen vom Dasein, erfahren in unserer eigenen Zeit. Darin liegt eine Kraft dieses Buches, dass es aus der Eröffnung der persönlichen Schicksale und Hoffnungen oft in Erkenntnisse über wesentliche Wege des Menschen einmündet und Wahrheit über unsere Existenz erhellt. Entdeckungen der tragenden und der zerstörenden Mächte, Umkehr aus geistiger Freiheit, Erneuerungen in den Einzelnen vollziehen sich, Einsichten breiten sich aus, oft in plötzlichem Durchbruch, die alle Vordergründe dunkelster Weltmöglichkeiten durch Zusagen aus innerer Lebenserfahrung überbieten. Immer wieder geschieht auch der Vorstoss in die Mitte des geistigen Ringens unserer Gegenwart um Gewissheit oder Entmachtung des Grundbewusstseins: non confundar in aeternum. Denn mehr denn je wird heute gekämpft um das Absolute und Überdauernde in unserem Innern, aus dem wir unsere Herkunft ableiten und unserer Zukunft entgegenharren, das Bild vom Menschen, Urbild zeitlicher und ewiger Erwartung, das unser Weltsein deutet.

Durch die Beschreibungen der Ereignisse, in die viele Verfasser dieser Texte hineingerissen wurden, formt sich in diesem Band zugleich eine Darstellung der Zeitgeschichte aus der Unmittelbarkeit persönlicher Erfahrung. In Not und Schmerz der Einzelnen, nicht in übergreifenden Berechnungen, enthüllen sich uneingeschränkt die furchtbare Realität des Krieges und die Präzision der Vernichtungsmittel, durchbrochen vom Aufschrei der Menschen, die der Systematik dieser Wir-

kungen ausgesetzt waren. Welche persönlichen Welten, Überlieferungen und Zukunftswege durch den bewusst entfesselten Krieg in den Zonen dieses Todes zerstört wurden, vermag keine Geschichtsschreibung zu umfassen und zu berichten. In solchen Höllen versinken unabsehbare Linien geborenen und ungeborenen, kommenden Lebens. Dieses Buch kann nur wie eine Hand sein, die auf eine Unermesslichkeit hinweist, der wahre Umfang der Untergänge bleibt irdischer Anschauung unerreichbar.

Zwei Jahrzehnte nach diesem Geschehen leben wir heute in einer Zeit, die einer neuen Katastrophe entgegen zu drängen droht. Die persönlichen Niederschriften der Toten des Krieges und der Opfer extremer Inhumanität gegen Schuldlose rufen in dieser Stunde unser Gewissen und unsere Vernunft zur Überprüfung unseres eigenen Willens in der Gegenwart.

Durch wenige Jahrtausende hat der geschichtlich bewusste Weg von den frühen Epochen des Menschen bis in eine Zeit geführt, in der wir heute vor der Entscheidung stehen, in geistiger Selbstverwüstung und atomaren Explosionen unsere Geschichte zu enden oder zu einer Gemeinschaft durchzudringen, die ihre Konflikte, ihre Kämpfe und ihre Spannungen in einem immer neu zu erringenden Ausgleich zu bewältigen sucht. Die Weite, in der die grossen Lebensprobleme der heutigen Zeit gesehen werden müssen, soll dieses Buch jenseits von eng gefassten Grenzen andeuten, nicht durch allgemeine Thesen, sondern in individuell erhobenen und erlittenen Worten der Menschheit. Wir setzen Vertrauen auf die Sprache des Einzelnen, auf seine Stimme, die in das Gespräch eintritt, auf das Wort. Wo Zeugnis abgelegt wird von Mensch zu Mensch, von Lebenden oder Toten, unmittelbares, wahrhaftiges Zeugnis, da entsteht eine Dynamik, die Unheil auflöst und neue unerschlossene Möglichkeiten anbaut.

Den Gedanken, diese Briefe, Aufzeichnungen und Gedichte zu sammeln, erwog ich in der ersten Hälfte des letzten Jahrzehnts, die Ausführung dauerte von 1957 bis 1961. In die Anfänge wirkte in einer Weise, die mir unvergesslich bleibt, Dr. Albert Schweitzer hinein. In seinem Hause im Elsass legte er mir damals während eines Tischgespräches, ohne um meine eigenen Überlegungen zu wissen, die Bedeutung von Briefen der Opfer des Krieges für das Friedensbewusst-

sein der Völker dar und erklärte, in der Verbreitung solcher Niederschriften liege eine Möglichkeit, dem Frieden zu dienen. Dieses Septembertages aus dem Jahre 1955 gedenke ich dankend auch an dieser Stelle. Jahre später begann ich mit den Vorbereitungen, die zur Sammlung dieser Texte führten.

Mein Dank gehört allen, die sich auf meine Bitte dieser Idee widmeten, die Reichweite solcher Dokumente für das menschliche Verstehen zwischen den Völkern trotz der entsetzlichen Erfahrungen des Krieges erkannten und bei den Bemühungen mitarbeiteten, die viele Stufen forderten. Freilich kann ich hier nur einzelne von den Mitwirkenden nennen, die das Entstehen dieses Buches besonders zwischen 1958 und 1960 förderten.

In ausserordentlicher, nachhaltiger Weise haben die Sammlung durch ihre vielfältige Mitarbeit grundlegend unterstützt: A. Buttlar-Moscon, Wien, Professor A. Closs, Universität Bristol, Professor S. David, Universität Siena, K. Dedecius, Frankfurt, B. Fischer, New York, G. Hermanowski, J. Jvanji, Belgrad, Dr. W. Kasack, Minister Professor N. Louvaris, Universität Athen, Professor K. Maurer, Universität von Manitoba, Professor R. Minder, College de France, Dr. H. Roller und E. Roller, Dozentin Dr. J. Rosenthal-Karaminea, der ungarische Jurist Laslo J. Rupp, Professor K. Takahashi, Chüo-Universität Tokio, und Professor Werner Wolf, Universität Äbo.

Mit wertvollen Hinweisen und ihrem Rat nahmen unter anderen teil: Dr. M. Antonowytch, Montreal, Professor F. Baumgarten, Universität Bern, Professor A. Bharati, Indien, z. Z. Universität Washington, V. Behouněk, Prag, Dr. G. Bevilacqua, Italien, W. W. Braasem, Den Haag, K. Brumby, Berlin, Ki-Sik Choi, Seoul, Dr. L. Dietz, meine Mitarbeiterin Frau U. Döhrmann, die sich mit grosser Sorgfalt ihrer Aufgabe widmete, Dozent Dr. M. Fujimoto, Tokio, M. Goldschmidt, Amsterdam, Professor Dr. Rudolf Haas, Universität Hamburg, Dagmar Hernberg, Helsinki, Esther Hunt, London, Professor J. Kamimura, Universität Kagoshima, Professor Dr. S. Kostic, Jugoslawien, der indische Diplomat Dr. G. Mookerjee, Professor Matl, Universität Graz, Dr. H. Müller, Heidelberg, Professor W. Paulsen, Universität von Connecticut, Professor E. Pocar, Mailand, Präsident J. Poretis, Boston, Professor R. Rie, St. Cloud, State College USA, Dr. H. Roos, Dr. W. Schwarz, Dr. T. Shigi, Technische Hochschule Tokio, J. Trznadel,

Warschau, Dr. Dr. A. Voretzsch, Rom, und Professor H. K. Weinert, Universität Tübingen.

Mehrere Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Aufrufe für dieses Buch. Im Jahre 1959 gab Professor A. Gloss, der mit grosser innerer Anteilnahme für dieses Werk wirkte, den Plan in der «Times» bekannt; Professor K. Takahashi trat in seiner eingehenden, verdienstvollen Tätigkeit für dieses Buch an die japanische Öffentlichkeit mit einem Artikel in der Zeitung «Asahi» heran, der zu zahlreichen Einsendungen führte, durch «The Indian P.E.N.», Bombay, wurde eine Mitteilung gleichfalls 1959 in Asien verbreitet.

Akademien, Gesellschaften und Bibliotheken beteiligten sich durch Übersendung oder Vermittlung von Beiträgen, so zum Beispiel das All India Congress-Committee in Neu-Delhi, der Chinesische Schriftstellerverband in Peking, die Helsingin Saksalainen Kirjastoyhdistys, Helsinki, das Gorki-Institut für Weltliteratur in Moskau und das Institut für Literaturforschung an der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau auf Veranlassung des Fachkenners K. Dedecius, die Thai-Bharat Cultural Lodge in Bangkok und mehrere amerikanische Agenturen und Redaktionen, die durch die sehr wertvolle, umfangreiche Mitarbeit von B. Fischer, New York, von diesem Buch Kenntnis erhielten, unter ihnen Time Inc., New York, und United Press International, New York.

Professor H. Thielicke, D. D., dem heutigen Rektor der Universität Hamburg, und Dr. G. Möllenberg bin ich dankbar für das grosse Verständnis verpflichtet, das sie diesem Werk schon in der ersten Phase der Entstehung entgegenbrachten, Gespräche mit Professor Thielicke trugen bedeutsam zu den Grundlagen der Sammlung bei. Im Jahre 1961 wurde die Veröffentlichung des Manuskriptes von Verleger Klaus Piper übernommen. Ich danke ihm für die geistige Verbundenheit mit der Idee dieses Buches.

Allen Übersetzern, die Übertragungen von Texten vornahmen, sage ich für ihre Mitwirkung meinen Dank.

Die Auswahl der Beiträge wurde aus der grossen Zahl von Texten, die während der Sammlung und beim Abschluss vorlagen, von mir getroffen. Der Stoff umfasste am Ende der Arbeiten Niederschriften aus 31 Staaten, zumeist Briefe, Tagebuchblätter, Berichte, Aphorismen und

Gedichte, Reflexionen zur Lebens- und Welterfahrung, theologische Gedanken und politische Aufsätze, jedoch bildeten für die gesamte Konzeption und die Gestaltung dieses Buches die Briefe den Schwerpunkt. Die Grenzen, die dem Umfang eines solchen Bandes gesetzt sind, forderten eine ständige Auslese besonders bei grösseren Brieffolgen und Tagebüchern, aber auch bei den einzelnen Texten, doch wurde die abwägende Überlegung erleichtert durch die Klarheit, mit der in den Texten menschliche Grunderfahrungen wiederkehrten. Wo immer es möglich war, bevorzugte ich auch sinnbildhafte Einzelheiten, können sie doch in ihrer Transparenz umfassende Wirklichkeit bekunden.

Für den formalen Aufbau des Werkes wählte ich eine Verbindung zwischen der zeitlichen und der alphabetischen Reihenfolge. Durch die Anordnung nach Jahren, nicht nach Ländern, Gruppen oder Themen, sollen die Zusammenhänge zwischen den Geschehnissen und Schicksalen in so vielen Teilen der Welt hervortreten, und wie tief zeigt sich auch hier die Zeit nicht nur als eine äussere Bestimmung! Innerhalb der Jahre schien mir die alphabetische Anordnung nach Verfasser-namen, von der nur wenig abgewichen wird, die Aussagekraft zu erhöhen. In dem beständigen Wechsel der Perspektiven, der dadurch entsteht, verschärft sich die Sichtbarkeit der individuellen Züge. Viele Gesichter, Landschaften, Gestalten und Ideen erscheinen so auf einen Augenblick, wenden sich wieder zurück und treten doch in immer neuer Berührung im Ganzen hervor.

Von den Vorbereitungen für dieses Buch, das zu vielen inneren Lebensbereichen führt, nehme ich Abschied mit einem persönlichen Gedenken. Es gilt einem ' Menschen, der die ersten Jahre der Entstehung dieser Sammlung noch miterlebte – meinem verewigten Vater, Johann Martin Bähr, geboren im Jahre 1880 und abgerufen 1958. Ich widme das abgeschlossene Werk ihm und den Verfassern dieser Niederschriften in Ehrfurcht. Uns allen ist verheissen, dass unerkennbar über unserem Tod Zukunft vor den Händen Gottes sich erhebt.

Im August 1961

Dr. H. W. Bähr

Anmerkungen

Zu den Texten

1

Die einzelnen Teile dieses Buches entsprechen jeweils bestimmten Jahren zwischen 1939 und 1945. Die Beiträge der Verfasser wurden in das Jahreskapitel aufgenommen, das thematisch und chronologisch im Mittelpunkt ihrer Texte steht. Die Auswahl enthält häufig auch Texte des gleichen Verfassers aus früheren Kriegsjahren, jedoch nach Möglichkeit nicht aus den folgenden Jahren, um einen inneren chronologischen Fortgang des Buches zu wahren.

Die Niederschriften entstanden zumeist in den Jahren 1939-1945, nur in wenigen Fällen sind einzelne Textstücke aus früheren Jahren oder aus der Nachkriegszeit hinzugezogen worden. Vielfach wurden die Texte aus umfangreicheren Vorlagen ausgewählt.

Im Allgemeinen sind die Beiträge in den sechs Teilen dieses Buches in der alphabetischen Reihenfolge der Namen der Verfasser angeordnet. Jedoch stehen jeweils am Anfang der Teile Autoren, deren Texte für diese Jahre thematisch besonders charakteristisch sind und damit die einzelnen Kapitel einleiten. Nur an wenigen Stellen wurde sonst die alphabetische Anordnung aus thematischen oder chronologischen Gründen nicht beibehalten, so gegen Schluss des letzten Teils.

2

Um den Wortlaut nicht anzutasten, sind Irrtümer der Verfasser bei Angaben über Orte und Landschaften, geschichtliche Daten oder ähnliche Bezeichnungen innerhalb der Texte belassen worden. Irrtümer in der Schreibweise von geographischen Namen wurden behoben, soweit sie nicht einer allgemeiner üblichen, zeitgeschichtlich bedingten Schreibart im Lande des Verfassers entsprechen.

In den Texten gehören alle runden Klammern zum Original. Alle eckigen Klammern dagegen stammen, ebenso wie die vereinzelt knappen Hinweise, die sich in ihnen finden, vom Herausgeber oder den Übersetzern. Innerhalb der Texte werden, um jede Verwechslung mit dem Originaltext zu vermeiden, solche zusätzlichen Hinweise ausschliesslich in eckigen Klammern gebracht.

In einer gesonderten Zeile vor den eigentlichen Textstücken stehen zumeist Orte und Daten ihrer Niederschrift. Soweit solche Angaben nicht vom Verfasser selbst schon gegeben wurden, sind sie vom Herausgeber aus dem Gesamttext oder aus biographischen Mitteilungen eingesetzt worden. In der gesonderten Zeile links über den Texten wurden Hinweise über den Empfänger und die Textart nur dann gebracht, wenn es zum Verständnis des Textes oder der Verschiedenartigkeit von Texten des gleichen Verfassers erforderlich erschien, vereinzelt auch zur Kennzeichnung zeitgeschichtlicher Zusammenhänge und Ereignisse.

Die Übersetzer

(Die Namen der Verfasser stehen in Kursivdruck)

Abrosimow, J.: K. Dedecius / *Afanasjew, W.:* K. Dedecius / *Altausen, D.:* K. Dedecius / *Appleyard, G.:* Ch. Winterberg u. Dr. H. W. Bähr.

Baelen, K. v.: G. Hermanowski / *Bandrowski, J.:* K. Dedecius / *Benfenati, L.:* Prof. H. K. Weinert / *Bourne, D.:* Prof. R. Haas / *Brocis, A.:* Dr. W. Schmidt / *Brunclair, V.:* G. Hermanowski / *Baczynski, K.:* K. Dedecius.

Campioni, I.: Prof. Dr. H. K. Weinert / *Carloni, B.:* A. Best / *Carpentieri, L.:* Prof. R. Haas / *Cartland, R.:* W. Moss / *Chickering, W.:* Dr. M. Christadler / *Cedrins, V.:* E. Eckardt-Skalberg / *Cesarec, A.:* A. Buttler-Moscon / *Cor-sellis, T.:* Prof. R. Haas / *Crockett, H.:* Dr. M. Christadler.

De cour démanché, D.: Prof. H. K. Weinert / *Denny, H.:* Dr. M. Christadler / *Dshalil, M.:* Prof. H. Kasack u. Dr. W. Kasack / *Duncan, D.:* A. Best u. Dr. H. W. Bähr.

Fan-ting, H.: Prof. A. Eckardt / *Fertet, H.:* U. Muth u. P. Michael / *Finzi, M.:* S. 430–433, Z. 26: Prof. H. K. Weinert; S. 433, Z. 29 bis S. 434: Prof. S. David.

Gajcyk, T.: K. Dedecius / *Galland, Ch.:* Prof. H. K. Weinert / *Gudsenko, Prof. H. Kasack u. Dr. W. Kasack / Gulyás, P.:* T. Sülen.

Hamzah, A.: W. A. Braasem / *Hancock, W.:* Dr. M. Christadler / *Harzewin, S.:* K. Dedecius / *Hara, T.:* Dr. A. Fujimoto u. Dr. H. W. Bähr / *Hargest, J.:* Ch. Winterberg / *Hashimoto, K.:* Dr. A. Fujimoto u. Dr. H. W. Bähr / *Havas, V.:* G. A. Lörcher / *Hillary, R.:* H. Hoek / *Hodgson, T. R.:* Prof. R. Haas / *Hollender, T.:* K. Dedecius / *Horadz, M.:* E. Abel / *Hore-Ruthven, P.:* S. 220–224, Z. 14: W. Moss; S. 224, ab Z. 15: Dr. H. W. Bähr / *Hos, H.:* U. Muth u. P. Michael / *Hosia, E.:* G. A. Lörcher / *Hsiang-pang, G.:* Prof. A. Eckardt / *Hsiao-Hsiän, H.:* Prof. A. Eckardt.

Iwantjer, B.: K. Dedecius / *Jakob, M.:* Prof. H. K. Weinert / *Jacobi, M.:* Dr. M. Christadler / *Jacobsen, Ch.:* U. Muth u. P. Michael / *Jarc, M.:* A. Buttler-Moscon / *Johansson, G.:* Ungenannter Übersetzer / *Joly, F.:* U. Muth u. P. Michael / *Jwagaja, J.:* Dr. A. Fujimoto u. Dr. H. W. Bähr / *Jui, J.:* Prof. A. Eckardt.

Kamiya, R.: Dr. A. Fujimoto / *Katajama, H.:* Dr. A. Fujimoto u. Dr. H. W. Bähr / *Kawatani, K.:* Dr. A. Fujimoto / *Keyes, G.:* A. Best / *Keyes, S.:* S. 228–230, Z. 8: W. Moss; S. 230, Z. 12 bis S. 236: Prof. R. Haas / *Kikic, H.:* J. Jvanij / *Kikyo, G.:* Dr. A. Fujimoto / *Knight, E.:* S. 238–240 u. S. 242, Z. 16 bis Z. 24: Dr. M. Christadler; S. 241–242, Z. 14: Dr. L. Dietz / *Kiossés, E.:* Dr. I. Rosenthal-Kamarinea / *Kitaoka, I.:* Dr. A. Fujimoto /

Korczak, J.: Dr. H. Roos / *Kostrow, B.:* K. Dedecius / *Krymow, J.:* Dr. W. Kasack / *Kvalis, A.:* Dr. W. Schmid.

L., K.: Prof. W. Wolf / *Lapathiotis, N.:* Dr. I. Rosenthal-Kamarinea / *Lapin, B.:* K. Dedecius / *Lebedew, A.:* K. Dedecius / *Letajew, K.:* Dr. W. Schwarz / *J Lewis, A.:* W. Moss / *Lidow, P.:* K. Dedecius.

Magee, J.: A. Best / *Manouchian, M.:* U. Muth u. P. Michael / *Malthe-Bruun, K.:* K. Matter / *Marin, F.:* Prof. H. K. Weinert / *Miron, G.:* Ungenannter Übersetzer / *Mitrov, N.:* J. Jvanij / *Moen, P.:* E. Schaper / *Moori, A.:* Dr. A. Fujimoto / *Morton, J.:* Dr. M. Christadler / *Munk, K.:* L. Wyss / *Mussche, R.:* G. Hermanow-ski.

Nagai, F.: S. 583–585, Z. 4 u. S. 587, Z. 15 bis 588: Dr. W. Metzner; S. 585, Z. 5 bis S. 587, Z. 14: Olaf Graf / *Nanni, R.:* Prof. H. K. Weinert / *Napierski, St.:* K. Dedecius / *Natta, D.:* Prof. H. K. Weinert / *Naves, R.:* Prof. H. K. Weinert.

Olzytsch, O.: K. Seemann / *Oniga, N.:* Dr. C. Nagaschewski u. Dr. L. Dietz.

Paulik, J.: K. Dedecius / *Patton, G.:* E. Thorsch / *Petit, P.:* Prof. H. K. Weinert / *Petrow, J.:* S. 257, ab Z. 8: Dr. W. Kasack; S. 258–262: K. Dedecius / *Pickersgill, F.:* S. 17–20, Z. 13: Dr. M. Christadler, S. 20, Z. 14 bis S. 23: Dr. L. Dietz / *Pintor, G.:* Prof. H. K. Weinert / *Piobetta, St.:* Prof. H. K. Weinert / *J Pistor, F.:* Prof. H. K. Weinert / *J Post, R.:* Dr. M. Christadler / *Prévost, J.:* K. W. Körner / *Pyle, E.:* Dr. M. Christadler.

Radnôti, M.: T. Süle / *Ribar, J.:* J. Jvanij / *Ringelblum, E.:* Dr. H. Roos / *Rosen, S.:* Dr. W. Schwarz / *Roure A.:* Prof. H. K. Weinert.

Saaliste, R.: E. Thomson / *Saint Exupéry, A. de:* S. 399–402, Z. 21: O. v. Nostitz, S. 402, Z. 23 bis S. 404, Z. 3: J. Leitgeb, S. 404, Z. 5 bis S. 406: A. v. Nostitz / *Sang-hwa, Y.:* aus dem Koreanischen in die englische Sprache: Prof. Dr. P. Lee, aus dem Englischen: Prof. Dr. R. Haas / *Sarantaris, G.:* Dr. J. Rosenthal-Kamarinea / *Satyananda, S.:* aus dem Englischen: Dr. H. W. Bähr / *Schiwen, L.:* Prof. A. Eckardt / *Sekiguchi, K.:* Dr. A. Fujimoto u. Dr. H. W. Bähr / *Segeer str ale, U.:* Prof. W. Wolf / *Simsa, J.:* S. 503–504, Z. 32: K. Dedecius; S. 504, Z. 34 bis* S. 506: Ungenannter Übersetzer / *J Sjölund, Ö.:* Prof. W. Wolf / *Shenkel, W.:* Dr. M. Christadler / *Skalbe, K.:* E. Eckardt-Skalberg / *Sneevliet, H.:* P. Michael u. U. Muth / *Stawskij, W.:* K. Dedecius / *Strauss, C.:* Dr. H. Roller u. E. Roller / *Stewart, G.:* Prof. R. Haas / *Svidzynskyj, V.:* H. Koch / *Szac-Wajnkranec, N.:* V. Mika / *Szerb, A.:* L. Rupp / *Szulz, B.:* K. Dedecius.

Fakagi, S.: Dr. A. Fujimoto / *Fakushima, F.:* Dr. A. Fujimoto u. Dr. H. W. Bähr / *Fatsu, U.:* K.-R. Heinemann / *Fooge, S.:* Dr. A. Fujimoto u. Dr. H. W. Bähr / *Fong-ju, Y.:* Prof. P. H. Lee (aus dem Koreanischen in die englische

Sprache) u. Prof. R. Haas (aus dem Englischen) / *Fokuro, N.*: K.-R. Heine-
mann / *Tschernjawschij, J.*: K. Dedecius.

Ulivi, G.: P. Michael u. U. Muth / *Unbekannter chinesischer Verfasser*:
Prof. A. Eckardt / *Ungenannter finnischer Sanitäter*: G. A. Lörcher / *Unge-
nannter russischer Dolmetscher*: Dr. W. Schwarz / *Ungenannter russischer
Priester*: Dr. W. Schwarz / *Utkin, J.*: K. Dedecius / *Unbekannter jugoslawi-
scher Soldat*: Dr. H. Roller u. E. Roller.

Vladkov, J.: P. Michael u. U. Muth / *Walraven, W.*: W. Kleyn / *Waptzaroff,
N.*: M. Schischmanow / *Warr, B.*: Prof. R. Haas / *Weill, S.*: Prof. H. K.
Weinert / *Woolf, V.*: S. 86–91, Z. 15: Prof. R. Haas; S. 91, Z. 17 bis S. 94: H.
u. M. Herlitschka.

Yä-fang, H.: Prof. A. Eckardt / *Yoshikawa, H.*: Dr. A. Fujimoto / *Yong-un,
H.*: Prof. P. H. Lee (aus dem Koreanischen in die englische Sprache) u. Prof.
R. Haas (aus dem Englischen) / *Yuk-sa, Y.*: Prof. P. H. Lee (aus dem Koreani-
schen in die englische Sprache) u. Prof. R. Haas (aus dem Englischen).

Zielens, L.: G. Hermanowski.

Literarische Hinweise

Die folgende Übersicht nennt 77 von 202 Autoren dieses Buches. Bei den Texten
dieser Verfasser sind Mitteilungen über literarische Quellen (Privatdrucke, Antho-
logien, Biographien usw.) und die Vermittlung von Texten zu geben.

Vier Anthologien werden mit folgenden Abkürzungen angeführt:

A. F. P. = «Air Force Poetry», edited by John Pudney and Henry Treece; John
Lane The Bodley Head, London 1944 (aus diesem Sammelband wurden Gedichte
von vier Autoren für «Die Stimme des Menschen» ausgewählt).

Anthologie, Ed. Albin Michel – «Anthologie des écrivains morts à la guerre
1939–1945», Editions Albin Michel, Paris 1960, Préface du Maréchal Juin, de l'
Académie Française (Texte von vier Autoren wurden aus diesem Buch entnom-
men).

Kb. gef. Studenten = «Kriegsbriefe gefallener Studenten», Verlag Rainer
Wunderlich, Tübingen 1952 (aus dieser Sammlung wurden fünf Autoren aufge-
nommen).

U. d. Fl. – «Lettere di Condannati a morte della Resistenza Europea», hrsg. von
Piero Malvezzi u. Giovanni Pirelli, Verlag Giulio Einaudi, Turin, dt. Übersetzung:
«Und die Flamme soll Euch nicht versengen», letzte Briefe zum Tode Verurteilter
aus dem europäischen Widerstand, Vorwort von Thomas Mann, Steinberg-Verlag,

Zürich 1955 (sieben Beiträge aus diesem Werk stehen in «Die Stimme des Menschen»).

Allen Verlagen, die der Aufnahme von Texten in diesem Buch zugestimmt haben, gilt auch an dieser Stelle der Dank des Herausgebers.

Appleyard, G.: Der Vater des Gefallenen, Mr. John Appleyard, hat den Abdruck der Briefe von G. Appleyard in dem Buch «Die Stimme des Menschen» ermöglicht; aus: «Geoffrey, Major J. G. Appleyard, being the story of 'Apple' of the commandos and special Air Service Regiment, by J. E. A.», Blandford Press, London 1946.

Benfenati, L.; aus: «Lettere di Caduti», eingeleitet von L. Gobbi, Editio a cura della Associazione Famiglie dei Caduti e Dispersi, Milano 1960 / *Bonhoeffer, D.*: S. 407, bis Z. 23, u. S. 409, Z. 5, bis S. 414, aus: D. B. «Widerstand und Ergebung», Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, hrsg. von E. Bethge, Chr. Kaiser Verlag, München 1951; S. 407, Z. 25, bis S. 409, Z. 2 aus: D. B. «Gesammelte Schriften», Dritter Bd., Chr. Kaiser Verlag, München 1960 / *Bourne, D.*; aus: «A. F. P.», London 1944.

Campioni, I.; aus: G. Cavalli «Il Calvario di due Ammiragli», Parma 1954 / *Carpentieri, L.*; die Gedichte stellte die Familie des Gefallenen für dieses Buch zur Verfügung; vgl. den Druck einer Auswahl in: C. L. Carpentieri «Roses in my Patches», Falmouth Publishing House, Portland, Maine, Portland 1948 / *Cartland, R.*; mit gutem Einverständnis der Schwester des gefallenen Abgeordneten, Miss Barbara Cartland, wurden die Briefe und Aufzeichnungen von R. Cartland für das Buch «Die Stimme dem Menschen» ausgewählt aus ihrem Werk: «Ronald Cartland», Preface by Winston Churchill, Collins Publishers, London 1942.

Decourdémaché, D.; aus: Jacques Decour «Comme je vous en donne l'exemple», Editions Sociales, Paris 1945 / *Dshalil, M.*; aus: M. D. «Izbranno. Perevod s tatrskogo», Moskva 1955 / *Duncan, D.*; aus dem Privatdruck, den die Familie des Gefallenen 1945 in Halifax unter dem Titel «Some letters and other writings of D. A. Duncan» zusammenstellte.

Fertet, H.; aus: «U. d. Fl.», Steinberg-Verlag, Zürich 1955 / *Fleischmann, K.*; aus: H. G. Adler «Theresienstadt 1941–1945, das Antlitz einer Zwangsge-meinschaft», I. Bd., Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1955.

Galland, Ch.; aus: «Anthologie», Ed. Albin Michel, Paris 1960 / *Giese, H.*; aus: H. G. «Unter dem Grossen Bären – Berichte und Gedanken», Universitas-Verlag, Berlin 1942 / *Gothein, P.*; übermittelt von M. Goldschmidt, Amsterdam, gedruckt in: «Castrum Peregrini», Heft Nr. XVI, Amsterdam 1954 / *Gudzenko, S.*; aus: S. G. «Izbranno», Moskva 1957.

Hara, T.; vgl. zu dem Schaffen dieses japanischen Dichters den Auswahlband seiner Gedichte, Aoki-Taschenbücherei Nr. 295, Tokio o. J. / *Hargest, J.*; aus: J. H. «Farewell Campo 12», Michael Joseph Ltd., London 1945 / *Havas, J. u. Heiskanen, J.*; die Rechte für die Arbeiten dieser beiden Autoren liegen bei Werner Söderström, Helsinki, der die Freundlichkeit hatte, die Beiträge für dieses Buch zur Verfügung zu stellen. / *Henry, H.*; aus: «Kb. gef. Studenten», Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen 1952 / *Hillary, R.*; aus: R. H. «The Last Enemy», London 1942, dt: «Der letzte Feind», Verlag Amstutz, Herdeg & Co., Zürich 1945 / *Hodgson, T.*; aus: «A. F. P.», London 1944 / *Hore-Ruthven, P.*; aus: Ethel Anderson «Day of Youth, Letters of Patrick Hore-Ruthven», Verlag Peter Davies, London 1950 / *Hos, H.*; aus: «U. d. Fl.», Steinberg-Verlag, Zürich 1955 / *Hosia, E.*; über die Rechte an den Texten von E. Hosia verfügt der Verlag Otava Kustannus, Helsinki.

Jacob, M.; S. 450, Z. 7 bis S. 452, Z. 26, aus: M. J. «Méditations religieuses», Verlag Gallimard, Paris 1947; S.447–450, Z. 5 u.S.452, Z.29–35 aus den Briefen Max Jacobs an J. Cocteau, erschienen 1949 im Verlag Morihien, Paris / *Jacobsen, Ch.*; aus: «U. d. FL», Steinberg-Verlag, Zürich 1955 / *Jakimow, E. v.*; den Abdruck dieser Briefe in «Die Stimme des Menschen» hat die Mutter des Gefallenen, Frau Annemarie Kirchner-Kruse, aus ihrem Buch «Erasmus von Jakimow – Gefahr und Schau, Tagebuchblätter eines jungen Malers aus dem zweiten Weltkrieg», Verlag F. Bruckmann, München 1957, ermöglicht. / *Johansson, G.*; aus: G. J. «Vi ville inte dö», Helsinki o. J., dt.: «Wir wollen nicht sterben», Rascher-Verlag, Zürich 1943 / *Joly, F.*; aus: «U. d. FL», Steinberg-Verlag, Zürich 1955.

Keyes, G.; The Hon. Elizabeth Keyes, die Schwester von G. Keyes, dem gefallenen Sohn des Admirals der englischen Flotte, hatte die Güte, die Briefe von G. Keyes für das Buch «Die Stimme des Menschen» zur Verfügung zu stellen. Sie schrieb eine Biographie ihres Bruders unter dem Titel «Geoffrey Keyes», die im Verlag G. Newnes, London, 1956 erschienen ist. Die Autorin bittet, den Lesern unseres Buches mitzuteilen, dass dieses Werk jetzt nicht mehr beim Verlag, sondern nur noch bei der Verfasserin, Tingewick House, Buckingham, Bucks, bezogen werden kann.

Keyes, S.; aus: S. K. «Minos of Crete», edited by Michael Meyer; Routledge & Kegan Paul Ltd., London 1948 / *Knight, E.*; Die Witwe des Gefallenen, Mrs. J. Knight, Pleasant Valley PA., USA, hatte die Güte, den noch nicht veröffentlichten Brief vom 14. Januar 1942 zu übermitteln; die anderen Texte stammen aus dem Buch: «Portrait of a Flying Yorkshireman», Letters from Eric Knight to Paul Rotha, edited by Paul Rotha; Verlag Chapman & Hall, London 1952 / *Krymow, J.*; aus: J. K. «Povesty», Moskva 1944 / *Küchler, H.*; aus: «Pater. Mater: Heinz. Ein Menschenleben, im Krieg geboren – im Krieg verloren, 1915–1942», Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1947.

L., K. [Estland]; mit Einverständnis von Frau Barbro Mörne aufgenommen aus der Sammlung «Soldatbrev från Finlands Krig 1939–1940», Utgivare: Signe Mörne, Barbro Mörne, Helsinki 1940 / Lewis, A.; aus: A. L. «In the Green Tree», Verlag George Allen & Unwin Ltd., London 1949.

Magee, J.; der Abdruck dieser Briefe ist der Mutter des Gefallenen, Mrs. J. G. Magee, Pittsburg, zu danken, die über die Rechte verfügt. Zur Persönlichkeit von J. Magee vgl. die Schrift: «Sunward I've climbed», The Story of John Magee, hrsg. von Hermann Hagedorn, New York 1943 / Malthe-Bruun, K.; aus: V. Malthe-Bruun, «Kim – Auszüge aus Tagebuch und Briefen», Ernst Reinhardt-Verlag, München–Basel 1949 (dt. Übersetzung) / Manouchian, M.; aus: «U. d. Fl.», Steinberg-Verlag, Zürich 1955 / Marin, F.; der Vater des Gefallenen, Prof. Biago Marin, Triest, übermittelte diese Texte seines Sohnes für das Buch «Die Stimme des Menschen»; zum Lebensweg und zur Persönlichkeit von F. Marin vgl. das Buch: F. M. «La Traccia sul Mare», hrsg. von Dott. Gino Palutan; La Società per la storia del risorgimento, Triest 1950 / Mendelssohn-Bartholdy, S.; aus: «Kb. gef. Studenten», Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen 1952 / Mielert, H.; Über die Rechte an den Briefen von H. Mielert verfügt die Witwe, Frau Dr. Mielert-Pflugradt; vgl. die Auswahl: H. M. «Russische Erde», Reclam-Verlag, Stuttgart 1950 / Moen, P.; aus «Der einsame Mensch», P. Moens Tagebuch, hrsg. von E. Schaper, Nymphenburger Verlagshandlung, München 1950 / Munk, K.; aus: K. M. «Bekenntnis zur Wahrheit», EvZ-Verlag, Zürich 1944.

Nagai, T.: S. 583 bis S. 585, Z. 4, u. S. 587, Z. 15 bis S. 588 aus der amerikanischen Ausgabe der Niederschriften des Verfassers «We of Nagasaki»; dt.: T. N. «Wir waren dabei in Nagasaki», Wolfgang Metzner-Verlag, Frankfurt 1951; S. 585, Z. 5 bis S. 587, Z. 14 aus der autorisierten Übersetzung von Berichten und Schriften des Verfassers, die Olaf Graf aus dem Japanischen als «Notizen auf einem Sterbebett» für den Verlag der Erzabtei St. Ottilien besorgte. Die Zusammenstellung nahm Dr. Shikiba, ein japanischer Freund des Verfassers, vor. / Nanni, R., u. Natta, D.; aus: «Lettere di Caduti della R. S. L. Edito a cura della Associazione Famiglie dei Caduti e Dispersi», hrsg. Von L. Gobbi, Mailand 1960.

Patton, G.; aus: G. P. «War – As I Knew It», dt. Übersetzung: G. P. «Krieg, wie ich ihn erlebte», Alfred Scherz Verlag, Bern 1950 / Penk, M.; die Briefe vom 19. März, 19. September und 21. Oktober 1942 werden hier zum erstenmal veröffentlicht; die anderen Briefe stammen aus: «Kb. gef. Studenten», Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen 1952 / Petit, P.; aus: P. P. «Resistance spirituelle 1940–1942», avec un poème de Paul Claudel, Verlag Gallimard, Paris 1947 / Petrow, J.; aus: J. P. «Frontovoj dnevnik», Moskva 1942 / Pickersgill, F.; aus: George H. Food «The Pickersgill Letters», written by Franck Pickersgill during the period 1934–1943 and edited with a memoir, The Ryerson Press, Toronto 1948 / Piobetta, St.; aus: «Anthologie», Ed. Albin Michel, Paris 1960 / Pintor, G.; aus: G. P. «Il sangue d'Europa», Verlag

G. Einaudi, Turin 1950 / *Pistor, F.*; aus: «Anthologie», Ed. Albin Michel, Paris 1960 / *Pyle, E.*; aus: E. P. «Brave Men», Verlag Henry Holt & Co., New York 1944, Copyright by Scripps-Howard Newspaper Alliance.

Reuber, K.; aus: «Kb. gef. Studenten», Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen 1952 / *Ringelblum, E.*; der Wortlaut des Berichtes von E. Ringelblum über den letzten Weg von Dr. Korczak steht in «Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego», Warszawa 1958, Nr. 25; der Bericht E. Ringelblums über die Lage des europäischen Judentums im Jahre 1940 findet sich in der gleichen Zeitschrift, Jahrg. 1951, Nr. 2 / *Roure, A.*; aus: «Anthologie», Ed. Albin Michel, Paris 1960 / *Rubino, W.*; aus: «Kb. gef. Studenten», Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen 1952.

Saint-Exupéry, A. de; S. 399–402, Z. 21, und S. 404, Z. 5 bis S. 406 aus: A. de St.-E. «Un sens à la vie», hrsg. v. C. Reynal, Paris 1957, dt. Übersetzung «Dem Leben einen Sinn geben», Karl Rauch Verlag, Düsseldorf 1957; S. 402, Z. 23 bis S. 404, Z. 3 aus: «Lettre à un otage», Paris, o. J., dt. «Brief an einen Ausgelieferten», Karl Rauch Verlag, Boppard a. Rh. 1948 / *Sneevliet, H.*; aus: «U. d. FL», Steinberg-Verlag, Zürich 1955 / *Stewart, G.*; aus: «A. F. P.», London 1944 / *Strauss, C.*; D. Partmare «A soldier looks back – the journals of C. A. Strauss», The Falcon Press, London 1951 / *Stein, E.*; S. 264–265, Z. 2, u. S. 266, Z. 7 bis Z. 23 aus: «Edith Stein, ein Lebensbild, gewonnen aus Erinnerungen und Briefen durch Schwester Teresia Renata de Spiritu Sancto», Glock u. Lutz Verlag, 6. Aufl., Nürnberg 1952; S. 265, Z. 3 bis S. 266, Z. 4 aus «Edith Steins Werke», Band II, Herder-Verlag, Freiburg 1950 / *Szac, N.*; aus: «Przemineło Z Ogniem», Warschau o. J., dt. in dem dokumentarischen Sammelband «Im Feuer vergangen», Verlag Rütten & Loening, Berlin 1958.

Tatsu, U., u. Tokuro, N.; aus: «Kike Wadatsumi no Koe», Tokyo, University Press o. J., dt. in einer Auswahl unter dem Titel «Sturm der Götter», Limes-Verlag, Wiesbaden 1956.

Ulivi, G.; aus: «U. d. FL», Steinberg-Verlag, Zürich 1955 / *Unbekannter deutscher Soldat*; aus: Fred Majdalany «Cassino – Portrait of a Battle», Verlag Longmans, Green & Co., London o. J., dt.: F. M. «Cassino – Portrait einer Schlacht», Paul List Verlag, München 1958.

Walraven, W.; aus: W. Walraven «Op de Grens», Korte verhalen, Brieffragmenten, Kronieken, hrsg. v. R. Nieuwenhuys, Verlag G. A. van Oorschot, Amsterdam 1952 / *Webern, A. v.*; die Briefe A. v. Weberns übermittelte Dr. Willi Reich, Zürich, der Freund des Komponisten und Empfänger dieser Briefe; vgl. hierzu: A. v. W. «Wege zur neuen Musik», Universaledition, Wien 1960 / *Weil, S.*; aus: S. W. «Ecrits de Londres et dernières lettres», Gallimard, Paris 1957 / *Woolf, V.*; mit dem Einverständnis von Mr. Leonard Woolf wurden aus den Niederschriften seiner Gattin Virginia Woolf für

dieses Buch die S. 86 bis 91, Z. 15, aus: «The death of the moth and other essays», The Hogarth Press, London 1942, ausgewählt; S. 91, Z. 18 bis S. 94, stammen aus: V. W. «A. Writer's Diary», The Hogarth Press, London 1953.

Zweig, St.: S. 286–292, Z. 16 aus: St. Z. «Die Welt von Gestern», S. Fischer Verlag, Frankfurt 1955; S.292, Z. 18 bis S.293 aus: «St. Z.», hrsg. v. H. Arens, Kindler-Verlag, München 1949.

INHALT

Die Verfasser.....	7
Erster Teil – 1939/40	15
Zweiter Teil – 1941	97
Dritter Teil – 1942	171
Vierter Teil – 1943	295
Fünfter Teil – 1944	397
Sechster Teil – 1945	545
Nachwort des Herausgebers	619
Anmerkungen.....	627
Zu den Texten	629
Die Übersetzer	630
Literarische Hinweise	632